Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Erster Band.

Die gnädige Frau.

Erster Theil.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Leipzig,
Gustav J. Burkhardt.
1867.

1930.2385

Uebersetzungsrecht vorbehalten!

Der Autor.

Vorwort.

Der vorliegende Roman, mit welchem ich den Reigen meiner gesammelten Werke eröffne, erschien im Jahre 1856 unter dem Titel: Der Teufel des Goldes. Ich habe dieses sehr umfangreiche Berliner Sittenbild in der jetzigen gänzlich umgearbeiteten Ausgabe in zwei, jedoch in einander greifende, Romane getheilt. Das Buch ist übrigens, obwohl in mehreren und zwar sehr starken Auflagen herausgegeben, jetzt vollständig vergriffen, und wurde es selbst mir nicht leicht, ein Exemplar davon aufzutreiben, um die jetzige Ausgabe bewerkstelligen zu

können. Es ist etwaigen Ansprüchen meines ersten Verlegers gegenüber vielleicht nicht überflüssig, dies hier auszusprechen.

Leipzig, November 1866.

Dr. Bernhard Heßlein.

Erstes Kapitel.

Eine verhängnißvolle Stunde.

Es war ein Wetter, als habe der Himmel es vergessen, daß er zum Zeichen der nimmer wiederkehrenden Sündfluth den Regenbogen am Firmamente ausgestellt.

Die Straßen waren menschenleer.

Selbst Diejenigen, welche Hunger und Noth von ihrem kahlen Heerde aufgescheucht hatten, eilten zurück in ihre Wohnungen, oder flüchteten sich in die Häuser, um abzuwarten, bis der Himmel sich wieder aufklären würde.

Die bunten Gaslaternen hatten Mühe, die egyptische Finsterniß, den Nebel zu durchbrechen, welcher sich über die Stadt gelegt, und dem durchnäßten Wanderer anzudeuten:

Hier ist eine Zuflucht!

Diese Zufluchtshäuser, deren es in Berlin nicht wenige giebt, waren sämmtlich überfüllt mit Gästen.

Es war die achte Stunde.

Es war die Stunde, in welcher die Menschen, oder vielmehr die menschlichen Maschinen, die sich den Tag über um das Leben abgemüht, die Zufluchtsstätten der Zerstreuung aufsuchen, um im geselligen, freien Verkehr mit Bekannten und Freunden sich auszuplaudern.

In den anständigeren Lokalen saßen die Beamten, die Leute mit dem festen Einkommen, die wohlhabenderen Kaufleute und Handwerker genügsam bei einem Seidel Bairisch, mit noch höchstens einem Schnitt, oder bei einer altherkömmlichen Weißen mit einem Glase „Kuft".

Die Arbeiter für Tagelohn, welche im Schweiße ihres Angesichtes frohnden, saßen in den Tabagien, in den Lokalen unter der Erde, in den sogenannten „Puns", um in einigen sorglosen Stunden die Kümmernisse des Daseins zu vergessen.

Vielleicht vergaßen sie auch, daß daheim eine arme Frau mit einem Häuflein Kinder an der harten Rinde der Entbehrung kauten, vergaßen es, daß sie versprochen hatten, verschiedene Bedürfnisse mit nach Hause zu bringen, und verspielten, in der Hoffnung zu gewinnen, die paar letzten Pfennige für das Frühstück zu morgen.

In einer sogenannten Conditorei in der Mohrenstraße, welche eben nicht im besten Rufe steht und unter dem Spitznamen „der deutsche Michel" bekannt ist, saß ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren.

Obgleich seine Kleidung sehr schäbig war, verrieth

dennoch sein Benehmen, sein ganzes Wesen einen höheren Grad von Bildung, als sie den hier gewöhnlich verkehrenden Gästen zu eigen zu sein pflegt.

Er hatte ein Glas Grog vor sich stehen, aber er trank nicht. Er starrte unaufhörlich in das Glas hinein, als wollte er die Tropfen zählen, die es enthielt.

Es mochte sich eine Stimme in seinem Innern regen, die ihm zuflüsterte:

So viel Tropfen, so viel Herzeleid! —

Auf dem bleichen Antlitz des jungen Mannes lagen gute und böse Eigenschaften in wunderbarer Mischung.

Ist das Antlitz ein Spiegel, welcher die Seele wiedergiebt, so zeigte dieser Spiegel ein Bild, unter welches man die Worte hätte schreiben können:

Zerfallen mit dem Dasein! —

Der junge Mann fuhr mit der flachen Hand über die hohe, intelligente Stirn, ein wehmuthsvoller Zug gab seinem Antlitze in diesem Augenblicke einen wundervollen Reiz. Der Schmerz, der sein Gemüth berührte, milderte den etwas impertinenten Zug um Mund und Lippe.

Plötzlich nahm er das Glas und leerte es mit einem Zuge, ungestüm erhob er sich, warf das Geld auf den Tisch und verließ das Lokal.

Der Regen hatte aufgehört. Der Mond streckte die Fühlhörner aus; die goldene Heerde am Himmelsdom begann sich zu zeigen.

Auf der Straße regte sich das städtische Leben wieder. Der junge Mann eilte mit raschen, festen Schritten dem Ziele seiner Wanderung zu.

Es giebt in Berlin Häuser, wie Paläste, mit gebohnten Treppen, mit bunten Flurenfenstern, mit Spiegelscheiben, und der Blick manches Vorübergehenden bleibt neidisch daran hängen.

Aber so arm und unglücklich ist selten der Bewohner der elendesten Hütte, wie viele Leute, die in diesen glänzenden Häusern wohnen.

Vor einem solchen Hause blieb der junge Mann stehen und klingelte.

Die Thür öffnete sich ein wenig und fiel dann wieder zu, als wollte sie sich weigern, den draußen Stehenden einzulassen.

Er riß sie heftig auf und stieg drei Treppen hinan, schloß die Thür auf und trat hastig in die Stube.

Es standen allerdings hübsche Möbel darin: ein Trümeau, ein Silberspinde, ein elegantes Sopha und feine Stühle. In einer Mahagoni-Bettstelle aber lag ein schönes, zartes Weib von ein und zwanzig Jahren, bleich, leidend, kummervoll.

In ihren Armen hielt sie ein Knäbchen, welches kaum drei Wochen alt zu sein schien. Neben ihr schlief in einem kleinen Bette ein dreijähriges Mädchen.

Der junge Mann trat an ihr Bett, sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit schwacher Stimme:

Du bist so lange ausgeblieben, Martin.

Und nichts ausgerichtet, versetzte der junge Mann mit finsterem Blick, ich vermag kein Geld aufzutreiben.

Die Frau seufzte so tief, als wollte ihr das Herz zerspringen. Aber sie sagte kein Wort. Sie blickte wehmüthig auf ihren Mann, eine Thräne perlte an ihren Wimpern, dann sah sie den schlafenden Knaben mit jener mütterlichen Innigkeit an, welche ein Strahl der göttlichen Liebe ist, und sagte bewegt:

Härme Dich nicht, Martin, Gott wird uns helfen!

Ja, wie er uns immer geholfen hat — zum Verderben!

Martin! —

Ich kann nicht anders als mit dem Geschicke grollen, versetzte der junge Mann. Warum versagt es mir jede Gunst? Warum gewährt es mir nicht wenigstens das, was ich im Schweiße meines Angesichts ihm abzuringen versucht? Warum hat sich das Unglück wie eine Klette an mich festgehängt und zieht mich immer tiefer und tiefer in den Mahlstrom der Bedrängniß? — Ich sehe es ist Gottes Wille, daß ich verkomme, daß ich rettungslos untergehe, daß ich ein Bösewicht werde.

Martin! Martin! rief die junge Frau und streckte wie flehentlich die Arme aus und umhalste ihren Mann.

Versündige Dich nicht so sehr! Es wird noch Alles gut werden. Gieb die Hoffnung nicht auf. Es ist ja noch nichts verloren, was wir nicht mit Gottes Segen wieder gewinnen können.

Nein, es ist noch nichts verloren, sagte Martin, es ist noch nichts verloren, als der Kredit, nichts, als die bürgerliche Ehre, als die Achtung. Banquerott, Schuldarrest, Pfändung — wir haben Alles in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren durchgemacht. 'Alles? — Nein, wir haben noch nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes gehungert! — Wir hatten noch einen Stuhl, auf dem wir sitzen konnten, wir haben noch nicht gebettelt. Aber ich sehe es kommen. Morgen werden uns die letzten Stücke Möbel abgepfändet und wir werden obdachslos sein — und als Bettler von Thür zu Thür gehen.

Mein Gott! rief die junge Frau, was soll ich thun, Martin, was kann ich für Dich, für uns Alle thun? —

Du? rief Martin wild auflachend. Ach — Du kannst viel thun, Du kannst des Abends durch die Straßen gehen — Du bist ja schön!

Martin! rief die Unglückliche abermals und Thränen erstickten ihre Stimme.

Es trat eine Pause ein.

Die arme Frau weinte und bebte.

Die Thränen eines so biedern, treuen Weibes zu

sehen und nicht zu helfen, wenn er vermochte, das konnte nur einem Gott oder einem Teufel möglich werden.

Martin saß dumpf in sich hineinbrütend und starrte vor sich hin.

So verging eine Viertelstunde.

Gott weiß, was das kleine Würmchen in den Armen der weinenden Mutter während dessen gedacht haben mag. Der Knabe schlief schon ein gutes Weilchen nicht mehr, sondern lag ruhig da, und dachte vielleicht darüber nach, welche Dummheit er begangen, unter solchen Umständen in die Welt zu kommen. Vielleicht auch dachte er, wie sein Vater, an den Bettelstab, und daß er sich eigentlich schon jetzt — obgleich er noch nicht laufen konnte — als Vagabund betrachten müsse. Dieser Gedanke mußte seine kleine Seele beunruhigen, denn er begann plötzlich den Mund, so weit nur irgend möglich, aufzusperren, als wollte er für alle Ewigkeit zum Himmel schreien:

Gieb uns unser täglich Brod!

Die Mutter legte den Knaben an die Brust und sagte dann zu ihrem Manne:

Martin, bitte, setze Dich neben mich.

Was willst Du, Emma? —

Ich habe einen Einfall vielleicht bringt er uns Glück.

Martin setzte sich neben das Bett seiner Frau, und sie sagte mit einem Tone, in welchem eine fromme, heilige Zuversicht lag:

Du erinnerst Dich wohl des alten Fräuleins', das, ehe Du mich heirathetest, zuweilen zu mir kam?

Der Wangenroth?

Ja, Fräulein Wangenroth.

Nun? Was willst Du von ihr?

Du hast sie zwar nie leiden mögen, aber sie hat sich im Grunde nie schlecht gegen mich gezeigt. Sie ist sehr häßlich und sonderbar, das geb' ich zu; wenn sie jedoch, was ich ganz gewiß glaube, ein gutes Herz hat, so könntest Du Deine Abneigung wohl überwinden. Besuche sie, stelle ihr unsere Lage vor, vielleicht hilft sie uns, denn sie ist sehr reich.

Martin lachte laut auf.

Du thust wirklich Unrecht, auf meinen Vorschlag nicht einzugehen, sagte seine Frau.

Chimäre! rief Martin.

Ich will an sie schreiben.

Thu es, aber es ist fruchtlos.

Ich will sie bitten, zu mir zu kommen.

Sie wird kommen und uns Unglück bringen.

Du hast auch gar kein Vertrauen, lieber Martin.

Nein, zu solchen alten Weibern ganz gewiß nicht; sie bringt uns Unglück, ich weiß es. Jedesmal, wenn ich sie gesehen habe, ist mir Schlimmes zugestoßen. Ich bin nicht abergläubig, — aber vor der Wangenroth fürchte ich mich.

Auch vor ihren Wohlthaten?

Es ruht sicher ein Fluch darauf, wenn sie solche, was ich jedoch bezweifle, jemals ausüben sollte.

Aber ich weiß keinen andern Ausweg, Martin. Die Wangenroth ist die Einzige, die uns helfen kann. Alle unsere sonstigen Bekannten sind arm, oder haben uns bereits Summen vorgestreckt, die wir leider noch nicht wieder erstattet haben.

Dieser Zustand ist entsetzlich, sagte Martin mit dumpfer Stimme, eine kleine Summe kann uns überhaupt gar nichts nützen.

Es trat wieder eine Pause ein.

In diesem Augenblick wurde die Thür leise geöffnet und eine höchst seltsame Erscheinung trat in's Zimmer.

Es war ein langer, hagerer Mann, mit einem ungemein breiten Schädel und einer überaus hohen Stirn. Nur wenige Haare bedeckten die Schläfen. Auf seinem bleichen, knochigen und gefurchten Antlitz lag etwas Verdüstertes, und seine großen Augen hatten einen fixen Blick.

Er blieb eine Weile am Eingange der Thüre stehen und sah die junge Frau kopfschüttelnd an, dann schritt er allmälig langsam und feierlich bis an das Bett hin.

Onkel Thomas! rief Emma und streckte dem Alten die Hand entgegen, wie kommst Du hierher?

Nicht gut, sagte der Alte, indem er seine zitternde

Rechte auf das Haupt des Knaben legte und dann murmelte:

Gott segne Deinen Eintritt! Gott segne Deinen Eintritt, mein Kind!

Amen! sagte Emma, die diese Worte deutlich verstanden hatte, so leise sie auch ausgesprochen worden waren.

Nimm Platz, Onkel. Aber wie naß Du bist? Du kommst nicht vom Hause?

Nein, versetzte der Alte, indem er sich niederließ, ich war weit, weit draußen, Töchterchen.

Weit draußen?

Ja, ich bin von ihnen fortgelaufen, den sie wollten — O! —

Der Alte schüttelte mit der Hand und hielt inne, als würde ihm plötzlich die Kehle zugeschnürt.

Was wollten sie Dir thun, Onkel Thomas, fragte Emma erregt, richtete sich im Bette auf und sah dem Alten besorgt in's Antlitz.

Nach dem Ochsenkopf*) — mich Alten bringen!

Dich? — mein Gott, weshalb? —

Der Alte rückte seinen Stuhl näher an's Bett der jungen Frau, und sagte mit leiser, furchtsamer Stimme:

Sie sagen, ich sei verrückt!

*) Berliner Arbeitshaus, in welchem auch Obdachlose und — Wahnsinnige Aufnahme finden.

Onkel Thomas, das ist eine Lüge! rief Emma.

Ah — siehst Du! — Du glaubst es auch nicht, sagte der Alte lächelnd und preßte Emma's Hand in der seinen. Niemand glaubt es, und es ist auch nicht wahr. Aber nun, da ich kein Geld mehr habe, nachdem ich ihnen Alles hingegeben, sagen sie, ich bin verrückt, um meiner los zu sein!

Das ist recht nichtswürdig, rief Emma. Martin, das soll und darf nicht geschehen. Du mußt ein Wort mit einsprechen.

Martin, welcher bisher, wie es schien, von dem Alten nicht die geringste Notiz genommen hatte, sagte jetzt:

Es geschieht ihm Recht. Ich habe ihn längst vor seiner Tochter und noch mehr vor ihrem Manne gewarnt. Ich habe ihm Alles vorausgesagt. Wäre er zu uns gezogen —

Dann würde er eben so gut um sein Geld gekommen sein, wie er jetzt darum gekommen ist, fiel Emma ein.

Das ist möglich, aber wir hätten mit ihm den letzten Bissen getheilt und er würde stets liebevoll behandelt worden sein.

Das würde er, — aber ich hätte mir ewig Vorwürfe gemacht, wenn der alte Mann mit uns hätte darben müssen.

Er war ein Narr —

Ich selbst habe ihm abgerathen, zu uns zu kommen, Martin.

Das sieht Dir ähnlich, — Deine Furchtsamkeit, Deine allzu große Aufrichtigkeit sind an all' unserem Elend Schuld.

Martin, wie ungerecht Du in Deinen Vorwürfen bist!

Ich weiß schon, was ich sage, entgegnete Martin, und was den Alten anbetrifft, so laß ihn ruhig wieder seine Wege gehen. Er könnte höchstens jetzt mit uns verhungern. Ich behalte ihn auf keinen Fall hier.

Der Alte sah den jungen Mann mit seinen großen Augen ganz eigenthümlich an. Es lag in seinem Blicke aber kein Vorwurf, kein Zorn. Er schüttelte bedächtig mit dem Haupte, als denke er einer Sache nach und dann ergriff er die Hand seiner Nichte und sagte mit seiner gewöhnlichen leisen Stimme:

Laß mich hier bleiben, Emma! Laß mich bei Dir bleiben. Ich bitte Dich um Gottes Willen, werf' mich nicht vor die Thür. Ich will gern mit Dir hungern, wenn Du nichts zu essen hast. Es wird ein Trost für mich sein, wenn ich das thue. Ja, ja, laß mich Alles mit Dir tragen — es soll mir nichts zu viel sein. Ein alter Mann kann viel aushalten, Emma, viel mehr, als so ein junges Blut, das noch Ansprüche an's Leben macht. O, ich will Alles thun, nur laß mich hier!

Onkel Thomas, sagte Emma mit Thränen in den Augen, fürchte nichts, Du sollst bei uns bleiben.

Martin lachte wieder höhnisch auf.

Wo bei uns bleiben? sagte er dann. Weißt Du, ob Du, ob Du selbst noch morgen ein Obdach haben wirst, wo Du Dein Haupt niederlegen kannst? — Geh' Alter, geh' nach dem Ochsenkopf, wir folgen Dir!

So schlimm ist es? — sagte der Alte halblaut und sah seine Nichte traurig und gedankenvoll an. Töchterchen, Du darbst — und Dein alter Onkel hat nichts mehr für Dich — hat Alles hingegeben — hat sich Alles nehmen lassen! — O! — ich Narr!

Er versank eine Weile tief in Gedanken, dann plötzlich erhob er sich, faßte seinen Stock, drückte der jungen Frau die Rechte und wollte gehen.

Wohin? fragte Emma besorgt und hielt die Hand des Alten fest.

Ich will zu ihnen zurückkehren, sie sollen mir mein Geld wiedergeben.

Er ist in der That verrückt! sagte Martin.

Onkel, das ist ja vergeblich! rief Emma, sie haben ja nichts mehr.

O, noch viel, sehr viel!

Und der Alte schüttelte bei diesen Worten geheimnißvoll mit dem Kopfe.

Nein, Du thust ihnen ganz gewiß Unrecht, lieber

Onkel, sagte Emma, es sieht bei ihnen wahrlich nicht aus, als hätten sie viel. Sie jammern und klagen so sehr, und man sieht nichts Anderes bei ihnen auf dem Tische, als trockenes Schwarzbrod. Ich habe ihnen schon manchmal kleine Summen gegeben, weil sie öfter noch weniger, als wir hatten.

Der Alte schüttelte wieder den Kopf und sagte kaum vernehmbar:

Wenn man nichts hat, dann klingt es nicht.

Was willst Du damit sagen, Onkel?

Ich habe sie oft Geld zählen hören — o viel! — Stunden lang, Nächte lang. Es wollte gar nicht enden, es müssen ganze Säcke voll gewesen sein!

Jetzt wirst Du endlich glauben, daß der alte Mann verrückt ist! sagte Martin wieder.

Nein, nein, rief der Mann und stieß mit dem Stock auf den Fußboden, ich bin nicht verrückt, denn ich weiß, was ich sage und ich weiß, was ich höre. Sie thuen immer, als wären sie arm und könnten mich armen, alten Mann nicht mehr satt machen, und sagen aller Welt, daß ich meinen Verstand verloren habe und nach dem Ochsenkopf gebracht werden müsse. Aber ich will ihnen zeigen, daß ich bei Sinnen bin. Gute Nacht!

Martin, ich bitte Dich, laß ihn nicht fortgehen! rief Emma.

Nun, meinetwegen mag er hier bleiben, versetzte

Martin. Ihr könnt Euch drinnen auf das Sopha legen, Onkel.

Ja, Onkel Thomas, Du mußt wenigstens diese Nacht bei uns bleiben. Ziehe Deinen Rock aus, Du bist ganz naß. Ach, ich fühle mich heute so schwach, daß ich mich nicht erheben kann, sonst würde ich Dich pflegen, armer Mann. Bitte, Martin, gieb dem Onkel einige Stücke Betten. Wir haben ja genug.

Ich befürchte nur, sie bringen mich nach dem Ochsentopf, sonst würde ich gehen, sagte der Alte, bedenklich stehen bleibend. Aber, wenn es Tag ist dann gehe ich. O, ich werde schon ein Mittel ausfindig machen, mein Geld wieder zu bekommen. Sie haben's ja, ich weiß, daß sie es haben.

Martin machte dem Alten in der andern Stube ein Bett. Dieser trat an Emma heran und küßte sie.

Du bist besser als mein eigenes Kind, sagte er, ich habe Dich auch immer sehr lieb gehabt, aber sie haben mich mit Gewalt von Dir fern gehalten. Gott weiß es! — Und jetzt bist Du so elend, und Dein alter, schlechter, dummer Onkel kann nichts für Dich thun.

Es rannen Thränen aus den Augen des Alten, er drückte dem jungen Manne die Hand und ging in seine Stube. Dort saß er aufrecht auf dem Bette und grübelte. Zuweilen schüttelte er unwillig mit der Hand, indem er murmelte:

Ich will es schon bekommen!

Es war fast schon Mitternacht, als er sich erhob und leise an der Thür horchte, ob Emma schlief. Sie, wachte noch. — Ein liebendes Weib vermag nicht zu schlummern, wenn es weiß, daß Sorgen die Seele des Gatten zernagen. Martin aber schlummerte so ruhig, als ruhte er im Schooße des Glückes. Voll Mitleid und Wehmuth blickte Emma auf sein bleiches und abgehärmtes Gesicht, dann küßte sie ihren Knaben und sah ihn wohl fünf Minuten lang unverwandt an, um bei seinem Anblick all des Jammers zu vergessen, der sie umgab und ihrer harrte.

Dann legte sie endlich das Haupt nieder und schlief ein.

Und der Alte, der Zeuge dieser rührenden Scene gewesen war, schlich nach dem Sopha hin. Ein seltsamer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, aber dieser Gedanke machte ihn so glücklich, daß er halblaut auflachte und sich dann vergnügt niederlegte.

Einige Minuten später hatte auch ihn ein mitleidiger Schlummer umfangen.

Zweites Kapitel.

Ein angehender Rothschild.

Von Berlins Thürmen schlug es zehn.

Das bekannte gellende Pfeifen der Nachtwächter ertönte durch alle Straßen. Die verhängnißvollen großen Schlüsselbunde rasselten, Thür nach Thür wurde zugeschlossen, und in Zeit von einer Viertelstunde war ganz Berlin in einen großen Kerker verwandelt.

Die riesige Stadt schien todt zu sein, der Mond und die Nachtwächter waren fast die einzigen Wanderer, welche man auf den ausgestorbenen Straßen finden konnte, und wenn die Nachtwächter schliefen, wozu sie in jeder Stunde fünfzig Minuten Zeit hatten, dann ruhte sich auch der Mond von dem Geleite aus, das er so vielen Tausenden gegeben hatte.

Aber in den Häusern war noch Leben. Da wurde noch gerechnet, gearbeitet, gelacht, gespielt, geweint, gezecht und geflucht.

Welche Ideen, welche Träume, welche Pläne mochten sich durch diese fünfmal hundert tausend Köpfe wälzen, als gehörte ihnen die ganze Welt, die ganze Ewigkeit, als wäre Alles vom Kleinsten bis zum Größten nur für dieses kleine winzige Stäubchen geschaffen, welches sich Mensch nennt, jetzt zufällig existirt, soeben noch nicht war, und später wiederum nicht sein wird.

Endlich bereiteten ſich Alle, Vornehm und Gering, zu einem und demſelben Geſchäfte vor, denn wie im Grabe, ſo ſind in der elften, zwölften Stunde die Menſchen einander gleich, anheimgefallen dem ehernen Geſetze der Natur.

Der Mond ſieht mehr Wahrheit als die Sonne.

In einem traurigen, öden Stübchen eines alten, baufälligen Hauſes ſaß Moritz Marquard vor dem geöffneten, altmodiſchen Secretair, den Kopf über einen Geldhaufen hingebeugt.

Er war ein auffallend häßlicher Menſch, mit einem kleinen, kugelrunden Kopf auf breiten Schultern.

Obwohl Marquard ſchon dreißig Jahre alt war, und ſein braunes, zigeunerartiges Geſicht ſo viele Furchen und Falten hatte, daß man ihn für einen Fünfziger hätte halten können, ſo war doch noch keine Spur von Bart auf ſeinem Antlitze ſichtbar.

Es lag etwas in ſeinem Geſichte, in ſeinem ganzen Weſen, das ihm das Ausſehen einer Katze gab.

Die geſchnörkelte gelbe Schwarzwälderin ſchien in ſtummer, ſpannender Erwartung auf ihn herabzuſehen. Als Marquard zu zählen begann, wurde ſie ſo aufmerkſam, daß ſie ſogar, wahrſcheinlich, um den Klang des Goldes nicht zu überhören, mit ihrem Tiktak inne hielt.

Das Zählen nahm kein Ende.

Es lag da ein Haufen so schöner blanker Thaler, daß vielleicht die Hälfte von der Bevölkerung Berlins, der ein sorgenvolles Erwachen bevorstand, überglücklich gewesen wäre, von dem Besitze einer so großen Geldsumme nur zu träumen.

Aber dieser glückliche Mann, dem so viel Geld gehörte, schlug jetzt wüthend auf die Klappe des Secretairs, daß die Thaler klingend in die Höhe sprangen, als wollten sie zum Himmel aufschreien, und von der Noth, der Angst, den Sorgen, dem Uebermuthe, dem Schmutze, der Schurkerei und von tausend andern Dingen erzählen, die sie auf ihrem Wege von der Münze bis zu Marquard's Händen kennen gelernt.

Endlich sprang Marquard auf, daß der altfränkische Aufsatz des Secretairs vor Schreck zu zittern begann, und der Fußboden knurrte über die späten Fußtritte Marquard's, der ihm nicht einmal um Mitternacht die Ruhe gönnte.

Er sah jetzt nach der Uhr und bemerkte, daß sie stille stand und abgelaufen war. Als er sie aufzog, knarrte auch sie, als ärgere sie sich, aus ihrer Ruhe gestört zu werden, um, nachdem sie einen Tag und eine Nacht lang ohne Ruhe und Rast der enteilenden Zeit nachgelaufen war, jetzt von Neuem den athemlosen Wettlauf beginnen zu müssen.

Wo bleibt denn heute der Executor? brummte Marquard. Er pflegt mir doch sonst pünktlich Bericht zu erstatten, wenn eine Pfändung vorgenommen worden ist.

Marquard warf jetzt das Geld in einen Beutel und hielt bei diesem Geschäft folgenden Monolog:

Es ist nichts leichter, als reich zu werden. Die Hauptkunst besteht darin, das erste Tausend zusammen zu raffen. Dann geht es mit Riesenschritten vorwärts. Jeder Mensch hat es in seiner Gewalt, reich zu werden. Wäre mein Vater so klug wie ich gewesen, er hätte keine Bettler hinterlassen.

Ich kann nunmehr beginnen, im Großen zu arbeiten, fuhr er nach einer Weile fort. Welch ein weites Feld bietet mir Berlin. Versteht man's, die Leidenschaften und Thorheiten auszubeuten, und handelt klug und bedächtig, dann kann es nicht schwer werden, aus sich einen Rothschild zu machen.

Marquard schloß jetzt den Secretär zu und holte aus dem Schranke, der sich auf demselben befand, ein Brod hervor.

Er aß eine ziemliche Portion davon, aber ohne Butter, nur mit Salz bestreut.

Dann ließ er sich auf einen Stuhl nieder und schaukelte sich auf demselben.

Dummheit, sagte er, wenn die Leute schreien: der Geist beherrscht die Welt.

Ich will mir den größten Geist zum Sclaven machen, ich will mir allen Geist zum Sclaven machen — durch Geld.

Geld ist Geist. Geld ist Tugend. Geld ist Schönheit. Geld ist Macht.

Ich will probiren, was sich damit ausrichten läßt.

In diesem Augenblick ließ sich ein Pfeifen vernehmen und Marquard öffnete das Fenster.

Elz? rief er die Straße hinunter.

Elz! klang es zurück.

Moritz nahm den Hausschlüssel, ergriff das Licht und ging die Treppe hinab.

Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, da huschte eine Gestalt hinein und kroch wie eine Katze zwischen Sopha und Secretär.

Der Mann, welcher jetzt mit Marquard in das Zimmer trat, hatte ein freundliches Gesicht, und es schien, als könne er gar nicht anders, als immer lächeln. Er sah ungemein aufgeräumt aus, wie ein Mensch, der aus fideler Gesellschaft kommt, und hatte einen dicken Actenstoß, dessen Bedeutung nur ihm verständlich zu sein schien, unter dem Arme.

Wo waren Sie bis jetzt? fragte Marquard.

Elz machte ein sehr geheimnißvolles Gesicht.

Ah — ich merke schon. Haben Sie gute Aufnahme gefunden?

Hui! sagte Elz, indem er pfeifend den rechten Zeigefinger in die Höhe hob. Ob! ich brauch' nur ja zu sagen — dann faßt sie mit allen zehn Fingern zu.

Sie hat viel Vermögen?

Hui! sagte Elz wieder — sehr viel! —

Zehntausend?

Mehr! —

Funfzehntausend?

Mehr! —

Zwanzigtausend?

Immer mehr! —

Sie sind toll, Elz!

Mehr! sag' ich. —

Dreißig —

Elz schüttelte mit dem Kopfe.

Vierzig — funfzig — sechzigtausend?

Hui! —

Hol' Euch der Teufel, Elz, das wäre ja unmenschlich viel und dann könnte sie wahrhaftig noch einen Andern als einen Executor bekommen.

Oho! Oho! sagte Elz und lächelte dabei so ernsthaft, daß es aussah, als lächele er fast gar nicht mehr — sprechen Sie mit mehr Respect von einem Beamten.

Ich wiederhole es, wenn das Frauenzimmer —

Fräulein! Fräulein! sagte Elz.

Ich wiederhole es, wenn das Frauenzimmer sechzig Tausend —

Sage Hunderttausend, fiel Elz ein.

Noch besser, noch verrückter! rief Moritz. Ein Frauenzimmer mit hunderttausend Thalern heirathet keinen Executor.

Aus Liebe springt ein Frauenzimmer in's Wasser, warum kann es nicht aus Liebe einen Executor heirathen? Und übrigens mit hunderttausend Thalern brauche ich kein Executor mehr zu sein. Ich werde Gutsbesitzer!

Das wäre Schade. Dabei verliert die Stadt sehr viel. Ich möchte keinen Pfennig Geld mehr ausleihen, wenn Sie nicht mehr Executor sind.

Elz grinste wie eine Tigerkatze.

Und wie alt ist die Hexe? fragte Moritz weiter. Für jedes Tausend ein Jährchen? —

Hui! rief der Executor, noch keine vierzig.

Habt Ihr den Taufschein gesehen, Elz? —

Alles!

Alles? — Na, da mögt Ihr Euch amüsirt haben.

Stille! sagte Elz, keine Anzüglichkeiten. Fräulein Wangenroth ist ein achtbares, höchst ehrbares Frauenzimmer. Sie ist 40 Jahr alt, hat hunderttausend Thaler und das ist Alles.

Freilich, das ist Alles! sagte Moritz. Nun, ich gratulire. Wann ist die Hochzeit?

Wann ich will.

Und wann wollen Sie? —

Nun, ich muß doch erſt rechtskräftig von meiner Frau geſchieden ſein.

Ah — iſt ja wahr. Weiß ſie, daß Sie eine Frau haben? —

Alles! — Das hat nichts auf ſich.

Nun, wenn ſie Alles weiß, dann wird ſie auch auf nichts mehr neugierig ſein.

Ich weiß zu ſchweigen und zu reden. Aber jetzt zu unſern Geſchäften. Die heutige Execution iſt gut ausgefallen. Dietrich hat bezahlt. Morgen haben wir wieder eine Execution.

Bei Detlow.

Ja, bei Detlow. Ich habe mich im Hauſe nach den Leuten erkundigt. Die Frau iſt vor einigen Wochen niedergekommen. Hat das was auf ſich? —

Das hat gar nichts auf ſich, verſetzte Marquard.

Sie iſt ein junges, hübſches Weib von zwei und zwanzig Jahren, fuhr der Executor fort; hat das was auf ſich?

Das hat gar nichts auf ſich, ſagte Moritz wieder.

Die Forderung iſt hundert und funfzig Thaler, neun Silbergroſchen und drei Pfennige. Da werden wir ordentlich aufräumen müſſen.

Ich hoffe, daß wir genug finden werden, entgegnete Moritz.

Ja, wir müssen für mindestens das Doppelte abpfänden, denn der Hauswirth bekommt rückständige Miethe.

Donnerwetter! rief Marquard. Ist denn der Rummel so viel werth? Als ich neulich bei Detlows war, habe ich unbemerkt Alles aufnotirt. Wir wollen gleich mal rechnen.

Marquard holte ein Stück Papier, welches er in seiner Brieftasche sorgfältig verwahrt hatte, hervor und begann das Inventarium seines Gläubigers aufzuzählen:

Ein Trümeau — sagte er, angeschlagen auf 18 Thaler.

Ein Dutzend Mahagoni-Stühle 14.

Zwei Mahagoni-Tische 12.

Zwei Sopha's 20.

Ist zu wenig für die Sopha's, bemerkte der Executor, das eine ist ja mit Plüsch überzogen.

Besser zu niedrig als zu hoch angeschlagen. Wie viel Betten mögen da sein? — Die Betten habe ich nicht gezählt.

Betten sind ja unabpfändbar, wandte der Executor ein.

Ich sollte meinen, daß Ihr mich auf solche Dinge nicht aufmerksam zu machen braucht, sagte Marquard. Der Wirth aber kann sich übrigens auch an die Betten halten; diese können also für ihn bleiben — und wir wollen sie mit berechnen.

Hat das was auf sich, fragte Elz, daß die Frau noch Wochenbett darauf hält?

Das hat nichts auf sich.

Das Kind ist erst drei Wochen alt.

Mag ihr die Armendirection ein anderes Bett geben. Ich will übrigens mal zusammenrechnen, ob wir die Betten nicht lassen können.

Marquard begann nochmals das Inventarium aufzuzählen und sagte dann:

Wir brauchen die Betten und die Bettstellen nicht, aber alles Uebrige müßt Ihr nehmen, wenn ich und der Wirth befriedigt werden sollen.

Die Gardinen auch? —

Die können Sie hängen lassen.

Schön, sagte Elz — und nun gebt einen feinen Bittern, und dann will ich gehen.

Hol' Euch, Elz — wenn Ihr von einem Hunderttausendthaler-Weibe kommt, wollt Ihr bei mir armen Teufel einen Bittern trinken?

Wenn Ihr nicht wollt, laßt es bleiben.

Ihr bekommt Euer —

St! — sagte der Executor lächelnd, ich thue meine Schuldigkeit, meine Amtspflicht, basta!

Elz erhob sich und ging. Marquard leuchtete ihm die Treppe hinunter und schloß die Thüre auf. Elz war

schon draußen, als er sich noch einmal umwandte und fragte:

Hm — wenn die Frau irgend ein Erbstück, irgend so ein kostbares Andenken unter den Sachen hat, wird das was auf sich halen? —

Bei mir hat nichts etwas auf sich, sagte Marquard und schlug die Thüre wieder zu.

Während Marquard mit dem Executor die Treppe hinunter ging, verließ die Gestalt rasch ihren Versteck und ging bis an den Secretär.

Sie öffnete schnell den Schrank und holte das Brod hervor, schnitt hastig ein Stück davon ab und kauerte sich dann abermals zwischen dem Sopha und der Bettstelle nieder.

Sie aß das Stück Brod mit einer Gier, die auf ein langes Fasten schließen ließ.

Marquard kam zurück, schloß die Thüre und warf sich auf's Sopha hin, das unter seiner Last erzitterte.

Man muß hart wie ein Fels sein, sagte er laut mit sich selbst sprechend, gute Menschen werden selten reich. Mitleid ist theuer.

In diesem Augenblick drang ein Seufzer zu Marquard's Ohren.

Ein noch jugendliches, aber bleiches Gesicht, welches von blonden Locken umschattet wurde, beugte sich über

die Sophalehne und ſtarrte in das Antlitz des ſteinernen Menſchen.

Marquard ſprang wüthend auf und ſtürzte mit drohender Fauſt auf die Geſtalt zu, welche ſich jetzt ebenfalls erhob.

Es war ein Mädchen von achtzehn Jahren, ſchlank gewachſen, mit großen, ſchwarzen, glühenden Augen. Ihre Kleidung trug den Stempel jener dürftigen Eleganz, die man ſo oft bei den Mädchen aus niedern Ständen, die ſich gern wie Damen putzen, wahrnehmen kann.

Nichtswürdige Dirne, ſchrie Marquard ſie an und packte ſie beim Arme, wie kommſt Du hierher und was willſt Du hier?

Bei dieſen Worten warf er unwillkürlich einen Blick auf den Secretär, in welchem der Schlüſſel ſteckte.

Moritz! rief das Mädchen mit kläglicher Stimme, habe Mitleid, habe Erbarmen mit mir. Ich bin obdachslos und weiß nicht, wohin ich ſoll. Wenn ich allein zur Nachtzeit auf der Straße angetroffen werde, bin ich verloren. Laß mich dieſe Nacht bei Dir bleiben.

Wenn Du nicht ſofort meine Stube und das Haus verläßt, verſetzte Marquard, dann rufe ich den Nachtwächter und laſſe Dich nach der Stadtvogtei transportiren.

Moritz, rief das Mädchen verzweiflungsvoll die Hände

ringend, vergissest Du, daß wir unter einem Herzen gelegen?

Ich habe das Meinige gethan, sagte ihr Bruder, ich habe Dir bereits zweimal eine Stelle verschafft, ich habe, als Du die zweite Stelle antratst, einen heiligen Eid geleistet, mich um Dich nicht weiter zu bekümmern, wenn Du nicht wenigstens ein halbes Jahr auf dieser Stelle aushalten würdest. Nur ein halbes Jahr — ich glaube, das war nicht zu viel verlangt. Du bist aber schon nach drei Tagen wieder fortgelaufen — jetzt laufe meinetwegen bis an der Welt Ende.

Ich konnte nicht bleiben, Moritz, es war mir nicht möglich zu bleiben —

Und warum nicht? fragte ihr Bruder.

Ich habe Dir das schon gesagt, weil der junge Mensch im Hause mich nicht in Ruhe ließ.

Weil Du eine leichtsinnige Dirne bist! — rief ihr Bruder wüthend aus, weil Dir Jedermann es an den Augen ansieht, daß Du bereits — Geh', geh! sage ich Dir. Sieh zu, wie Du fertig wirst. Ich bin Dein Bruder nicht mehr.

Bedenke, Moritz, daß ich keine Eltern mehr habe.

Ein Glück für sie, sie würden sonst sehen, was sie mit ihrer Erziehung angerichtet.

Moritz, wenn Du an mir Schande erlebst, Du bist Schuld —

Ja, ich will Schuld ſein, nur laß mich in Ruhe und trete nicht wieder über meine Schwelle.

Nur dieſe Nacht — ich habe in drei Tagen faſt gar nichts gegeſſen.

Marquard warf ſich wieder auf's Sopha und begann zu pfeifen.

Warum gehſt Du nicht zu dem Doctor? fragte er nach einer Weile.

Harry iſt nicht mehr in Berlin, er würde mich ſonſt gewiß nicht auf der Straße haben liegen laſſen.

Marquard erhob ſich wieder und trat vor ſeine Schweſter hin.

Höre, ſagte er, ich bin nur ein dummer, einfältiger Trödler, ich habe nichts gelernt, als mit alten Kleidern umzugehen. Ich habe nicht ſtudirt und bin kein Doctor. Wenn ich das wäre, würde die Welt für mich zu eng ſein. Aber der Vater hat mich für zu dumm gehalten und hat Alles an den Taugenichts und an Dich geſetzt. Ihr Beide waret ſeine Lieblinge. Und was iſt aus Euch geworden? Der Doctor iſt ein Herumtreiber und Du biſt — nichts Beſſeres.

Dem Auge des Mädchens entſtrömten Thränen.

Es wäre niemals dahin gekommen, Moritz, wenn ich bei Dir einen Anhalt gefunden hätte, ſagte ſie.

Und bei wem habe ich Anhalt gefunden? fragte Moritz. Uebrigens lügſt Du, ich habe mich ſtets

Deiner angenommen, aber Du wollst mir niemals folgen.

Ich konnte es nicht, Moritz, ich bin es nicht gewöhnt, zu dienen. Ich habe es redlich versucht, aber es geht nicht.

Du hast einen hohen Nagel im Kopf, und das ist Alles. Der Doctor hat Dich angesteckt, Du hast Dir eingebildet, eine Prinzessin zu sein. Nun höre: diese Nacht kannst Du hier bleiben. Setze Dich auf einen Stuhl, lege Dich auf's Sopha, Betten habe ich nicht für Dich, hier hast Du ein Stück Brod.

Ich danke, sagte das Mädchen, ich habe gegessen.

Ah — Du warst schon dabei, sagte Marquard, nun da nimm den Rest. Du sollst nicht sagen, ich habe Dich um ein Stück Brot vergebens betteln lassen. Aber heute zum letzten Male, hörst Du? — Du siehst, wie arm ich bin. Ich will vor Dir Ruhe haben — für immer, für ewig! — Merk' Dir das.

Mit diesen Worten traf Moritz Anstalten, sich zu entkleiden, und legte sich zu Bette. Er verbarg den Schlüssel zu seinem Secretär unter sein Kopfkissen, streckte sich dann behäbig aus und that, als schliefe er, beobachtete aber mit halb geöffneten Augen seine unglückliche Schwester.

Sie rückte einen Stuhl vor den Ofen und setzte sich nieder. Es war ein kalter Februarabend und wenige

Funken glimmten im Ofen. Das Licht erleuchtete nur spärlich das Zimmer und drohte bald gänzlich zu erlöschen. Das Mädchen starrte auf die Funken und dachte an die Eltern, die ihr voran gegangen, an die Liebe, die sie verloren, an die Herzen, welche ein Haufen Erde bedeckte, an ihre Verlassenheit.

Und eisige Kälte legte sich um ihr Herz, es fröstelte sie. Die letzten Funken waren erloschen, das Licht ging aus, ihr Bruder begann zu schnarchen und schlief wohl unter seiner weichen, warmen Decke — aber die Unglückliche saß noch immer da auf ihrem Stuhle vor dem kalten Ofen, seufzend und weinend.

Sie hatte nur eine Genossin, die ihr in dieser düsteren, traurigen Nacht Gesellschaft leistete, die jeden Herzschlag ihrer zagenden Brust beantwortete, die mit ihr sprach und plauderte, und ihr immerfort eine Geschichte erzählte, eine Geschichte, die so traurig und so trostlos klang. Sie erzählte ihr von früheren Tagen, von ihrer Jugend, von ihrer Kindheit, da noch ein liebender Vater, eine zärtliche Mutter für sie wachten und schafften, und selbst ihre kleinsten kindlichen Sorgen von ihr abzuwenden bemüht waren. Sie erzählte ihr von den glücklichen Tagen, da sie an der Hand ihrer Mutter fröhlich und und heiter spazieren ging und Blumen kaufte und Kränzchen, um sie ihrem Vater an dessen Geburtstage darzureichen und dafür so herzliche Küsse zu empfangen,

so zärtlich umarmt zu werden. So viel, so viel erzählte ihr diese geschwätzige, geschnörkelte Schwarzwälderin von dieser goldnen Zeit ihrer Kindheit, — die wie ein Traum hinter ihr lag, und unsäglich Wehe schnürte ihr vereinsamtes, verlassenes, umsonst nach Trost und Schutz sich sehnendes Herz zusammen.

So verging Stunde auf Stunde, bis der Morgen kalt und neblich sich erhob und sein frühgreises Haupt schüttelte, daß die weißen Locken abfielen; und da saßen und wachten die beiden Wesen noch, und plauderten mit einander — die Schwarzwälderin und Ida.

Das Mädchen warf einen Blick auf ihre Freundin, welche mit dem Finger ernst und, wie es schien, fast unbeweglich auf sechs deutete. Ida erhob sich, sie warf ihr Tuch über und setzte den Hut auf, öffnete die Thür, verschwand leise und geräuschlos aus dem Zimmer und stürzte sich in die Stadt, in den Rachen dieses großen Ungethüms, um unterzugehen oder ein Herz zu finden, das mehr Mitleid für sie haben würde, als ihr steinerner, selbstsüchtiger und erbarmungsloser Bruder.

Drittes Kapitel.

Eine Pfändung.

Es war acht Uhr Morgens. Die Kaffeekanne, dieſes Barometer der häuslichen Sorgen und Stimmungen, ſtand auf dem Tiſche. Frau Detlow lag noch im Bette, Martin trank eine Taſſe Kaffee, der alte Thomas ſaß ſtumm in ſich hinein brütend beim Ofen, in welchem er ſo eben das Feuer angezündet hatte. Ein Blick in dieſe Gruppe würde jedem Menſchenfreunde verrathen haben, daß es hier zu helfen, zu retten gab. Es war ſtill und traurig in dem Zimmer, man vernahm nicht das gemüthliche und behäbige Geplauder, wie es bei Familien, die keine ſchweren Sorgen auf dem Herzen haben, des Morgens ſo gewöhnlich iſt. Dieſe drei Menſchen ſprachen nur in Seufzern mit einander.

Dumpfes, verlornes Brüten der ſich ängſtlich nach Rettung umſchauenden Seele! — Die Gedanken irren unſtät umher, um ein Fünkchen Hoffnung zu ſuchen. Umſonſt ſträubt ſich das Herz gegen die Gewißheit, daß es in einer Stadt, wo fünfhundert Tauſend Seelen leben, verlaſſen ſein ſoll. Der verſchämte Unglückliche, den nur das alltägliche Leid pecuniärer Verlegenheit drückt, wird bis zum Tode abgehetzt, und oft giebt die

äußerste Verzweiflung nicht Rath. Doch ist nicht selten, wenn die Noth am größten, Gottes Hülfe am nächsten.

Was über dieses Thema zu sprechen war, das hatte Emma bereits gesagt. Martin verwarf Alles. Er grübelte jetzt darüber nach, ob er vielleicht noch einen seiner Freunde und Bekannten übergangen hätte, von dem er in seiner drückenden Verlegenheit Hülfe erwarten konnte. Endlich schien bei ihm einige Hoffnung aufzutauchen. Er goß den letzten Rest seines Kaffees schnell hinunter und setzte den Hut auf, um zu gehen.

Martin, wohin willst Du? fragte Emma.

Du wirst es erfahren, wenn ich wiederkomme, versetzte Martin. Mache Dir nur keine Hoffnung. Ich will noch irgendwo anpochen, obwohl ich weiß, daß es vergeblich sein wird.

Mit diesen Worten eilte Martin fort. Emma sah ihm traurig nach. So schwach sie sich auch fühlte, erhob sie sich dennoch, kleidete sich an und setzte sich nieder, um einen Brief zu schreiben.

Onkel Thomas hatte indessen die letzten Stücke Holz zusammengeklaubt und in den Ofen geworfen.

Es war so kalt und traurig in dem Zimmer. Es ist nichts tragischer als die drückende Noth verschämter Armuth.

Onkel Thomas, sagte Emma, als sie mit dem

Schreiben fertig war, ich thu' es nicht gern — aber die Noth ist so groß —

Ja, sie ist sehr groß, entgegnete Thomas kopfschüttelnd und sah seine Nichte melancholisch an.

Ich will Dich bitten, fuhr Emma, fast erschreckt von diesem Blicke, fort, einen Gang für mich zu geben — zur alten Wangenroth. Du kennst sie ja.

Wangenroth! sagte der Alte und sein stieres Auge blitzte wunderbar auf — freilich, mein Töchterchen — sie oder Niemand.

Du glaubst auch, daß sie uns helfen wird? fragte Emma, erfreut über diese Uebereinstimmung mit ihrer Hoffnung.

O, sie hat Geld, versetzte der Alte.

Und ich glaube, auch kein schlechtes Herz. Sie hat mich an meinem Geburtstage oft mit Kleinigkeiten beschenkt und immer sehr viel von mir gehalten. Es ist freilich wahr, daß ich sie seit meiner Verheirathung sehr vernachlässigt habe, da Martin sie nicht leiden kann, aber ich hoffe, ihre Verzeihung zu erlangen.

Ja, sagte Thomas, Du bist so gut, sie muß es Dir nicht nachtragen, es ist nicht Deine Schuld.

Nun, so gehe in Gottes Namen, lieber Onkel, und bringe ihr dies Briefchen. Ich habe ihr von unserer Noth nichts geschrieben, sondern sie nur dringend gebeten, mich so schleunig wie möglich zu besuchen.

Gieb her, sagte Thomas, ich will es ausrichten.

Er nahm den Brief und drückte ihn unbemerkt an seine Lippen. Gott segne Dich! Gott segne Dich! murmelte er und ging rasch an seinem Stock von dannen.

Einige Minuten später wurde so stark geklingelt, daß die arme Frau das Gefühl durchbebte, es müsse Jemand sein, der sich nicht würde abweisen lassen. Sie öffnete und herein trat Elz, der Executor, mit seinem Actenstoße unter dem Arme. Zwei stämmige Burschen, mit Gesichtern, als hätten sie Heißhunger auf Alles, was greifbar war, folgten ihm.

Die kleine Anna erwachte und sah die fremden Männer furchtsam an. Emma war bleich und zitterte, sie mußte sich in den Lehnstuhl niederlassen. Der namenlose Junge begann so fürchterlich zu schreien, daß Elz nicht zu Worte kommen konnte. Es schien, als wollte er energischen Protest gegen eine Handlung erheben, die sein junges Dasein so schmachvoll machte. Emma gab sich Mühe, den kleinen Schreier zu beschwichtigen.

Inzwischen hatte Elz mit einem lächelnden Gesicht, als wollte er Frau Detlow zu einer Hochzeit einladen, sein Actenstück auf den Tisch ausgebreitet. Die beiden stämmigen Burschen winkten einander zu und gaben sich durch Geberden zu verstehen, daß, nach dem Gesicht der armen Frau zu urtheilen, sie bald ein gutes Stück Arbeit bekommen würden. Sie hielten sich jedoch bis

jetzt in einer noch ziemlich respectvollen Entfernung von den Sachen, die so hübsch und elegant aussahen, daß es selbst diesen rohen Menschen hätte leid thun müssen, sie in die Pfandkammer zu bringen.

Sie haben zunächst 150 Thaler 9 Silbergroschen 3 Pfennige an Herrn Marquard zu bezahlen, sagte Elz mit Gravität, indem er eine Prise nahm. Haben Sie das Geld? —

Ich weiß nicht, versetzte die junge Frau. Mein Mann ist soeben fortgegangen.

Elz hätte jetzt gewiß nicht gelacht, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Der arme Mann konnte nichts dafür. Sein Gesicht war nun einmal zum ewigen Lachen verdammt. Es war daher nicht seine Schuld, wenn die unglückliche Frau aus dieser lachenden Miene die Hoffnung schöpfte, daß das Ungewitter für diesmal noch vorüberziehen würde.

Wenn Sie in einer Stunde oder am Nachmittag wiederkommen wollten? — sagte sie.

Elz sah jetzt wirklich merkwürdig aus. Man konnte ihn mit einem Kapitän vergleichen, welcher mitten im heftigsten Sturm mit der größten Sicherheit und Ruhe seine Befehle ertheilt.

Jungens, sagte er, legt Hand an.

Sie wollen die Sachen fortnehmen? rief Emma bestürzt.

Es hat nichts auf sich, versetzte Elz, indem er der kleinen Anna zum Spaß eine Grimasse schnitt.

Die beiden Burschen warfen ihre Mützen auf einen Stuhl und waren bereit, schienen jedoch noch eines letzten entscheidenden Winks ihres Kapitäns zu harren. Elz gab diesen Wink, indem er kurz mit dem Kopfe nickte und auf das Stück Möbel deutete, welches sie zuerst nehmen sollten.

Emma seufzte und drückte ihren Kleinen an ihre zitternde Brust, an ihr laut pochendes Herz. Annchen stieg aus dem Bette und fragte die Mutter, warum denn die Leute ihre hübschen Sachen forttrügen, und was sie damit machen wollten. Der Vater würde wohl sehr schimpfen, wenn er nach Hause käme, fügte sie hinzu.

Elz setzte sich so gemüthlich neben die arme Emma nieder, als befände er sich im Theater und ergötzte sich an einem Trauerspiel, in welchem die Gemordeten wieder aufstehen.

Wie alt ist das Kind? fragte er, indem er abermals eine Prise nahm.

Drei Wochen, versetzte Emma seufzend.

Sehen Sie zu, daß Sie einen vornehmen Pathen bekommen, vielleicht hilft er Ihnen. Wissen Sie, wer mein Pathe war? — Das will ich Ihnen sagen. Mein Pathe war — —

Nehmt Euch nur mit dem Trümeau in Acht, un-

terbrach sich jetzt der Executor und sah den Burschen aufmerksam zu.

Niemals hat ein Spiegel ein rührenderes Bild zurückgeworfen, als dieser Trümeau in dem Augenblick, da er an der unglücklichen Emma vorbeigetragen wurde.

Elz fuhr fort:

Mein Pathe war — Donnerwetter, Leute, Ihr richtet noch Unheil an, faßt Euch doch Zeit. Mein Pathe war der Graf Gröben. Er hat mir sehr viel genützt. Geben Sie also dem Schreier da einen vornehmen Pathen, sag' ich Ihnen. Das hat was auf sich.

Emma strengte sich an, ihre Thränen zurückzuhalten.

Mit einer wunderbaren Schnelligkeit verschwand Stück nach Stück. Das Zimmer wurde allmählich so kahl, daß es ihr centnerschwer auf's Herz fiel.

Elz nahm abermals eine Prise und fuhr dann gemüthlich fort:

Bei meinem ältesten Jungen war sogar ein Minister Pathe. Ist jetzt Bedienter in einem hohen Hause. Der Junge bringt es weit, sag' ich Ihnen. Die Herrschaft ist sehr für ihn eingenommen.

Die beiden Burschen hatten sich soeben eines Kleidersecretärs bemächtigt.

Ist Garderobe darin? fragte Elz.

Emma winkte bejahend.

Die können Sie behalten, geben Sie den Schlüssel.

Emma machte eine vergebliche Anstrengung, sich zu erheben. Sie gab Elz den Schlüssel. Die Burschen nahmen die Kleider heraus, und es war wirklich seltsam, mit welchem Zartgefühl das geschah. Sie faßten die Sachen so sanft und behutsam an, als wären sie von Glas gewesen und legten sie auf's Bett.

Sputet Euch, sagte Elz, das Zeug hat nichts auf sich. Legts hin, wo Platz ist. Räumt auch zugleich die Kommode aus, legt Alles auf die Erde.

Es ist entsetzlich! sagte Emma.

Sie bekommen Alles wieder, wenn Sie nur das Geld binnen acht Tagen herbeischaffen, sagte Elz. Es werden hier in Berlin die vornehmsten Leute ausgepfändet, nach Ihnen kommt die Reihe an einen General. Das hat Alles nichts auf sich.

Sieh mal, Mutter, was sie mit Deinen hübschen Sachen machen! rief die kleine Anna wieder, welche ganz betrübt aussah, als verstünde sie, um was es sich handelte.

Hurtig! commandirte Elz und in einem Nu waren Kleiderspinde und Kommode verschwunden.

Sind wir nun fertig? fragten die Burschen, als sie wiederkehrten.

Der Executor machte eine Inspectionsreise durch die ganze Wohnung und kehrte dann in die Stube zurück. Wir haben nichts mehr als den Lehnstuhl, sagte er.

Emma warf dem Executor einen Blick zu, der einen

Stein hätte erweichen können, erhob sich dann und schleppte sich nach dem Bette hin.

Da draußen in der Küche steht ein Stuhl, sagte Elz und schüttelte seine Tabaksdose, bringt ihn herein, damit die Frau wenigstens sitzen kann.

Dieser Lehnstuhl bleibt hier! rief plötzlich eine zornige, aber heisere Stimme.

Der Executor blickte auf.

Er sah den alten Thomas mit einer drohenden Entschlossenheit, die man dem Greise nicht zugetraut haben würde, vor sich stehen.

Seid Ihr der Mann im Hause? fragte der Executor barsch.

Ich heiße Thomas, versetzte der Alte, und bin der Onkel dieser Frau.

Jungens, sagte Elz mit unerschütterlicher Ruhe, nehmt den Stuhl.

Der Alte erhob seinen Stock so plötzlich und ungestüm, daß Elz, eine Gewaltthat befürchtend, einige Schritte zurückwich.

Bringt die Sachen wieder herauf, rief Thomas, bringt sie wieder herauf, sage ich Euch, und dann folgt mir, ich will Euch bezahlen.

Jetzt ist es zu spät, entgegnete Elz, die Sachen sind nun einmal aufgeladen.

Ich will Euch bezahlen, rief der Alte, und ich will

ſehen, ob Ihr ein Recht habt, die Sachen zu nehmen, wenn man bezahlen will.

So holt das Geld, ich werde hier warten, verſetzte Elz, aber lange darf es nicht dauern.

Nein, verſetzte Thomas, es dauert keine Viertelſtunde.

Der Alte wollte forteilen. Emma rief ihn zurück.

Onkel, ich bitte Dich, bleib' hier, ſagte ſie mit klägſicher Stimme, quäle Dich nicht umſonſt. Wo willſt Du armer Mann das Geld auftreiben?

Armer Mann? verſetzte Thomas. Wer ſagt, daß ich arm bin? Du ſollſt ſehen, wie viel Geld ich habe.

Es lag etwas ungemein Geſpanntes in dem Antlitze des Alten, alle ſeine Muskeln ſchienen krampfhaft zuſammengezogen. Er eilte davon.

Ich befürchte, ſagte Emma, daß der alte Mann in der That ſeiner Sinne nicht ganz mächtig iſt.

Das iſt gewiß, entgegnete Elz, ich wollte ihn nur los ſein. Jetzt fahrt zu, Leute.

Und nun gab der Executor der jungen Frau gemüthlich die Hand, als habe er ſie nur freundſchaftlich beſucht und laſſe die freundlichſte Erinnerung zurück.

Folgen Sie meinem Rath, wiederholte er, ein vornehmer Pathe kann Ihnen helfen.

Er ging, und jetzt brachen die Thränen der unglück-

lichen Frau in einem unaufhaltſamen Strome hervor. Annchen legte ihr Köpfchen in der Mutter Schooß. Aber der Knabe war ganz ruhig geworden, als begriffe ſein kleines Herz, das kaum zu ſchlagen begonnen, daß es ſich gegen die eherne Wucht des Geſchickes ſchon frühzeitig zu waffnen habe.

Viertes Kapitel.

Prinz Krokus und Graf Kokus.

Wir würden etwas darum geben, vermöchten wir zu beſchreiben, auf welche Weiſe die Hunderttauſende, welche die Sonne in Berlin jeden Morgen wach ruft, ſich erheben! Ohne Zweifel ſtehen ſehr viele zuerſt mit dem rechten Beine auf, was ein Glück für alle diejenigen iſt, welche von ihren Launen abhängig ſind; aber dies iſt es nicht, was uns intereſſiren würde. Wir möchten wiſſen, welcher Gedanke bei jedem Menſchen der erſte des Erwachens iſt; wir möchten wiſſen, welcher Gegenſtand den erſten Blick, den erſten Morgengruß empfängt; wir möchten ferner wiſſen, welches erſte Wort ein Jeder über ſeine Lippen bringt — und dann wollen wir der Prophet des Tages werden.

Aber der große Geist der Menschheit hat eben deshalb Gardinen, Rouleaux und Bettschirme erfunden, um sich vor dergleichen Zudringlichkeiten neugieriger Forscher zu schützen, was uns jedoch nicht hindern soll, hinter und durch die Gardinen zu gucken, wann und wo wir wollen.

Was den jungen alten Herrn Moritz Marquard anbetrifft, so fiel sein erster Blick auf den Wandkalender, der über seinem Bette hing und den er eben so regelmäßig jeden Abend stellte, wie er die Uhr aufzog. Es mochte nun der achte oder der zehnte oder der zwanzigste Februar sein, Gott weiß es, wie unschuldig seine herrliche, göttliche Sonne daran war, daß die dicke, schwarze Ziffer, welche ihr Kommen und Gehen bezeichnete, für so Viele eine Trauerziffer wurde, ein schwarzer Flor, eine schwarze Fahne, ein Sarg, ein Grab. Für diesen kleinen Rothschild war das Leben nichts, als ein Kalender, die 365 Tage waren seine Trabanten, sämmtlich schwarz uniformirt, wie Leichenträger, mit Zahlen auf ihren Achselklappen, welche alljährlich vor ihm Revue passirten und auf sein Commando hin Wechselklagen, Executionen und Schuldarrest vollstreckten.

Nein, die herrliche Sonne konnte nichts dafür, daß sie alltäglich, so sehr sie auch immer für die Menschen erglühen mochte, schwarz beziffert wurde, zum Zeichen, daß der Tag, den sie hervorrief, an Tausenden von

armen, elenden und unglücklichen Menschen zum Henker wurde.

Also Execution an Detlow vollstreckt.

Dieser Gedanke folgte dem Blicke auf den Kalender, wie der Donner dem Blitze folgt, und dann erhob sich Marquard, bereitete den Kaffee, zündete sich eine Cigarre an, und jetzt fiel es ihm wirklich ein, daß seine Schwester bei ihm genächtigt hatte. Er sah sich ganz bestürzt im Zimmer um, ob sich noch alle Gegenstände darin befanden, untersuchte seinen Secretair und machte sich Vorwürfe über seine Weichherzigkeit. Das hat man davon! — Wie leicht hätte er bestohlen werden können. Welch' ein Leichtsinn, welche dumme Gutmüthigkeit, eine arme Schwester des Nachts zu beherbergen! Hätte sie ihn nicht im Schlafe ermorden können? — Was ist nicht schon Alles unter Gottes Sonne passirt! —

Die Schwarzwälderin begann jetzt plötzlich wie ein Nachtwächter aus der alten Zeit zu schnarren und verkündete mit acht bedächtigen Schlägen, daß sie vollkommen aufmerksam war und den Tag nicht eher loslassen wollte, bis er seine Schuldigkeit gethan. Dabei sah sie die schwarze Kalenderziffer über dem Bette bedeutsam an, als wollte sie ihr sagen: Deine Stunden sind gezählt! —

In diesem Momente wurde gepocht, und zwar auf eine Weise, als wollte der Pocher mit dem Knöchel ein

noch in die Thüre stoßen. Marquard öffnete und alsobald bohrte sich ein Kopf in die Stube hinein, dem später die übrigen Körpertheile folgten.

Es war ein Mann von fünfzig Jahren, bedeutend größer als Marquard, ohne wohlbeleibter zu sein. Auf einem sehr langen, mit einem weißen Tuche bekleideten Halse saß ein Kopf, der eben so gut auf einer Bohnenstange hätte stecken können, denn er sah aus, als gehöre er gar nicht zu dem übrigen Theil des Individuums, ignorire diesen vielmehr und dulde ihn bloß als eine ganz untergeordnete Nebensache, von der er nur bei Anwandlung einer großmüthigen Laune Gebrauch mache. Es lag auf dem Gesichte des Mannes eine Unverschämtheit, eine Arroganz, eine Selbstüberhebung, daß man bei dem Unbedeutendsten, das er sagte, entsetzlich aufpassen mußte, denn er sprach immer so bedächtig, als ständen hinter jedem Worte ein paar Reihen tückischer Gedankenstriche, nichts als Räthsel in Simsons Art: vom Starken kommt Süßes u. s. w. So groß, oder vielmehr so lang der geheimnißvolle Mann auch war, so konnte nicht leicht einer seiner Bekannten, selbst nicht der kleine Marquard sagen, daß er an ihm je etwas Anderes gesehen hatte, als seinen Kopf mit der verteufelt diplomatischen Miene und das weiße Halstuch, in welchem das Kinn bis auf die äußerste Spitze verschwand.

Diese interessante Persönlichkeit war der Wechsel-

agent, Commissionair und Allerweltsmann Andreas Jacobs, welchem nichtssagenden Namen er aber, um ihm einen bessern Klang zu verleihen, den Titel „ehemaligen Gutsbesitzer" hinzufügte. Es ist möglich, daß er einmal eine Viertelstunde lang ein Gut, das durch seine Hände ging, besessen hatte. Auf so seltsame Abwege geräth bei uns Deutschen die Titelsucht, daß sogar das „ehemalig" eine so große Rolle dabei spielt, so ängstlich klammert man sich an jedes Ding, das über den kahlen, bedeutungslosen Namen irgend einen Nimbus werfen kann.

Es ist wohl möglich, daß es mit der Art und Weise, wie Jacobs seinen Kopf trug, auf's Innigste zusammenhing, daß er bei allen Angelegenheiten die Hand im Spiele zu haben suchte. Er war eine lebendige Tageschronik der Residenz. Obwohl er ein ausgezeichneter Politiker war, welcher den Gang der orientalischen Verwicklung ganz genau vorhergesagt haben wollte — es konnte sich übrigens dessen, was er gesagt, keiner seiner Bekannten mehr erinnern — so las er die Blätter dennoch nur um ihres industriellen Interesses wegen. Wo irgend ein dienstbares Individuum höherer Art verlangt wurde, gab er seine Adresse ab. Suchte eine Kammerzofe eine Stelle, gab er seine Adresse ab. Wurde ein Rittergut zu Kauf gesucht, gab er seine Adresse ab. Suchte ein Heirathscandidat eine kinderlose Wittwe mit

einigem Vermögen, gab er seine Adresse ab — natürlich immer nur als Vermittler. — Und selbst wenn ausdrücklich da stand: „Unterhändler werden nicht beachtet," — dann war man gewiß, eine Adresse zu erhalten: „Andreas Jacobs, ehemaliger Gutsbesitzer, vermag den Wünschen des Einsenders auf das Vollkommenste zu genügen, wenn er ihn mit seinem Vertrauen, das er zu rechtfertigen hofft, beehren wolle. —"

Genug, Jacobs war der Unvermeidliche, und es war gewiß seltsam, daß ihn trotz seiner Zudringlichkeit kein Mensch zur Thür hinauszuwerfen wagte. Bewahre! Selbst wenn man diese Absicht gehabt hätte, sobald man sein Gesicht sah, bekam man unwillkürlich Respect vor ihm, und oft wurde er mit einer Flasche Wein regalirt, wo man ihm eine Tracht Prügel zugedacht hatte.

So lebte dieser Mann denn eigentlich von Adressen; er selbst meinte, er lebe von der Intelligenz — sollte vielleicht eine Abkürzung für Intelligenzblatt sein — und man konnte sagen, daß er davon sehr gut lebte, denn Jacobs war ein Gourmand; aber so viel er auch immer verdienen mochte, hatte er dennoch selten überflüssig Geld.

Was habt Ihr? fragte Marquard mit seiner gewöhnlichen Lieblingsanrede, wenn er vertraulich sein wollte.

Jacobs sah Marquard so ruhig an, als überlege er, ob dieser auch seiner Mittheilung würdig sei, und ging dann mit vorgestrecktem Kopfe und die Hände auf dem Rücken im Zimmer auf und nieder.

Ihr habt nicht viel Zeit, sagte Marquard und begann seinen Hut zu bürsten.

Jacobs blieb vor Marquard stehen und sagte dann bedächtig, als sollte jedes Wort ein Keulenschlag sein:

Zehn Tausend Thaler sind zu verdienen!

Ihr nehmt den Mund immer sehr voll, versetzte Marquard, kommt's zur Sache, ist's Lumperei.

Meint Ihr? — Adieu! —

Was kauft Ihr denn? —

Wenn Ihr meint, daß zehntausend Thaler eine Lumperei sind, dann will ich das Geschäft lieber mit einem Andern machen.

Wozu erst ein solcher Umweg? entgegnete Marquard. Ihr wißt, daß ich kurz bin. Nennt mir das Geschäft und ich werde Euch eben so kurz und bündig sagen, ob ich mich darauf einlassen will.

Zwei Tausend muß ich dabei verdienen.

Warum nicht? Wenn's herauskommt.

Jacobs stellte seinen Hut auf den Tisch, setzte sich auf's Sopha und gab Marquard einen Wink, ein Gleiches zu thun.

Ich werde Euch da eine höchst seltsame Geschichte

erzählen, begann nun Jacobs, die ganze hohe Aristokratie in Berlin ist in Aufregung deshalb.

So?

Der junge Prinz —

Jacobs sah Marquard ungemein wichtig an, dann fuhr er fort:

Ich werde natürlich die Namen, bis Ihr Euch erklärt habt, verschweigen. Wir wollen also sagen, der Prinz Krokus hat mit dem Grafen Rokus eine Wette abgeschlossen, wie sie in England selbst nicht seltsamer vorkommen kann. Unser Adel nimmt mehr und mehr die englischen Passionen an.

Zu englischen Passionen gehört englisches Geld, sagte Marquard, aber unser Adel ist pauvre.

Mit Ausnahmen, entgegnete Jacobs. Prinz Krokus und Graf Rokus haben Beide Geld.

Zur Sache.

Der Graf hat also gewettet, daß er dem Prinzen jede Geliebte, und wenn sie ihm noch so ergeben wäre, in Zeit von höchstens zwölf Wochen abwendig machen wollte. Dabei verpflichte er sich, von seinem Grafentitel keinen Gebrauch zu machen und überhaupt nur ganz bescheiden aufzutreten.

Ist der Graf sehr hübsch? fragte Marquard.

Nicht hübscher, als Ihr, Marquard, versetzte Jacobs; ein kleines, unbedeutendes Kerlchen, pockennarbig, mit

einer Habichtsnaſe, außerdem lahmt er ein wenig. Er iſt ungeheuer moquant und wird von den Männern wie von den Frauen mehr gefürchtet als geliebt. Er wird vielleicht vierzig Jahre alt ſein.

Und der Prinz? —

Iſt ein hübſcher junger Mann von zwanzig Jahren, freigebig, exaltirt und gutmüthig.

Dann wird der Graf natürlich ſeine Wette verlieren, ſagte Marquard.

Jacobs lächelte auf eine ſo überlegene Weiſe, daß man hätte glauben können, er wiſſe ſchon ganz genau, welchen Ausgang die Wette nehmen würde, dann ſagte er mit einem Tone, als verkünde er ein Orakel:

Der Graf wird gewinnen!

Unſinn! rief Marquard.

Ich werde das Geſchäft machen, — er ſoll gewinnen, ſag' ich.

Wie wollt Ihr das anfangen?

Das iſt meine Sache.

Jacobs, thut nicht ſo großartig, ſagte Marquard, wir kennen uns ja, und Ihr wißt, daß ich mich auf nichts einlaſſe, wenn ich bei einem Geſchäfte nicht gründlich in Alles, was daran und darum iſt, eingeweiht werde.

Ihr habt Euch aber noch nicht erklärt, verſetzte Jacobs.

Vor allen Dingen, wie hoch beläuft ſich die Wette? fragte Marquard.

Auf zehn Tauſend Thaler.

Iſt dieſe Summe ſchon eingeſetzt?

Das iſt es eben. Der Prinz beſteht darauf, daß der Graf dieſe Summe deponire, er will ein Gleiches thun, aber es fehlt dem Grafen augenblicklich an Geld. Es anzuſchaffen, ſoll Eure Sache ſein.

Das iſt ein faules Geſchäft, ſagte Marquard.

Warum? Der Graf iſt aus einer ſehr reichen Familie. Das Vermögen ſeiner Mutter hat er allerdings bereits durchgebracht und verſpeculirt, aber er hat noch zwei ſteinreiche Onkel, welche beide jeden Augenblick ſterben können, denn ſie ſind ſchon jetzt halb todt.

Faul, ſagte Marquard abermals, erhob ſich und begann wieder, ſeinen Hut zu bürſten.

Wenn wir dem Prinzen ein Frauenzimmer in die Hände ſpielen, mit dem wir die Sache abkarten — fuhr Jacobs fort.

Der Prinz wird doch jedenfalls ſchon ſeine Wahl getroffen haben, warf Marquard ſcheinbar gleichgültig hin.

Wenn dies auch wirklich der Fall wäre, verſetzte Jacobs, ſo würde der Perſon ſchon beizukommen ſein; aber ich weiß es, daß der Prinz ſeine Wahl noch nicht getroffen hat, denn es wird ein junges hübſches Mädchen für ihn geſucht und ich bin damit beauftragt.

Ihr? — Jacobs, das ist Schwindel.

Glaubt Ihr? — Adieu!

Marquard gab keine Antwort und ließ den Commissionär gehen. Diese beiden Menschen schienen sich gegenseitig vollkommen gewachsen zu sein, beide waren gleich mißtrauisch, gleich vorsichtig, gleich wachsam, um nicht Einer von dem Andern überrumpelt zu werden. Aber Marquard hatte dennoch ein gewisses Uebergewicht über Jacobs. Er war frugal, bedürfnißlos — er hatte Geld.

Jacobs kam wieder zurück.

Marquard, sagte er, Ihr seid ohne Gott und ohne Glauben, hier habt Ihr's schwarz auf weiß.

Er gab Marquard einen Brief, jedoch erst, nachdem er das unterste Stück, welches den Namen enthielt, davon abgerissen hatte.

Marquard las:

„Mein lieber Jacobs!

Wenn Sie ein recht hübsches Mädchen auffinden können, in einem Alter von höchstens achtzehn Jahren, am liebsten schwarzäugig, mit blondem Haar, schlank gewachsen, und graciös, vor Allem höchst interessant und noch ganz unverdorben, dann lassen Sie mich es schleunigst wissen. Ich suche ein solches Mädchen für eine hohe Person. Wenn Sie die Rechte finden, würde es also sehr lohnend für Sie sein."

Marquard gab den Brief so gleichmüthig dem Commissionär zurück, daß dieser auch nicht die geringste Ahnung von dem erhielt, was jetzt im Innern des Geldmenschen vorging.

Ich will dem Grafen das Geld verschaffen, sagte er dann, wenn er gute Sicherheit geben kann; darauf hin, daß er die Wette gewinnen und das Geld doppelt zurückerhalten wird, gebe ich keinen Pfifferling.

Der Graf ist auf alle Fälle sicher, entgegnete Jacobs.

Desto besser, versetzte Marquard, nennt mir den Namen des Mannes, damit ich meine Erkundigungen über ihn einziehen kann. Ihr wißt, daß ich nicht lange fackele, wenn ich ein Geschäft machen will.

Hier habt Ihr seinen Namen, entgegnete Jacobs, indem er sein Taschenbuch öffnete und eine Adreßkarte herausnahm.

Er sah Marquard dabei auf eine Weise an, als sei er des guten Eindrucks, den der Name des Grafen auf ihn machen würde, im Voraus versichert.

Der Mann ist allerdings bekannt, sagte Marquard, aber auf seinen vornehmen Namen borge ich noch keinen Groschen. Ihr sollt diesen Nachmittag Bescheid haben und dann können wir die Zeit bestimmen, wann wir zu dem Grafen gehen wollen.

Während Marquard dies sagte, hatte er seinen Hut zum dritten Male abgebürstet und traf Anstalten, seine

Wohnung zu verlaſſen. Als er eben die Thür zugeſchloſſen hatte, bemerkte er auf der Treppe, auf welcher ſtets ein Halbdunkel herrſchte, einen Menſchen, der an den Wänden herumtappte. Marquard, der in ihm einen Bettler vermuthete, fragte ihn barſch, was er hier zu ſuchen habe. Der Mann ſah ihn mit ſeinen großen Augen ſtarr an und ſagte:

Ich ſuche den Herrn Marquard.

Der bin ich. Was wollen Sie? —

Der Fremde blickte ihn mit einer gewiſſen mißtrauiſchen Aengſtlichkeit prüfend an und ſagte dann halb flüſternd:

Ich habe etwas mit Ihnen zu ſprechen.

Nun, ſprechen Sie.

Haben Sie keine Stube? fragte der Mann mit einem Anfluge von Zorn.

Marquard betrachtete ſich jetzt den Mann genauer. Es war ein Greis mit einem ehrwürdigen Geſichte, aber er ſah ſehr verſtört aus, — es war der alte Thomas.

Tretet ein, ſagte Marquard, indem er die Thür aufſchloß und dem Commiſſionär einen Wink gab, ihnen zu folgen.

Der erſte Blick des Alten, als er in das Zimmer trat, fiel auf die Schwarzwälder-Uhr.

Es iſt jetzt zehn Uhr, ſagte er, wenn Sie noch eine

Stunde warten wollen, dann ſollen Sie Ihr Geld auf Heller und Pfennig bezahlt erhalten.

Wer ſind Sie? fragte Marquard.

Ich bin der Onkel von der Frau Detlow. Der Executor hat mir verſprochen, auf meine Rückkehr zu warten, weil ich das Geld bringen wollte. Aber es geht noch nicht, es kann noch eine Stunde dauern. Nur eine Stunde. Wollen Sie? —

Marquard maß den alten Mann noch einmal von Kopf bis zu Füßen, während der Commiſſionär kerzengerade daſtand und ihn mit einem ironiſchen Lächeln auf unverſchämte Weiſe anſah.

In einer Stunde wollen Sie Geld ſchaffen? ſagte Marquard ungläubig.

Ja, es ſoll nicht länger dauern, wiederholte Thomas.

Sie ſchaffen es noch nicht in einer Woche, fuhr Marquard fort. Sie ſehen mir nicht darnach aus. Die Sache wird ihren Gang gehen. Heute und morgen werden ja die Meubles noch nicht verkauft, Sie können dieſelben alſo wieder erhalten, ſobald Sie bezahlt haben.

Nein, rief der Alte, indem er mit dem Stock auf den Fußboden ſtieß, und eine drohende Stellung einnahm. Sie müſſen Aufſchub geben. Wiſſen Sie nicht, daß der liebe Gott Mitleid und Erbarmen mit unſeren armen Mitmenſchen befiehlt? Sie ſollen Ihr Geld mit

Zins auf Zins haben, — nur noch eine Stunde Geduld! —

Was haben Sie für ein Geschäft? fragte Marquard.

Gar keines, versetzte Thomas.

Sind Sie Hauseigenthümer?

Nein.

Rentier?

Nein.

Nun zum Teufel, wenn Sie nichts sind, wovon wollen Sie denn bezahlen?

Der Alte trat an Marquard so nahe heran, daß dieser einen Schritt zurückwich, und sagte so leise, daß es kaum zu verstehen war:

Ich habe mir viel Geld zurückgelegt, sehr viel, — aber sie dürfen es nicht wissen, sonst nehmen sie mir es ab.

Die Detlow's? —

Nein, meine Tochter und ihr Mann.

So? — Warum soll das aber noch eine Stunde dauern? Wenn Sie Geld haben, können Sie es ja nehmen, wann Sie wollen.

Nein, das kann ich nicht, das hat seine Gründe, das dauert noch eine Stunde.

Gut, sagte Marquard, ich werde Ihnen bis zwölf Uhr Aufschub geben. Ich werde Ihnen den Schein für den Executor ausstellen. Sie müssen mir aber auch

einen besondern Schuldschein über zehn Thaler für die Delation, und zwar ebenfalls um zwölf Uhr zahlbar, ausstellen. Wollen Sie das?

Ja, das will ich.

Marquard öffnete den Secretär und schrieb den Schein. Als er ihn dem alten Thomas überreichte, nahm dieser ihn hastig und mit zitternden Händen an sich.

Gott lohn's Ihnen, sagte er dann mit bewegter Stimme, als habe Marquard eine Gottesthat an ihm verübt. Bis zwölf Uhr bin ich ganz gewiß mit dem Gelde bei Ihnen.

Mit diesen Worten eilte er davon.

Ein sonderbarer Mensch, sagte Marquard zu Jacobs. Was haltet Ihr von dem Alten?

Der ist verrückt, versetzte der Commissionär mit einer Miene, die gar keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Behauptung zuließ.

Wenn er auch verrückt ist, so kann er doch Geld haben, im schlimmsten Falle riskire ich nichts. Ich kenne Elz, der wird nicht eher vom Platze weichen, bis er die Quittung sieht.

Marquard und Jacobs verließen nun endlich das Haus.

Jeder ging seinen eigenen Weg, aber Beide beschäftigte derselbe Gedanke.

Höchstens achtzehn Jahre, sagte Jacobs, indem er

auf der Straße den Brief noch einmal überlas, am liebſten ſchwarzäugig mit blondem Haar, ſchlank und graciös gewachſen, vor Allem höchſt intereſſant — —

Er hielt plötzlich inne und lächelte entſetzlich diplomatiſch, dann ging er wieder eine gute Strecke raſch vorwärts, bis er vor einem großen, neuen Hauſe in der Alexandrinenſtraße ſtehen blieb.

Er blickte zu den Fenſtern der erſten Etage hinauf, wo gerade in dieſem Augenblicke eine kleine alabaſterne Hand und ein blonder Lockenkopf ſichtbar wurden.

Der Commiſſionär ſchmunzelte.

Sie iſt die Tochter eines Regierungsrathes und hat keine Eltern mehr, ſagte er vor ſich hin, die Sache kann ſich machen.

Er ging in das Haus hinein.

Während deſſen hatte Marquard auch ſeinen Calcül gemacht.

Achtzehn Jahre! — Blond! — Schwarzäugig! — Wenn ſie vernünftig iſt, kann ſie ihr Glück begründen. Ich will mich noch einmal ihrer annehmen, aber wo findet man ſie?

Ich hoffe, ſie kommt dieſen Abend wieder zu mir, bleibt ſie aus, muß ſie doch irgendwo angemeldet ſein.

Vor allen Dingen muß ich erfahren, wer der Prinz Krokus iſt; da ich den Namen des Grafen weiß, werde

ich ſchon bei deſſen Leuten den Namen des Prinzen erfahren.

Prinz Krokus und Graf Rokus! Ein ſchlauer Junge, dieſer Jacobs — aber Marquard iſt doch noch ſchlauer!

Dies ſagend, verlor ſich der kluge Mann in dem Menſchenſtrudel der Königsſtadt. Er war nur ein kleines, winziges Tröpflein dieſes lebendigen Oceans, Keiner beachtete ihn, Niemand ahnte die Ideen, die dieſen unbedeutenden Menſchen ſo ſtolz einhergehen ließen, als exiſtire dieſe Welt, dieſe Stadt, dieſes Leben und dieſe Menſchheit nur ganz allein für ihn.

Niemand ahnte, daß dieſer braune, häßliche Menſch wie eine Hyäne unter ihnen umherging, — und daß alle dieſe Leute ihn nur inſofern intereſſirten, als er hoffen konnte, daß ſie ſeine Beute werden würden.

Fünftes Kapitel.

Das Märtyrerthum eines Weibes.

„Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brot eſſen!“ — Dieſes eiſerne Gebot der Armuth zwingt ſich doch nur den Erwachſenen auf. Grauſamer iſt der Fluch: „Mit Kummer ſollſt

Du gespeist und mit Angst getränkt werden!“ welcher Tausende von armen, unglücklichen Säuglingen trifft. Auch der kleine Detlow wurde in diesem Augenblicke auf eine solche Weise genährt, während der Wagen mit der Habe seiner Eltern so munter davon rollte, als wären die beiden Executor-Burschen römische Imperatoren und die abgepfändeten Gegenstände die Trophäen eines Sieges gewesen — ja, Trophäen eines Sieges über die Menschlichkeit.

Der Executor Elz aber trabte hinterher und sein Gesicht lachte heller als der Tag. Es fiel ihm ein, auf welche kluge Weise er den Alten sich vom Halse geschafft hatte, und daß sich überhaupt nicht leicht ein Individuum, was Schlauheit anbetraf, mit ihm messen konnte, und dann richtete er seine Gedanken auf die andern Unglücklichen, die er heute noch mit seinem Besuche beglücken wollte. Es ging ihm wie dem Arzte, dem Leichenträger und Todtengräber. Es war eben sein Geschäft. Die Menschen sind so entsetzlich merkantilische Thiere, daß nichts zu heilig und nichts zu schmutzig ist, was nicht als Handelsartikel durch ihre Hände ginge, und sie sind oft so entsetzlich amtlich gedrillt, daß sie sich jedes Mitgefühl für fremdes Unglück wegzuklügeln vermögen.

Die arme Frau Detlow war dermaßen abgespannt, daß sie, als der Knabe endlich befriedigt war und

Annchen auf der flachen Erde einschlief, wie leblos aufs Bett sank. — Es war ihr wie einer Scheintodten zu Muthe. Sie sah und hörte Alles, aber sie vermochte sich nicht zu regen, kein Glied konnte sie bewegen. Mit halbgeschlossenen Augen lag sie da.

Sie sah jetzt ihren Mann eintreten, der, um seine Frau nicht zu stören, ganz leise die Thür aufgeschlossen hatte, sie sah sein bleiches, entstelltes Gesicht, seine dumpfe, finstere Miene, sie sah, wie er dastand und die leeren, kahlen Wände anstarrte. Es schien ihr, als flössen Ströme von Thränen über ihre Wangen, als presse sie ihren Gatten an ihr zitterndes Herz und riefe ihm tröstend zu:

Baue auf Gott!

Aber sie regte sich nicht. Sie blickte starr und stier auf ihren Gatten, der jetzt hastig an die Wiege des schlummernden Kindes trat.

Es war nichts Menschliches, was jetzt in dem Busen Detlow's vorging. Der Gedanke eines Verbrechens, schwarz wie die Nacht, die in ihm war, durchzuckte ihn; mit wilder Geberde ergriff er den schlafenden Knaben und rief wie wahnsinnig aus:

Sei verflucht, Du Unglückskind, für das ich kein Brod habe! —

In Emma's Zügen malte sich Angst und Schrecken, sie mußte eine übermenschliche Anstrengung machen, um

ſich aus ihrer Lethargie empor zu raffen. Mit einem herzzerreißenden Schrei ſtreckte ſie die Arme nach ihrem Kinde aus, welches ebenfalls zu ſchreien begann, und auch Annchen fuhr entſetzt von der Erde empor und ſtreckte die Arme weinend nach der Mutter aus.

Es war eine traurige Scene, aber auf der großen Bühne des Elends wird ſie täglich oft genug wiederholt.

In dieſem Augenblick wurde die Klingel gezogen, Detlow warf den Knaben nieder und ging hinaus, um zu öffnen.

Wenn Du, lieber Leſer, noch nie den Blick einer liebenden und zärtlichen Gattin und Mutter in dem Momente geſehen haſt, wo ihr Glaube an Gott und an ſeine rettenden Engel mitten in der Verzweiflung triumphirt, dann iſt Dir die Seele des Weibes noch nie erſchloſſen worden. Der ſchönſte Glorienſchein umſtrahlt eine ſolche Mutter in einem ſolchen Augenblick. Welch' ein ſeliges, himmliſches Lächeln, in welchem ſich Schmerz und Freude, Angſt und Hoffnung, Liebe und Trauer begegneten, ſtieg plötzlich auf dem Antlitze der ſo ſchwer geprüften Emma auf, als jetzt die Thür aufging und ein grauer Damenhut mit einem grauen Mantel ſichtbar wurde.

Emma mußte wohl dieſen Hut und Mantel ſehr genau kennen, daß ſie ſo glücklich lächelte, als wäre jetzt die Stunde der Erlöſung gekommen. Von dem Geſichte

der Eintretenden war noch nichts wahrzunehmen, sie hielt es nach draußen hingewandt und rief mit einer Stimme, welche ihr Geschlecht trotz Mantel und Hut zweifelhaft machte:

Bijou! Bijou!

Das Individuum, welches diesen kostbaren Namen führte, schien sich keineswegs zu beeilen, dem Rufe Folge zu leisten, denn Hut und Mantel verschwanden. Es drang eine empfindlich kalte Luft durch die offene Thür herein und Emma, die den Knaben zu sich in's Bett genommen hatte, deckte ihn sorgfältig zu, während auf ihrem Gesichte noch immer jener holde Strahl der Hoffnung schwebte.

Bijou! Bijou! — hallte es noch einige Male, bis Hut und Mantel sich wieder zeigten. Es war in der That ein Frauenzimmer, mit einem Gesichte, welches der vergelbten Schwarzwalder Uhr des Herrn Moritz Marquard sehr ähnlich sah, vielleicht mit dem einzigen Unterschiede, daß die große, mächtige Nase des Weibes wie ein unbeweglicher Zeiger zwischen den beiden Augen, zwei nichtssagenden Nullen, stehen blieb. Außer diesen beiden runden Augen war nichts mehr rund an diesem ganzen Wesen; alles war scharf, eckig, kantig, kolossal. Das Gerippe des Herkules mußte in eine Weiberhaut gerathen sein, vielleicht zur gerechten Strafe dafür, daß er sich vereinst dem Pantoffelregiment unterworfen hatte.

Der graue Mantel bewegte sich sehr langsam und gemessen vorwärts, was übrigens sehr natürlich war, denn die Dame hatte ihren Bijou und einen Regenschirm unter dem einen, und zwei Leihbibliothekbücher nebst einem sehr schweren Pompadour unter dem andern Arm. Emma streckte die Hände nach ihr aus und rief mit einer Stimme, welche von ihren Thränen fast erstickt wurde:

Mein liebes Fräulein Wangenroth, wie gut sind Sie, daß Sie meine Bitte erfüllen.

Fräulein Wangenroth beugte sich über Emma hin und ließ sich mit einer Miene küssen, als wäre es ein Märtyrerthum für sie, geküßt zu werden. Sie ließ ihren Bijou aufs Bett springen, welcher auf die behagliche, warme Lage des kleinen Detlow neidisch zu sein schien und sich neben ihm unter die Bettdecke verkroch, ohne sich zuvor die Pfoten abzutreten. Dann setzte die Dame ihren Schirm bei Seite, hing den Pompadour an dem Pfosten der Bettstelle auf und ließ sich auf den Küchenstuhl nieder, der, weniger treulos als die vornehmen Lakaien von Mahagoni, bis zum letzten Augenblick bei der unglücklichen Familie aushalten zu wollen schien.

Fräulein Wangenroth starrte die leeren Wände verwundert an. Vergebens würde man sich bemüht haben, in ihren beiden nichtssagenden Nullen irgend ein Mitleid zu lesen.

Es sieht hier sehr traurig aus, liebes Fräulein Wangenroth, sagte Emma nach einigen Minuten peinlichen Schweigens.

O, das ist noch nicht so traurig, versetzte die Wangenroth. Zur Zeit der Belagerung Danzigs mußte meine Mutter, die nicht in die Stadt kommen konnte, in einer elenden Hütte auf einer bloßen Streu Wochenbett halten. Nicht wahr, das ist sehr hübsch! Aber sie sagte: ich muß, also konnte sie auch. Wie traurig ist es mir nicht schon ergangen! — Aber wenn ich wie meine Mutter sage: ich muß, dann vermag ich Alles. Wissen Sie, liebe Emma, daß ich einmal von Potsdam bis nach Berlin ging, ohne einzukehren? — Und welch' einen Hunger ich hatte! —

Sie hatten doch gewiß Geld bei sich; sagte Emma.

Freilich, aber ich hatte nur Gold, und ich sollte durchaus zwei Groschen an einem Dukaten verlieren. Ist es nöthig, daß man um seines Magens willen zwei Groschen verliert? — Nein, ich mußte durchaus nicht.

Es hat Sie wohl gewundert, daß ich zu Ihnen schickte? sagte Emma.

Gewundert? — Ach nein, über so etwas wundert man sich nicht. Der Alte aber war ungemein possirlich. Er sah mich so komisch an und sprach so leise. Es war ein Glück für mich, daß ich nicht taub bin. Es ist sehr große Noth da, sagte er und zitterte dabei, als habe er

wirklich etwas sehr Entsetzliches gesagt. Nun, was Noth ist, das weiß ich sehr gut, versetzte ich. Ich habe einmal acht Tage lang von nichts als von Schwarzbrod und Wasser gelebt.

Doch nicht, weil Sie mußten, sagte Emma.

Freilich mußte ich. Die Papiere standen gerade sehr niedrig und ich hatte all' mein Geld ausgegeben, um so viel als möglich zu kaufen. Ich habe im buchstäblichen Sinne des Wortes gefastet. Aber wissen Sie, Emma, was mir dieses Hungern einbrachte?

Fräulein Wangenroth sah die arme Emma mit ihren beiden Nullen erwartungsvoll an und kniff dabei die Lippen fest zusammen, als sei sie entschlossen, nicht eher wieder eine Sylbe auszusprechen, bis Emma ihr Räthsel errathen haben würde.

Ich weiß es wirklich nicht, liebes Fräulein Wangenroth, sagte Emma.

Gerade vierhundert Thaler! aber ich sage Ihnen, Emma, ich habe erfahren, was Noth ist.

Was man sich freiwillig auferlegt, ist leicht zu tragen, sagte Emma.

Leicht zu tragen, wenn man mit vollen Taschen hungern muß! rief die Wangenroth. Ach, Sie kennen das nicht!

In diesem Augenblick schrie Annchen jämmerlich auf.

Das Mädchen war nämlich allmälig dreister geworden und hatte mit Bijou, dessen Schnauze ganz gemüthlich aus der Decke hervorguckte, seine kindlichen Neckereien begonnen. Plötzlich aber schnappte Bijou nach der Hand der entsetzten Kleinen, und ihr Bruder stimmte in Folge einer sympathetischen Regung in ihr Geschrei mit ein. Fräulein Wangenroth sprang auf, hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu, ging hastigen Schrittes im Zimmer auf und nieder und verursachte einen Luftzug, welcher der armen Emma höchst lästig fiel.

Es ist unerträglich! rief sie. Mein Gott, ich war doch auch ein Kind, aber ich entsinne mich nicht, jemals so geschrieen zu haben. Nein, ich habe bei den größten Schmerzen nicht geschrieen. Ich ließ mir Zähne zu Dutzenden ausziehen, aber ich verzog keine Miene. Die Kinder werden jetzt so entsetzlich verzogen; das ist nicht zum Aushalten. Dabei könnte man das Gehör verlieren.

Emma gab sich alle Mühe, die Kinder zu beschwichtigen, aber es wollte ihr nicht gelingen, denn Bijou bellte so heftig, daß die kleine Emma immer mehr in Angst gerieth. Fräulein Wangenroth vermochte es über sich, die Hände von den Ohren zu nehmen, um Beutel, Schirm und Lesebücher zusammen zu raffen. Dann rief sie ihren Bijou und die große Nase mit den Nullen

verschwand, ohne auch nur ein Wort des Trostes für die arme, unglückliche und hartbedrängte Frau zurückzulassen.

Mein armer Mann hat Recht! sagte Emma seufzend und faltete betend die Hände.

Es war ein feierlicher Moment, als diese unglückliche Frau, nachdem ihr auch die letzte Hoffnung verschwunden war, den Blick so gläubig zum Himmel richtete. Die Kinder wurden plötzlich ruhig, als faßten ihre kleinen Herzen das große, volle Mutterherz mit seiner unendlichen Liebe, die an der göttlichen Liebe niemals zu zweifeln vermag. Es war einen Augenblick so stille im Zimmer, als wäre nichts Lebendiges darin gewesen.

Da wurde die Thüre ganz leise geöffnet, als wollte ein Engel ungehört und ungesehen in's Zimmer schlüpfen und die Erfüllung einer Bitte, die aus einem so frommen Herzen kam, auf den Schwingen der göttlichen Barmherzigkeit herbeitragen.

Dieser Engel war eine junge Dame von höchstens zwei und zwanzig Jahren, mit einem paar großen, blauen Augen, als habe die Wahrheit an ihrem Haupte eine Leuchte ausgesteckt, um armen, verirrten Seelen auf den rechten Weg zu helfen. Auf ihrem Antlitze lag etwas ungemein Rührendes, in ihrem Wesen prägte sich Ruhe und edle Einfachheit aus. Sie war schlank und zart gebaut, von jener runden, plastischen,

anmuthigen Körperfülle, die, weit entfernt, die Sinne zu bestricken, ihnen vielmehr jene heilige Gluth einhaucht, welche das Vestafeuer der keuschen Liebe ist.

Die junge Dame flog zu Emma hin, reichte ihr die Hand und sagte dann mit rührender Stimme:

Werden Sie es mir nicht übel nehmen, liebe Madame Detlow, wenn ich ein wenig für Sie sorge? — Ich wollte schon längst zu Ihnen kommen, aber ich fürchtete, Sie mit meiner Zudringlichkeit zu belästigen; doch ich vermag mich nicht länger von Ihnen fern zu halten. Sie scheinen so unglücklich zu sein. O, Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir die Gelegenheit nicht rauben wollten, Ihnen dann und wann einen kleinen Dienst leisten zu dürfen.

Als die Dame diese Worte sprach, erröthete sie unter der Angst, das Zartgefühl der armen Frau beleidigen zu können. Emma hielt die Hand der jungen Freundin in der ihren. Dieser Händedruck war das Begegnen zweier Seelen, welche die Vorsehung zusammenführte, um sie für's ganze Leben zu verschwistern. Nicht ein Wort wurde gewechselt, aber die Dame schwebte wieder zur Thür hinaus, und als wäre sie eine Fee, erschien sie nach einem kurzen Augenblicke mit einem gedeckten Tischchen wieder.

Das Mährchen von „Tischchen deck' dich" wurde vor Emma's thränenfeuchten Augen zur Wahrheit. In

einem Nu standen wohl ein halbes Dutzend Teller darauf. Eine kräftige Bouillon verbreitete im Zimmer einen aromatischen Duft. Dann kam ein gebratenes Hühnchen, dann einige Compots und dann küßte der liebe Engel das kleine Annchen, welches in seiner bedürfnißlos-begehrlichen Kinderseele über all die hübschen Speisen aufjauchzte, und setzte es auf den durch einige Unterlagen erhöhten Stuhl. Das Kind fragte den Engel, ob er morgen wieder so etwas Schönes bringen würde? Und das Mädchen sagte ja. Und dann alle Tage wieder? — fuhr die Kleine fort zu fragen. Ja! Das Kind klatschte mit den Händchen und der Engel hätte auf fernere Fragen gewiß für alle Ewigkeit „ja" gesagt.

Nachdem die junge Dame nun Alles so zurecht gesetzt hatte, daß sie wohl glauben konnte, Emma würde sich allein helfen können, verschwand sie, wie sie gekommen war, geräuschlos, schwebend; man hätte denken können, sie müsse noch unsichtbar gegenwärtig sein.

Annchen aß mit dem besten Appetit, was ihr die Mutter gab, aber diese selbst — so dankbar sie der jungen Dame war — vermochte nichts anzurühren. Sie dachte an ihren Mann, der vor der Wangenroth geflohen war, und jetzt gewiß in Verzweiflung durch die Straßen irrte. Sie dachte an den alten Onkel Thomas, der immerfort von seinem eingebildeten Reichthum

und von dem Klange des Geldes träumte, mit welchem er die Schulden Detlow's bezahlen wollte. Was mochte jetzt der arme Mann beginnen? — Sie dachte an den lieben Gott, der ihnen doch so leicht, so leicht, zu helfen vermochte, und sprach ihrem armen Herzen Muth ein mit der Tröstung, daß er sie in ihrer Noth ganz gewiß nicht verlassen werde.

Ein Geräusch in der Küche störte sie in ihrem tiefen Sinnen, und jetzt erst fiel ihr ein, daß die Wangenroth die Thür aufgelassen haben mußte, da sonst die liebe gute Fee zu ihr nicht hätte kommen können. Es schien ihr, als mache diese sich draußen noch zu schaffen. Aber das Geräusch war so seltsam, Emma glaubte flüsternde Stimmen zu vernehmen, sie hörte Tritte, es war ihr, als gingen Leute ein und aus, und es beängstigte sie, ein Geräusch zu hören, dessen Ursache sie nicht kannte.

So schwach sich Emma auch fühlte, so erhob sie sich dennoch, um nachzusehen. Aber kaum hatte sie sich aufgerichtet, als die Stubenthür leise und vorsichtig geöffnet wurde und der alte Thomas in's Zimmer trat.

In seiner Miene lag etwas Triumphirendes. Der alte Mann schien sehr glücklich zu sein.

Du, lieber Onkel? — sagte Emma. Warst Du schon länger draußen? — Ich hörte solch' sonderbares Geräusch.

Ja, versetzte Thomas, ich habe Holz bringen lassen, und nun will ich tüchtig heizen. Es ist hier so kalt, aber warte nur, ich werde eine warme Stube machen, daß es eine Freude sein soll. Aber wer hat Euch das gebracht?

Ein lieber, guter Engel, das gnädige Fräulein, welches unter uns wohnt.

Ach — ich weiß, ich weiß schon, sagte der Alte; ich habe sie gesehen. Ja, sie ist ein Engel — Gott lohne ihr's! Nun mußt Du aber auch essen, fügte er hinzu.

Und Du, Onkel, komm, iß auch Du! sagte Emma.

O, um mich brauchst Du nicht besorgt zu sein, versetzte Thomas und wehrte Emma's Andringen mit einer energischen Handbewegung ab. Ich habe besser gegessen, als Du, aber es friert mich, mir fehlt weiter nichts, als eine warme Stube.

Mit diesen Worten ging der Alte hinaus, kehrte aber bald, beide Arme mit Holz beladen, wieder zurück. — In einem Nu flackerte das Feuer hell auf, knisterte und sauste. Die vom Zuge erfaßte Flamme schlug ungestüm an die Ofenthür und verursachte jenes behagliche Geräusch, das den Aufenthalt in einer geheizten Stube so traulich macht.

O, o, rief der alte Thomas mit seinem seltsamen heiseren Lachen, jetzt wird's! —

Annchen ließ sich vom Stuhle herab und näherte

sich dem alten Thomas, indem sie aufmerksam auf das Geräusch im Ofen hörte.

Was ist das? fragte sie.

Das sind die Wintermusikanten, die im Ofen sitzen," versetzte der Onkel.

Das Kind machte große Augen.

Die werden aber wohl verbrennen, sagte sie.

Die machen sich nichts daraus, die sind von Holz, versetzte Thomas, die können das Feuer vertragen und musiciren sich in's Grab hinein — ohne Herzweh. Komm, Annchen, wir wollen tanzen, derweil sie spielen.

Was spielen sie denn? fragte Annchen.

Was sie spielen? fragte der Alte nachdenklich. Sie spielen — warte einmal, ich muß erst recht genau auf die Melodie achten. — Ah — nun hab' ich's.

Und der Alte nahm die Stellung eines Fiedelnden an und strich mit seinem Stock über den Arm, indem er sang:

Hoppsa, tiroppsa, heisasa,
Das Feuer brennt lustig, tirallala!
Ich bin der Wintermusikant
Und komm' direct aus Gottes Hand;
Damit das arme Menschenherz
Nicht starr wird bis zum lenz'gen März,
Spiel' ich im Ofen, meiner Seel'!
Ein feurig' Lied gar kreuzfidel.
Hoppsa! tiroppsa, heisa, hahe!
Der Wintermusikant fragt gar nichts nach Schnee.

Und nun ergriff der närrische Alte Annchen bei den Händen und tanzte mit dem Kinde im Zimmer herum. Die Kleine sprang so lustig und lachte laut auf, als säßen da wirklich kreuzfidele Fiedler im Ofen und spielten das Lied auf, welches ihr der Onkel vorgesungen hatte.

Emma sah den seltsamen Alten, der so lustig und fröhlich war, mit einer Aufmerksamkeit an, in welcher mehr als bloßes Erstaunen lag. Thomas schien es zu bemerken, und je tiefsinniger Emma wurde, desto fröhlicher und ausgelassener ward er. Es war, als wollte er die leere, kahle Stube mit seiner Heiterkeit ausfüllen. Er machte so komische Grimassen, daß Annchen recht herzlich lachen mußte, und um das Kind noch mehr anzufeuern, steckte er ihm Bonbons in den Mund. So ging es fort, bis der Wintermusikant verstummte und Thomas sich beeilte, die Ofenklappe zuzumachen.

Es verbreitete sich im Zimmer eine behäbige Wärme.

Jetzt will ich Wasser in den Ofen stellen, sagte Thomas, und dann einen guten Kaffee kochen, und Kuchen giebt es auch. Ja, wir wollen auch einmal sehen, wie es schmeckt, groß zu leben. Wer krank ist, dem macht das Darben großes Herzeleid.

Onkel, rief Emma tiefbewegt, Du hast vielleicht Dein letztes Geld ausgegeben und entziehst Dir's nun.

Ich mir entziehen?! — Wenn Du wüßtest, wie viel Geld ich habe! Nein, mir fehlt nichts.

Und der Alte lächelte bei dieſen Worten ſo ſeelenvergnügt und küßte Emma's Hand, dann machte er ſehr behutſam die Thüre nur ſo weit auf, daß er mit Mühe hinaus kommen konnte. Er wollte vielleicht das Eindringen der kalten Luft ſo viel als möglich vermeiden.

Als er zurückkam, trug er einen Korb, welcher die nothwendigſten Bedürfniſſe enthielt. Und während er mit dem Auspacken derſelben beſchäftigt war, wurde wieder geklingelt, Thomas öffnete und der liebe Engel ſchwebte wieder in's Zimmer hinein, um den Tiſch abzudecken.

Der alte Thomas trat zu der jungen Dame heran, ergriff ihre Hand und küßte ſie. Und dabei ſah er ſie ſo ſonderbar an.

Wenn Sie einmal meiner bedürfen, mein Töchterchen, ſagte er, dann wenden Sie ſich nur an den alten Onkel Thomas, was es auch immer ſei. O, ich kann ſehr viel ausrichten — denn ich habe Geld!

Die junge Dame lächelte mitleidig und ihr Auge, welches jetzt Emma's Blick begegnete, ſagte genugſam, daß ſie den Wahnſinn des Alten begriff. Sie half ihm den Kaffee bereiten, und als dieſer fertig war, mußte ſie mittrinken, wobei ſie ſich neben Emma auf's Bett ſetzte.

Wo mein armer Mann wohl bleiben mag? ſagte dieſe ſeufzend. Er iſt ſchon ſo lange fort.

Sorg' nur nicht um ihn, versetzte Thomas, der wird schon den Weg nach Hause finden.

Trotz dieses Trostes wollte der armen Frau weder Kaffee noch Kuchen schmecken, aber das junge Mädchen wußte sie so liebreich an ihre Pflichten gegen das kleine Wesen an ihrer Brust zu erinnern, und ihre Hoffnung auf eine günstigere Wendung ihres Geschickes zu beleben, daß Emma sogar wieder lächeln konnte, als der alte Thomas mit Annchen allerlei närrische Gespräche begann.

Er erzählte dem Kinde, daß er ihm einen goldenen Wagen mit vier silbernen Pferden schenken wollte, auf dem Bocke sollte ein Tartar sitzen und hintenauf ein Moor stehen, und jeden Tag sollte sie mit ihm wie eine kleine Prinzessin darin ausfahren.

Und die Mutter auch? fragte Annchen.

Versteht sich, auch die Mutter, versetzte Onkel Thomas, und der liebe Engel dort ebenfalls, fügte er, auf die junge Dame deutend, hinzu.

Annchen klatschte mit den Händen und Emma sah einen Augenblick ganz heiter aus, als werde sie unwillkürlich in die wahnsinnigen Träumereien des Alten mit hineingerissen. Das junge Mädchen aber schien glücklich zu sein, an dieser Stelle, wo es kurz zuvor noch so öde und traurig war, lachende Gesichter zu sehen, die voll Zuversicht und Hoffnung in die Zukunft zu blicken schienen.

Es war aber auffallend, daß Thomas nicht das Geringste genießen, weder essen noch trinken wollte. Er habe durchaus keinen Hunger, sagte er, und der Kaffee bekomme ihm nicht. Die gute Nachbarin erhob sich, um zu gehen. Thomas legte seine Rechte segnend auf ihr Haupt und begleitete sie hinaus.

Ich werde schon für meine Nichte sorgen, sagte er draußen, es soll ihr an nichts fehlen, und — fügte er leise flüsternd hinzu, als könnten Emma's Ohren durch die Wände dringen, — auch die Möbel werden am Abend wieder kommen, das Geld habe ich schon dazu.

Bei diesen Worten zeigte er dem jungen Mädchen mit triumphirender Miene einen Beutel, der allerdings Geld zu enthalten schien, obwohl Thomas das Klingen vermied.

Emma soll von nichts wissen, sagte er, es muß geschehen, während sie schläft, und wenn sie wieder aufwacht, steht Alles auf seinem alten Fleck. Dann wird sie Augen machen!

Alwine war freudig überrascht. Der Alte schien also nicht wahnsinnig zu sein, er hatte wirklich Geld und die Macht, seine unglückliche Nichte aus ihrer traurigen Lage zu reißen. Sie eilte rasch die Treppe hinunter. Aber der alte Thomas blieb noch immer wie festgewurzelt stehen, obwohl das Fräulein schon längst unsichtbar geworden war.

Sein Geſicht verdüſterte ſich immer mehr und mehr, bis er durch Tritte, die ſich näherten, aus ſeinem Brüten aufgeſchreckt wurde.

Detlow ſtand vor ihm.

Der Mann ſah ſo verſtört, ſo verzweifelt aus, daß es nicht großer Menſchenkenntniß bedurfte, ſeine Noth, ſeine ſchweren Sorgen auf ſeinem Geſichte abzuleſen. Thomas faßte ihn beim Arm und ſagte leiſe:

St! — Seien Sie heiter, Detlow, betrüben Sie Emma nicht. Es iſt Alles gut gegangen. Kommen Sie, ich will Ihnen etwas geben.

Er ging mit ihm in die Küche und überreichte ihm den Beutel.

Detlow ſah den Alten erſtaunt an.

Iſt das Geld von der Wangenroth? fragte er.

Ja, es iſt von der Wangenroth, verſetzte der alte Thomas mit einer auffälligen Haſt.

Und Emma weiß doch davon?

Nein, ſie weiß gar nichts; ſie ſoll auch nichts wiſſen. Wir wollen, während ſie ſchläft, Alles in Ordnung bringen. Die Sachen werden doch vor Abend nicht hier ſein, vielleicht erſt morgen. Sie müſſen nun zu Marquard gehen und ihn bezahlen. Ich war ſchon bei ihm, aber er war nicht zu Hauſe.

Detlow ſagte kein Wort und trat in die Stube.

Er küßte Emma, die ihn innig an ihre Bruſt

drückte. Sie bat ihn, zu essen und zu trinken, und erzählte ihm von dem lieben Engel und dem guten alten Thomas.

Und die Wangenroth? fragte Detlow.

Du hattest leider nur zu sehr recht, versetzte Emma, sie zeigte sehr wenig Theilnahme für uns.

Detlow sah den Alten verwundert an, aber dieser gab ihm ein Zeichen, nichts zu verrathen. Detlow aß und trank. Anuchen kam zu ihm heran, setzte sich auf seinen Schooß und plauderte von dem goldenen Wagen mit den silbernen Pferden, die ihr der Onkel schenken wollte. Thomas nickte mit dem Kopfe dazu und holte dann einen Korb herein, den er umstürzte, um sich einen Sitz zu verschaffen. Der Tag warf seine letzten Sonnenblicke durch die von kaltem Athem der Nacht angehauchten Scheiben. Es wurde finster und stille. Es schien, als hinge ein Jeder seinen eigenen Gedanken nach. Aber plötzlich erhob sich der Onkel, zündete Licht an und begann wieder mit Anuchen zu lachen und zu tanzen, bis das Kind müde wurde. Er zog es aus und brachte es in's Bett. Detlow ging jetzt fort, um, wie er zu Emma sagte, noch einen sehr nothwendigen Gang abzumachen; der alte Onkel ging mit ihm hinaus und sprach draußen einige Zeit ganz leise mit ihm.

Als Thomas wieder in's Zimmer trat, war auch

Emma eingeschlafen. Nun holte er ein Stück trocknes Brod aus seiner Tasche und aß es sehr heißhungrig. Dazu trank er ein Glas kaltes Wasser. — Dann saß er, in sich versenkt, das Haupt auf beide Arme gestützt, eine lange Zeit auf dem Korbe am Ofen. Schwere Seufzer entwanden sich seiner Brust. Dann und wann erhob er sich und trat an Emma's und Aunchen's Bett und blieb mit einem tieftraurigen Blick da eine Weile stehen. So verging Stunde auf Stunde. Das Pfeifen der Nachtwächter verkündete wieder, daß die Nacht gekommen war, aber der alte Thomas saß noch immer da, das Haupt gestützt, nachdenklich und traurig.

Emma erwachte und rief nach Detlow. Thomas antwortete für ihn und die arme Frau beunruhigte sich über das lange Ausbleiben ihres Mannes. Sie vermochte nicht wieder einzuschlafen. Sie bat Thomas, sich doch auf Detlow's Bett zu legen und er mußte endlich ihren dringlichen Bitten Folge leisten. Aber er schlief so wenig wie Emma.

Die Klänge der Stadtuhren tönten durch die Stille der Nacht. Es schlug zwölf. Jeder Schlag fiel centnerschwer auf Emma's besorgtes Herz. Aber es schlug eins — und zwei — und Detlow kam nicht.

Onkel, schläfst Du? fragte Emma mit bebender Stimme.

Nein, mein Töchterchen, was willſt Du? —
Es iſt ſchon zwei Uhr —
Ja — es iſt ſonderbar —
Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt! —
Blieb Dein Mann ſonſt nie ſo lange aus? —
Ja, zuweilen wohl —
Nun, dann brauchſt Du Dich nicht zu ängſtigen. Er wird die Zeit bei einem Glaſe Bier verplaudern — er hat es nöthig, ſich zu zerſtreuen.
Aber ich weiß, daß er kein Geld hat.
Doch! — Ich habe ihm Geld gegeben.

Emma ſchwieg. Sie weinte ſtille Thränen. Ein Meer müßte man füllen können, wollte man all' die Thränen ſammeln, welche liebende Herzen um den an ihnen begangenen Verrath vergießen.

Es ſchlug drei, vier, fünf, ſechs. — Der Tag blickte, ein unbarmherziger Mahner an das Leben, durch die trüben Fenſterſcheiben und beſchien mit ſeinem fahlen Glanze zwei todtenbleiche Geſichter, welche Kümmerniß und Unruhe wach erhalten. — Aber Detlow war noch immer nicht da und kam nicht. — Er kam nicht, um die Angſt von dem Herzen einer liebenden Frau zu nehmen; er kam nicht, die Thränen zu ſtillen, die ſie um ihn weinte — um ihn!

Sechstes Kapitel.

Die gnädige Frau.

Es war in der Mittagsstunde.

Frau v. Esche lag nachlässig auf dem Divan hingestreckt und blätterte in einem Buche.

Diese Dame hatte früher ein glänzendes Haus gemacht. Seit sechszehn Jahren Wittwe, war ihr gewiß oft genug eine gute Gelegenheit geboten worden, sich wieder zu verheirathen, aber sie hatte es vorgezogen, sich mit einer Schaar Anbeter zu umgeben und ein ungebundenes Leben zu führen. Als sie älter wurde, hätte sie gern eine Wahl getroffen — aber es war zu spät. Ihre Anbeter gaben sie auf, sie mußte sich mit Liebhabern begnügen.

Plötzlich aber zog sie sich gänzlich von der großen Welt zurück; sie sagte, sie habe dieses Leben satt und wolle jetzt ihrem einzigen Kinde leben. Aber Leute, die mit dem Charakter dieser Frau vertraut waren, wußten, daß sie auf dieses einzige Kind eifersüchtig war, daß sie es haßte und daß sie durch die gänzliche Zerrüttung ihres Vermögens sich einzuschränken gezwungen wurde.

Was das Aeußere der Frau v. Esche betraf, so hatte sie ein kleines, rundes Gesicht, wie denn überhaupt

an dieser Frau Alles klein war, Kopf, Hände, Füße, Nase, Augen, Mund. Aber merkwürdiger Weise besaß sie ein paar ungemein große Zähne in der Mitte ihres Oberkiefers, während die übrigen klein und blendend weiß waren. Es schien, als hätte diese Frau ein doppeltes Gesicht. Sie sah freundlich, angenehm und in der That um zehn Jahre jünger aus, als sie wirklich war, in der Gegenwart eines Mannes, der sie interessirte; aber war sie unbelauscht, dann lag auf ihrem Antlitze etwas höchst Ironisches, Sarkastisches, Boshaftes, hundert Dämonen spielten in ihren Zügen.

Frau v. Esche war die Mutter jenes lieben, guten Mädchens, welches sich so theilnahmsvoll gegen die unglückliche Tetlow benahm. Diese hatte auf dem ruhigen, edlen Antlitze der jungen Dame nur das liebliche, herzgewinnende Lächeln gesehen. Wie anders aber sah Alwine in diesem Augenblicke aus. Konnte sie nicht mehr lächeln, wenn sie vor ihrer Mutter stand?

Welch' ein Unterschied in der äußeren Erscheinung Beider. Alwine war ganz einfach gekleidet und Alles an ihr verrieth, daß sie nichts von der Eitelkeit und der Koketterie ihrer Mutter besaß. Sie sah aus wie ein Mädchen, welches darauf angewiesen war, in einem bürgerlichen Hause die Wirthschaft zu führen und der Hausfrau zur Seite zu stehen.

Ich habe Dir ja gestern mitgetheilt, sagte Frau

v. Eſche, ohne aufzublicken, daß ich dieſen Mittag einen Gaſt haben werde.

Nein, Mutter, das haben Sie mir nicht geſagt, verſetzte Alwine.

Aber Du hörſt ja, daß ich Dir's jetzt ſage.

Das Mädchen wollte gehen.

Alwine! rief die Mutter.

Das Fräulein wandte ſich um.

Haſt Du Runkel nach den Noten geſchickt?

Er iſt eben fort, verſetzte die Tochter und wandte ſich wieder der Thüre zu.

Alwine! rief die Gnädige noch einmal.

Das Mädchen wandte ſich abermals um.

Frau v. Eſche las aber in ihrem Buche, und ſchien es ganz vergeſſen zu haben, daß ſie ihre Tochter zurückgerufen hatte. Alwine blieb eine Weile geduldig ſtehen.

Was beliebt Ihnen, Mutter? fragte ſie dann.

Frau v. Eſche lachte, wahrſcheinlich über eine komiſche Situation in ihrem Romane, laut auf und las dann ruhig weiter.

Sie haben mich gerufen, ſagte Alwine.

Die Gnädige ſah auf und warf ihrer Tochter einen ſtrengen Blick zu.

Dieſe ging.

Alwine! rief ihre Mutter abermals.

Alwine wandte ſich wieder um, auf ihrem Antlitze

war keine Spur von Unmuth ſichtbar, auf ihrer Stirn thronte eine erhabene Selbſtverleugnung.

Iſt zur Modiſtin geſendet worden? fragte die Gnädige. Ich muß durchaus morgen meine Coiffüre haben.

Sie würde fertig ſein, ließ die Modiſtin ſagen. Befehlen Sie noch etwas, Mutter?

Die Gnädige gab keine Antwort und fuhr fort zu leſen Ihre Tochter ging wieder.

Alwine! rief die Mutter. Du mußt nach der Bibliothek ſchicken. Man ſoll mir das Neueſte von Paul de Kock ſenden.

Ich werde es beſorgen, ſagte Alwine, indem ſie einen Stuhl, der nicht auf ſeinem Platze ſtand, dahin ſetzte. Dann wollte ſie endlich das Zimmer verlaſſen.

Alwine! rief die Gnädige nochmals.

Haben Sie noch etwas vergeſſen, Mutter? fragte das Mädchen.

Parfüm!

Das Flacon ſtand auf dem Tiſch, der gnädigen Frau ſo nahe, daß ſie es, ohne ihre Lage nur im Geringſten verändern zu müſſen, mit der Hand bequem erreichen konnte. Alwine gab es ihr, ohne nur eine Miene zu verziehen.

Ihre Mutter ſchien endlich ihre Aufträge und Wünſche

erschöpft zu haben, denn sie rief ihre Tochter diesmal nicht zurück. Diese ging in die Küche hinaus, aber im selben Augenblicke wurde auf eine sehr bescheidene Weise geklingelt; Alwine öffnete.

Hopsa, da bin ich wieder, gnädiges Fräulein! rief gleich darauf eine dünne Stimme, die kaum einem Manne anzugehören schien, und ein lachendes, bärtiges Gesicht blickte in's Entree hinein.

Schon zurück? fragte Alwine und lächelte so freundlich wie sie nur immer konnte.

Es ist mir stets, als führe ich mit zwei Littauern, mein gnädiges Fräulein, wenn ich für Sie oder die gnädige Frau Gänge mache. Ach — sie ist so zornig, wenn sie böse wird!

Der also Sprechende war in die Küche getreten. Er sah wie ein aus Alt und Jung zusammengesetztes Wesen aus. Sein Körper war klein, wie der eines zehnjährigen Knaben, aber sein Kopf, groß und stark, zeigte ein vollkommen männliches und bärtiges Gesicht. Er war übrigens anständig gekleidet und trug unter seinem Arme eine Mappe, die er auf den Küchentisch legte.

Hier sind die Noten und das Buch, mein gnädiges Fräulein, sagte er, indem er diese Dinge aus der Mappe nahm. Das Buch war ausgeliehen, aber ich habe mir

den Namen der Dame, die es hatte, sagen lassen und es von ihr geholt.

Wie gütig Sie sind, mein lieber Runkel, sagte Alwine, wie soll ich Ihnen das jemals danken!

Nichts zu sagen! Nichts zu sagen, mein gnädiges Fräulein! versetzte Runkel. Haben Sie noch etwas für mich zu thun? — Ah — ich sehe, haben kein Wasser nich. Hopsa!

Und das Männchen nahm den Eimer, und ehe ihn Alwine daran verhindern konnte, war er schon zur Thüre hinaus und eben so schnell kam er mit dem vollen Eimer zurück. Hopsa! rief er wieder und stellte ihn, als wäre er federleicht, auf die Wasserbank.

Haben heute einen Gast, gnädiges Fräulein? sagte er dann und sah das Mädchen, welches nicht einen Augenblick zu arbeiten aufgehört hatte, forschend an.

Ach ja, lieber Runkel, sagte Alwine.

Hat Niemand einen Charakter nich, mein gnädiges Fräulein, versetzte der Kleine und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

Alwine seufzte, aber sie schien über die Aeußerung ihres Kummers, die ihr unwillkürlich entschlüpft war, fast zu erschrecken, denn sie lächelte gleich wieder.

Messer schon geputzt, mein gnädiges Fräulein, Löffel schon polirt? — fragte Runkel und sah sich prüfend um. O, sagen's nur, wo was fehlt. Mit der alten

Frau geht's ein wenig langſam. Jugend herrlich Gut. Sie ſind erſt zwei und zwanzig und ich ſechs und zwanzig Jahre alt, macht zuſammen achtundvierzig. Ein kluges Alter, mein gnädiges Fräulein, und wie jung wir dabei ſind!

Während der Kleine alſo ſprach, nahm er die Meſſer und Gabeln, prüfte ſie nach der Reihe und putzte ſie. Er ſchien ſich bei dieſer Arbeit gar nicht genugthun zu können und hatte ordentlich ſeine Freude daran, als ſie ſcharf und ſpiegelblank waren.

Jetzt haben's gut gemacht, ſagte er, die gnädige Frau Mutter ſoll 'mal Augen machen. Ach! —

Was iſt Ihnen? fragte Alwine, als der Kleine plötzlich ganz tiefſinnig ſtehen blieb.

Hat Niemand einen Charakter nich, mein gnädiges Fräulein! verſetzte der Zwerg. Nun, gehaben Sie ſich wohl, Nachmittags komm' ich wieder.

Sie wohnen jetzt ſo weit, ſagte Alwine, Sie thun ſich wirklich Schaden, wenn Sie ſo oft den weiten Weg machen.

O, meine beiden Littauer! rief der Zwerg und verſchwand lächelnd. Auch Alwine lächelte noch eine ganze Weile, als er ſchon längſt fort war und ihr Geſicht erglänzte im Wiederſcheine dankbarer Anerkennung.

Aber ſofort veränderte ſich ihr ganzes Weſen, als

bald nach Runkels Entfernung ein anderer Beſuch erſchien, in Alwinens Zügen ſprach ſich eine Geringſchätzung aus, welche gegen ihr ſonſt ſo freundlich mildes Weſen auffallend abſtach.

Es war ein Herr von über vierzig Jahren, groß, hager, mit einem martialiſchen rabenſchwarzen Schnurrbart. Es lag auf ſeinem Geſichte und in der Art, wie er ſeinen Schnurrbart drehte, eine grauſenerregende Siegesſicherheit und ohne daß er's ausſprach, ſchienen ſeine unverſchämten Blicke doch deutlich genug zu ſagen: Widerſtehe mir, wer's vermag!

Dieſer Mann war ein Pole, Namens v. Kinski und rühmte ſich, einer der tapferſten Offiziere der polniſchen Armee im Jahre 1831 geweſen zu ſein.

Welch' ein kleiner bezaubernder Teufel Sie heute wieder ſind, ſagte er zu dem jungen Mädchen.

Alwine warf ihm einen ſtolzen, ſtrafenden Blick zu und ging in die Küche.

Wieder zuerſt mit dem linken Beinchen aufgeſtanden? fragte Kinski, indem er ſeinen Palletot abwarf. Widerſpenſtiges Kind, Sie wiſſen noch nicht den Werth eines Mannes meiner Art zu ſchätzen. Ah — wenn ich nur Sturm laufen wollte — die Feſtung würde am erſten Tage fallen.

Er pochte und trat zu der Gnädigen ein.

Frau v. Esche hatte ihre Lage noch nicht verändert, sie las noch immer und sah sehr schmachtend aus. Der Herr v. Kinski trat auf den Zehen zu ihr heran und küßte ihr die Hand, wobei er mehr von seiner kahlen Glatze zeigte, als nöthig war.

Ah — gut, daß Sie kommen, mein lieber Freund, sagte die Gnädige. Ich bedarf so sehr des Trostes, der Zerstreuung, ach, ich glaube, daß ich heute wirklich krank bin.

Im Gegentheil, meine Theure, Sie sehen heute ungewöhnlich wohl aus, versetzte Kinski.

Finden Sie das? Nun, das freut mich, sagte die Gnädige, es wäre aber wirklich kein Wunder, wenn ich schlecht aussähe. Der Aerger, den mir Alwine verursacht, wird immer unerträglicher.

Sie wird heirathslustig sein, entgegnete Kinski, und ich rathe Ihnen, meine Gnädige, geben Sie ihr den Rabe — er ist wirklich keine schlechte Partie für sie.

Ah, pfui, Parfüm!

Der Herr v. Kinski reichte der Gnädigen das Flacon und drehte dann an den Spitzen seines Schnurbartes.

Es ist bekannt, fuhr er fort, daß der Rentier Rabe ein sehr reicher Mann ist, und er scheint in ihre Tochter wirklich leidenschaftlich verliebt zu sein.

Leidenschaftlich verliebt! rief die Baronin laut auf-

lachend aus, ein Menſch ohne Schnurbart, ein Menſch, der Rabe heißt, leidenſchaftlich verliebt! Ach Gott, ich lache mich zu Schanden, die Geſchichte iſt zu originell.

Es währte eine lange Zeit, ehe die Gnädige aus dem Lachen heraus kam.

Er iſt es wirklich, ſagte Kinski, er brennt vor Begierde, Ihnen ſeinen Antrag zu machen. Bis jetzt hat er Ihre Tochter nur in der Ferne geſehen, aber er iſt entzückt von ihr. Ich glaube kaum, daß er nach einer Mitgift fragen wird.

Sehen Sie, lieber Kinski, fuhr die Gnädige fort, welche dieſe letzte Bemerkung des Schnurbarts gar nicht gehört zu haben ſchien, ich möchte wahrlich lieber weinen, als lachen. Iſt es nicht entſetzlich für mich, für die Frau v. Eſche, eine Tochter zu haben, in welche ein ſolcher Menſch ſich zu verlieben wagen kann? Iſt es nicht über allemaßen traurig, ein einziges Kind zu haben, für welches ſich keine anſtändige Partie je hoffen läßt?

Allerdings ſehr traurig, meine Gnädige, entgegnete Kinski, wenn Ihre Tochter nur halb ſo liebenswürdig, ſo geiſtreich, ſo ſchön, wie Ihre Mutter wäre, dann würde ſie ſchon längſt an irgend einen Prinzen verheirathet ſein, ſo aber, meine Liebe —

Kinski küßte der Gnädigen abermals die Hand, welche ſie ſchmachtend auf ſeinen Arm legte.

Nein, ſie iſt nichts als eine Plebejerin von gröbſtem

Korn, hub ſie dann wieder an. Kein adeliges Talent hat ſich bei ihr entwickeln wollen, alle ihre Paſſionen und Eigenſchaften ſind gemeinſter Art. Kein Wort lateiniſch kennt ſie, keine Unterhaltung weiß ſie mit Geiſt zu führen, und wenn ihr ein Herr auch um meinetwegen etwas Schönes und Artiges ſagen möchte, ſo benimmt ſie ihm die Luſt dazu, denn ſie ſieht wahrlich immer aus, als wollte ſie jeden Mann verſchlingen, der ſich ihr nähert. Wie oft habe ich's verſucht, ſie mit in die Unterhaltung zu ziehen, aber ſie blamirt mich nur.

Ich finde daher, ſagte Kinski, der Gnädigen näher rückend, dies Alles zugegeben, den Herrn Rabe für eine ſehr paſſende Partie.

Nein, nein, mein lieber Kinski, entgegnete die Gnädige, ich will mich nicht ſo lächerlich in den Augen der Welt machen, einen Schwiegerſohn zu beſitzen, der weder von Adel iſt, noch irgend etwas Adeliges in ſeinem Weſen hat. Ich müßte ja vor Schaam vergehen, wenn ich ihn vorſtellen wollte. Und wie der Menſch ausſieht! — Welche unnoble Figur! Das iſt alſo der Schwiegerſohn der Frau v. Eſche, würde man ſagen, welche den feinſten Geſchmack, ſo viel Welt und äſthetiſchen Sinn hat? Ach, ich ſehe ſchon die moquanten Blicke, die mich zum Wahnſinn bringen werden.

Die Gnädige hielt ihr Taſchentuch vor den Augen

und legte ihr Haupt an die Bruſt des Herrn v. Kinski, der wie ein Satyr lächelte.

Ich bedaure Sie wirklich, meine Liebe, ſagte er, man könnte faſt aus Mitleid für Sie Ihre Tochter heirathen.

Ach, Sie ſind ſo herzensgut, mein lieber Kinski, fuhr die Gnädige fort, Sie nehmen ſolch innigen Antheil an meinem Kummer. Ich würde wirklich vor Harm vergehen, wenn ich Sie nicht hätte. Ach, da fällt mir ein — ich habe ein allerliebſtes Gedicht componirt. Wollen Sie es anhören?

Mit dem größten Vergnügen, verſetzte Kinski, ich bitte ſehr darum, Sie wiſſen, wie ſehr ich Ihr Talent ſchätze und bewundere.

Die gnädige Frau ſetzte ſich an's Klavier und ſang ſo ſchmachtend und mit ſolchem Affect, daß Kinski hätte laut auflachen mögen.

Nichtsdeſtoweniger brach er in enthuſiaſtiſche Beifallsbezeugungen aus.

Wunderbar! Entzückend! O, wie herrlich das klingt! Wie reizend Sie ſind, begeiſtert von Ihren Empfindungen und im Rauſche der Töne.

Die Gnädige ſtattete dem Schnurrbart, der hinter ihr ſtand und ſich zu ihr herabgebeugt hatte, mit einem äußerſt zärtlichen Blick ihren Dank ab und fuhr dann in ihren muſikaliſchen Anſtrengungen fort. Als

das Stück zu Ende war, trat Alwine in's Zimmer und fragte, ob gedeckt werden dürfte.

Die Gnädige sah ihre Tochter einige Sekunden starr an, dann winkte sie bejahend.

Alwine! rief die Mutter, als diese eben das Zimmer verlassen wollte.

Was beliebt Ihnen? fragte Alwine.

Denke Dir, sagte die Gnädige lachend, unser Nachbar drüben, der Herr Rabe, welcher leidenschaftlich in Dich verliebt ist, läßt durch den Herrn v. Kinski um die Erlaubniß bitten, mir vorgestellt zu werden.

Das thut mir herzlich leid, versetzte Alwine mit der größten Ruhe.

Ist er Ihnen nicht hübsch genug? fragte Kinski und sah das Mädchen unverschämt an.

Herr v. Kinski, sagte Alwine stolz, bemühen Sie sich meinetwegen nicht, ich werde sicher keinem Manne meine Hand geben, der von Ihnen empfohlen worden ist.

Mit diesen Worten wollte sich Alwine entfernen.

Bleib'! rief die Gnädige mit zornigem Tone, an Deine Dummheit und bornirte Taktlosigkeit ist schon Jedermann gewöhnt, Du brauchst deshalb nicht fortzulaufen. Du siehst, daß man, weit entfernt, sich durch Dein einfältiges Benehmen verletzt zu fühlen, Dich deshalb nur auslacht. Nein, es ist himmlisch! —

Die Schwiegermutter dieſes Menſchen und vielleicht in Jahresfriſt die Großmutter eines aus dieſer monſtröſen Verbindung hervorgegangenen Balges zu ſein — intereſſante Ausſichten, höchſt anmuthig in der That.

Alwine ging und die Gnädige rief ſie diesmal nicht zurück.

Dies Geſchöpf, ſagte ſie, iſt unverbeſſerlich.

Ich würde nicht einen Augenblick anſtehen, in die Ehe Ihrer Tochter mit Herrn Rabe zu willigen, entgegnete Kinski, und ich glaube auch, daß Alwine mit der Zeit ihre Abneigung überwinden wird.

Herr v. Kinski, verſetzte die Gnädige, ich bin nicht gewohnt, mich von den Entſchließungen und Neigungen meiner Tochter beſtimmen zu laſſen; ſie muß ſich unter allen Umſtänden meinem Willen beugen oder brechen. Sie wiſſen, daß ich den Gedanken, Herrn Rabe zu meinem Schwiegerſohne zu machen, mit dem größten Abſcheu von mir gewieſen habe, und daß ich Ihnen zürnte, als Sie den unverſchämten Intentionen dieſes Menſchen das Wort redeten. Aber jetzt mag er kommen, ja, er ſoll kommen, Herr v. Kinski, und ſei es nur, um dieſem gottloſen Geſchöpf zu zeigen, daß ich über ihre Neigungen gebieten kann.

Ich werde Ihrem Willen gehorchen, verſetzte Kinski, und Herrn Rabe vielleicht ſchon morgen zu Ihnen

führen. Sie werden sehen, daß der Mann, wie ungehobelt er auch sein mag, dennoch nicht so übel ist. Die dummen Schwiegersöhne sind nicht immer die schlimmsten. Und was den fehlenden Adel anbetrifft — pah! Was hat, unter uns gesagt, der Adel heute noch zu bedeuten? Einige Millionen wiegen den ältesten Stammbaum auf.

In diesem Augenblicke trat Alwine wieder in die Stube, um den Tisch zu decken. Die Gnädige und Kinski sprachen leise mit einander. Trotz der boshaften Blicke des Polen that Alwine ihre Verrichtung mit der größten Unbefangenheit.

Wenige Minuten später saßen Frau v. Esche und ihr Freund bei der Tafel. Alwine hatte sich in ihre Stube zurückgezogen und während sie über ihr unglückliches Schicksal nachdachte und Thränen des Kummers vergoß, nahm die Unterhaltung zwischen ihrer Mutter und deren Freunde eine mehr und mehr romantische Wendung. Die Gnädige wurde immer schmachtender, der Herr v. Kinski immer galanter. Es war schon dunkel geworden, als er sich entfernte. Er drehte im Fortgehen seinen Schnurrbart mit einer Miene, welche zu sagen schien: von Sieg zu Sieg!

Jetzt klingelte die Gnädige wieder und Alwine ging zu ihr hinein.

Die Mutter sah, wie sie das oft that, ihre Tochter

eine Zeit lang ſtarr und unbeweglich an, dann wurde ihr Blick etwas milder und mit einem faſt mütterlichen Tone, den Alwine ſelten oder vielleicht noch niemals vernommen hatte, hub ſie an:

Setze Dich hierher!

Alwine holte ſich Nähzeug und ſetzte ſich.

Dummes Geſchöpf, rief die Baronin, kannſt Du nicht einen Augenblick Deine Mutter anhören, ohne die Hände wie eine Dampfmaſchine in Bewegung zu haben? Ja, wahrlich, Du biſt eine Strafe, eine Plage für mich. Von Deiner Geburt an haſt Du mich mit Sorgen erfüllt. Ich bin durch Dich vor der Zeit gealtert. Dieſe Runzeln, dieſe vielen weißen Haare, welche Du mir zu Dutzenden jeden Morgen ausziehen muſt — Du biſt die Veranlaſſerin!

Liebe Mutter, Sie ſind über funfzig Jahre alt, ſagte Alwine.

Schweig', Dirne, rief die Gnädige entrüſtet, controllire mein Alter nicht. In meinem ganzen Leben hätte ich keine Runzeln bekommen, nie würde auch nur ein Haar auf meinem Haupte ſich ſo häßlich verfärbt haben — wärſt Du nicht geweſen. Ich habe Deinen Vater nie geliebt, ich heirathete ihn, weil er reich war. Als ich Dich unter meinem Herzen trug, glaubte ich einen Augenblick, Dich wenigſtens lieben zu können. Als Du mir aber nach der Geburt gezeigt wurdeſt,

hätte mich fast der Schreck dem Tode nahe gebracht. Du glichst Deinem Vater, wie ein Ei dem andern, und jemehr ich einsah, daß auch Dein Charakter dem seinigen ähnlich wurde, destomehr mußte ich Dich hassen. Gott weiß es, ich habe christlich gegen diesen Haß angekämpft. Oft, wenn ich mit Dir allein war, kam mir der entsetzliche Gedanke, mich und die Welt von Dir zu befreien. Aber ich war zu christlich, um einen so frevelhaften Gedanken je ausführen zu können, den meine Verzweiflung und Dein Charakter vielleicht gerechtfertigt haben würden. So wurdest Du zu meinem Entsetzen groß an Körper, geistig aber bliebst Du ein Krüppel. Du verleugnest das Blut Deiner Mutter. Du scheinst zu einem Strickstrumpfe, zu einem Waschkessel, nicht zu einer Baroneſſe geboren zu sein. Ich habe mir die unsäglichste Mühe gegeben, aus Dir, trotz Deiner geistigen Beschränktheit, etwas zu machen. Gott weiß es, welche Opfer ich gebracht, Dich in die große Welt einzuführen, damit Du eine ansehnliche Partie und Dein Glück machen könntest. Aber Du bist ein störrisches, undankbares Geschöpf. Es ist wahr, die Natur hat Dich zu meinem und Deinem Fluche vernachlässigt, sie hat Dich arm an Witz und Geist werden lassen, aber nicht einmal den guten Willen wolltest Du zeigen. Selbst so wie Du bist, hätte sich vielleicht noch etwas aus Dir machen lassen. Ich würde den Männern eingeredet

haben, Du seiest mit Geist und Talenten vollauf begabt, denn der klügste Mann ist nicht klug genug, um nicht von der einfältigsten Frau getäuscht werden zu können. Ein wenig anständige Koketterie — und die mindestens muß jedes weibliche Wesen verstehen — würde Alles möglich gemacht haben, aber es war mit Dir nichts anzufangen. Du hast Dich stets feindlich gegen mich gezeigt, meine Lehren machten auf Dich auch nicht den geringsten Eindruck. Als Du siebzehn Jahre alt warst, welche Triumphe hättest Du feiern können. Was vermag nicht ein Mädchen in diesem Alter! — Du hättest Dich und mich glücklich machen können. Jetzt ist es zu spät. Wir haben aufgehört, ein Haus zu machen — man drängt sich nicht mehr zu uns, unser Vermögen ist erschöpft. Wir sind ärmer, viel ärmer als Du glaubst. Wir leben nicht von unseren Zinsen, wir zehren von unserm Kapital und in wenigen Monaten sind wir damit zu Ende. Auf eine standesgemäße Partie für Dich ist jetzt weniger als je zu rechnen. Es ist wahr, ich schäme mich vor mir selbst, wenn ich an diesen Rabe denke, aber dennoch wäre es ein Glück für uns, wenn er Dich heirathen würde, und ich richte jetzt an Dich die mütterliche Frage, ob Du auch diesen Freier durch Deine Kälte und Deine spröde und einfältige Zurückhaltung verjagen willst?

Alwine hatte diesen langen Herzenserguß ihrer

Mutter ſtumm, bewegungslos, tief in Sinnen verſunken, angehört. In ihren Augen ſtanden Thränen, aber ſie unterdrückte ſie und ſagte dann mit ruhiger Stimme, welcher man kaum eine innere Bewegung anhörte:

Ich habe meine Kindespflicht ſtets gegen Sie erfüllt und gedenke ſie ferner zu erfüllen, aber niemals werde ich einen Mann heirathen, dem mein Herz nicht ganz angehören kann. Sie ſelbſt, liebe Mutter, ſind mir ein warnendes Beiſpiel, was aus einer ſolchen Ehe ohne Neigung entſteht. Mag es kommen, ſo ſchlimm es nur immer kommen kann. Ich will für Sie arbeiten, ja, Tag und Nacht will ich für Sie arbeiten, ich hoffe, daß wir Beide bei einiger Sparſamkeit und Mäßigkeit von meinem Verdienſte werden leben können, aber nimmer würde ich das traurige Loos ertragen, mir ſelbſt verächtlich zu werden.

Mißrathenes Geſchöpf! rief die Mutter, indem ſie wie eine Furie aufſprang, ſo opponirſt Du mir ſtets und immer. Du willſt, daß ich wie eine elende Bettelfrau, die im Kehricht nach Lumpen ſucht, leben ſoll? Willſt Du?

Und mit einem Blicke, in welchem etwas unſäglich Gehäſſiges lag, ergriff die Raſende ein Meſſer, während ſie mit der andern Hand den Kopf des Mädchens erfaßte.

O, Mutter! ſagte Alwine, indem ſie das große

Auge zu ihr aufschlug, machen Sie sich nicht noch unglücklicher!

Du wirst den Menschen nicht heirathen? rief die Gnädige, noch immer das Messer gezückt haltend, an Leib und Gliedern bebend.

Mutter! rief Alwine und fiel vor dieser nieder, indem sie ihre Kniee umfaßte, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Aeußersten. Sie wissen, daß ich entschlossen bin, Sie wissen, daß ich bei aller Folgsamkeit mich doch nie zu dem bewegen lasse, was ich verabscheuen muß. Und ich versichere Ihnen, Mutter, daß Sie in Bezug auf Rabe sich entsetzlich täuschen. Sie würden, ich würde mich ganz nutzlos opfern. Sie kennen diesen Menschen nicht. Glauben Sie nicht, daß er um meine Hand werben würde, wenn er nicht der Meinung wäre, daß wir reich seien. Runkel hat lange Zeit mit ihm in einem Hause gewohnt und schildert ihn mir als einen rohen, brutalen und geizigen Menschen; nicht mit einem Pfennig würde er Ihnen helfen, und wenn Sie auch am Rande des Abgrundes ständen. Selbst, wenn ich mich auch entschlösse, ihn zu ehelichen, ich würde ihm doch sagen müssen, daß ich arm bin, daß ich nichts habe, nichts besitze, als dies arme, unglückliche Herz, das mir die Liebe meiner Mutter geraubt hat.

Alwine hielt inne. Schluchzen erstickte ihre Stimme. Zum ersten Male sah die Mutter den Augen ihres

Kindes, das bisher nur im Verborgenen geweint, einen solchen Thränenstrom entquellen, zum ersten Male sah sie sich von den Armen ihres Kindes umfangen — aber die Eitelkeit, die Leidenschaft äußerlichen Glanzes, die hohle, seelenmatte, gräßliche Koketterie hatten bei dieser Frau alle mütterliche Regung erstickt.

Du bist und bleibst ein dummes, einfältiges Geschöpf, sagte sie. Das Verbergen war nie Deine Sache. Durch Deine dumme Wahrheitsliebe machst Du Dich lächerlich und verächtlich. Es fehlte nicht viel, Du posauntest es auf offener Straße aus: bewirbt Euch nicht um meine Hand — ich habe nichts! Glaubst Du, daß die Menschen, selbst die besten, je die Armuth zu achten vermögen? Und ich *will* nicht arm sein! hörst Du? Ich will und will nicht arm sein! Du mußt Rabe heirathen und ich werde ihn von seinem Geize curiren. Verlaß Dich darauf, ich werde es. Du sollst nur den Schein behaupten, als wärest Du ihm nicht abgeneigt — das ist Alles, was ich von Dir verlange.

Ich mag keinen Mann betrügen, ich kann nicht sagen, daß ich ihn liebe, wenn mein Herz dem widerspricht.

Sprich noch von Deinem Herzen! — Wahrhaftig, das ist lächerlich! — Ein Kind, das seine Mutter mit Gewalt in die Grube bringt — —

Die Gnädige sank bei diesen Worten ohnmächtig

nieder, das Messer entfiel ihrer convulsivisch zitternden Hand, Alwine fing ihre Mutter mit ihren Armen auf und trug sie auf den Divan. Sie schaffte rasch Brausepulver herbei, besprengte Stirn und Schläfen ihrer Mutter und ließ keins der bei solchen Fällen anwendbaren Mittel unversucht, um sie aus ihrer tiefen Ohnmacht zu erwecken. Alwine that dies Alles so ruhig und doch so fürsorglich, so gefaßt und doch so mitleidig, daß sicher kein Mensch würde errathen haben, in welchem Verhältnisse die unglückliche Tochter zu ihrer elenden Mutter stand.

In diesem Augenblicke wurde geklingelt und eine dünne Stimme rief:

Nichts zu thun mich, gnädiges Fräulein?

Ach, mein lieber Runkel, rief Alwine, Sie führt ein barmherziger Gott zur rechten Zeit hierher. Die Mutter ist ganz ohnmächtig, helfen Sie mir.

Es war, als übte der Zwerg einen heilsamen Einfluß auf die Gnädige aus. Sie kam wieder zu sich und schlug die Augen auf, sobald er sich ihr näherte. Sie erholte sich allmälig völlig und begehrte dann allein zu sein. Sofort trat sie dann vor den Spiegel und ordnete ihre Toilette. Als Alwine später in's Zimmer kam, war ihre Mutter wieder ganz die alte, kokette, kaltherzige Gnädige.

Ihr Plan für die Zukunft war fertig.

Siebentes Kapitel.

Die Flucht in das Goldland.

Zwei arme, unglückliche, ächt weibliche Herzen hatten eine Nacht zitternd und bangend durchwacht. Die Wände eines einzigen Hauses hatten in dieser einen Nacht Seufzer vernommen, welche schwerer wogen in der Schale des Elends, als mancher laute Aufschrei, der gellend durch die Welt hallt.

Der alte Thomas konnte Emma's Sorge und Angst um ihren Mann nicht länger ertragen. Er ging um ihn zu suchen.

Als er die Treppe hinabstieg, begegnete ihm der kleine Runkel. Beide Männer blieben stehen, als müßten sie sich durchaus etwas sagen, obgleich sie sich noch niemals zuvor gesehen hatten. Aber der alte Thomas sagte nichts als „guten Morgen" und Runkel erwiderte den Gruß, während er die Klingel zog. Alwine erschien.

Sie sah bleich und angegriffen aus. Doch lächelte sie, als sie beide Männer gewahrte. Sie fragte den Alten nach Emma's Wohlbefinden. Thomas erzählte mit kurzen Worten, welch' eine traurige Nacht seine Nichte verlebt und weshalb er jetzt ginge. Alwine erschrak und versprach dem Alten, Emma zu besuchen.

Einige Secunden später befand sich Thomas auf der Straße, es war ein unfreundliches Wetter, aber dies beachtete er nicht. Seine Phantasie trieb oft ein grausames Spiel mit ihm. Bald hielt er diesen bald jenen für Detlow. Nachdem er so einige Stunden vergebens die kreuz und die quer durch die Stadt gestrichen war, begab er sich endlich nach Hause.

Er pochte an die Thür und lauschte dann, ob sich wohl männliche Tritte hören ließen. Aber es war ein weiblicher Fuß, der leise herankam und der arme Thomas glaubte zu Boden sinken zu müssen, als er das leichenblasse, abgehärmte Antlitz seiner unglücklichen Nichte sah, die sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte.

Nicht gefunden? fragte sie mit zitternder Stimme.

Noch nicht da? fragte der alte Thomas zu gleicher Zeit.

Sie sahen sich Beide rathlos und verzweiflungsvoll an.

Da kamen rasche, feste Tritte die Treppe herauf. Des alten Mannes Antlitz leuchtete. — Emma stürzte hinaus. Unselige Täuschung!

Es war der Briefträger.

Madame Detlow! sagte er, dieser den Brief überreichend; und schon ging er wieder.

Es war ein frankirter Stadtbrief. Emma hielt ihn mit zitternden Händen.

Sie hatte ihres Mannes Schriftzüge erkannt; angstvoll erbrach sie das Couvert, las und sank bewußtlos nieder.

Annchen schrie auf und warf sich mit angstvoller Miene über ihre Mutter hin. Thomas hob sie auf und legte sie auf's Bett. Er stürzte die Treppe hinunter, klingelte bei der gnädigen Frau und bat Alwinen, ihm beizustehen.

Das Mädchen eilte hinauf. Thomas lief zum nächsten Arzt. Dieser kam sofort und fand Emma's Zustand nicht unbedenklich.

Der Brief, den Thomas jetzt las, enthielt folgende Zeilen:

„Liebe Emma!

Ich weiß wohl, wie sehr Dich die Nachricht betrüben wird, die Du jetzt empfängst. Aber ich bitte, ich beschwöre Dich, lies sie mit Fassung. Wenn Du diesen Brief erhältst, habe ich Berlin den Rücken gekehrt, um mich nach Amerika zu begeben. Ich kann es nicht länger ertragen, uns in Elend verkommen zu sehen, und habe alle Hoffnung verloren, daß es uns hier je besser gehen wird. Mit meinem Reisegeld reiche ich bis nach Amerika aus und dort werde ich alle meine Kräfte und Talente aufbieten, um unserm Geschicke eine günstigere Wendung zu geben. Du sollst bald und recht oft von mir hören. Ich hoffe, daß

Du, wenn Dir der Ernährer fehlt, überall Theilnahme und Unterstützung finden wirst, und daß es Dir in meiner Abwesenheit besser ergehen wird, als an der Seite eines Mannes, der Dich nicht zu erhalten vermag. Also nochmals, fasse Dich, hoffe das Beste und verzeihe nur den verzweiflungsvollen Schritt, zu dem mich nur die Liebe zu Dir und unsern Kindern getrieben hat. Sei tausendmal innig geküßt und küsse auch Annchen recht herzlich.

Dein Martin."

Der Alte blickte tiefsinnig in den Brief, als konnte er noch gar nicht recht fassen, was darin stand. In Alwinen's Augen standen Thränen. Aber sie mußte gehen, die gnädige Frau ließ sie rufen. Es gelang den Bemühungen des Arztes, Emma in's Bewußtsein zurückzurufen. Sie starrte eine Weile vor sich hin und fuhr mit der Hand nach der Stirn; nur allmählig vermochte sie sich von der Umnachtung ihres Geistes loszuringen. Dann verlangte sie nach dem Briefe.

Thomas sah den Arzt fragend an, ob er der Kranken wohl willfahren dürfe; der Arzt bejahte es. Nun trat der Alte an das Bett, legte seine Hand sänftigend auf Emma's Haupt und sagte, indem er ihr den Brief überreichte, mit bewegter Stimme:

Gottes Schickung, mein Töchterchen, Gottes Schickung — sei stark!

Emma drückte des guten Alten Hand — sie hätte Gottes Hand nicht inniger und vertrauensvoller drücken können, denn sie sah ganz gefaßt aus. Es ist so etwas in einem wahrhaft liebenden weiblichen Herzen, das sich aller Berechnung entzieht. Es ist gleichsam die Vergöttlichung der Seele, welche wir in solchen Momenten erkennen müssen.

Sie las den Brief wohl dreimal, ohne daß sich der ruhige Ausdruck ihres Gesichtes veränderte. Sie sah auf die Schrift, als wollte sie die todten Buchstaben lebendig machen und von ihnen noch tausend Dinge erfahren, welche nicht dastanden. Dann legte sie den Brief ruhig zusammen und bat Thomas, ihr den Knaben zu reichen, welcher ganz ruhig mit offenen Augen in seinem Korbe lag, und drückte dieses unglückliche, von seinem Vater gänzlich vergessene Schmerzenskind mit unsäglicher Inbrunst an ihr Mutterherz.

Es war ein so feierlicher Augenblick, es lag ein so heiliger Heldenmuth in der Fassung dieser Mutter. Sie küßte und umarmte auch Annchen. Sie brauchte es nicht auszusprechen, ihre Mienen sagten es, wie sie an der Fülle der Liebe, die sie für ihren Mann und ihre Kinder im Busen trug, sich aufrichtete.

Der Arzt hatte sich mit beruhigenden Zusagen verabschiedet, und Thomas versprach seiner Nichte in einfachen und rührenden Worten, daß er sie nicht verlassen

würde. Er behauptete abermals, genug zu besitzen, um jede Nahrungssorge von ihr fern halten zu können, und bekannte, daß er ihrem Manne eine große Summe gegeben, mit der er die Schuld an Marquard bezahlen sollte. Aber er hat ganz recht gehandelt, mein Töchterchen, fügte er hinzu, daß er das Geld zur Reise benutzt hat. Er wird in dem Goldlande sein Glück machen. O, wie reich unsere Kinderchen dereinst mal sein werden! —

Und nun setzte er sich neben das Bett seiner Nichte und begann Pläne für die Zukunft zu machen. Er wollte baldmöglichst eine andere, kleine aber gemüthliche Wohnung miethen und sie einfach aber bequem ausmöbliren, und sobald Detlow von Amerika aus geschrieben haben wird, fuhr er fort, will ich ihm nochmals eine größere Summe Geldes senden, damit er sich rascher emporarbeiten kann! O, ich habe die feste Ueberzeugung, daß es ihm dort glücken wird, und daß wir bald alle an seiner Seite froh und zufrieden leben werden.

Emma sah ihren Onkel ganz erstaunt an.

Hatte der alte Mann wirklich Geld?

Und als er mit seinen Plänen zu Ende war, da machte er sich daran, eine Suppe zu kochen, aber im selben Augenblick erschien Runkelchen und brachte Mittagessen. Sein gnädiges Fräulein, sagte er, könne nicht

ſelbſt kommen. Er ſah ſehr traurig aus, der arme Zwerg, aber er hielt ſich nicht lange auf und ſprach ſehr wenig. Dann eilte er hurtig davon. Er ging zu der gnädigen Frau hinunter. Es war auch hier kein Feiertag, auch hier übte ſich eine edle Dulderin im Ertragen.

Achtes Kapitel.

Eine Brautwerbung.

Alwine verlebte ſehr traurige Stunden. Je entſchiedener ſie erklärte und wiederholte, ihrer Mutter nicht gehorchen zu können, deſto unabläſſiger und grauſamer wurden deren Mißhandlungen. Wollten wir alle dieſe Scenen beſchreiben, der Leſer würde uns vielleicht unnatürlicher Uebertreibung beſchuldigen. Aber die Sonne und der Mond, welche ſo Vieles ſehen, was in unſerm moraliſchen Sumpfe hier unten vorgeht, wiſſen es auch, wie manche unnatürliche Mutter ſich die Milch, mit der ſie ihre Kinder genährt hat, mit deren Herzblut bezahlen läßt. Zum Heil der Menſchen ſind ſolche Mütter allerdings nur ſelten, mögen ſie erzittern bis zum innerſten Mark ihrer Gebeine, wenn ſie dieſe Geſchichte leſen und ſich einer ſolchen Unnatürlichkeit bewußt ſind.

Als Runkel heute, nachdem er seine Arbeit vollendet hatte, in seiner gewöhnlichen seltsamen Weise von Alwinen Abschied nehmen wollte, sagte diese mit bewegter Stimme:

Lieber Runkel, wollen Sie wohl ein Zimmer für mich suchen?

Sie wollen fortziehen von der gnädigen Frau Mutter, mein gnädiges Fräulein? rief Runkel mehr erfreut als verwundert aus, indem er dem Mädchen so nahe als möglich trat. Ah — ich habe es mir denken können! — Sie halten es nich aus, nich aus nich! — Seien zu gut für diese Welt, seien zu gut!

Die Mutter will durchaus, daß ich den ungeschliffenen Rabe, der durch Herrn v. Kinski um mich werben ließ, heirathen soll, sagte Alwine.

Heirathen?! rief Runkel, in seiner großen Bestürzung die Worte noch mehr als sonst verdrehend; heirathen?! O, keinen Charakter nich, mein Fräulein! So ein Mädchen, wie Sie! — Nich, nich, mein gutes Fräulein, so lange Runkel lebt. Wohnung miethen — ausziehen — Sachen mitnehmen, die Ihnen gehören. O, wie wir Beide arbeiten werden! Aber niemals nich heirathen, mein gnädiges Fräulein. Nein!

Und der Zwerg schüttelte so entschieden mit dem Kopfe, als wollte er einen energischen Protest gegen alles Ungemach einlegen, das Alwinen durch ihre Weigerung begegnen konnte.

Es wird sich Alles machen, mein gnädiges Fräulein, fuhr er dann fort, nur nich reirathen. Gehaben Sie sich wohl, ich bin bald wieder hier!

Und Runkelchen hüpfte so raich fort, als wollte er eine telegraphische Depesche überholen.

Aber unglücklicher Weise war bereits vor Runkels Abgang Alwinens Auftrag an eine Station gelangt, für welche er nicht bestimmt war. Die Ohren spielen oft eine größere Rolle im Leben, als ihnen von Rechtswegen zukommt. Die gnädige Frau, welche den kleinen Runkel, der schon als Knabe bei ihr aus- und einging, früher mit ihrer Tochter ganz ungestört verkehren ließ, war in der letzten Zeit etwas aufmerksamer geworden, denn sie argwöhnte wohl, daß ihre Tochter sich ihren stiefmütterlichen Mißhandlungen entziehen würde. Sie horchte daher stets, wenn sie wußte, daß Runkel anwesend war. So böse sie nun auch auf ihre Tochter wurde, als sie diese von Fortziehen sprechen hörte, mußte sie doch, als der Zwerg das Wort „reirathen" aussprach, sich in die Lippen beißen, um nicht laut aufzulachen. Uebrigens fand sie in ihrem intriguanten Geiste Hülfsquellen genug, um Alwinens Entschluß zu durchkreuzen.

Bald nach Runkels Entfernung wurde ein Brief von Herrn v. Kinski gebracht und nachdem die gnädige Frau das Schreiben gelesen und ihre Tochter zu sich gerufen

hatte, sagte sie ganz ruhig und gelassen, als spreche sie von der gleichgültigsten Sache von der Welt:

Herr Rabe wird uns morgen besuchen.

Er mag kommen, versetzte Alwine ruhig.

Ich hoffe, fuhr die Gnädige fort, daß Du Deine kindischen Thorheiten endlich einsehen und, daß Du mich nicht in's Elend, dem ich erliegen müßte, hineinstürzen wirst.

Ich will Sie nicht in's Elend stürzen, rief Alwine, nein, bei Gott, Sie sollen nicht darben, Mutter, so lange ich die Hände noch regen kann! Aber werden Sie menschlich, — werden Sie mütterlich gegen mich. Ich kann diesen Mann nicht heirathen. Ich beschwöre Sie nochmals, von einem Plane abzustehen, der nur unser Beider Unglück herbeiführen würde. Ich kann und werde diesen Menschen niemals lieben, aber eben so wenig kann und werde ich ihn betrügen.

Die Gnädige verzog den Mund, aber sie blieb so ruhig und gelassen, wie sie es vielleicht bisher noch niemals ihrer Tochter gegenüber gewesen war.

Alwine, fuhr sie fort, Du kennst diesen Rabe noch viel zu wenig und ich begreife nicht, woher Dein Abscheu vor ihm kommt. Er scheint wirklich ernstlich in Dich, in Deine Person, verliebt zu sein. Ich habe daher nichts dagegen, wenn Du Dich, jedoch erst nachdem ich mit ihm gesprochen haben werde, über unsere Ver-

mögensumstände ganz offen gegen ihn aussprechen willst, aber ich frage Dich, ob Du, wenn er auch dann noch auf Deine Hand bestehen würde, ihm diese verweigern willst?

Er wird ganz gewiß sofort zurücktreten, wenn ich ihm gesagt haben werde, daß ich ihn verachte, entgegnete Alwine.

Warum verachtest Du ihn? fragte die Gnädige, ihre Tochter mit einem lauernden Blicke ansehend.

Alle Welt weiß es, daß dieser Rabe ein roher, bornirter und gemeiner Mensch ist, versetzte Alwine.

So frage ihn doch zunächst, wenn Du dieser Laster an ihm so versichert bist, ob Du ihm, so wie Du gehst und stehst, ohne alle Mitgift, ohne alle Aussteuer, ohne alle Hoffnung auf eine dereinstige Erbschaft, als seine Frau willkommen sein würdest?

Alwine schlug ihre großen Augen zu ihrer Mutter auf, als zweifelte sie an dem Ernst ihrer Worte.

Ja, ich werde ihn fragen, Mutter, und ich bin der verneinenden Antwort gewiß, sagte sie dann.

In diesem Falle, versetzte die Gnädige, würde ich nicht weiter in Dich dringen.

Alwine glaubte kaum ihren Ohren trauen zu können. Sie wollte die Hand ihrer Mutter küssen, aber diese winkte und Alwine ging, jedoch mit erleichtertem Herzen.

Runkel wartete schon draußen auf sie, sein bärtiges,

altjunges oder jungaltes Geſicht glänzte vor Freude, indem er ſagte:

Seien zu Stande, gnädiges Fräulein, brave Frau, hübſches Zimmer, gute Möbel — wird Ihnen ganz gewiß gefallen. Jetzt flugs. Habe die Adreſſe aufgeſchrieben, geben Sie immer zu, ſteigen Sie in eine Droſchke, ich packe und komme Ihnen nach. Nur keinen Augenblick verlieren nich, mein liebes, gutes Fräulein.

Ich danke herzlich, mein lieber, guter Runkel, ſagte Alwine, aber ich will heute noch nicht fort.

Wollen nich? entgegnete der Kleine und begann wieder ſehr energiſch mit dem Kopfe zu ſchütteln.

Die Mutter hat ſich beſonnen, es wird noch Alles gut werden, Sie will mich nicht mehr zur Heirath zwingen.

Nich, nich zwingen, ſagte der Kleine, nun, das iſt etwas anderes. Gute Mutter die gnädige Frau. Hopſa, da müſſen meine Littauer wieder zurück, Quartier abbeſtellen. Bis auf Weiteres? —

Ich hoffe für immer, ſagte Alwine lächelnd.

Hoffen, gnädiges Freilein, hoffen, das iſt ſehr ſchön, verſetzte Runkel, indem er den Finger in die Höhe hob; aber die Erfüllung liegt in Gottes Hand, mein gnädiges Fräulein. Gehaben Sie ſich wohl.

Und Runkel war wieder fort wie der Blitz.

Es war am andern Tage gegen Mittag, als der verhängnißvolle Augenblick für die arme Alwine erschien, v. Kinski und Rabe kamen an. So ruhig Alwine auch zu sein sich bemühte, so konnte sie doch ein starkes Herzpochen nicht bewältigen, welches ihr die Nähe dieser beiden Männer verursachte. Ihr guter Genius warnte sie vor der Gefahr. Alwine erkannte das wohl, aber sie suchte sich zu fassen und fuhr in ihrer Beschäftigung ruhig fort.

Als die beiden Männer bei der Gnädigen eintraten, lag diese nachlässig auf dem Divan. Sie musterte den Brautwerber mit ihrer Lorgnette. Aber es war eben nicht viel an ihm zu studiren. Rabe war ein kleiner, unförmig gestalteter Mensch mit einem wahren Bullengesichte. Seine obere Körperhälfte steckte in einem Frack, der ihm sehr unbequem zu sein schien. Als er Platz nahm, warf er sich mit einer Vehemenz auf den Stuhl, als wolle er dessen Tragfähigkeit erproben. Das beständige Lorgnettiren der Gnädigen, was ihm etwas ganz Neues war, schien ihm keineswegs sehr zu schmeicheln. Es machte ihn verlegen, er schaukelte sich ungeduldig auf seinem Stuhle und glättete seinen Hut, indem er sich seines Rockärmels als Bürste bediente.

Sie sind kein Berliner? begann die Gnädige die Unterhaltung, indem sie ihr Flacon nahm und daran roch.

Ein Danziger, versetzte Rabe, aber meine Mutter zog bald nach meiner Geburt nach Berlin.

Ihre Mutter? — Ihr Vater war also gestorben?

Ja, mein Vater scheint gestorben zu sein. Ich habe mich nie um ihn, und er hat sich wahrscheinlich eben so wenig um mich bekümmert. Ich bin ein unehelich Kind.

Sie wissen nicht einmal, wie Ihr Vater hieß? fragte die Baronin lächelnd.

Ich glaube, sein Name war Kleinmichel.

Kleinmichel! rief die Gnädige fast entsetzt und nahm wieder ihr Flacon, mein Gott, wie kann ein Mensch Kleinmichel heißen!

Ich sehe gar nicht ein, sagte Rabe, warum Kleinmichel nicht eben so gut sein soll, wie Großmichel.

Ich gebe sehr viel auf den Namen eines Menschen, fuhr die Gnädige fort. Omen habet Nomen, sagt der Lateiner; nicht so, mein lieber Herr v. Kinski?

Es ist wahr, entgegnete dieser, die Deutschen haben oft wunderliche Namen.

Mir ist der Name sehr Wurst, sagte Rabe.

Der Baron lachte laut auf, die Gnädige roch an ihr Flacon und bat v. Kinski, das Fenster zu öffnen und etwas frische Luft hinein zu lassen.

Rabe sah ein, daß er seine Ausdrücke nicht recht gewählt hatte, und um diesen Fehler zu verbessern, holte er seine goldene Schnupftabaksdose aus seiner Tasche hervor.

Nehmen Sie eine Prise? fragte er die Gnädige, indem er ihr die Dose hinhielt.

Die Gnädige, welche weder die Dose bemerkt, noch Rabe's Worte gehört zu haben schien, flüsterte dem Herrn v. Kinski einige leise Worte zu, dieser griff in die Dose und nahm eine Prise.

Es ist Spaniol, sagte Rabe, Friedrich der Große — soll — ganz denselb —

Rabe vermochte trotz aller Anstrengung nicht auszureden, er begann so heftig zu niesen, daß die Gnädige es für gerathen hielt, sich so weit als möglich von ihm zu entfernen und sich an's Fenster zu setzen.

Kinski folgte ihr.

Das Niesen ist sehr ges — sagte Rabe, indem er von Neuem zu niesen begann, sehr ges — und.

Ach, Parfüm! Parfüm! mein lieber Herr v. Kinski, rief die Gnädige, haben Sie die Güte, dort auf dem Tische —

Kinski reichte ihr das Flacon.

Finden Sie diese Dose hübsch? fragte nun Rabe, indem er Frau v. Esche seine Dose zeigte.

Ach, bitte — ich kann keinen Schnupftabak riechen, sagte die Gnädige und hielt sich das Flacon vor die Nase.

Rabe machte ein sehr verdrießliches Gesicht und steckte seine Dose wieder ein.

Sind Sie musikalisch, Herr Rabe? fragte die Gnädige jetzt plötzlich.

Dazu habe ich keine Zeit, versetzte Rabe, ich habe genug mit meinen Geschäften zu thun.

Sie müssen sich einen Gehülfen nehmen, wandte die Gnädige ein, wenn man Alles selbst thun will, kommt man nicht durch.

Selbst ist der Mann, sagte Rabe.

Das ist nicht immer der Fall. Ich lasse z. B. meine Güter durch Fremde ganz selbstständig verwalten und habe jetzt einen weit höhern Ertrag, als zu den Lebzeiten meines Mannes, der sich um Alles bis in die kleinsten Details bekümmerte. Ja, ich kann sagen, daß meine Güter seit dem Tode meines Mannes um mindestens 20,000 Thaler im Werthe gestiegen sind.

Donnerwetter, sagte Rabe, indem er große Augen machte, das ist viel.

Es giebt wenigstens den Beweis, entgegnete die Gnädige, daß unsere Angelegenheiten in fremder Hand nicht immer so schlimm und oft sogar viel besser aufgehoben sind, als in unserer eigenen.

Das mag manchmal der Fall sein, sagte Rabe, vorzüglich bei Frauen. Es muß Ihnen doch recht unbequem sein, so ohne Mann dazustehen. Die Sache ließe sich wohl ändern und ich will es Ihnen nur kurz und bün-

dig sagen, gnädige Frau v. Esche, ich bin ein Mann, der keine Umstände macht, ich kann ungeheuer grob sein aber ich bin so zu sagen, ein gesunder Junge, und ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe. Ich habe Ihre Tochter eine Zeit lang genau beobachtet und wohl gesehen, wie ungeheuer ordentlich, wirthschaftlich und fleißig sie ist, — Donnerwetter, dagegen ist ein Kremsergaul am Sonntage ein Tagedieb. Das muß man ihr lassen. Ich sage Ihnen, ich habe mich in Ihre Tochter verliebt Das wäre so eine Frau für mich. Kurz und gut, gefalle ich Ihnen zum Schwiegersohn?

Die Gnädige betrachtete lächelnd den armen Rabe, der ihr in diesem Augenblick sehr interessant vorkommen mochte, durch ihre Lorgnette und sagte dann so ruhig, als habe sie die gleichgültigste Frage zu beantworten:

Nein, Herr Rabe.

Ich meine, ob Sie mir Ihre Tochter geben wollen? fragte Rabe, welcher glaubte, daß er mißverstanden worden sei.

Nein, Herr Rabe; versetzte die Gnädige abermals ganz ruhig.

Rabe sah den Herrn v. Kinski sehr verwundert an.

Ich habe es dem Herrn Rabe gleich gesagt, fiel dieser jetzt ein, ich hätte ihm den Korb gern erspart.

Rabe erhob sich, spreizte seine Beine so weit als mög-

lich auseinander, ſteckte ſeine Daumen in die Armlöcher ſeiner Weſte und ſagte:

Ich frage, was Sie denn eigentlich an mir auszuſetzen haben?

Gar nichts, Herr Rabe; entgegnete die Gnädige.

Das ſind faule Fiſche, platzte dieſer heraus, halten Sie nicht hinter dem Berge. Sie können ſich immerhin verexſpectiren. Ich halte, wie Sie ſehen, auch nicht mit meiner Meinung zurück.

Herr Rabe, ſagte Frau v. Eſche, ich will Ihnen kurz und bündig ſagen, daß mir der Herr v. Kinski allerdings, wie Sie ja auch wiſſen, mitgetheilt hat, daß Sie um meine Tochter bei mir werben wollten. Ich kannte Sie nicht perſönlich, aber ich fand es ein wenig — nun, wie ſoll ich gleich ſagen — unverſchämt wäre etwas zu hart, ich fand es anmaßend von Ihnen, daß Sie, ein Bürgerlicher, den kecken Entſchluß zu faſſen wagten, bei mir um die Hand meiner Tochter anzuhalten.

Hokus Pokus! fiel Rabe ein. Die Verfaſſung hat durch dieſe Narretheien einen Strich gemacht. Gnädig oder Ungnädig. Wir kommen auf einem Wege und gehen einen Weg.

Ach, Parfüm! rief Frau v. Eſche und griff nach ihrem Flacon, und erſt nach einer Weile fuhr ſie fort:

Ich habe es dem Herrn v. Kinski auf ſeine beharrlichen Bitten nicht abſchlagen können, Sie mir vorſtellen

zu laſſen. Ich ſage Ihnen nun offen, Sie ſind für einen Mann ihres Schlages ganz vortrefflich gut. Sie mißfallen mir an und für ſich nicht im Geringſten, au contraire, superbe! Sie ſcheinen mir ein ganz charmanter Mann zu ſein. Ich will — da ich nicht ſo befangen und blind, wie gewöhnlich Mütter gegen ihre Kinder ſind, — auch zugeben, daß Sie ſich ganz gut für meine Tochter eignen, aber für mich paſſen Sie nicht, und ich werde alſo meinerſeits niemals in Ihre Ehe mit meiner Tochter willigen, oder ſie ſelbſt müßte darauf beſtehen.

Rabe gab mit ſeinem Munde einen höchſt unangenehmen Ton von ſich und drückte hierdurch vollkommen deutlich ſeine getäuſchte Erwartung aus.

Würden Sie etwas dagegen haben, meine Gnädige, fragte v. Kinski, wenn Herr Rabe ſelbſt bei Ihrer Tochter geradezu um ihre Hand würbe?

Das halte ich für vollkommen nutzlos, entgegnete Frau v. Eſche. Sie würde den Herrn vielleicht nicht geradezu mit den Worten abweiſen: Sie mißfallen mir; aber ſie würde, um ihm von jeder weiteren Bewerbung ein für allemal zurück zu ſchrecken, ſagen: wenn Sie mich zur Frau haben wollen, müſſen Sie mich nehmen, wie ich ſtehe und gehe, ich bin ein armes Mädchen und Sie dürfen nicht hoffen, daß ich jemals nur einen Groſchen von meiner Mutter erben werde.

Darauf will ich's ankommen lassen, sagte Rabe.

Ich aber nicht, versetzte die Gnädige. Da ich Sie jetzt im Voraus mit der Ausflucht meiner Tochter bekannt gemacht habe, würden Sie leichten Kaufes davon kommen, wenn Sie den Großmüthigen gegen sie spielen wollten.

Wenigstens erlauben Sie dem Herrn Rabe, sagte Herr v. Kinski, daß er Sie noch einige Male besuchen darf, vielleicht gefällt er Ihnen mit der Zeit besser; denn ich muß gestehen, daß Herr Rabe beim Anfange unserer Bekanntschaft auch für mich etwas Abstoßendes hatte, daß er mir aber, als ich mich an ihn einigermaßen zu gewöhnen anfing, von Tag zu Tag besser gefiel.

Wenn es Herrn Rabe Vergnügen macht, mich öfter zu besuchen, entgegnete Frau v. Esche, steht ihm mein Haus mit Freuden offen, nur muß ich bitten, dies keinesweges als das leiseste Zugeständniß meinerseits aufzunehmen, und meiner Tochter so fern zu bleiben, als wäre nicht die geringste Intention vorhanden, ihr einen Antrag irgend welcher Art zu machen. Wenn Sie hiermit einverstanden sind, Herr Rabe, soll mir die Wiederholung Ihres Besuches schon deshalb willkommen sein, weil Sie mir durch einen so werthen Hausfreund zugeführt worden sind.

Das jetzige Benehmen der Gnädigen war auffallend höflicher als anfänglich. Es schien darauf berechnet zu sein, Raben Muth zu machen, seine Bewerbungen fortzusetzen, ohne ihre Bereitwilligkeit, darauf einzugehen, zu verrathen. Sie erreichte diesen Zweck vollkommen. Rabe sagte der Gnädigen, daß er von ihrer gütigen Erlaubniß ganz gewiß Gebrauch machen würde und war so erfreut, daß er es ziemlich leicht zu Stande brachte, ihr die Hand zu küssen, nachdem es Kinski gethan hatte. Als Rabe fort war, parfümirte Frau v. Esche eiligst ihre Hand, welche er geküßt hatte, warf sich melancholisch auf den Divan und sagte aus vollem Herzen seufzend:

Und dieser Mensch soll dein Schwiegersohn werden! — Und ich soll ein Kind nicht hassen, für welches sich kein anderer Bräutigam findet, als solch ein ordinäres bornirtes, häßliches Insekt! —

Dieser Gedanke überwältigte diese Frau dergestalt, daß sie einen Augenblick den heimtückischen Operationsplan vergaß, den sie entworfen hatte. Sie schellte und Alwine trat in's Zimmer.

Je länger sie ihre Tochter ansah, desto lauter und anhaltender lachte sie.

Sahst Du ihn? fragte die Gnädige immer lachend.

Heute nicht zum ersten Male.

Nun, Du wirst bald so glücklich sein, ihn wieder-

zusehen. Er wird um Dich anhalten, obgleich ich ihn entschieden abgewiesen habe.

Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, versetzte Alwine.

Parfüm! Parfüm! rief die Gnädige und deutete auf ihr Flacon. Wahrlich, man müßte das ganze Haus ausräuchern lassen. Welch' eine Sprache, welche Geberden, welche Ausdrucksweise, wie steht, wie geht, wie niest der Mensch! —

Sie werden meine Abneigung sehr verzeihlich finden, sagte Alwine.

Die Gnädige sah ihre Tochter verächtlich an.

Deine Abneigung? sagte sie dann höhnisch, Du, die Du für nichts Höheres Sinn hast, Du sprichst von Abneigung? Glaubst Du, daß Du zu gut für seine Küsse bist? — Pfui — ich fürchte, meine Hand wird ewig den häßlichen Geruch behalten. Parfüm! Parfüm! —

In Alwinens Auge trat eine große Thräne. Sie wollte gehen.

Bleib', sagte die Gnädige, die jetzt wieder zur Besinnung kam, ich habe Dir noch etwas zu sagen. Welch' einen Eindruck dieser Mensch auf mich gemacht hat, das siehst Du. Aber ich hoffe dennoch, daß ich ihn werde ertragen lernen. Ich werde diesen Menschen ertragen lernen, um nicht in Elend, in die entsetzlichste Armuth zu versinken, die ich noch weniger, die ich um nichts in der Welt ertragen könnte. — Ach, Parfüm!

Und abermals wusch die Gnädige ihr Gesicht mit Eau de Cologne. Alwine wandte sich fort und verließ das Zimmer.

Gleich nach Tische saß sie wieder in ihrer Stube und arbeitete. Und während sie so dasaß, den Blick starr auf ihre Arbeit, auf das Gewand geheftet, welches ihre Mutter umhüllen sollte, dachte sie an ihr unglückliches, trauriges Schicksal, an ihren so früh dahin geschiedenen Vater, an ihre grausame, feindselige Mutter. Drüben, jenseits der Straße, stand eine junge Frau am Fenster neben ihrem Gatten, sie hatte ihr Kind auf ihren Armen, küßte und herzte es, jodelte, sang und rang und sprang mit ihm, und Alles an ihr lachte in Mutterfreude. Und dann kam die Großmutter dazu und nun begann von neuem das Küssen und Herzen, und wie die freundliche alte Dame nun gar ihren Beutel öffnete und die Bonbons und die Kuchen zum Vorschein kamen — dieses Jubeln und Springen der entzückten Kleinen! O, welch' eine Fülle von Glück in diesem engen Kreise einer Familie unter so wenigen Herzen! Und Alwine fragte sich, ob denn sie, die sich keiner ungerechten Handlung, keiner Bosheit und keines schlechten Gedankens bewußt, ein so trauriges Loos verdient habe? War es wohl denkbar, daß selbst der niedrige, schäbige Rabe sich roher und verächtlicher gegen sie benehmen konnte, als ihre so lieb- und herzlose Mutter? — —

Mit Schaudern wandte sich Alwine von diesem Gedanken ab und nähete so rasch, als sollten die Stiche, die sie machte, ihr Herzweh ertödten, bis die Thür ganz leise geöffnet, der wohlbekannte Zwergenkopf wieder sichtbar wurde, und der gewöhnliche Ausruf sich vernehmen ließ:

Hat denn Niemand keinen Charakter nich?

Runkel! rief Alwine, hoch erfreut über diesen Besuch, Sie sind heute Vormittag nicht hier gewesen.

Bin gewesen, gnädiges Fräulein, sagte Runkel, aber wieder umgekehrt, als ich ihn zu Ihnen hineingehen sah.

Wen? fragte Alwine.

Den Sie reirathen sollen, mein gnädiges Fräulein. O, lieber fliehen, lieber weg, weit weg von hier, wohin Sie wollen, mein liebes, gutes, gnädiges Fräulein! Nach Charlottenburg, nach Potsdam, bis an's Ende der Welt, nach Pankow meinetwegen. Nur nicht einen Menschen reirathen, der viel zu schlecht für Sie ist, ja viel, viel zu schlecht, mein gnädiges Fräulein.

Runkel, sagte jetzt Alwine, ich weiß, wie herzensgut Sie es mit mir meinen, und Sie haben recht, sehr recht, wenn Sie sagen, daß ich diesen Menschen um keinen Preis heirathen darf. Ich weiß, Sie sind verschwiegen, und ich habe Niemanden auf dieser Welt, dem ich mich in dieser entsetzlichen Stunde sicherer anvertrauen könnte,

als Ihnen. Meine Mutter besteht noch immer darauf, daß ich Rabe heirathen soll, und wissen Sie warum?

Keinen Charakter nich, mein gnädiges Fräulein, versetzte Runkel und schüttelte verneinend mit dem Haupte.

Darum, fuhr Alwine fort, weil sie hofft, daß Rabe, als ihr Schwiegersohn, sie aus ihrer Verlegenheit retten, und daß sie von ihm die Mittel erlangen würde, wenn auch nicht in der früheren glänzenden Weise, so doch ferner sorgenlos leben zu können.

O! rief Runkel und sah Alwine traurig an.

Wenn das nicht geschieht, fuhr Alwine seufzend fort, würde meine Mutter in die größte Armuth versinken — denn wir besitzen nichts mehr; um ein großes Haus zu machen, um für mich eine glänzende Heirath zu erzielen, hat sie ihr Vermögen aufgeopfert.

O, o, sagte Runkel wieder und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Ich frage Sie nun, lieber Runkel, könnte ich es vor Gott verantworten, im Falle ich nämlich die Gewißheit hätte, daß Rabe meiner Mutter helfen würde, wenn ich mich gegen ihren Wunsch sträubte?

Nich, nich, mein gnädiges Fräulein, sagte Runkel mit einer höchst tiefsinnigen und melancholischen Miene. Noth ist schlimm, Armuth ist bitter — arme Mutter, sehr traurig, mein gnädiges Fräulein — aber heirathen — nein! — —

Nein?! sagte Alwine und sah den Zwerg mit ihren großen schönen Augen an, daß es ihm durch und durch ging.

Alwine! Alwine! rief in diesem Augenblick die Stimme der Gnädigen und diese trat in die Stube.

Was wünschen Sie, Mutter? fragte Alwine und erhob sich rasch, während Runkel bescheiden in einen Winkel trat.

Mir ist so unwohl, sagte Frau v. Esche, dieser Rabe hat meine Nerven so affizirt, ich kann noch gar nicht zu mir selbst kommen. Wenn er uns wieder besucht, Alwine, dann mußt Du bei mir im Zimmer sein. Ich werde ihn gänzlich abweisen, ich fürchte wirklich, daß ich ihn niemals ertragen werde.

Soll ich Ihnen Thee machen? fragte Alwine.

Ja, thue das, entgegnete die Gnädige, indem sie erst jetzt den kleinen Runkel zu bemerken schien.

Guten Tag, gnädige Frau, sagte dieser und verneigte sich, sein doch nich krank nich? —

Ja, ich bin wirklich krank, versetzte die Gnädige, gehen Sie, Runkel, und wechseln Sie mir ein Buch.

Hopsa, das will ich thun, sagte Runkel, und noch was, gnädige Frau?

Ja, Sie können mir auch ein halbes Dutzend Flaschen Eau de Cologne mitbringen.

Sein zu haben, gnädige Frau, und nich nich mehr?

Bringen Sie auch ein Pfund Chokolade, Herr Ludewig kennt meine Sorte.

Sehr wohl, gnädige Frau, wollen's ausrichten, gehaben Sie sich wohl.

Und Runkel sprang so munter aus der Stube, als habe er irgend wo den Gewinn für das große Loos in Empfang zu nehmen.

Im Vorbeigehen leistete er Alwinen, die mit Theekochen beschäftigt war, schleunigst noch einige kleine Dienste und sagte dann, ihr die Hand reichend und mit einem energischen Kopfschütteln:

Nich, nich, mein gnädiges Fräulein, und wenn der Himmel auf die Erde fällt, um keinen Preis nicht heirathen! —

Als Runkel nach einer Stunde wieder kam, fand er die Gnädige auf dem Divan ausgestreckt, wie es schien, im Halbschlummer. Alwine saß neben ihr und nähete wie zuvor. Sie gab dem Zwerg ein Zeichen, leise und vorsichtig aufzutreten; Runkel schritt vorwärts, wie auf Eiern und legte Alles auf den Tisch nieder, dann winkte er dem Mädchen einen Abschiedsgruß zu, welchem ein Kopfschütteln folgte, das zum letzten Male einen entschiedenen Protest gegen eine so entsetzliche Aufopferung, wie die, von der sie gesprochen, ausdrücken sollte.

Die Gnädige schien sich nach Runkels Entfernung wieder etwas wohler zu fühlen. Sie wurde so gesprächig.

wie sie es noch niemals war; sie zeigte sich sogar liebenswürdig. Sie gab ihrer Tochter nicht undeutlich zu verstehen, daß sie glaubte, sie würde diese mehr lieben, wenn sie sähe, daß ihr Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen sei. Sie hoffe, sagte sie, an ihren Enkeln, — wenn sie so glücklich sein sollte, deren zu erhalten, — alles das gut zu machen, was sie bei ihrer Tochter versäumt habe. So sprechend, schien sie sich in einen Traum zukünftigen Glückes, das sie zu genießen und zukünftiger Liebe, welche sie zu spenden hoffte, mehr und mehr zu versenken. Ja, es kam sogar so weit, daß sie ihre Tochter umarmte und zärtlich an ihre Brust drückte. Aber plötzlich war der Traum zu Ende, und Alwine mit krampfhaft verzerrtem Antlitze wild von sich stoßend, rief sie aus:

Mein Schwiegersohn ein Boutiquer!

Die arglose Alwine, welche keine Ahnung von der Verstellung ihrer Mutter hatte, blickte diese mitleidig und zugleich flehentlich an. Sie wollte sprechen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Es gehörte überhaupt zu Alwinens Eigenthümlichkeiten, daß sie nicht viel sprechen konnte. Zum Dulden, Handeln, Denken, Fühlen, dazu besaß sie Kraft, Muth, Verstand, Herz; aber mit der Zunge vermochte sie nur selten ihre Gefühle und Gedanken aus dem innersten Schacht ihres Herzens ans Tageslicht zu fördern.

Und während die edelsten, kindlichsten, großmüthigsten

Empfindungen das Herz der Tochter bestürmten, hatte ihre arglistige, kokette, leidenschaftliche und dämonische Mutter eine neue Maske vorgebunden, war sie in einen zweiten Traum versunken. Wenn es ihrem Einflusse gelänge, sagte sie, die rohe Naturkraft, die sichtlich in Rabe steckte, einigermaßen zu den Manieren eines leidlichen Weltmannes umzuformen? Wenn unter dieser äußerlichen Rohheit, wie das nicht selten der Fall sei, eine gewisse Biederkeit steckte, die ihre Tochter vielleicht glücklicher machen würde, als die weltmännische und höfisch kühle Glätte eines Edelmanns? Und ob es wohl gerecht sei, diesen Mann, der doch so uneigennützig zu sein schien, so verächtlich zu behandeln?

Nachdem also die lauten Gedanken der dämonischen Frau wie gaukelnde Elfen die arme Alwine mit diesen Phantasiebildern einer erheuchelten mütterlichen Fürsorglichkeit umstrickt hatten, verzerrte sich plötzlich wieder ihr Gesicht und wie von einem innern Schauer ergriffen, schrie sie ängstlich auf.

Alwine, mir wird schlimm! Parfüm! Parfüm!

Aber sie hatte ihren Zweck erreicht.

Neuntes Kapitel.

Todtes Leben.

Im Uebermuth des Glückes, in der Behaglichkeit des Ueberflusses, in der Sorglosigkeit einer gesicherten Existenz und eines genügenden Auskommens ist es schwer, sich in die Lage der Hungernden und Dürftigen hineinzudenken. Der Reiche, dessen Herz für Armuth und Elend Theilnahme bewährt, ist deshalb doppelt achtungswerth. Wenn er mit mildem Urtheil die Verirrungen der Armuth richtet, wenn er ihr auf den Krümmungen ihres sorgenvollen Lebens mit Nachsicht folgt, dann darf er von sich sagen: ich übe wahre Menschenliebe.

Ein Dasein, das sich unter dem Drucke steter Nahrungssorgen hinschleppt, ein Dasein mit allen seinen kleinen großen Bedürfnissen und mit allen seinen großen kleinen Trieben der Selbsterhaltung, ohne die Mittel, ihnen gerecht zu werden, ist wie ein Tag ohne Sonne, wie ein böser Traum ohne Erwachen, ein todtes Leben, ein lebendiger Tod. Bei solchem Dasein darf wohl ein unverdorbenes Mädchenherz verzweifeln. Der Glaube an einen rettenden Gott mag noch so lebendig sein, wenn wir inmitten einer großen Stadt, inmitten eines wogenden

Menschenstroms hülflos und verlassen dastehen, dann muß der festeste Muth und der innigste Glaube am Ende unterliegen.

Frost und Hunger, dieses grausame Geschwisterpaar des Elends, waren der unglücklichen Ida aus dem Stübchen ihres hartherzigen Bruders in die Straßen der riesigen Residenz gefolgt; ihre bleichen, abgehärmten Züge schienen es deutlich genug zu sagen:

O, wäre ich doch todt!

Wie eine Träumende schlich sie dahin. Sie befand sich unter den Linden. Ach, wie sie, die Lebende, Beseelte, sich gedemüthigt fühlte vor der todten Majestät der riesigen Bauwerke, vor den imposanten Palästen und Häusern mit ihren todten Schätzen und ihren im Hochgenusse des Lebens schwelgenden Bewohnern!

Da drangen die Töne eines Leierkastens aus einem der Häuser an ihre Ohren, und während sie vorüber ging sang eine rauhe und heisere Männerstimme:

Du hast Diamanten und Perlen,
Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?

— — — — —

Unwillkürlich blieb Ida einen Moment stehen. Der Sänger war ein alter, blinder Mann; er hing jetzt den Leierkasten mit verdrießlichem Gesichte um, während ein etwas jüngeres häßliches, struppiges Weib das Gestell nahm. Ein Engel mit dem feurigen Schwerte, in der

Gestalt des Hauswirthes, trieb das Sängerpaar aus dem Hause fort. Ida wollte weiter gehen, aber plötzlich fühlte sie sich beim Arme gefaßt, und eine eben nicht melodische Stimme sagte:

Brauchen Sie vielleicht ein Zimmer, Fräulein?

Nein, versetzte Ida, indem sie sich mit ängstlicher Hast von dem zudringlichen Weibe loszumachen suchte.

Nicht? — Na, wenn es einmal sein sollte — ich habe ein sehr schönes Zimmer. Kommen Sie nur zu der Harmsen — —

Lassen Sie mich los, rief Ida.

Ich sage Ihnen, nobel, fuhr das Weib, mit dem Munde schmatzend, fort, ohne sich von Ida's Widerstreben im Geringsten beirren zu lassen, bei mir kann eine Prinzessin wohnen. O, bei mir sind schon die feinsten Herren aus- und eingegangen. Ich verstehe mich darauf —

Ida war endlich wieder frei und eilte rasch vorwärts. Sie empfand heftigen Hunger. Hinter den reichen Schaufenstern der Läden glänzten die kostbarsten Luxusgegenstände. Perlen und Diamanten strahlten in funkelndem Glanze, einer liebenden Hand harrend, welche sie an ein geliebtes Herz legen sollte.

Gar mancher der an ihr vorübergehenden Studenten sah dem jungen, dahin schleichenden Mädchen mit zweideutigen Blicken nach; doch sie bemerkte es nicht. Sie dachte

an ihren Bruder, der auch so oft in frohem Jugendübermuth und mit studentischer Sorglosigkeit diesen Weg gegangen, und jetzt in der Welt umherirrte, um sein Brot zu suchen. An Palästen, in denen Fürsten und Prinzen wohnten, ging sie vorüber; aber es fiel kein Blick des Mitleids auf die arme Unglückliche, um sie zu retten. Die Kuppeln der Domkirche erhoben sich vor ihr, aber kein guter Engel sandte einen Strahl der Hoffnung und des Trostes von dort her in ihre Brust. Da stand das Schloß in seiner majestätischen Düsternheit — ach, wenn doch der König wüßte, daß hier ein armes, verwaistes Geschöpf mit wenigen Thalern vom Abgrunde des Verderbens zu retten wäre!

Ida sandte einen Klageblick zu dem goldenen Adler hinauf, der sich auf schlanker Säule erhob und bittere Wehmuth durchzuckte ihr Herz. Es war ihr, als blicke sie der Adler böse an und drohe, auf sie hernieder zu schießen und sie als willkommene Beute fortzutragen. Sie wandte sich zitternd ab, — da traf sie der Blick eines jungen Mannes. Ida's bleiches Gesicht wurde noch bleicher. Sie wankte, sie schien zu Boden sinken zu wollen.

Aber sie raffte sich auf. Der junge Mann hatte sich nach der Schloßbrücke zu mit raschen Schritten entfernt. Sie schlug dieselbe Richtung ein. Eine flüchtige Röthe überzog ihr abgehärmtes Antlitz, als sie ihn jetzt erspähte.

So raſch er auch ging, ſie verlor ihn nicht aus den Augen und bald war ſie dicht hinter ihm. Er ſah ſich nicht um, er wandte nicht den Blick, als er in ein Haus der Alexandrinenſtraße eintrat. Kaum hatte er ein Zimmer im erſten Stockwerk geöffnet und betreten, da ſtand auch Ida vor ihm.

Es war ein ſchöner Mann von zwei- bis vier und dreißig Jahren. Ein hoher Wuchs, eine breite, intelligente Stirn, ein blaſſes, geiſtreiches, von einem rabenſchwarzen Bart umſchattetes Geſicht, ein tiefes, dunkles und glänzendes Auge gaben ihm jenen einnehmenden Ausdruck, der ein Frauenherz nur allzuleicht zu gewinnen und hinzureißen vermag. Aber dieſes tiefe, glänzende Auge ſah jetzt finſter auf das arme Mädchen, und in dieſem Auge ſuchte ſie Mitleid und Liebe.

Was willſt Du? fragte er barſch, indem er ſeine Handſchuhe abzog und auf den Tiſch warf.

Ida mußte ſich an eine Stuhllehne feſthalten. Es währte einige Zeit, bis ſie ſo viel Kraft gewann, um frei daſtehen zu können; aber der junge Mann blickte noch immer ſo finſter auf ſie herab — wie der Adler auf der Säule vor dem Königsſchloſſe.

Ida erhob flehentlich ihre Hände und ſchloß ſie eiſern feſt zuſammen. Es war eine übermenſchliche Anſtrengung, die ſie machte, um aus gepreßtem Herzen das einzige Wort hervorzuſtoßen:

Alfred! —

Der Ton, in welchem dieser Name ausgesprochen wurde, war zu überwältigend. Der Blick des jungen Mannes wurde etwas milder.

Alfred, wiederholte das Mädchen nach einer Pause tiefen, aber beredten Schweigens, Du hast mich so unendlich, so entsetzlich unglücklich gemacht, Alfred, rette mich vor Verzweiflung! —

Der junge Mann sprach nichts. Er zog sein Portemonnaie aus der Tasche, nahm einen Fünfthalerschein heraus und legte ihn vor Ida auf den Tisch.

Nimm, sagte er kurz und unmuthig, und laß mich endlich in Ruhe.

Ich soll Dich in Ruhe lassen, sagte Ida mit dumpfer Stimme, ohne das Geld eines Blickes zu würdigen, aber Du hast sie mir genommen für ewig. Ich habe Dir mein Herz, mein ganzes Sein vertrauungsvoll hingegeben, und Du giebst mir ein Almosen dafür.

Wieder die alte Leier, wandte der junge Mann finster ein. Ich glaube, daß ich das Meinige gethan habe. Es sind über zweihundert Thaler, welche Du bereits von mir erhalten hast, für meine Verhältnisse wahrlich keine geringe Summe.

Ich mußte sie nehmen, weil ich krank war, ich mußte sie — unseres Kindes wegen nehmen.

Ich gab Dir das Geld auch ohne Murren, fuhr der junge Mann fort, aber das Kind iſt jetzt todt und Du biſt geſchickt genug, um Dich ſelbſt ernähren zu können. Haſt Du vergeſſen, was Du mir während der Fahrt verſprachſt, als Du mich bei meiner Abreiſe von Berlin bis zum Bahnhofe begleiteteſt, und ich Dir vorſtellte, wie es mir in Folge zwingender Verhältniſſe ganz unmöglich ſei, Dich zu heirathen? Verſprachſt Du mir damals nicht freiwillig, auf mich zu verzichten?

Alfred, das that ich nicht, das konnt' ich nicht.

Nun, Du haſt mir wenigſtens ſehr unzweideutig das Verſprechen gegeben, mich unbehelligt zu laſſen.

Ja, ich habe Dir verſprochen, keine Anſprüche an Dich zu machen; und das that ich im Vertrauen auf Dein beſſeres Selbſt.

Und kaum bin ich nun wieder in der Stadt, fuhr der junge Mann aufgeregt fort, verfolgſt Du mich wieder; aber ich werde mir vor Dir Ruhe verſchaffen, verlaß' Dich darauf.

Ich habe Dich nicht verfolgt, Alfred, der Zufall hat Dich mir zugeführt und ich glaube ein Recht zu haben, bei Dir Hülfe zu ſuchen — — — —

Aber mein Gott, Du biſt ſo tüchtig; in allen Handarbeiten biſt Du wohlerfahren und ſogar wiſſenſchaftlich gebildet, warum ſuchſt Du Dir keinen Erwerb?

Ich hatte bis vor drei Wochen als Gesellschafterin bei der Frau Obrist-Lieutenant von Dalwitz eine Stelle.

Nun, da warst Du gewiß gut aufgehoben.

Ich kann über die Dame selbst nicht klagen —

Und warum gabst Du dennoch die Stelle auf?

Ida's leichenblasses Antlitz wurde von einer jähen Röthe überzogen, sie beugte das Haupt.

Weshalb gabst Du also die Stelle auf? wiederholte Alfred seine Frage.

Ich konnte nicht bleiben, Alfred! stieß das Mädchen aus gepreßter Brust hervor.

Aber ich frage, weshalb nicht?

Es war eine so züchtige Regung, welche dieses Mädchen die folgenden Worte noch immer auszusprechen zögern ließ; aber Alfred's Auge forderte, wie das eines unbarmherzigen Inquisitors, die Antwort.

Der Sohn im Hause, sagte Ida mit leiser, tonloser Stimme, stellte mir nach.

Nun, was ist da? entgegnete Alfred, der junge Offizier hat Dir ein wenig die Cour gemacht — ich sollte meinen, daß Dich das gar nicht unangenehm berühren konnte.

Jedes dieser Worte, welche der junge Mann so gleichgültig, so nachlässig hinwarf, war ein Messerstich für das Herz des unglücklichen Mädchens. Sie ahnte es, daß derjenige, welcher sie dereinst glauben gemacht, daß

sie seinem Herzen theuer sei, nicht einen Funken von wahrer Liebe für sie im Herzen trug, aber sie hatte nicht geglaubt, so gering in seiner Achtung zu stehen.

Es ist wahr, die Frauen weinen bald — aber von der Thräne, die jetzt in Ida's Auge erglänzte, hätte Eisen erweichen müssen.

Sie preßte die Hand krampfhaft an ihre gefolterte Brust, wandte sich um und ging.

Nimm wenigstens das Geld! rief ihr Alfred nach.

Die Thür schloß sich, das bleiche, leidenvolle Gesicht war seinem Auge entrückt.

Ein seltsames Geschöpf! brummte Alfred vor sich hin und trat tiefsinnig ans Fenster. Einige Minuten blieb er so in Nachdenken versunken stehen, dann plötzlich heiterte sich sein Blick bis zum Lächeln auf; er grüßte zu einem der Fenster des jenseitigen Hauses hinüber, an welchem ein blonder Lockenkopf für einige Augenblicke sichtbar wurde, setzte sich dann an's Clavier und spielte ein recht lustiges Lied.

Zehntes Kapitel.

Das Lied vom Hemde.

Es ist dem Hungernden leicht gesagt: arbeite! Gott weiß es, wie viele unglückliche und wahrhaft gute Menschen arbeiten und dennoch hungern. Gott weiß es, wie viele glückliche und im Ueberflusse lebende Menschen, welche Thaler vergeuden, um Groschen und Pfennige knickern, wenn sie der Armuth — wie sie meinen — Brod geben wollen — ja, Brod und höchstens Salz dazu.

Als Ida die Stelle bei der Frau Obrist-Lieutenant aufgegeben hatte, lebte sie der Hoffnung, daß sie mit dem redlichsten Willen, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, bei ihrer Geschicklichkeit zumal, stets so viel erwerben würde, um vor Noth und Mangel geschützt zu sein. Die Lampe brannte bis um Mitternacht, kaum ließ sie sich Zeit, ein kärgliches Mittagsmahl zu bereiten, und wenn sie mit ihrer Arbeit endlich fertig war, dann hatte sie sich gequält, gedarbt, kaum ihre Blöße bedeckt, ihr bescheidenes Obdach bezahlt, um abermals an die Arbeit zu gehen, um von neuem sich zu quälen und zu darben.

Hood's berühmtes Lied vom Hemde hatte die Arme während des Winters oft genug gesungen:

Work — work — work!
Till the brain begins to swim!

So hatte sie Wochen lang gelebt, da versiegte die Arbeitsquelle, eine andere war nicht gleich zur Hand — aber das Leben machte nach wie vor seine gebieterischen Anforderungen geltend.

Wenn Ihr Abends oder am Tage hier und dort ein Mädchen, wenn auch äußerlich geputzt, aber mit verdarbtem Antlitze durch die Straßen gehen seht — denkt an diese Geschichte.

Wie viele Männer würden wohl an Ida's Stelle ein solches Almosen unberührt liegen gelassen haben? — Fünf Thaler, wo ein einziger Groschen schon genügt hätte, um ihren Hunger zu stillen!

Der Leichtsinn ist der Schwimmgurt, sagt Börne, dieses große Menschenherz, das nie zu schlagen hätte aufhören sollen, welcher uns im Strome des Lebens oben erhält, aber welche Brücke führt uns über den jähen Abgrund der Verzweiflung? — — — —

Als Ida den Mann verlassen hatte, den sie selbst jetzt noch wahrhaft und innig liebte, befand sie sich in einem Zustande dumpfer Bewußtlosigkeit.

Es ist wahr, die Moral hat ein Recht, den Selbstmord als eine Handlung kleinmüthiger Hinfälligkeit zu verdammen; aber es giebt Zustände im Menschenleben, wo die göttliche Barmherzigkeit nur im Momente äußerster Verzweiflung dem Unglücklichen die rettende Hand entgegenstreckt.

— — — — — — — — — — —

Urplötzlich befand sich Ida am Kai der Spree. Ob Menschen in der Nähe weilten, ob sie von irgend einem Auge beobachtet wurde, sie beachtete es nicht. Ein Seufzer — ein Sprung — — —

Halt! Bist Du verrückt?! —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Dieser Ruf drang in diesem so verhängnißvollen Augenblicke an ihr fast betäubtes Ohr. Eine schwere Hand packte sie. Ida blickte nicht auf, sie hatte die Stimme erkannt. Sie entzog sich der Hand nicht, von welcher sie gestern so erbarmungslos verstoßen und jetzt so eisern festgehalten wurde. Mit gesenktem Haupte, stumm, unbewußt, folgte sie dem Menschen, der sie schon eine gute Weile lang verfolgt hatte. War er vielleicht einer der Engel der göttlichen Barmherzigkeit?

Es war ihr Bruder Moritz.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Er hielt eine vorüberfahrende Droschke an und stieg, nachdem er dem Kutscher seine Wohnung gesagt, mit seiner Schwester hinein. Nicht ein einziges Wort wurde während der ganzen Fahrt, die fast eine Viertelstunde dauerte, gesprochen.

Endlich waren sie am Ziele. Marquard führte seine Schwester die Treppe hinauf. Sie war zu schwach, allein zu gehen.

Er legte sie auf's Canapé, machte sich daran, Kaffee zu kochen und einzuheizen, verließ dann seine Stube, jedoch nicht ohne sie zuvor abzuschließen und kehrte nach einigen Minuten mit verschiedenen Lebensmitteln zurück.

Iß und trink! sagte er, indem er dem erstarrten Mädchen eine Tasse Kaffee reichte.

Ida griff mit zitternder Hand nach dem belebenden Getränk. Marquard mußte die Tasse halten.

Die vergelbte, geschnörkelte Schwarzwälderin schien mit mehr Mitleid auf das unglückliche Mädchen herabzublicken, als ihr Bruder. Nicht ein einziger Zug hatte sich in seinem Antlitze verändert. Es sah so hart, so runzlich, so tückisch aus, wie immer.

Jetzt iß, sagte er, nachdem Ida eine Tasse Kaffee getrunken hatte, und reichte ihr ein Butterbrod. Wenn Du gegessen haben wirst, dann wollen wir ein Wörtchen mit einander reden.

Nach diesen Worten setzte er sich an seinen Secretär

und begann zu schreiben. Das Knistern des Feuers, das Geräusch der Feder, der Pendelschlag der Uhr waren die einzigen Stimmen, welche sich jetzt lautbar machten. Ida erholte sich allmälig. Es drang eine belebende Wärme durch ihre erstarrten Glieder, auch ihr Herz wurde wieder warm. Sie, die Verwaiste, die Verlassene, glaubte wieder Liebe gefunden zu haben. Dieses Gefühl wirkte mehr auf ihre Belebung, als Speise und Trank.

Und die vergelbte, geschnörkelte Schwarzwälder-Uhr begann abermals von vergangenen Tagen mit ihr zu plaudern. Sie erzählte ihr wieder von dem elterlichen Hause, und wie sie, Ida, Moritz und Harry, dereinst in einer und derselben Stube geschlafen, oft an einem und demselben Herzen geruht. Sie erzählte ihr, wie Moritz von dem Vater weniger geliebt, als sie und ihr jüngerer Bruder, das väterliche Haus verlassen mußte, um sein Brod zu suchen, während sie selbst und Harry sich der zärtlichsten Liebe ihrer Eltern erfreuten. Sie fand es entschuldbar, daß ihr Bruder Moritz einigen Groll gegen sie und Harry im Herzen trug und dennoch handelte er jetzt barmherzig gegen sie. Er hatte sie vom Abgrunde der Verzweiflung zurückgehalten, sie gelabt und erquickt, er hatte ihr brüderlich die Hand gereicht — er, der Verstoßene. Es war ihr, als wenn der Pendelschlag der Uhr jetzt schneller ging, als wollte er ihr Herz zu einer That der Liebe und der Anerkennung anspornen. Sie

erhob sich plötzlich, trat an ihres Bruders Stuhl, streckte ihre Arme aus, und ein heißer, inniger Kuß brannte auf seine Lippen.

Marquard wandte sich um, und sein kaltes, herzloses Gesicht schien, wie zuvor, da er seine Schwester von dem verhängnißvollen Sprunge zurückhielt, zu fragen: Bist Du verrückt?

Ida schwankte zurück und Marquard erhob sich.

Du weißt nun, wie Hunger thut, sagte er; für ein kleines Stück trockenes Brod muß oft der klügste und beste Mensch seine Seele verkaufen. Der allergrößte Mann wird Dir in einem Nu zum kindischsten Narren, zum dümmsten Schwachkopf, wenn ihm der Magen knurrt. Ich hoffe, es wird Dir lieb sein, wenn Du in Zukunft mit dem Deinigen auf einem guten Fuße leben kannst.

Ida schwieg.

Du willst nicht arbeiten — fuhr ihr Bruder fort, gut — Du sollst nicht arbeiten.

O, ich will, ich will gern — sagte Ida.

Du willst gern? — entgegnete Marquard, indem er seine Schwester streng anblickte. Gern? — Nun, dann gehe; es soll mir lieb sein, wenn Du Dich anständig ernähren wirst.

Wenn Du, der Du so sehr bekannt bist, Moritz, mich an irgend Jemanden, der mir Arbeit geben könnte, empfehlen wolltest — versetzte Ida schüchtern.

Marquard gab keine Antwort, setzte sich an seinen Secretär und begann abermals zu schreiben.

Ida's Blick fiel jetzt zufällig auf die schwarze Kalenderziffer, sie erschrack fast. Der Tag, den ihr diese schwarze Ziffer verkündete, war doppelt schwarz im Buche ihres Lebens angestrichen — es war der Sterbetag ihrer Mutter. Inmitten so vielen Elends der Gegenwart — hatte sie das Grab vergessen.

Jetzt wandte sich ihr Bruder um.

Bist Du noch hier? fragte er kurz und schneidend.

Moritz, sagte Ida, indem sie sich erhob, Du verkennst mich wahrlich. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, so lange ich zu thun hatte. Ich bin nicht träge, ich sehne mich nicht nach Wohlleben, nein, gewiß nicht. Das Leben hat keinen so großen Werth für mich, als daß ich danach streben sollte, es in Freuden zu genießen. Wenn ich nur vor dem äußersten Mangel geschützt wäre, wenn ich ganz einsam und zurückgezogen leben könnte, dann würde ich Alles haben, worauf sich meine Wünsche richten.

Moritz sah seine Schwester so kalt und regungslos an, daß das unglückliche Mädchen vor diesem Blicke erstarrte. Ihre Sinne verwirrten sich. Es begann ihr vor den Augen zu flimmern. Die schwarze Kalenderziffer und das Auge ihres Bruders wurden zu tausend

entsetzlich bösen Augenpaaren, welche sie tödtlich anblickten und ihre Vernichtung auszusprechen schienen.

Uebermannt von der innern Angst, die sich ihrer bemächtigte, sank Ida nieder und umfaßte die Kniee ihres Bruders. Moritz! rief sie mit verzweiflungsvollem Händeringen, stoß mich nicht wieder von Dir, stoß mich nicht nieder in den Tod hinein, hab' Erbarmen! Bei dem Grabe unserer guten Mutter, deren Sterbetag heute ist, beschwöre ich Dich, bewahre ihr Andenken vor Schmach, habe Mitleid mit meiner Noth, mit meiner Schwäche, mit meinem Fehltritt — er geschah ja nur aus Liebe.

Wie Ida vor dem Bruder so knieete, — es war ein ergreifendes Bild. Wir würden dem Menschen zu viel thun, sagten wir — er blieb ungerührt. Nein. Es währte einige Augenblicke, ehe er antworten konnte, ehe er den Eindruck, den diese Scene auf ihn machte, niedergekämpft und überwunden hatte. Dann erhob er sich.

Laß die Thorheiten, sagte er so trocken, als habe man ihm so eben erzählt, daß heute schlechtes Wetter sei, Du weißt, daß ich auf solche Komödiantenstreiche nichts gebe. Ich werde Dir kurz und bündig sagen, was ich von Dir verlange, wenn Du meiner Stütze versichert sein willst. Nimm Platz und merk' auf.

Ida ließ sich nieder; sie hatte Mühe, ihre Thränen zu dämpfen.

Ich würde mit Dir nicht so reden, wie ich jetzt reden werde, begann nun Moritz, wenn Du nicht — ein gefallenes Mädchen wärest. Du wirst das, was ich Dir sagen will, leicht verstehen. Du weißt jetzt, daß, wenn ein armes Mädchen einen Höhergestellten liebt — diese Liebe schon an und für sich ein Fehltritt ist. Den Schwüren solcher Männer gegenüber muß ein Mädchen nie fühlen, sondern rechnen. Es ist nun einmal mit Dir vorbei, Deine Tugend kann nicht mehr unter Glas und Rahmen gebracht werden. Der Stab ist über Dich gebrochen. Vor der Welt bist Du anrüchig — wenn Du auch jetzt noch so tugendhaft lebtest. Ich meine also — Du verstehst mich — von Deiner Tugend kannst Du nicht mehr leben, es giebt Dir niemand einen Groschen mehr darauf. Versuche es also mit Deiner Schönheit. Du hast allerdings durch Dein bisheriges tristes Leben viel davon eingebüßt, aber bei Deiner Jugend, wenn Du gut lebst und mit Hülfe der Toilette läßt sich das repariren. Es ist noch was aus Dir zu machen. Nun, was giebt's?

Es traf den Elenden jetzt ein Blick tiefster Verachtung aus dem Auge einer Unglücklichen, die so eben voll Verzweiflung seine Kniee umfaßt hatte. Ida verließ, ohne ihren Bruder noch eines Wortes zu würdigen,

das Zimmer. Ob denn keine rettende Hand sich dieser vor moralischer Vernichtung zurückbebenden Seele entgegenstrecken wird? —

Ida eilte mit solcher Hast durch die Straßen, daß Jeder, der sie sah, glauben mußte, sie habe große Eile, an ein bestimmtes Ziel zu gelangen. Das war auch der Fall. Hatte sie unter der Zahl ihrer Bekannten irgend einen Freund oder eine Freundin entdeckt, bei der sie Theilnahme zu finden dachte?

So weit ging ihre Hoffnung jetzt noch nicht. Die Worte ihres Bruders: „Der Stab ist über Dich gebrochen, vor der Welt bist Du anrüchig" lagen wie eine Centnerlast auf ihrer Brust. Die Unglückliche, welche dem Hungertode nahe, Geld und glänzende Aussichten mit Verachtung ausschlug und ihrem besseren Selbst gehorchte, erlag jetzt fast dem Bewußtsein, daß die Welt ein Recht gewonnen, sie zu verachten und zu verdammen.

Es war aber nicht die kalte Welle, nicht das feuchte Bett der Spree, welches Ida jetzt aufsuchte, um das verzweifelnde Herz, das zu weiblich fühlte, um vor dem Verdammungsurtheil der Welt nicht zurückzubeben, zum Schweigen zu bringen. Die schwarze Kalenderziffer bei ihrem Bruder hatte, mitleidiger gegen sie, als gegen viele Andere, sie auf ein Herz hingewiesen, das zwar zu schlagen aufgehört, das aber, wenn es noch lebendig ge-

wesen wäre, sie gewiß nicht zurückgestoßen haben würde — auf das Mutterherz. —

Ja, das Grab war es, der Kirchhof, die Stätte, wo alles Leben, sei es noch so stolz gewesen, im Staube verrinnt, wohin jetzt Ida eilte. Der Egoismus macht Leben zu Stein, aber die Mutterliebe vermag noch durch die harte Kruste der Erde hindurch zu brechen.

Es ist ein seltsamer, aber heiliger Zug, der das Unglück, um Trost zu suchen, an ein liebes Grab drängt. Ida flog immer rascher durch die Straßen. In all' den tausend Regungen des Lebens, die sich rings um sie herum äußerten, vermochte nichts, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Als sie aber an einen Keller vorüberging, wo ein Blumenhandel getrieben wurde, da dachte sie daran, wie unglücklich sie sei, an diesem Tage nicht, wie gewöhnlich, das Grab ihrer Mutter mit Blumen schmücken zu können.

Und endlich lag die Pforte vor ihr, wo hinein Diejenigen getragen werden, die vom Jammer dieser Welt genesen sind und wohin Diejenigen nicht hinein mögen, welche auf Unsterblichkeit schwören und vor ihrer dunklen Zwischenhalle erzittern. Sie erhoben sich vor ihren Augen, die grünbemoosten Hügel, die Kreuze, die Marmorsteine. Der Himmel lag in trüber, grauer

Dämmerung über den Gräbern. Es muß ein fester Glaube sein, der auf einem winterlichen Kirchhofe nicht verzagt.

Es war kein lebendiges Wesen, außer Ida, auf dem großen Todtenacker. Unheimliche Stille herrschte rings umher. Die Kreuze sahen geisterhaft aus, stumme Verkünder der Hoffnungen des Wiedersehens über dem Moder der Leiber.

Das Mädchen sank an dem Kreuze, welches auf dem Grabe ihrer Mutter sich befand, nieder und drückte es inbrünstig an ihre Brust. Sie küßte die kalte, feuchte Erde des Leichenhügels. Für einen solchen Augenblick giebt es keine Worte. Aus Thränen der Verlassenheit, geweint über den Gräbern, ist das Diadem zusammengefügt, welches die Stirn der göttlichen Liebe umstrahlt.

Und als Ida endlich ihren ganzen, großen Schmerz auf das Grab ihrer Mutter ausgeschüttet hatte, da ging sie von dannen. Die Weihe des Todes folgte ihr, ein sanfter frommer Engel, mitten in das Gewühl der Straßen. Es wurde Nacht, aber die Stadt blickte sie mit ihren Tausenden von hellen Augen ermuthigend an. Verzage nicht! — Wo Menschen sind, da waltet Liebe, Mitleid und Erbarmen.

Plötzlich fielen ihr die Namen mehrerer Bekannten ein, bei denen sie wenigstens ein Nachtlager zu erhalten hoffen durfte. Sie erinnerte sich eines sehr guten,

freundlichen Mädchens, welches früher bei ihren Eltern im Dienste gestanden und vor kurzer Zeit einen armen, aber braven Handwerker geheirathet hatte. Bald stand sie vor dessen Wohnung; es war finster auf der Treppe, ein Klingelzug war nicht zu finden, Ida pochte.

Aber erst als sie ein Herz faßte, und ihr Pochen lauter wurde, hörte sie Tritte nahen und die Thür wurde geöffnet.

Wer es war, vermochte sie in der dichten Finsterniß nicht zu erkennen.

Riecke? fragte eine tiefe, männliche Stimme.

Ist wohl Frau Kämpen zu Hause? fragte Ida.

Sie erhielt keine Antwort, fühlte sich aber plötzlich von zwei starken Händen gepackt und in die Wohnung hinein gezogen. Im selben Augenblicke wurde die Thür zugeworfen.

Dies geschah so rasch, daß Ida vor Entsetzen und Ueberraschung keinen Laut hervorzubringen vermochte. Erst als sie hörte, wie die Thür zugeworfen wurde, ermannte sie sich und rief um Hülfe.

Aber eine schwere Hand legte sich wie ein Schloß vor ihren Mund.

Was schreist Du? fragte der unsichtbare Mensch, ich will Dich nicht todtschlagen, Närrchen. Habe ich Dich schon jemals todtgeschlagen? Hast Du je etwas Anderes,

als Kaffee und Branntwein von mir bekommen? — Das sollst Du auch diesen Abend haben. Komm! —

Lassen Sie mich los! rief Ida mit bebender Stimme, Sie irren sich. Ich bin heute zum ersten Male hier.

Ein heiseres Lachen gab der Unglücklichen die Antwort.

Du bist ein schlaues Ding, sagte dann der Mensch. Ach — Ihr glaubt, Ihr könnt mich alten blinden Mann so leicht betrügen, aber meine Ohren stehen meinen blinden Augen bei. Trotzdem, daß Du Deine Stimme veränderst, habe ich Dich doch gleich erkannt. Komm! —

Ida machte eine vergebliche Anstrengung, zu entkommen. Der Mensch hatte eine eiserne Kraft und zog sie trotz ihrem Sträuben in die Stube hinein. Sie hörte eine Thür knarren, aber es war auch hier eine undurchdringliche Finsterniß.

Ich schwöre es Euch bei Gott, rief Ida vor Angst vergehend, daß ich noch niemals hier gewesen bin, ich bin hier völlig fremd.

Wie gut Du lügen kannst! — versetzte der unbekannte Mensch, aber diesmal halte ich Dich fest; hast Du mir nicht neulich versprochen, mein Weibchen und mein Täubchen zu werden? — Ach — komm nur! — Ich halte Dich beim Wort.

Ida fühlte sich fest umschlungen und ihre schwachen Kräfte schwinden, aber im selben Augenblick erhellte ein

Lichtstrahl das Zimmer, und wie der Donner dem Blitze, so folgte diesem Schein ein lautes schallendes Gelächter.

Die Arme, welche Ida umschlungen hielten, ließen sie plötzlich los. Es war das schwarze struppige Leierkastenweib, das mit einer kleinen Küchenlampe in der Hand, jetzt vor ihr stand.

Seht mir den Alten, rief sie, wie gut er sich meine Abwesenheit zu nutze zu machen versteht! Will er mir hier die hübschen Kinder vertreiben? — Warte nur, Du sollst mores lernen, Du Blindekuh! — Sie stellte die Lampe auf den Tisch, zog sich einen Schuh ab, dessen Absatz mit großen Nägeln beschlagen war, und begann nun auf den blinden Menschen loszuhämmern, welcher sich in einen Winkel der Stube flüchtete und sich hier geduldig schlagen ließ.

Ida wußte nicht, ob sie den Blinden oder das Weib, welches eine solche Gewalt über ihn ausübte, mehr fürchten sollte, sie versuchte es, zu entkommen; aber die Schwarze schoß wie eine Katze auf sie zu und packte sie beim Arme.

Wohin denn, mein Töchterchen? fragte sie grinsend, indem sie dem Mädchen die Wange strich, hat Dich der Alte in Furcht gejagt? — Nun, der wird sich vor dem zweiten Mal hüten. Komm' hervor Alter, thue

'mal Abbitte. Ja, gieb Dir einen Backenſtreich und thue Abbitte.

Es war in der That ſeltſam.

Der große, äußerſt robuſte und ſtarke Menſch kam demüthig, winſelnd wie ein geſchlagener Hund aus ſeinem Winkel hervor, ſchlug ſich auf die Wange und ſagte mit weinerlicher Stimme:

Will's gewiß nicht wieder thun, mein Herzchen, ich hielt ſie wirklich für Hannchen.

Wie kann es denn Hannchen ſein, Du Narr, rief das Weib, indem ſie dem Blinden einen derben Stoß in die Rippen gab; Du weißt ja, daß Hannchen ſich unter die barmherzigen Schweſtern hat aufnehmen laſſen.

Und die Schwarze lachte bei dieſen Worten ſo dämoniſch, daß Ida bis zum Innerſten erbebte.

Ah — ſagte der Blinde, gegen mich war ſie niemals barmherzig, und ich habe ihr doch ſo viel Gutes gethan.

Du alte Scharteke! Du Ehebrecher! rief das Weib. Du willſt, daß alle hübſche Mädchen gegen Dich barmherzig ſein ſollen. Da — hier haſt Du etwas aus Barmherzigkeit!

Mit dieſen Worten gab ſie dem Alten einen Fauſtſchlag in's Geſicht; knurrend zog ſich der Blinde zurück und ſetzte ſich auf einen Stuhl neben dem Ofen.

Bitte, laſſen Sie mich heraus, ſagte Ida ſchaudernd, ich wollte nur eine alte Bekannte, nämlich die Frau Kämpen, beſuchen; aber ſie ſcheint von hier fortgezogen zu ſein.

Kämpens ſind allerdings ſchon ſeit Michaelis von hier fortgezogen, verſetzte das Weib, aber das thut nichts zur Sache, deshalb können Sie doch hier bleiben, Sie ſollen ſehen, wie gut wir hier leben. Heute iſt der Erſte, da iſt Feiertag.

Ja, heute iſt Feiertag, ſagte der Alte, gieb mir einen Schluck.

Und heute wirſt Du gerade nichts bekommen, verſetzte die Schwarze, heute bekommt Cäſar Deine Portion. Der arme Teufel war den ganzen Tag oben eingeſperrt. Iſt Einer von der Deputation hier geweſen?

Nein; entgegnete der Blinde mürriſch.

Sie ſollen mir nur kommen, fuhr die Schwarze fort, dann will ich ihnen zeigen, arme Leute zu chikaniren. Sehen Sie mal, Mamſell, wollen doch dieſe — —hunde mir mein Monatliches — ich bekomme nämlich an jedem Erſten zwei Thaler von der Armendirection — entziehen, wenn ich den Cäſar nicht von mir thue. Wenn ich Armengeld bekomme, ſagen ſie, dann brauche ich keinen Miteſſer. Aber ich habe ihnen darauf gedient. Dieſer Cäſar ſagte ich, iſt mir lieber, als die ganze Armen-Direction und -Deputation und Commiſſion. Dieſer Cäſar

hat meinem Manne das Leben gerettet. Er hat ihn aus dem Waſſer gezogen, als der ſchon nahe daran war, zu erſaufen. Hat Dir Cäſar nicht das Leben gerettet, Alterchen?

Ja, das iſt richtig! beſtätigte der Blinde.

Na, ſehen Sie, es iſt keine Lüge. Und aus Dankbarkeit werde ich den Cäſar niemals von mir thun, bis er crepirt.

Das wäre ſehr traurig, ſagte der Blinde, ich würde dann gewiß doppelt ſo viel Prügel und nicht halb ſo viel Branntwein bekommen.

Darauf kannſt Du ſchwören, verſetzte die Schwarze, indem ſie zur Thür ſchritt. Bleiben Sie nur ruhig hier, Mamſell, ich werde meinen Cäſar holen. Ich habe ihn bei den Leuten oben in Penſion gegeben, damit ihn die Dickköpfe nicht ſehen, wenn ſie Recherchen bei uns machen. Aber des Nachts iſt er hier und ſchläft zwiſchen mir und meinem Alterchen.

Die Schwarze wollte ſich entfernen. Ida folgte ihr.

So bleiben Sie doch, ſagte das Weib, ich komme gleich wieder. Ich ſchließe die Thür derweil zu.

Nein, ſagte Ida entſchieden, ich muß gehen, ich habe noch Geſchäfte.

Ei was! Sie können auch hier Geſchäfte machen. Warten Sie nur — Sie ſollen ſehen, welche noble Leute

hierher kommen. Wir wollen uns diesen Abend noch recht lustig machen.

Ich muß nothwendig fort, sagte Ida, ich will sehen, ob ich wiederkommen kann.

Alterchen, sie macht Flausen! rief jetzt die Schwarze und sah Ida böse an. Halte sie, und wenn Du ihr ein Küßchen giebst, wird sie auch nicht böse sein. Aber thu' ihr nichts, hörst Du, thu' dem dummen Dinge nichts, sag' ich.

Die Unglückliche wollte vor Angst vergehen, als sie sah, daß das brutale Weib sie als Gefangene betrachtete. Das Auge der Polizei drang nicht bis in diese schmutzige Höhle, obwohl nicht zwanzig Schritte davon entfernt ein Schutzmann auf Posten stand.

Die Schwarze hatte sich mit der Lampe fortbegeben und Ida fühlte sich plötzlich von dem nervigen Alten umfangen; aber sie widerstrebte nicht, sie umfaßte den Blinden mit der innigen Zärtlichkeit einer Tochter; sie sah zu ihm auf, als könne ihr flehentlicher Blick die doppelte Nacht durchdringen, die ihn umgab und sagte mit einer Stimme, in welcher der tiefergreifende und erschütternde Schmerz ihrer Verzweiflung lag:

Habt Erbarmen mit einer unglücklichen, verlassenen Waise! —

Wohl, es giebt Menschen, die wie von Eisen sind und deren Gemüth keiner bessern Regung zugänglich zu sein scheint, aber oft wird der verworfenste Mensch durch einen solchen rührenden Hülferuf der Verzweiflung zum Zittern vor seiner Schandthat gebracht. Der Blinde stand betroffen von seinen rohen Angriffen ab. Er neigte sein Ohr dem Munde des Mädchens zu, als vernehme er noch immer die rührenden Laute ihrer Stimme und sagte dann:

Ich will Dir ja nichts thun, mein Töchterchen, ich will Dich nur halten, weil mir's die Hexe befohlen hat.

O, laßt mich los! Laßt mich los! bat Ida.

Nun ja, ich will Dich loslassen, weil Du mir ein kleines herziges Geschöpf zu sein scheinst, entgegnete der Blinde. Ich hoffe, Du wirst mir auch öfter mein Fläschchen füllen. Aber die Alte darf's nicht wissen, hörst Du? — Denn wenn die anfängt, kömmt nichts an mich.

Ich will gewißlich thun, was ich kann, versetzte Ida, ich werde gegen Sie immer dankbar sein.

Mit diesen Worten tappte Ida leise nach dem Fenster und versuchte es zu öffnen; aber es ging nicht. —

Was machst Du da? fragte der Blinde. Ich glaube, Du willst das Fenster öffnen.

Ja, verſetzte Ida, mir iſt ſo ſchlimm zu Muthe, ich möchte ein wenig friſche Luft ſchöpfen.

Nun, ich werde das Fenſter öffnen, aber ſehr viel wird es nicht helfen; es ſind ja die Laden davor.

Der Blinde trat an das Fenſter heran und öffnete es.

Ich werde auch die Laden öffnen, ſagte er dann, aber gieb mir Deine Hand. Wo biſt Du? — Gieb mir Deine Hand ſag' ich.

Ida reichte dem Blinden zitternd ihre Rechte.

So! — Nun kannſt Du friſche Luft ſchöpfen, fuhr er fort. Aber höre, wenn Du einen Laut von Dir giebſt, dann geht es Dir ſchlecht. Uebrigens kann Dich auch kein Menſch hören; denn es iſt da draußen ein ungeheuer großer Garten.

Der Blinde hielt bei dieſen Worten Ida's Hand ſo feſt, daß an kein Entfliehen zu denken war.

Ich will nicht rufen, ſagte Ida, aber wenn Sie an mir ganz und gar barmherzig handeln wollen, dann laſſen Sie mich fort von hier. Ich fürchte mich ſo ſehr vor dieſer Frau, ich fürchte mich vor ihr weit mehr, als vor Ihnen. Laſſen Sie mich fliehen, haben Sie Mitleid mit mir!

Ja, ſie iſt ein fürchterliches Weib, die Alte, ſagte der Blinde, aber wenn ich Dich fortlaſſe, mein Töchterchen, dann bin ich unglücklich. O, Du kennſt ſie noch nicht. Wenn die böſe wird! — Wenn ich nur wüßte,

wohin ich mich hinbegeben könnte, ich wäre schon längst von ihr fortgegangen.

Wärst Du? rief jetzt plötzlich die kreischende Stimme der Schwarzen, welche an der Thür sichtbar wurde, warte, Alterchen, ich will Dir Sohlen machen! — —

Steh' mir altem blinden Manne bei, mein Töchterchen, steh' mir bei, rief der Blinde zitternd, während er Ida's Hand noch immer eisenfest hielt, und ich will auch Dir beistehen, wenn sie Dir etwas thun will!

Die Schwarze kam herbei. Sie hatte in einer Hand die Lampe, in der andern einen Ochsenziemer. Eine wahrhaft wollüstige Schadenfreude malte sich auf ihrem Gesichte ab. Ein kleiner mißgestalteter, dickbäuchiger Hund drang mit ihr zugleich bellend in die Stube.

Jetzt kann mich das Ding da sehen, wenn ich böse bin! sagte sie grinsend. Cäsar, hilf!

Der Blinde verkroch sich ängstlich hinter das Mädchen, aber dennoch erhielt er von der Schwarzen einen entsetzlichen Schlag, der ihm einen lauten Schrei erpreßte. Ida fand in diesem Augenblicke all' ihre Kraft und Seelenstärke wieder.

Sie streckte ihren Arm schützend über den blinden Mann aus und sagte mit einer Stimme, in der sich das höchste Maaß der Entrüstung, welcher sie fähig war, ausdrückte:

Frau, lassen Sie das sein, es ist ein unglücklicher

blinder Mann und hat nichts gethan, was dieſe Behandlung verdiente.

Sieh! rief das Weib, indem ſie das Mädchen hämiſch anblickte, ſie haben ein Complott geſtiftet, das dumme Ding will mich verdrängen, will mir den Alten verführen. Wohl bekomm's Dir! Wohl bekomm's! — da! —

Ida zuckte zuſammen, ein ſchwerer Schlag hatte ſie getroffen.

Im ſelben Augenblicke wurde gepocht.

Die Schwarze, welche noch ſo eben in ihrer Wuth keine Grenzen finden zu können ſchien, wurde plötzlich wie umgewandelt. Sie nahm ihre alte grinſende Freundlichkeit wieder an, warf den Ochſenziemer hinter den Ofen und ſagte, indem ſie dem Blinden die Wange ſtrich:

Nun iſt's genug, Alterchen, ſteh' auf. Dieſen Abend giebt's einen ordentlichen Schluck. Dieſen Abend und die Nacht ſollſt Du wie ein Sultan leben. Ah, das wird Dir gefallen! —

Sie küßte den blinden Mann, welcher ſich jetzt erhob und leiſe murmelte. Er hatte eine blutrünſtige Stirn, aber die guten Ausſichten, welche ihm ſo eben eröffnet worden, ſchienen ihn zufrieden zu ſtellen. Er ſetzte ſich wieder auf ſeinen Stuhl neben dem Ofen.

Es wurde zum zweiten Male gepocht.

Und Du dummes Ding, fuhr das Weib nun zu Ida gewendet fort, Du bleibst diese Nacht hier. Du wirst wahrhaftig nicht dabei zu kurz kommen. Die Muſjes, welche hierher kommen, ſind nobler und ſplendider, als Deine Habenichts von Studenten und Referendarien. Wenn Du Miene machſt, mir davon zu laufen, dann ſollſt Du ſehen, wie tief ich Dich in's Pech bringe. Ich rufe einen Schutzmann und ſage, daß Du mich beſtohlen haſt. Ich ſage die abſcheulichſten Dinge von Dir und ich werde Zeugen haben, ich ſage Dir, ich werde Zeugen haben. Nicht, Alterchen, hat ſie mich nicht beſtohlen? —

Ja, ich kann bezeugen, daß ſie Dich beſtohlen hat; verſetzte der Blinde.

Und Du kannſt es auch beſchwören, ſagte das Weib.

Ja, ich kann es auch beſchwören, entgegnete der Blinde.

Und ſie hat Dich geſchlagen, nicht wahr Alterchen, ſie hat Dich geſchlagen? —

Ja, ſie hat mich geſchlagen, verſetzte der Blinde.

Aber wir werden davon ſchweigen, wenn ſie vernünftig iſt.

Ja, das werden wir, ſagte der Blinde; ich denke, daß ſie vernünftig ſein wird.

Es wurde zum dritten Male gepocht.

Wenn ich ſage, Du ſollſt luſtig ſein, dann biſt Du

luſtig! gebot das entſetzliche Weib gegen Ida gewendet und ging dann hinaus, um die Thür zu öffnen.

Es war wieder völlig finſter in der Stube.

Ida rang verzweiflungsvoll die Hände. Sie ſah ſich rettungslos verloren. Daß die Schwarze aller der entſetzlichen Dinge, welche ſie ihr angedroht, fähig war, daran konnte ſie nicht mehr zweifeln, — und wer hätte ſo unverſchämten, frechen Lügen gegenüber, an ihre Unſchuld geglaubt? Wer wäre für das arme Mädchen eingetreten, welches an einem ſolchen Orte, obdachlos, ohne Erwerb, ohne Mittel gefunden worden?

Ida's verzweiflungsvolles Herz richtete in dieſem trüben Augenblick die klagende Frage an die Gottheit, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn ſie in den Wellen ihr Grab gefunden hätte, als gewaltſam der äußerſten Schande in die Arme geſchleudert zu werden? Und abermals faßte ſie den Entſchluß, ſich von einem Leben zu befreien, das ihr nichts mehr bieten zu wollen ſchien, als Schmach und Erniedrigung. — Wenn ſie nur eines Gegenſtandes habhaft hätte werden können, der ihr die Ausführung dieſes verzweiflungsvollen Entſchluſſes möglich gemacht hätte.

Es giebt Menſchen, die in der warmen Behaglichkeit einer guten und ſorgenloſen Lage bei jeder Gelegenheit ihre Lippen in religiöſe Phraſen wie in Honigſeim tauchen und ein unerſchütterliches Gottvertrauen predigen.

Sie wissen nicht, wie menschlich es ist, zu irren, zu zagen und zu verzweifeln.

Die mitleidige Hand, welche einem Menschen in der Noth einen Dreier reicht, bekundet mehr gesunden, religiösen Sinn, als derjenige, welcher einen ganzen Schatz von schönen Worten über ihn ausschüttet.

Das Herz, das sich in diesem hochpeinlichen Augenblick nach einem Messer, wie nach dem Sendboten der göttlichen Barmherzigkeit, sehnte, konnte ein Gott nicht verdammen. Aber er ließ das Mädchen nicht das Messer finden. —

Eine leise Stimme drang durch das sie umhüllende Dunkel und leise fühlte sie sich berührt.

Mein Töchterchen, flüsterte die Stimme des Blinden, fürchte Dich nicht. Ich will nicht gegen Dich zeugen. Ich will nicht sagen, daß Du gestohlen hast, denn ich weiß, daß ihre Freundlichkeit gegen mich Gift ist, und den Branntwein trinkt sie doch ganz allein aus. Wenn Du mit mir fliehen willst — dann will ich Dir etwas sagen.

Die Stubenthür knarrte, der Blinde entfernte sich rasch von Ida.

Die Schwarze kehrte zurück; ein großer hagerer Mann mit einem martialischen Schnurrbart folgte ihr.

Er trat ohne Weiteres auf Ida zu und maß sie,

indem er sich seinen Knebelbart strich, mit einem höchst unverschämten Blicke.

Die Alte beleuchtete Ida's Gesicht mit ihrer Lampe. Dabei sah sie den Schnurrbart mit einem wohlgefälligen Lächeln an und sagte:

Ist das nicht etwas Rares? —

Passable! — brummte der Lange, indem er die Hand auf Ida's Schulter legte.

Mein Herr, rief Ida, deren Antlitz Schaamröthe überzog, ich bin in die Wohnung dieser Frau nur ganz zufällig hineingerathen, sie hat mich wider meinen Willen hier festgehalten, und ich hoffe, daß Sie meine flehentliche Bitte erfüllen werden, mich hinaus zu führen und mich vor ferneren Beleidigungen und Kränkungen zu schützen!

Der Lange strich äußerst ruhig seinen Schnurrbart und sagte dann vornehm nachlässig:

Ah — sie ist neu.

Sie ist ein stolzes Ding! entgegnete die Schwarze, sie will hoch hinaus. Es sollen durchaus Grafen und Barone sein. Nun, der Herr ist ein Baron, mein stolzes Fräulein. Ich sollte meinen, daß man ihm das auf den ersten Blick ansehen müßte.

Voilà! fiel der Schnurrbart ein, wir wollen uns schon vertragen, mein schönes Kind, wir wollen schon mit einander bekannter werden. Gehen Sie nur, Harmsen.

Cäsar! rief das Weib und ging hinaus, nicht ohne dem Mädchen einen höchst zweideutigen Blick zuzuwerfen.

Mein Herr, sagte Ida, indem sie auf den blutrünstigen Streif auf ihrer Hand zeigte, erkennen Sie hier das Zeichen der Mißhandlung, welche ich von diesem Weibe so eben erhalten, weil ich mich ihrem Willen nicht fügen wollte. Ich lege mein Schicksal in Ihre Hand, ich flehe Sie nochmals um Ihren Schutz und Beistand an.

Parole d'honneur! rief der Lange, indem er sich bemühte, Ida auf das armselige Sopha zu ziehen, welches in dem dürftig ausgestatteten Zimmer stand, meinen Beistand sollst Du haben. — Ich werde Dich von hier fortführen, ich werde das Weib durchprügeln. Ich werde thun, was Du willst, nur thue Du, was ich will.

Der Schnurrbart begann sehr zudringlich zu werden.

Ida stieß den Elenden zurück und flüchtete sich hinter den Stuhl des Blinden.

Es ist wahr, sagte der Blinde so leise, daß es kaum zu verstehen war, das Mädchen ist keins von denen, die hier gewöhnlich kommen.

Kleines, widerspenstiges Ding! rief der Schnurrbart. Wir kennen diese Kunststücke. Ihr versteht Euch eben so gut wie die vornehmen Frauen darauf! Warte nur, ich werde Dich schon bekommen. Ich bin ein alter Soldat, ich weiß, wie man eine Festung nehmen muß.

Ida klammerte ſich an den alten Blinden an und blickte zu ihrem Verfolger mit Entrüſtung und verzweiflungsvoller Entſchloſſenheit empor.

Wie ſie ſich fürchtet! brummte der Blinde.

Jetzt wurde die Thür geöffnet und das Geſicht der Schwarzen lugte grinſend in's Zimmer.

Macht das Ding noch immer Sperenzien, Herr v. Linski? rief ſie mit einer dämoniſchen Geberde.

Sie wollte auf Ida los ſtürzen, aber im ſelben Augenblicke wurde abermals ſehr ſtark gepocht. Die Schwarze ging hinaus.

Schneller als das geſcheuchte Reh, welches der hinter ihm daher ſchnaubenden Meute zu entlaufen ſtrebt, eilte Ida nun ebenfalls hinaus, und mit der wunderbaren Energie, welche das Bewußtſein der Gefahr verleiht, ſtieß ſie die Schwarze von der Thür, die ſie ſo eben geöffnet hatte, zurück, ſtürzte auf die Straße und rannte unaufhaltſam vorwärts, bis ſie erſchöpft, athemlos keuchend auf der Treppe eines Hauſes niederſank.

Druck von A. W. Gaebig in Leipzig

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Zweiter Band.

Die gnädige Frau.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Gustav J. Purfürst.
1867.

Uebersetzungsrecht vorbehalten!

Der Autor

Erstes Kapitel.

Die Tochter des Regierungsraths.

Es giebt in Berlin viele höhere Beamte, welche ein großes Haus machen, und mehr gebrauchen, als sie einnehmen; wenn sie aber der Tod jählings aus der Reihe der Lebenden reißt und sie zu Einwohnern jener kleinen Häuser macht, die tief in der Erde liegen, dann hinterlassen sie nichts als Wittwen, Waisen und — Schulden.

Der Regierungsrath Mundt war vor sechszehn Jahren gestorben und über seine Verlassenschaft war der Concurs eröffnet worden. Die Wittwe lebte mit ihrer einzigen Tochter von der Pension, welche ihr die Gnade des Königs bewilligt hatte, aber nach kaum einem Jahre folgte sie ihrem Gatten in die Ewigkeit.

Louise war noch zu jung, um ihren Verlust fassen zu können; ihre Tante, eine Predigerwittwe, welche von frühester Jugend an auf dem Lande gelebt und erst seit dem Tode ihrer Schwester in Berlin wohnte, nahm sich der Waise an und erzog sie mit vieler Liebe,

aber sie vermochte nicht den grenzenlosen Leichtsinn zu ersticken, zu dem ihre Nichte schon früh einen großen Hang verrieth.

So war Louise jetzt achtzehn Jahre alt geworden, hübsch, eitel, aufgeweckt und leichtsinnig bis zum Excess.

Vielleicht wäre sie unter den Augen ihrer Eltern eine Andere geworden. Vielleicht! — Wenn die Welt über eine Waise zu Gericht sitzt, müssen Mitleid und Milde weit mehr als sonst ihr Urtheil bestimmen.

Dieses Mädchen also war es, zu welchem der Commissionär Jacobs sich hinaufbegab, als wir ihn verließen.

Louise kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm auf eine vertrauliche Weise die Hand und fragte lächelnd:

Was bringen Sie, Herr Jacobs? Haben Sie wieder einen Mann für mich?

Jacobs gab seinem Gesichte einen ungeheuer geheimnißvollen Ausdruck, hielt die Hand des Mädchens fest in der seinen, lächelte entsetzlich diplomatisch und sagte:

Einen Mann — und welch' einen Mann, mein Püpychen!

Ach — Sie! — rief Louise. Sie bringen mir hübsche Männer. Sie versteigen sich höchstens bis zu einem Postsecretär, und ich habe Ihnen und Tantchen ein für allemal erklärt, daß mein Zukünftiger mindestens ein Graf sein muß.

Mehr nicht? versetzte Jacobs, indem er sich ohne Umstände aufs Sopha setzte und das Mädchen nach sich zog.

Nichts mehr? äffte ihm Louise nach. Sie haben am Ende wohl einen Grafen für mich in petto? Etwa so einen baronisirten Schneider oder einen verschneiderten Baron?

Einen Prinzen! — sagte Jacobs, indem er seinen Kopf so weit vorstreckte, daß er fast des Mädchens Nase berührte.

Einen Prinzen?! rief Louise. Mein Gott, das fährt mir durch alle Glieder. Es ist wohl ein Prinz aus dem Kaffernlande, ein kaffeebrauner Prinz? —

Weiß wie Schnee! — sagte Jacobs, ohne eine Miene zu verändern.

Und ein junges Bäumchen? fuhr Louise lachend fort.

Fast noch jünger als Sie.

Ach, warum nicht gar! rief Louise aus.

Jacobs ergriff ihre beiden Hände und sah dem Mädchen so vielsagend in's Gesicht, als hinge von den Worten, die er jetzt aussprechen wollte, Europa's Schicksal ab.

Die Sache ist durchaus kein Scherz, fuhr er dann bedächtig fort; wenn Sie einen Prinzen — wenn Sie einen Prinzen, sage ich, zum Liebhaber haben wollen, dann kann ich es machen.

Nun, dann machen Sie es doch! versetzte Louise und lächelte höchst verführerisch.

Haben Sie mich denn verstanden? fragte Jacobs.

Mein Gott, ich werde doch wissen, was ein Prinz ist?

Und Sie werden auch wissen, was ein Liebhaber ist?

Nun, es fehlt mir wohl daran? — Tantchen räumt wohl dann und wann ein wenig auf, aber sie bekommt nie reines Haus.

Ach — das ist Spielerei, sagte Jacobs, indem er Louisen in die Wangen kniff. Sehen Sie, jetzt bin ich auch Ihr Liebhaber — aber das ist Spielerei, sag' ich Ihnen.

Sie meinen, daß die Heirath nothwendig folgen muß?

Nichts weniger, versetzte Jacobs lachend — ein Liebhaber will nie heirathen.

Das ist grundfalsch! sagte Louise, indem sie aufsprang, ans Fenster eilte und ein halbes Dutzend Kußhändchen irgend einem unsichtbaren Geiste zuwarf. Sehen Sie, da drüben wohnt auch ein Liebhaber von mir. Aber der möchte mich gleich auf der Stelle heirathen. Sehen Sie, so lange Sie hier sind, wird er nicht von der Stelle weichen, so viel ich ihm auch drohen werde. Der ist Ihnen eifersüchtig! Sobald er einen Herrn bei mir weiß, steht er, mit seinem Opernglucker in der Hand, so lange der Besuch währt, am Fenster Schildwache. Und wenn er fort ist, kommt er zu mir

herübergestürzt und dann giebt es Scenen zum Todtlachen. Ach — bitte — thun Sie 'mal schön mit mir — dann sollen Sie sehen, welch' ein Gesicht er machen wird.

O, ein Küßchen will ich Ihnen schon geben, sagte Jacobs, aber ich wünsche, daß es auf meine Rechnung komme, und nicht auf die eines Andern. Hier! — Und nun noch einmal! —

Louise lachte laut auf.

Sehen Sie doch, wie wüthend er aussieht. Sehen Sie, sehen Sie, wie er seinen Operngucker hinwirft! Ob der nicht jetzt gleich zu uns herüberkommt! —

Wir werden die Thür abschließen, sagte Jacobs.

Nein, entgegnete Louise, von verschlossenen Thüren bin ich keine Freundin. Und solche Eifersuchtsscenen hab ich für mein Leben gern. Vielleicht fordert er Sie gar auf Pistolen. Dann würde ich mich zu Tode lachen.

Das ist alles Spielerei! sagte Jacobs und schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab.

Er kommt wahrhaftig, rief Louise. Nein, das ist zu närrisch. Der und die Perrücke, die Beiden sind die eigenthümlichsten und seltsamsten von allen Liebhabern, die ich je gehabt habe.

Wer ist die Perrücke? fragte Jacobs.

Nun, unser Chambregarnist. Sie haben ihn ja schon einmal gesehen.

Hat der Mann nicht Geld? fragte Jacobe weiter.

St! — Davon will er nichts hören. Wissen Sie, er erschrickt vor sich selbst, wenn man nur das Wort Geld ausspricht, und wenn er einen Thaler ausgeben muß, dann möchte er in Ohnmacht sinken. Neulich sagte meine Tante zu ihm ganz leise, wie man gewöhnlich spricht: Herr Ludwig, ein Mann wie Sie, der Gelder auf der Bank hat, sollte doch keinen so schäbigen Hut tragen. Da hätten Sie das Gesicht sehen sollen. Er wurde kreidebleich. Mein Gott, rief er, indem er sich verzweifelt in die Perrücke fuhr, erzählen Sie doch nicht aller Welt, daß ich ein paar lumpige Groschen habe. Es ist ja Niemand hier im Zimmer, als wir Beide, versetzte Tantchen. Schweigen Sie doch! Schweigen Sie doch! rief er darauf im höchsten Zorn, nahm seinen Hut, lief davon und hat seit dieser Stunde — es sind jetzt schon acht Tage her — noch kein Wörtchen wieder mit meiner Tante gesprochen.

In diesem Moment wurde gepocht, gleich darauf die Thür stürmisch geöffnet und ein junger Mann trat in's Zimmer.

Es war Alfred.

Er ging hastig auf den Commissionär zu und rief mit einer vor Zorn zitternden Stimme:

Herr, dieses Mädchen ist meine Braut!

Jacobs Gesicht blieb so diplomatisch ruhig, daß man auch nicht die leiseste Verwirrung oder irgend eine Verlegenheit an ihm wahrnehmen konnte; mit dem größten Gleichmuth sagte er:

Ah — ich gratulire — es freut mich ungemein, daß ich die Ehre habe —

Herr, machen Sie, das Sie fortkommen! rief Alfred, durch diese Ruhe außer sich gebracht.

Wenn Sie vielleicht noch nicht die Ehre haben, sagte Jacobs, indem er gelassen eine Prise nahm, mich zu kennen — mein Name ist Andreas Jacobs, ehemaliger Gutsbesitzer, Rentier und Geldmann. Wenn ich nicht irre, haben wir schon einmal ein Geschäft mit einander gemacht. Es giebt wenige junge Männer von Distinction in unserer Residenz, mit welchen ich nicht in Berührung komme.

Aber ich glaube nicht, daß Sie mit dieser Dame Geschäfte abzumachen haben, bei welchen eine Berührung nöthig ist! schrie Alfred.

Es kömmt darauf an, versetzte Jacobs mit einem äußerst unverschämten Gesichte, und übrigens weiß ich nichts davon, daß Fräulein Louise Braut ist.

Nun, so mögen Sie es jetzt wissen!

Nein, ich weiß es noch immer nicht, versetzte Jacobs.

Louise lachte laut auf.

Ach, wie komisch das ist! rief sie aus, eine wahre Komödie! — Sie haben ganz Recht, Herr Jacobs, dieser Mensch will mich durchaus zu seiner Braut machen, und auch Tantchen will es, aber die Sache ist noch weit im Felde. Ich möchte wissen, wovon Herr Alfred eine Frau erhalten will. Mit seinen paar hundert Thalern Gehalt wird er nicht viel ausrichten, die reichen ja nicht einmal zu meinen Morgenhäubchen aus. Ich werde eine sehr, sehr theure Frau sein. Zehntausend Thaler sind nichts für mich. Nein, gehen Sie nur, mein werther Freund. Ein Prinz ist nun einmal zu meinem Glücke unerläßlich.

Alfred wurde leichenblaß.

Louise! rief er mit bebender Stimme.

Ach, gehen Sie doch! versetzte das Mädchen. Sie müssen mich auch nicht immer quälen und molestiren. Einmal und ein paar Mal macht es mir wohl Spaß, aber Sie sind ein ewiger Quärelant. Und jetzt will ich acht Tage lang mit Ihnen gar nicht reden — gar nicht. So! Jetzt wollen wir von unserer Sache weiter sprechen, Herr Jacobs.

Alfred stand einen Augenblick sprachlos da, dann warf er auf den Commissionär einen entsetzlichen Blick und ging davon.

Wenn Sie einmal Geld gebrauchen — rief ihm Jacobs nach.

Da werden Sie ihm einen großen Gefallen thun, sagte Louise lachend, er gebraucht sehr oft Geld. Aber jetzt lassen Sie uns wieder von unserem Prinzen sprechen. Ist er ein wirklicher, ein ganz wirklicher Prinz, den Sie mir verschaffen wollen?

Jeder Zoll ein Prinz.

Wer ist es?

Krokus! —

Ach, Sie sind ein Narr. Aber wenn Sie mich foppen, dann sollen Sie mich einmal im Bösen kennen lernen.

Die Sache ist kein Spaß, warnte Jacobs ein, ich habe den Auftrag, für einen jungen Prinzen ein so allerliebstes Mädchen, wie Sie sind, ausfindig zu machen; aber der Prinz will natürlich geliebt sein.

Das kann ein Prinz auch mit Recht verlangen, entgegnete Louise.

Alle anderen Liebhaber müssen durchaus beseitigt werden.

Nun, das versteht sich ganz von selbst.

Sie müssen ihm ewige Liebe schwören.

Bis über die Ewigkeit hinaus.

Würden Sie von Ihrer Tante fortziehen?

Nun, das ist keine Frage; ich würde doch jedenfalls einem Palais den Vorzug geben.

Die Sache ist ernst, sagte Jacobs. Es ist nicht

gleich ein Palais, das Sie aufnehmen wird — ich werde ein paar Stuben für Sie miethen. Sie müssen allein wohnen, damit die Sache eingeleitet werden kann. — Hier lesen Sie.

Jacobs gab dem Mädchen denselben Brief, durch welchen er Marquard's Scrupeln beseitigt hatte. Während sie las, wandte er keinen Blick von ihr ab.

Auf Louisens Antlitz zeigte sich keine Spur von Erröthen. Sie trat vor den Spiegel.

Ein recht hübsches Mädchen, sagte sie, nun, das bin ich. Achtzehn Jahre — so alt bin ich just. Schwarzäugig, blond, schlank, mittelgroß, interessant, unverdorben — Prinz Krokus, kommen Sie nur, wir sind wie für einander geschaffen!

Es scheint mir in der That so, bemerkte Jacobs. Sind wir also einverstanden? —

Louise stand noch immer vor dem Spiegel.

Sind Sie entschlossen, Ihre Tante zu verlassen? fragte Jacobs.

Fest entschlossen, versetzte Louise, indem sie dem Commissionär mit Pathos die Hand reichte; aber ich muß durchaus zuvor den rechten Namen des Prinzen wissen.

Krokus! Krokus! Krokus! sagte Jacobs. Sie werden den Namen erfahren, wenn es Zeit ist. Ueber-

legen Sie noch bis Morgen, dann wollen wir weiter davon sprechen. Ich komme wieder.

Adieu, Herr Krokus! rief Louise. Sie können auf mich rechnen.

Sie trat an's Fenster. Erst jetzt verließ Alfred, der bisher, jedoch so, daß er nicht bemerkt werden konnte, hinter der Gardine gestanden, seinen Platz und seine Wohnung und folgte dem Commissionär.

Zweites Kapitel.

Eine Stunde an der Börse.

Die schwarze Kalenderziffer in Marquard's Zimmer war heute nichts Anderes, als ein schwarzer, drohend emporgehobener Finger. Er sah unheimlich und dämonisch aus dieser dicke, stumme und schwarze Strich, der Hunderte und Tausende in Angst und Sorgen versetzte. Nur vier und zwanzig ephemere Stunden sind ihm zugemessen, aber wenn er von dannen gehen wird, werden Thränen, Verzweiflung, Flüche und Elend sein Leichengefolge bilden.

Es war der 1. März.

Studenten ohne Vermögen, arme Leute, die an jedem Ersten ihre Miethe bezahlen müssen, Wechselschuldner,

welche an diesem Tage ihre fälligen Wechsel zahlen sollten, hätten gern auf diese vier und zwanzig Stunden, während welchen diese schwarze Ziffer ein so strenges Regiment führte, eine Extrafahrt nach Amerika oder wo anders hin gemacht; aber keiner, der im Schuldbuche Marquard's stand, vermochte sich dem schwarzen Finger zu entwinden, welcher sich über des Wucherers Bett erhob.

Marquard hatte schon am frühen Morgen für diesen Elendstag, welcher für ihn ein Feiertag war, ganz besondere Anstalten getroffen. Er hatte die Stelle, auf welcher er saß, mit einem Bollwerk umgeben. Zwei Tische waren neben einander gestellt und schieden das Zimmer in zwei Hälften. Außerdem stand ein großer, dicker Stock im Winkel neben dem Secretär. Marquard schien auf jede unangenehme Ueberraschung vorbereitet zu sein.

Bald wurde es in der That sehr lebendig in seiner Stube. — Es wurde sehr oft und manchmal gar bescheiden gepocht. Es kamen arme Handwerker, welche mit zitternden Händen und Thränen in den Augen den Wucherzins aufzählten. Es kamen kleine Fabrikanten, welche um Frist und Prolongation ihrer fälligen Wechsel baten und seufzend die neuen Wechsel mit den durch die Zinsen angeschwollenen Summen acceptirten; aber Marquard saß mit der größten Seelenruhe da und be-

rechnete, wie viel ihm jeder Fluch, jeder Seufzer, jede Thräne einbrachte.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Die geschnörkelte Schwarzwälder Uhr, obwohl ihr Herz von Holz, schien dennoch ein menschliches Rühren mit Marquard's unglücklichen Schuldnern zu haben, die in der Stadt von Pontius zu Pilatus herumliefen, um die Opfer zur Rettung ihrer bürgerlichen Existenz herbeizuschaffen; ja, die geschnörkelte Schwarzwälderin gab sich keine Mühe, diesen für so Viele nur allzurasch verrinnenden Morgen abzukürzen und ihr Tiktak zu beschleunigen; sie wies erst auf ein Viertel auf Neun, während es draußen schon längst Neun geschlagen hatte. Dennoch vergingen die Stunden nur allzurasch, es schlug — zehn — elf — zwölf —; das Häuflein Gold und Papier in Marquard's Secretär schwoll immer mehr an, aber er saß noch immer da, wie ein lauerndes Raubthier.

Als die Uhr jetzt elfmal anschlug, sah Marquard sie so drohend an, als wollte er sie für die bis dahin ausgebliebenen Schuldner verantwortlich machen. Es war schon zweimal ganz leise gepocht worden, aber die Schläge der Uhr nachzählend, hatte es Marquard überhört.

Es pochte zum dritten Male.

Marquard nahm einen Wechsel in die Hand, welchen

er schon mehrere Male hervorgesucht und dann wieder fortgelegt hatte, als sich aber auf sein „Herein" die Thür öffnete, legte er ihn auch diesmal wieder bei Seite; es war nicht der erwartete Wechselschuldner, es war der alte Thomas, welcher jetzt leise und bescheiden ins Zimmer trat.

Sie haben schön Wort gehalten, sagte Marquard. Man ist wirklich ein Narr, wenn man den geringsten Aufschub giebt. Hätte ich Ihre Wohnung gewußt, dann würde ich Sie schon verklagt haben.

Mich? fragte Thomas erstaunt.

Allerdings Sie! Haben Sie vergessen, daß Sie mir einen Schuldschein ausgestellt?

Wofür? fragte Thomas.

Dafür, daß ich Ihnen Delation gab.

Thomas schüttelte sehr bedenklich mit dem Kopfe.

Bringen Sie mir das Geld? fragte Marquard.

Nein! ich will Geld haben!

Sie wollen Geld haben? Welche Sicherheit geben Sie mir?

Nun, einen Wechsel.

Von wem ist der Wechsel? —

Thomas starrte Marquard mit seinen großen Augen höchst seltsam an.

Lassen Sie sehen, wer der Acceptant ist, sagte Dieser ungeduldig.

Das verstehe ich nicht, entgegnete Thomas, ich will ein paar hundert Thaler haben und will Ihnen dafür einen Wechsel geben.

Mit Ihrem eigenen Accept? —

Thomas bejahete, indem er mit dem Kopfe nickte.

Marquard lachte laut auf.

Nun, ich denke doch, ein Wechsel muß bezahlt werden, entgegnete der Alte, und ich werde ihn auch bezahlen.

Wovon? — Haben Sie irgend ein Einkommen? —

Nein, versetzte Thomas.

Haben Sie Besitzthum, welches sich nöthigenfalls verwerthen läßt?

Thomas verneinte abermals.

Spielen Sie vielleicht ein Loos, worauf Sie zu gewinnen hoffen? setzte Marquard spöttisch hinzu.

Ich spiele nicht, sagte Thomas, aber ich habe Geld — ich habe Actien.

So? — Sie haben Actien! — Das kann natürlich möglich sein. Bringen Sie mir diese Actien und dann wollen wir weiter reden.

Thomas sah Marquard mit einem höchst seltsamen Ausdruck an. Er blieb eine Weile still und nachdenklich stehen, dann setzte er sich auf den Stuhl, der neben der Thür stand.

Ich will mich erſt ein wenig ausruhen, ehe ich weiter gehe, ſagte er.

Marquard machte ein ſehr unhöfliches Geſicht, und fuhr fort zu rechnen und zu zählen.

Sie haben da viel Geld, ſagte Thomas. Es iſt ſehr hübſch, wenn man viel Geld hat. Man muß es ſich nur nicht nehmen laſſen. Ach, wenn man nur immer wüßte, was man mit dem Gelde beginnen kann! Man ſieht's ſo gleichgültig an, wenn man's in Hülle und Fülle hat. Wiſſen Sie, — mit dem Gelde, was Sie dort vor ſich liegen haben, können Sie mindeſtens hundert arme Leute glücklich machen.

Marquard ſah den alten Thomas mit einem Blicke an, welcher deutlich genug ſagte:

Der Menſch iſt verrückt! —

Ja, das können Sie wahrhaftig, fuhr Thomas fort, indem er ſich erhob und bis an den Zauberkreis trat, in deſſen Mitte ſich Marquard befand. Aber Sie müſſen es fortgeben, ehe es Ihnen Jemand nimmt. Wiſſen Sie, es thut einem recht wehe, wenn man ſich ſagen muß, daß man ſo viele Leute hätte glücklich machen können, und dies verſäumt hat.

Der Alte preßte bei dieſen Worten ſeine Rechte mit einem höchſt ſchmerzvollen Ausdrucke aufs Herz, legte ſeinen Stock auf den Tiſch und fuhr dann mit gefalteten Händen fort:

Es muß ein recht trauriges Sterben sein, wenn man so viel Geld zurücklassen und dabei sich sagen muß, daß man's nur für seinen eigenen irdischen, hinfälligen Leib benutzt; oder wenn man gar das Bewußtsein in sich trägt, daß man es nur zum Unglücke seiner Mitmenschen angewendet hat. Ja, es muß ein sehr trauriges Sterben sein! —

Wenn Sie predigen wollen, fuhr Marquard jetzt böse auf, dann gehen Sie in die Kirche. Ich habe keine Zeit und keine Lust, ihre Narrheiten mit anzuhören.

Narrheiten? sagte Thomas, Sie glauben, daß ich Narrheiten rede? Nein, gewiß nicht! All' dies Gold und hunderttausendmal mehr, reicht nicht aus, Sie glücklich zu machen, wenn Sie es nur für sich selbst benutzen. Und wenn man arm geworden ist, und dann daran denken muß, wie leicht und mit wie Wenigem man guten Menschen oft recht großes Glück hätte bereiten können, das ist zum Verzweifeln!

Marquard sah nach der Uhr, legte sein Geld sorgfältig fort, schloß seinen Secretär zu und erhob sich.

Wo wohnen Sie? fragte er dann plötzlich.

Bei meiner Nichte, versetzte Thomas, aber wir ziehen nach der Stallschreiberstraße, und ich möchte gern die Meubles wieder haben. Wann kann ich sie bekommen?

Wenn Sie bezahlt haben.

Gut, versetzte Thomas, ich werde Ihnen meine Actien

bringen. O, Sie werden ſehen, daß ich viel Geld habe! Wo guter Wille iſt, da iſt Gottes Beiſtand.

Der Alte warf bei dieſen Worten einen ſeltſamen Blick auf Marquard, nahm ſeinen Stock und entfernte ſich langſam und leiſe.

Ein großer Schaute*), brummte Marquard und ſchickte ſich an, Toilette zu machen. Er war hiermit bald fertig. Sein nächſtes Ziel war das Stadtgericht.

Als Marquard in das große, rieſige Haus eintrat, begegnete ihm Elz, der wie gewöhnlich einen großen Actenſtoß unter dem Arme hatte. Er faßte Marquard beim Knopfloch und führte ihn in einen Winkel des Gebäudes.

Was giebts? fragte Marquard.

Der Executor holte ein zuſammengelegtes Papier aus ſeiner Taſche hervor und fragte, indem er Marquard mit ſeinem ewig lachenden Geſichte triumphirend anblickte:

Was gebt Ihr mir für dieſes Papierchen?

Was es werth iſt, verſetzte Marquard.

Bieten Sie einmal zehntauſend Thaler.

Noch keinen Pfennig.

Bieten Sie Zwanzigtauſend.

Unſinn!

---

*) Narr.

Sagen Sie Hunderttausend —

Seien Sie kein Narr, Elz!

Ich sage Ihnen, Sie können mir für das Papier dreist neunundneunzigtausend neunhundertneunundneunzig Thaler, neunundzwanzig Groschen, elf Pfennige bieten, und Sie bekommen es dennoch nicht.

Ich habe keine Zeit, Elz; entgegnete Marquard, indem er sich zum Gehen wandte.

„Im Namen des Königs!“ fuhr Elz fort, indem er die Hand mit militärischer Gravität an die Mütze legte und Marquard bedeutsam ansah.

Also ein Erkenntniß, sagte Marquard, Ihr habt also Euren Proceß gewonnen? —

Der Executor nahm jetzt eine Prise zwischen den Daumen und den Zeigefinger seiner Rechten, setzte sich seinen dritten Finger auf die Brust, warf den Kopf stolz in die Höhe und sagte:

Junggeselle! —

Ihr seid wirklich geschieden, Elz? fragte Marquard.

Hier steht es Schwarz auf Weiß. Das Weib ist als schuldiger Theil anerkannt.

Elz, da ist ihr Unrecht geschehen.

Das hat nichts auf sich. Sie hat es vor Gericht ganz dreist ausgesprochen, daß sie mich wie die Sünde haßt.

Das kann ich ihr nicht verdenken, versetzte Marquard.

Das hat nichts auf sich. Ich will nur erst einen Webermeister nach Möser's Ruhe*) bringen, dann gehe ich zur Wangenroth. In vier Wochen soll die Hochzeit sein.

Haben Sie heute noch Executionen? fragte Marquard.

Ungefähr ein Dutzendchen, aber bei lauter schofelm Volk, wo ich für Schulden von höchstens fünf Thalern einen ganzen Wagen voll aufladen muß. Na, und das Gewimmer bei diesem Volke! Aber das hat nichts auf sich.

Lachend, wie immer, entfernte sich Elz, um in dem nahen Bierlocale bei Maas, welches die Börse der Executoren ist, eine Herzstärkung zu sich zu nehmen. Ohne große Schwierigkeit gelang es ihm, mittelst einer guten „Weißen" und einem halben Dutzend „Bitta", alle diejenigen Sinne in einen zeitweiligen Ruhestand zu versetzen, welche bei dem Geschäfte, an dessen Ausführung er jetzt ging, überflüssig waren.

Marquard hatte indessen seine Angelegenheiten auf dem Stadtgerichte abgemacht und ging nun die Königsstraße hinab nach dem Lustgarten zu.

Wenn Ihr, meine Leser, Wölfe und Füchse, wenn Ihr Habichts- und Adlernasen in großer Anzahl bei-

*) Das frühere Schuldgefängniß in Berlin, bis Ende des Jahres 1861, war Eigenthum des Buchdruckereibesitzers Möser.

sammen sehen wollt, wenn Ihr entsetzlich tiefsinnige Courszettel-Gesichter, wenn Ihr mit einem Wort die Actien- und Differenz-Menschen, die Jobber und Fixer, wenn Ihr die Stegreifritter des Glückes, die Speculanten und Geldjäger in ihrem Elemente beobachten wollt, kommt mit uns an die Börse. Tretet mit uns in jenes kleine Gebäude ein, in dessen Nähe die Spree und der Springbrunnen ist, und deren Wasser niemals ausreichen werden, all' den moralischen Schmutz hinweg zu spülen, der sich von hier aus über die Residenz verbreitet*).

Wir wollen nicht etwa behaupten, daß nicht auch viele sehr ehrenwerthe Leute sich hier befinden, welche trotz dieser Stickstoffatmosphäre, welche sie täglich einathmen, sich dennoch ein edles und humanes Herz bewahren; aber selbst dem bestgearteten Menschen muß es in diesem heidnischsten aller Götzentempel schwer werden, nicht zu vergessen, daß es Dinge giebt, die keinen Cours haben und dennoch schätzenswerther sind, als ein Schrein von Actien.

Die Sucht, schnell und mühelos reich zu werden, genährt von den riesig angewachsenen künstlichen Geldmitteln, welche nicht wie die edlen Metalle erst aus dem geheimnißvollen Schooße der Erde herausgeholt zu werden

*) Zur Zeit, als die erste Auflage dieses Werkes erschien, bestand noch die alte Börse.

brauchen — diese Sucht, schnell und mühelos reich zu werden, hat dem hier verkehrenden Geschlecht ihren Stempel aufgedrückt.

Wir werden später unsere Leser an die Tretmühle des Arbeitshauses führen, wo die Unglücklichen, die keine Arbeit finden können, oder auch nicht suchen mögen, zu unfreiwilliger Arbeit verdammt werden; welche Tretmühle aber giebt es für diese Müssiggänger, für diese arbeitsscheuen Vagabonden der Börse, die hier mit lauerndem, spähendem Blick umhergehen, ob nicht vom Tische der großen Herren, die dort unbeweglich stehen und im Großen arbeiten, einige Brocken für sie abfallen?

Es war, als wenn Marquard in einem geheimnißvollen Verkehr mit allen diesen Schmarotzern der Börse stand; der Eine flüsterte ihm im Vorbeigehen vielleicht ein einziges Wort zu, welches er mit einem bloßen Kopfnicken beantwortete; ein Anderer gab ihm ein Zeichen, worauf er nur mit den Augen zwickerte; ein Dritter steckte ihm ein beschriebenes Blättchen zu, und so kamen und gingen diese Menschen, tauchten neben ihm auf und verschwanden wieder im Gewühle.

Und während dessen beschäftigte sich Marquard nur damit, in seinem Notizbuche kurze, flüchtige Vermerke zu machen.

Mitunter entspann sich auch zwischen ihm und einem andern Herrn eine äußerst lakonische Unterhaltung, von

der man, obwohl sie einige Minuten dauerte, nur die Worte zu hören bekam: Mecklenburger und Köln-Mindener.

Endlich kam der große Moment, wo die Wiener Course anlangten, welche der Börsendiener jetzt laut verlas. Nun wurde das Gewühl und Getümmel lebhafter. Die kindischen Späße, welche sich die Herren bisher mit einander erlaubt hatten, hörten auf; eine fast krampfhafte Anspannung aller geistigen Fähigkeiten, welche zu einem schnellen Calcül gehören, konnte man jetzt bei den Matadoren der Börse wahrnehmen, bis plötzlich ein seltsames Gewühl an dem Platze entstand, wo einige der verwegensten Baissespeculanten ihren Stand hatten.

Der elektrische Funke, welchen sich der große papierne Götze unserer Zeit dienstbar gemacht, hatte so eben von Paris eine wichtige bedeutsame Nachricht gebracht, in Folge deren die Course plötzlich bedeutend in die Höhe gingen, und eine fortwährend steigende Tendenz wenigstens für die ganze nächste Woche zu erwarten stand. Jobber und Fixer geriethen in Aufregung; eben noch von der Hitze des Geschäfts geröthete Gesichter wurden plötzlich bleich. Jetzt hätte man physiognomische Studien machen können, wie Leute, die innerlich zusammen brachen, die schmalen Lippen zusammen kniffen und hinter einem erzwungenen Lächeln ihren Ruin zu verbergen suchten.

Endlich ertönte die Glocke und verkündete das Ende

der Börsenzeit, aber während sonst das Geläute öfterer wiederholt werden mußte, ehe die Leute sich von ihren Geschäften zu trennen vermochten, drängten jetzt alle Anwesenden dem Eingange zu; es mußte irgend etwas Ungewöhnliches vorgehen.

Was giebts? fragte Marquard einen hoffnungsvollen Börsenjüngling, der eben an ihn herantrat.

Ein Verrückter! lautete die Antwort.

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als ein altes Männchen, mit einem fadenscheinigen schwarzen Frack bekleidet, wie ein wildes Thier mit einem Satze bis in die Mitte der Börse sprang.

Er hielt ein Päckchen beschriebenes Papier hoch empor gehoben und rief mit lauter Stimme:

Es speculirt niemand so gut wie ich! Alle Depeschen bekomme ich zuerst! — Ich will Rothschild banquerott machen! Ich! — Aber Eure Course sind falsch! Eure Depeschen sind falsch! Eure Papiere sind falsch! — Hier habe ich zehn Millionen californische Goldminen-Actien. Wer kauft? Dreihundert Procent sind zu verdienen!

Der Mann war früher sehr reich, sagte der junge Börsenmann zu Marquard, hat aber all sein Geld verspeculirt.

Den Mann kenne ich, versetzte Marquard, er war schon verrückt, ehe er speculirte.

Nur mit Mühe gelang es dem Börsendiener, den

Unglücklichen außer dem Bereich der Börse zu bringen, aber er blieb vor dem Gitter stehen und schrie in einem fort:

Alle Eure Actien sind falsch! Die ganze Börse ist eitel Falschmünzerei! Rothschild hat mir meine Actien gestohlen! Ihr seid alle falsche Spieler!

Das Publikum außerhalb der Börse lachte, ein Witzbold schlug dem Verrückten die Papiere aus der Hand, was diesem nicht geringes Entsetzen verursachte. Er hob die Papiere wieder auf und säuberte sie sorgfältig vom Schmutze. Ein kleines blasses, dürftig gekleidetes Mädchen kam weinend heran und ergriff den Arm des Wahnsinnigen, der sich jetzt ruhig fortführen ließ; mitleidige Menschen steckten der Kleinen eine Gabe in die Hand, welche sie dankbar annahm.

Ein Weilchen später war die Börse öde und vereinsamt, nur der Priester dieses Götzentempels, der lange, hagere Mann mit seinem goldbetressten Dreimaster, scharwerkte noch in demselben herum, und der Courszettel, dieses politische Tagesbülletin unseres papiernen Zeitalters, verkündete Tausenden, daß sie Geld gewonnen hatten, während sie aßen, oder schliefen, oder spazieren gingen.

Drittes Kapitel.

Die Schwiegertochter.

Es war ein finsterer, überaus unfreundlicher Abend. Die Glücklichen, welche im behaglich erwärmten Zimmer vergnüglich und gemüthlich beisammen sitzen konnten, hatten alle Ursache, dankbar gegen Gott und barmherzig gegen die Armen zu sein.

Es war neun Uhr.

Ein großer hagerer Mann mit einem langen Rock und mit einer Mütze bekleidet, verließ das Haus, in welchem zwei Herzen noch immer unter dem Druck ihres traurigen Geschickes seufzten.

Dieser Mann war Thomas.

Er ging so heftigen Schrittes, daß man nicht glauben konnte, einen alten Mann gehen zu sehen. Dabei sprach er, wie gewöhnlich, halblaut mit sich selbst.

Sein Ziel war eins jener kleinen Gäßchen, welche man nur in der Königsstadt und in dem alten Köln noch findet.

Die kleine Heiligegeiststraße mündet bekanntlich in die Burgstraße und zugleich auch in die Spree, mit welcher sie durch einen kleinen überbrückten Gang in Verbindung steht. Es befinden sich hier Häuser und

Häuschen, deren verwittertes und baufälliges Aussehen diesem an und für sich schon finsteren Gäßchen ein um so unheimlicheres Aussehen geben.

Ehe Thomas in eins dieser Häuser, zunächst der Pforte, welche zu dem unterirdischen Gange führt, einzutreten sich entschließen konnte, blieb er einige Minuten zögernd und lauschend stehen. Er legte das Ohr an die Fenster, welche von innen durch Laden verschlossen waren.

Sie sind noch nicht da, sagte er dann halblaut, nein, sie können noch nicht wieder zurück sein.

Der Alte trat nun rasch ins Haus, holte einen Schlüssel aus seiner Tasche, schloß die Thür auf, welche zur Küche führte und befand sich nun im Innern der Wohnung.

Diese bestand aus zwei kleinen Stuben, von denen eine nach vorn, die andere nach hinten lag. Das Meublement ließ auf eine große Dürftigkeit der Bewohner schließen. Die Wände waren kahl, wie in einem Gefängniß. Es fehlten selbst jene unvermeidlichen, bunten Prämienbilder, mit welchen in Berlin selbst die Almosenempfänger ihre dumpfen Zimmer schmücken.

Als Thomas in die Hinterstube trat, schloß er die Küche wieder zu und steckte den Schlüssel in die Tasche, dann schob er den Riegel vor, welcher sich an der innern Seite der Stubenthür befand.

Nun zog er eine kleine Laterne, um deren radartigen

Einsatz ein Wachsstock gewunden war, aus seiner Tasche hervor, zündete ihn an und machte sich dann an ein sehr geheimnißvolles Geschäft.

Er setzte sich neben dem eisernen Ofen auf die Erde und zog nicht ohne große Mühe mittelst einer kleinen Zange die Nägel heraus, welche die eiserne Platte an den Fußboden befestigt hielten. Dann hob er die Platte in die Höhe.

Eine ziemlich tiefe Höhlung, welche den Umfang von der Hälfte der Platte hatte, wurde sichtbar.

Thomas griff nun in die Höhlung hinein, eine nicht geringe Bestürzung malte sich auf seinem Gesichte ab, seine Hände zitterten.

Sie haben Alles herausgenommen, murmelte er, denn ich weiß doch, daß hier viel Geld versteckt war. Wo mögen sie damit geblieben sein?

Der alte Mann sah sich im Zimmer um, sein großes, stieres Auge ruhte bald auf diesem, bald auf jenem Gegenstande.

Ich hätte das schon längst thun müssen, sagte er dann betrübt, ich mußte Alles nehmen, wenn's auch Papier war, es stecken Tausende darin.

Thomas untersuchte nochmals die Höhlung, er fand nichts.

Sollten die Papiere auf dem Ofen liegen? fuhr er dann in seinem Selbstgespräch fort. Ich beeilte mich gar

zu sehr, als ich den Beutel fortnahm. Vielleicht finde ich dort noch mehr.

Er erhob sich und trat in die Vorderstube. Hier stand einer jener colossalen Oefen, die früher allgemein im Gebrauche waren und jetzt mehr und mehr in Abnahme kommen. Er stieg auf einen Stuhl und nahm ein Stück aus dem Gesimse heraus, dann steckte er den Arm in die entstandene Lücke — aber er zog ihn bald wieder zurück.

Nichts, gar nichts, sagte er mit zitternder Stimme; das ist ja unmöglich! Es muß noch viel, viel mehr Geld als die paar hundert Thaler, welche ich genommen habe, vorhanden sein.

Dies sagend stieg Thomas vom Stuhle herab, rückte einen Tisch an den Ofen und stieg nochmals hinauf. Er leuchtete jetzt in die Höhlung der Krone hinein, ein krampfhaftes Zucken, welches ihn jetzt befiel, zwang ihn, sich einige Sekunden an den Ofen festzuklammern.

Endlich ließ er den rechten Arm los und steckte ihn wieder in die Oeffnung. Sein Gesicht glänzte vor Freude, als er ein kleines Packet hervorzog.

Das muß Geld sein, sagte er, indem er vom Tische herabstieg. Zwölftausend Thaler haben sie mir gestohlen, jetzt nehme ich mein Eigenthum zurück. St! — —

Der Alte blieb lauschend stehen.

Wenn sie kommen, sagte er, indem er das Packet in

die innere Seitentaſche ſeines Rockes ſteckte, und ſie wollen mir etwas thun — o, ſie ſollen es nur wagen! —

Der alte Mann nahm einen ſo entſchloſſenen Ausdruck an, daß ſein Vorſatz, ſeine Beute ſelbſt nicht für ſein Leben fahren zu laſſen, nicht zweifelhaft erſcheinen konnte.

Aber es blieb ſtill.

Es war mir ſo, ſagte er dann, als wäre ein Schloß geöffnet worden. Aber es iſt niemand da.

Thomas ſtellte nun den Tiſch an ſeinen vorigen Platz, aber kaum war er hiermit fertig, als an die Stubenthür heftig gepocht wurde.

Thomas ſchrak zuſammen.

Sie ſind da! ſagte er, aber ich laß' ſie nicht eher hinein, bis ich mit allem fertig bin.

Er begab ſich ganz leiſe in die Hinterſtube und befeſtigte die Platte wieder.

Wer iſt da drinnen? rief eine kreiſchende weibliche Stimme.

Thomas gab keine Antwort; aber er blieb lauſchend an der Thüre ſtehen

Biſt Du es, alter Schuft, rief die Stimme wieder, wirſt Du mich gleich hineinlaſſen! —

Ja, gleich, ſagte Thomas und öffnete nun eine der Fenſterladen, um ſich nöthigenfalls mit der Straße in

Verbindung setzen zu können. Dann schob er den Riegel zurück.

Nun wurde die Thür von außen hastig aufgerissen, und es zeigte sich das überraschte Antlitz eines zwar jungen, aber auffallend häßlichen Weibes, dessen kleine, listige Augen, Stumpfnase und hervorstehende Backenknochen eine slavische Abstammung verriethen. Bekleidet war das Weib mit einem dunklen, kattunenen Kleide, einer wattirten Jacke und einem schwarzen länglichen Strohhut, dessen Rand im Nacken in eine stumpfe Spitze auslief.

Diese nichts weniger als malerische Erscheinung schien am liebsten gleich auf den alten Mann zuspringen zu wollen; man sah es ihr an, wie schwer es ihr wurde, sich zu mäßigen und ihren Zorn noch zurück zu halten, und die mit dicken, wollenen Handschuhen bekleideten Hände geballt in die Seiten stämmend, sagte sie in einem rauhen Tone, der fast männlich klang:

Bist Du also wieder hier, alter Narr?

Ja, versetzte Thomas, seinen Stock krampfhaft festhaltend, wohin soll ich? — Mir fehlt Obdach — mir fehlt Brod. —

Es ist Deine Schuld — warum bist Du von uns fortgelaufen?

Weil Ihr mich nach dem Ochsenkopfe bringen wolltet, versetzte Thomas.

Der Ochsenkopf ist für Leute Deiner Art ganz gut.

Ja, ganz gut, — versetzte Thomas, aber nicht für mich.

Wovon hast Du denn während unserer Abwesenheit gelebt, Du alter Pinsel?

Ich habe gebettelt, versetzte Thomas.

Ei sieh doch, er versteht sich auch aufs Betteln! rief das Weib. Am Ende will er bei dem Geschäft noch ein Vermögen zusammenscharren, und dann sagt er noch, daß er Hunger leidet. Warte nur!

Wenn Du mich anrührst, entgegnete Thomas, dann schreie ich so laut um Hülfe, daß es die ganze Straße hören soll.

Schreie nur immer zu, versetzte das Weib, indem es seine wollenen Handschuhe auszog; wenn Du nicht sofort das Geld, welches Du während unserer Abwesenheit erbettelt hast, herausgiebst, dann sollst Du ganz gewiß noch heute nach dem Ochsenkopf, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß Du mir nicht wieder entwischen wirst.

Ich habe kein Geld, entgegnete Thomas, und wenn Du mir kein Brod mehr geben willst — nun gut — dann will ich sehen, ob ich nicht irgendwo einen mitleidigen Menschen finde, der mich aufnimmt. Ich werde keinen Schritt mehr über Deine Schwelle thun. Hier ist der Schlüssel. Jetzt laß mich hinaus.

Mit diesen Worten legte Thomas den Schlüssel auf den Tisch.

Du willst niemals wiederkommen? entgegnete das Weib mit arglistigem Lächeln, niemals? — Nun, dann lauf', Du alter Narr! Du Saufbold! — Aber wenn Du Dich hier noch einmal wieder blicken läßt, dann hämm're ich Dir Deinen dummen Kopf entzwei.

Höre, sagte Thomas, indem er seinen Stock mit drohender Entschlossenheit empor hielt, Du hast nichtswürdig gegen mich gehandelt; Du hast mich um mein Geld gebracht; Du hast mich geschlagen; Du hast mich hungern lassen; Du hast mich Nachts aus dem Bette gejagt und mich gezwungen, halbnackt in Eis und Schnee unter freiem Himmel zu verbringen; Du hast meinen Sohn gegen mich aufgehetzt, und das Alles habe ich mit Ergebung getragen. Aber wenn ich betete, und das geschah recht oft und recht inbrünstig, dann habe ich niemals vergessen, Gottes Zorn für Alles, was Du an mir altem Manne verbrochen hast, auf Dich hernieder zu beschwören. Wenn es Dir einmal recht schlecht gehen wird, denk' an den alten Thomas. Gott bessere Dich! Gott bessere Dich!

Mit diesen Worten schritt der Alte vorwärts, aber er verlor das Weib nicht aus den Augen und hielt seinen Stock beständig zur Abwehr bereit. Sie ließ ihn zitternd vor Wuth und ohne ein Wort zu sagen, vorwärts schreiten.

Schließ auf! befahl Thomas, an der Küchenthür stehend.

Sie steckte ihren Schlüssel in die Thür, aber statt aufzuschließen, griff sie plötzlich nach einem Beile, das auf dem Heerde lag, und schoß wie eine Furie auf den alten Mann zu. Er würde ganz gewiß einen höchst gefährlichen Hieb erhalten haben, wenn er nicht noch zeitig genug ihre Absicht errathen, sich schnell in die Vorderstube zurückgezogen und den Riegel von innen wieder vorgeschoben hätte.

Ich könnte sie jetzt festnehmen lassen, sagte er dann fast zornlos, aber ich will's nicht thun, nein, ich will's nicht thun.

Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster.

Das Gäßchen war menschenleer.

Mit mehr Behendigkeit, als sein hageres Aeußere verrieth, stieg der alte Mann nun auf die Straße hinaus und während das Weib gegen die Thür hämmerte und diese einzuschlagen drohte, hatte er die Burgstraße erreicht und eilte nach seiner Wohnung hin.

Es war nach zehn Uhr; Thomas fand die Thür seiner Wohnung schon verschlossen, aber er hatte den Schlüssel bei sich, schloß auf und trat in's Haus.

Emma war noch wach; sie saß bei einer Nachtlampe nähend neben ihren schlafenden Kindern.

Ihr bleiches Geſicht heiterte ſich auf, als der alte Thomas in's Zimmer trat.

Du biſt noch auf, ſagte Thomas, Du arbeiteſt noch; Du ſtrengſt Dich über Deine Kräfte an, mein Töchterchen. Nein, Du darfſt das nicht! — Ich will, daß Du Dich pflegen ſollſt. Hier, ich habe Dir etwas mitgebracht. Nun iß!

Der Alte holte Semmel, Butter und Sardellen aus ſeiner Taſche hervor und legte dieſe Dinge auf den Tiſch.

Bier iſt noch da, ſagte er, ich will Dir eine Bierſuppe kochen.

Laß das, lieber Onkel, entgegnete Emma, Fräulein Alwine hat mir ſchon meine Abendſuppe gebracht.

Iſt's wahr? ſagte Thomas und ſah ſeine Nichte forſchend an. Du mußt mich nicht täuſchen, mein Töchterchen.

Nein, entgegnete Emma, es iſt wirklich wahr; ich bin vollkommen geſättigt. Iß Du nur, lieber Onkel.

O, wenn Du wüßteſt, wie viel ich gegeſſen habe! entgegnete Thomas, und höre, meine Tochter, in zwei bis drei Tagen wollen wir von hier fortziehen. Bis dahin ſoll alles in Ordnung ſein. Jetzt begieb Dich zur Ruhe; ich werde mich auch niederlegen, denn ich bin ſehr müde.

Thomas küßte die ſchlafenden Kinderchen und ging in ſeine Stube. Er legte ſich aufs Bett und holte

aus seiner Tasche ein Groschenbrod hervor, welches er gierig verzehrte. Dann stand er leise auf und horchte an der Thür.

Sie ist noch wach, sagte er dann leise vor sich hin, sie wird wieder krank werden. Warum arbeitet sie so angestrengt, wenn sie es nicht nöthig hat. Ach — sie glaubt gewiß, daß ich kein Geld habe. Ich muß sie überzeugen.

Thomas richtete sich im Bette auf und holte das Packet aus seiner Tasche. Mit zitternden Händen öffnete er es. Es waren Stadtschuldscheine im Betrage von beinahe achttausend Thalern.

Das ist ganz genug, sagte der Alte, indem er aufstand; wenn ich Detlow fünfzehnhundert Thaler schicke, und fünfhundert Thaler dazu verwende, Marquard und den Wirth zu bezahlen, dann bleiben noch zweihundert Thaler Zinsen, womit Emma ganz gut erhalten werden kann. Ja, ich will ihr zeigen, daß ich nicht arm bin!

Er öffnete ganz leise die Thür.

Du bist noch wach, Onkel? fragte Emma.

Ja, wenn Du nicht schläfst, kann ich auch nicht schlafen. Warum arbeitest Du noch so spät, wenn Du es nicht nöthig hast? — Glaubst Du mir nicht, daß ich noch Geld genug habe? — Sieh' her!

Thomas legte das Packet auf seinen Schooß.

Das sind achttausend Thaler, sagte er, fünfzeha-

hundert schicken wir Deinem Mann, sobald er uns geschrieben haben wird, von dem andern wollen wir leben.

Onkel Thomas, entgegnete Emma, Du bist ein alter Mann und Du sollst unterwegen keinen Mangel leiden. Wir sind noch jung und können arbeiten. Bitte, schone Dein Geld.

O, Du sollst sehen, wie gut wir mit dem Gelde auskommen wollen! versetzte Thomas. Laß mich nur machen, ich will nicht, daß Du bis in die späte Nacht hinein arbeiten sollst. Jetzt gehe zu Bette, wenn Du nicht auch mir den Schlaf entziehen willst.

Emma versprach, sich niederzulegen und Thomas ging wieder in die andere Stube. Er wendete sich jedoch noch einmal wieder um.

Töchterchen, sagte er, ich habe noch eine Bitte an Dich. Wenn irgend Jemand kommen und Dich fragen sollte, ob ich Geld habe, z. B. meine Schwiegertochter oder mein Sohn oder wer es sonst auch sei — dann sage Du nein, ich hätte nichts — gar nichts!

Das will ich thun; versprach Emma.

Der Alte blieb trotz dieser Antwort eine Weile gedankenvoll stehen.

Ach, sagte er dann, ich weiß, daß Dir das Lügen sauer wird; nicht in den Himmel möchtest Du Dich hineinlügen; ich habe das immer so hübsch an Dir gefunden. Ich mache es ebenso; aber es ist nicht gut.

Die böse Welt macht aus der Wahrheit eine Ruthe für die Guten. Nein, es ist nicht gut; aber ich will nicht, daß Du meinetwegen lügen sollst. Wenn Dich also Jemand fragen sollte, ob ich Geld habe — dann sage Ja. O, sie sollen mir dann nur kommen.

Der Alte trat nun in seine Stube und begab sich zu Bett. Aber er schlief noch lange nicht ein; denn er beschäftigte sich damit, einen Plan für seine künftige Lebensweise festzusetzen. Als sich endlich der Schlummer seiner bemächtigte, folgten ihm diese Gedanken mit in seine Träume hinüber.

Viertes Kapitel.

Der Gaukler.

Es war acht Uhr Morgens; aber es sah draußen noch so trübe und finster aus, daß es schien, als würde der Tag heute sein Auge gar nicht öffnen; und eben so lässig und verzagt erhoben sich Tausende von Armen und Elenden, die wohl einen Tag, aber kein Tagewerk wenn nicht ein bitteres und freudenloses vor sich hatten. Es giebt nichts Trostloseres als die Armuth im Winter.

Auch Emma hatte sich mit bekümmertem Herzen erhoben, um an ihre häuslichen Verrichtungen zu gehen,

aber sie fand schon Alles gethan. Der Kaffee stand fertig im geheizten Ofen, das Frühstück auf dem Tische; der alte Thomas hatte das ganz geräuschlos besorgt und dann das Haus verlassen.

Es war kaum acht Uhr, als er bei Marquardt anpochte. Dieser erhob sich und öffnete. Als er den Alten sah, schlug er die Thür verdrießlich wieder zu.

Lassen Sie mich hinein! rief Thomas unwillig.

Geduld! schrie Marquard und kleidete sich mit der größten Gemächlichkeit an.

Ich will meine Schuld bezahlen! lautete des alten Mannes zornige Entgegnung.

Marquard kochte seinen Kaffee, zündete sich gemächlich eine Cigarre an und öffnete endlich die Thür.

Bringt Ihr Geld? fragte er.

Ich bringe meine Actien, versetzte Thomas.

Actien? — Laßt sehen, entgegnete Marquard, indem er den Alten mißtrauisch ansah.

Dieser zog das Packet unter seinem Rocke hervor und nun erst ließ ihn Marquard eintreten.

Hier sind für fünfhundert Thaler Actien, begann Thomas. Das sind mehr als Detlow Ihnen schuldet; was darüber ist, sollen Sie mir baar herausgeben. Nicht, sind das nicht für fünfhundert Thaler Actien?

Marquard prüfte die Actien, dann heftete er sein

stechendes Auge auf den alten Mann, dieser schlug das seine verlegen nieder.

Seit wann haben Sie diese Papiere? fragte Marquard, ohne den Blick von dem Alten abzuwenden.

Seit wann? — — Es ist schon lange her, seitdem ich sie gekauft habe.

Warum wollten Sie denn gestern Geld auf einen Wechsel haben? — Warum haben Sie Detlow auspfänden lassen, wenn Sie so mitleidig sind und Geld haben?

Warum? — Der Mann war verreist, dem ich die Actien in Verwahrung gegeben hatte. —

Wann haben Sie dieselben zurückbekommen?

Gestern. —

Sie behaupten also, diese Actien selbst gekauft zu haben? fuhr Marquard fort.

Ja, sie sind von meinem Gelde gekauft, versetzte Thomas.

Diese Papiere, sagte Marquard, indem er den Alten wie ein Großinquisitor ansah, sind — nun, Sie werden's wohl wissen —

Was soll ich wissen? fragte Thomas aufhorchend.

Diese Papiere sind g e s t o h l e n! entgegnete Marquard.

Gestohlen? fuhr Thomas auf. Nein, das ist eine Lüge, das sind ehrlich gekaufte Papiere.

Meinen Sie? entgegnete Marquard ruhig. Nun

warten Sie nur einen Augenblick. Es wird sich bald ausweisen, auf welche Art Sie zu diesen Papieren gekommen sind. Haben Sie die Güte, mit mir nach der Stadtvogtei*) zu kommen.

Nach der Stadtvogtei? rief Thomas entsetzt.

Nun, wenn Sie ehrlich zu den Papieren gekommen sind, ist es vielleicht mit einigen Monaten Untersuchungshaft abgethan, fuhr Marquard ruhig fort. Aber ich sage Ihnen, diese Nummern sind gestohlen, und ich bin verpflichtet, Sie festzuhalten und der Polizei zu übergeben.

Der Mann sah ungemein betroffen aus.

Es thut mir leid, daß ich Sie in's Unglück bringen muß, sagte Marquard, aber ich muß meine Schuldigkeit thun. Vielleicht kann ich etwas dazu beitragen, daß Sie nach einigen Tagen wieder frei kommen; denn ich stehe mit der Polizei sehr gut. Sie müssen mir aber die Wahrheit sagen.

Was wollen Sie wissen? sprach Thomas kleinlaut.

Haben Sie noch mehr Papiere bei sich? fragte Marquard, seinen Blick auf den Rock des alten Mannes heftend, als könne er durch die obere Bekleidung hindurch in dessen Tasche hinein sehen.

Thomas zögerte zu antworten.

---

*) Das Polizei- und Criminalgefängniß.

Besinnen Sie sich recht, ob Sie mir die Wahrheit sagen wollen, fuhr Marquard fort, Sie müssen nur bedenken, daß man Sie auf dem Criminalgericht gründlich durchsuchen wird.

Der Alte zuckte auf, als Marquard das Wort „Criminalgericht" aussprach.

Ja, sagte er dann zitternd, ich habe noch mehr Papiere bei mir, aber sie sind mein ehrliches Eigenthum. Ich bin kein Dieb! — Ich habe nur genommen, was mir gehört.

Davon wollen wir später sprechen, entgegnete Marquard, während Thomas seinen Schatz hervorholte. Ich zweifle nicht, daß Sie auf ganz ehrliche Weise in den Besitz dieser Papiere gekommen sind; außer diesen Actien aber sind noch andere Staaatspapiere auf einer und derselben Stelle gestohlen worden; lassen Sie mal sehen.

Während Marquard die Actien prüfte und sich stellte, als vergliche er die Nummern derselben mit den in seinem Taschenbuche befindlichen Bemerkungen, stand der arme Thomas wie vernichtet da. Sein markirtes, aber keineswegs unedles Gesicht nahm einen äußerst traurigen Ausdruck an. Sein schöner Traum von dem Glücke, das er seiner Nichte bereiten wollte, war dahin.

Die Sache ist richtig, fuhr Marquard nach einer Pause fort, aber es fehlen noch einige tausend Thaler. Wo sind diese?

Noch einige tausend Thaler? — rief Thomas bestürzt, ich habe nichts mehr gefunden.

Sie werden der Polizei darüber Rechenschaft geben müssen, wo die andere Summe geblieben ist, fuhr Marquard fort.

Die Polizei mag nachsehen, sagte Thomas, immer heftiger sprechend. Ich habe diese Papiere in dem guten Glauben fortgenommen, daß sie für mein Geld gekauft worden seien. Ich kann nicht dafür, wenn es gestohlenes Gut ist.

Sie wissen sich gut auszureden, entgegnete Marquard mit einem diabolischen Lächeln, aber es wird Ihnen nichts helfen.

Ich will sehen, wer mir was thun kann, rief Thomas und erhob drohend seinen Stock; ich kann mein Eigenthum nehmen, wo ich es finde, und es ist einerlei, ob es Geld ist oder ob's Papiere sind!

Sie werden Zeit genug bekommen, über den Unterschied nachzudenken, sagte Marquard, die Polizei ist nicht so leichtgläubig

Das Wort „Polizei" machte auf Thomas einen eben so niederschlagenden Eindruck, wie das Wort „Criminalgericht." Seine Heftigkeit verwandelte sich plötzlich wieder in eine tiefe Zaghaftigkeit.

Ich wiederhole es, daß es mir leid thut, fuhr Marquard abermals fort. Sie in ein solches Unglück ver-

wickelt zu ſehen, denn ich glaube, daß Sie wirklich ein ehrlicher Mann ſind.

Marquard hielt inne und nahm eine ſehr nachdenkliche Miene an. Thomas blickte mit ängſtlicher Geſpanntheit zu ihm auf.

Ich will Ihnen einen guten Rath geben, fuhr Marquard leiſe fort, aber Sie müſſen mir ſchwören, daß Sie, wie es auch kommen möge, meiner niemals erwähnen wollen.

Ja, das will ich, verſetzte Thomas mit Entſchiedenheit, ich ſchwör's beim Erlöſer, niemals und zu Niemanden davon zu ſprechen, daß Sie von dieſen Papieren gewußt. Hier haben Sie meine Hand darauf.

Und ich hoffe, Sie werden Ihren Schwur halten, ſagte Marquard, denn Sie ſcheinen mir nicht der Mann zu ſein, der ſein eigenes Kind ins Verderben ſtürzen will. Nicht wahr, das wollen Sie doch nicht?

Nein, verſetzte Thomas, obgleich ſie es um mich verdient haben.

Marquard nahm die Actien.

Kommen Sie einmal hierher, ſagte er dann.

Thomas trat jetzt hinter den Tiſch.

Machen Sie doch einmal die Ofenthür auf.

Ah — ah — ſagte Thomas, ich weiß ſchon, was Sie wollen, — aber da kommen ja die Leute um ihr Geld.

Im Gegentheil, Sie erhalten es auf dieſe Weiſe am ſicherſten wieder, verſetzte Marquard; wenn die Papiere nicht binnen Jahresfriſt zum Vorſchein kommen, dann erhalten die Eigenthümer neue Actien.

So? ſagte Thomas, das iſt etwas Anderes.

Der alte Mann war ſo ſehr mit ſeinen trüben Gedanken beſchäftigt, daß er auf das, was Marquard jetzt unternahm, faſt gar nicht achtete.

Seht, ſagte dieſer nach einem Weilchen, indem er vor den Ofen trat — die Sache iſt todt.

Er warf ein Paquet Papiere in's Feuer; in einem Nu flackerten ſie auf.

Der Alte blickte mit düſterm Kopfſchütteln in die Flamme.

Nun können Sie ruhig Ihres Weges gehen, ſagte Marquard.

Ja, jetzt kann ich meiner Wege gehen, antwortete Thomas, indem er zaudernd ſtehen blieb.

Sie wohnen jetzt bei Detlow? fragte Marquard.

Ja, verſetzte Thomas, bei meiner armen Nichte, ihr Mann iſt in Amerika.

Woher hat er das Geld zur Reiſe genommen? —

Ich weiß es nicht — verſetzte Thomas.

So — Sie wiſſen es nicht — Sie haben es ihm nicht gegeben?

Nein, ich habe ihm nichts gegeben.

Was treibt denn Ihr Sohn eigentlich?

Ja, was treibt er? entgegnete Thomas, ich weiß wirklich nicht.

Was ist er denn? —

Er ist Schiffer, aber er, hat jetzt keinen Kahn. Vor einem halben Jahre ist er ihm untergegangen, und ich mußte ihm mein letztes Geld geben, damit er sich einen neuen verschaffen konnte. Als er das Geld hatte, lachte er mich aus. Jetzt fährt er mit einem andern Kahn, seine Frau begleitet ihn fast immer. Ich weiß wirklich nicht, was sie jetzt treiben.

Ach, was werden Sie nicht wissen? sagte Marquard.

Nein, ich weiß es nicht. Sie thuen vor mir immer so geheimnißvoll, und neulich sagte mir das Weib, sie seien jetzt zu arm, um mich länger ernähren zu können. O, versetzte ich, Ihr seid wohl nicht so arm, es scheint mir, als hättet Ihr noch Geld.

Warum schien Ihnen das? fragte Marquard.

Der Alte zauderte mit seiner Antwort, dann sagte er ganz leise:

Nun, ich konnte wohl berechnen, daß sie mein Geld noch nicht verbraucht hatten. Sie sagten aber, ich wäre verrückt und müßte nach dem Ochsenkopf. Deshalb ging ich zu meiner Nichte, zu der Detlow. Ach — Sie glauben nicht, was das für eine liebe brave Frau ist. Wenn ich mich nicht vor ihrem Manne geschämt hätte,

wäre ich schon viel früher zu ihr gegangen. Ja, sie ist ein braves Weib.

Die Stimme des alten Mannes wurde sehr bewegt, als er so sprach.

Wie mag denn Ihr Sohn zu den Papieren gekommen sein? fragte Marquard mit einem steinernen Gesichte.

Gott weiß es! — Ich glaubte, wie gesagt, daß sie von meinem Gelde gekauft wären.

Und wie sind Sie dazu gekommen? —

Das will ich Ihnen erzählen, entgegnete Thomas und that dies der Wahrheit gemäß.

Wenn sie nun die Papiere von Ihnen zurückfordern, was werden Sie dann sagen? fragte Marquard weiter.

Dann werde ich sagen, daß ich sie verbrannt habe, versetzte Thomas.

Wo wohnt Ihr Sohn?

Der Alte nannte die Adresse.

Jetzt gehen Sie in Gottes Namen, fuhr Marquard fort; ich wünsche nur, daß die Leute sich in Acht nehmen mögen. Ich will mich um ihr Thun und Treiben nicht kümmern, aber ich wünsche ihnen, daß die gestohlenen Papiere, welche sie etwa noch haben, nicht in andere Hände kommen mögen, die sie statt der Flamme, dem Gerichte übergeben. Ich hatte Mitleid mit Ihnen, wiewohl es mir fast leid thut, denn meine Schuldigkeit

wäre gewesen, Sie zu denunciren. Aber Sie sind ein alter biederer Mann. Wenn Ihr Name an den Pranger käme, Sie würden's nicht überleben. Nun geben Sie in Gottes Namen. Ich wünsche, daß es Ihnen in Zukunft besser ergehen möge!

Gott gebe es! sagte Thomas seufzend, indem er langsam bis an die Thür schritt, dann aber zögernd stehen blieb.

Wenn Sie mit mir, wenn Sie mit meiner Nichte Mitleid haben, sagte er, dann geben Sie uns die Meubles zurück, welche sie uns haben abpfänden lassen. — Wir wollen morgen ziehen und können doch nicht zwischen den kahlen Wänden sitzen. Gott wird's Ihnen lohnen — und vielleicht kann ich Sie bald bezahlen. Ja, vielleicht kann ich das.

Marquard sagte kein Wort.

Die Summe ist ja nicht groß, fuhr der alte Thomas fort, und mit dem Wirthe würden wir uns verständigen, der mag einen Theil der Mobilien für seine Schuld behalten, denn wir können ja doch nicht Alles in die neue Wohnung mitnehmen.

Marquard schwieg noch immer.

Sie thun ein Gotteswerk, fuhr Thomas fort, es ist für meine arme Nichte gar zu traurig, Alles entbehren zu müssen. Sie ist so gut! — Und guten Menschen Gutes thun — das ist das Beste in dieser Welt.

Der Alte hielt inne und wischte sich die Thränen aus den Augen. Marquard rührte sich noch immer nicht.

Wollen Sie's thun? fuhr Thomas bittend fort.

Hört, sagte Marquard jetzt, indem er den alten Mann steinern anblickte, ich glaube, daß ich mich gefällig, sehr gefällig gegen Sie bewiesen habe. Die Asche da im Ofen ist für Sie mehr als Tausende werth. Ich bin kein Krösus und kann mein Geld nicht aus dem Fenster werfen. — Wenn ich thue, was Sie von mir begehren, wovon wollen Sie bezahlen? wann wollen Sie bezahlen? —

Wovon?" — versetzte Thomas kleinlaut, nun, ich hoffe, daß ich Geld bekommen werde, ich habe noch Gelder ausstehen, ich will meine Schuldner mahnen.

In vier Wochen? fragte Marquard.

Ja, vielleicht in vier Wochen.

Wollen Sie mir einen Wechsel geben? —

Einen Wechsel — sagte Thomas nachdenklich; laßt mal sehen. — Ja, das will ich thun. Vier Wochen ist noch lange hin.

Marquard ließ sich nieder, schrieb einen Wechsel aus, und gab Thomas die Feder in die Hand.

Zweihundert Thaler? sagte dieser erstaunt.

Ja, Kosten und Zinsen, und die zehn Thaler, welche Sie mir noch schulden, eingerechnet; versetzte Marquard.

Der alte Mann stand zaudernd da.

Schreiben Sie angenommen und darunter Ihren Namen, sagte Marquard.

Thomas that dies, seine Hand zitterte dabei.

Marquard schrieb jetzt einen Schein, den er dem Alten gab.

Hierauf, sagte er, werden Ihnen die Sachen wieder ausgeliefert werden. Gehen Sie mit Gott.

Der alte Mann drückte dankbar die verrätherische, giftige Hand des Wucherers und entfernte sich.

Der Nebel draußen hatte sich noch nicht verzogen, und nicht weniger nebeldunkel war es im Kopfe des armen Alten. Er hatte eine Verpflichtung übernommen, deren Erfüllung für ihn außer dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit lag. Er empfand, daß er Unrecht gethan, indem er Gutes thun wollte.

Es giebt kein traurigers Bewußtsein für ein menschliches Gemüth, als diesen Widerspruch zwischen dem Willen, Gutes zu thun und der Unmöglichkeit, es redlich auszuführen.

Thomas lenkte seine Schritte der Wohnung des Auctions-Commissarius zu, und während er diesem Marquards Gnadenschein vorwies und die paar letzten Groschen, welche er noch besaß, für die Kosten zahlte, lachte der Wucherer sich diabolisch ins Fäustchen.

Er hob die Papiere, welche er hinter den Secretair

geworfen und statt deren er nichtsnutziges Zeug verbrannt hatte, sorgfältig auf.

Es ist doch gut, sagte er lachend, ein bischen von der Taschenspielerei zu verstehen. Diese Hexerei hat mich um fast acht Tausend Thaler reicher gemacht. So viel mir bekannt, sind diese Papiere nicht gestohlen, aber ich will sie so bald als möglich versilbern.

Als jetzt gepocht wurde, raffte Marquard die Papiere rasch zusammen und gleich darauf zeigte sich das arrogante Gesicht des Commissionärs.

Fünftes Kapitel.

Drei Bettler.

Wir könnten nun heute ziehen, sagte Thomas, der fast immer laut mit sich selbst sprach, wenn er auf der Straße ging, als er von der Pfandkammer zurückkam; die Möbel bekommen wir wieder — aber ich habe kein Geld zum Ziehen, nichts zu essen — und meiner armen Nichte versprach ich, daß ich für sie sorgen werde — sorgen werde — sorgen! —

O, fuhr er fort, indem er einen jungen Stutzer, der ihm begegnete, so starr ansah, daß dieser, in der Meinung, von Thomas angeredet zu sein, einen Augen-

blick stehen blieb; was eine einzige Stunde machen kann! Kurz zuvor war ich noch so reich und träumte so schön — und jetzt ist Alles nichts — nein, Alles nichts!

Jetzt hielt eine Equipage gerade vor dem Hause, vor welchem sich der alte Mann befand.

Der hat's! sagte Thomas, der könnte mir helfen!

Er stierte die Equipage an, aus welcher jetzt ein junger, aristokratisch aussehender Herr stieg.

Vielleicht ist es ein guter Mann, fuhr Thomas fort, ich will warten, bis er wieder herauskommt und ihn ansprechen. Ist er nicht auch von Fleisch und Blut? Ist er nicht auch geboren und wird er nicht auch sterben? —

Wer ist der Herr, den Sie fahren? fragte Thomas den Kutscher, einen jungen, munter dareinschauenden Menschen.

Herr von Dalwitz, versetzte er.

Das ist wohl ein sehr reicher Mann?

Oh! sagte der Kutscher, indem er seinen Mantelkragen putzte.

Und auch ein guter Mann? fragte Thomas.

Der Kutscher gab keine Antwort. In einem der jenseitigen Häuser war ein Mädchen mit dem Putzen der Fenster beschäftigt und entfaltete bei dieser Arbeit eine schwindelerregende Verwegenheit.

Der Kutscher begann mit ihr mittelst seiner Peitsche

eine telegraphische und mimische Unterhaltung, und bemerkte nicht, wie jetzt ein kleines, dürres, altmodisches Männchen im schwarzen Frack, welches ein Pack Papiere in der Hand hielt, aus dem Hause kam, den Wagen öffnete und hineinstieg.

Aber er hörte wie die Thür des Wagens zugeschlagen wurde, fuhr zusammen, zog die Zügel an und der Wagen rollte fort.

Im selben Augenblicke stürzte ein kleines, ungefähr dreizehnjähriges Mädchen herbei und schrie hinter den Wagen her.

Was ist Dir? Was willst Du? fragte Thomas.

Der Großvater! Der Großvater! schrie das Kind mit allen Zeichen der Angst in seinen Geberden.

Zum Teufel! — Was macht denn der Kerl? — Sind die Pferde durchgegangen? rief jetzt eine Stimme.

Thomas blickte sich um, und erkannte den Eigenthümer des Wagens.

Der Kutscher ist fortgefahren, sagte Thomas.

Fortgefahren? — Da soll ja! — Lauft doch dem Kerl nach!

O, der ist schon weit weg, versetzte Thomas.

Inzwischen war das kleine Mädchen dem Wagen nachgerannt und rief unaufhörlich:

Halt! — Halt! Der Großvater ist ja darin. —

Es sammelten sich viele Leute um das Kind, man

hörte lautes Lachen, während es unter Schluchzen den Grund seiner Angst erzählte.

Inzwischen war ein schnellfüßiger Junge dem Kutscher nachgerannt, dieser hielt, die Menge drängte sich an den Wagen heran, während der Rosselenker fluchend vom Bocke stieg.

Auch Thomas und der junge Mann waren an den Wagen herangekommen.

Es gab jetzt eine äußerst komische Scene.

Das Männchen wollte durchaus nicht aus dem Wagen heraus und behauptete, der Millionär der und der zu sein und mindestens für eine Billion Papiere bei sich zu haben.

Der Patron ist betrunken, sagte der junge Herr, ist denn kein Schutzmann zur Hand?

Ach nein, der Großvater ist nicht recht bei Sinnen! versetzte das Kind noch immer schluchzend.

Nicht ohne Mühe gelang es dem Kutscher, den armen Millionär aus dem Wagen zu heben und auf das Pflaster zu setzen. Der junge Herr stieg ein und der Wagen rollte davon.

Man sollte den Menschen doch in's Irrenhaus bringen, sagte ein dicker Herr mit einem sehr strengen Gesichte.

Es war ein Geheimrath.

Ach nein! ach nein! rief das Kind, der Großvater thut Keinem etwas zu Leide.

Wir gehören alle ins Irrenhaus, ſagte Thomas mit ſeinem ihm eigenthümlichen ſinnigen Kopfſchütteln, — aber wir glaubens erſt, wenn wir geſtorben ſind.

Der Beamte warf einen Blick der Verachtung auf den alten Mann.

Die andern Leute blieben noch immer gaffend ſtehen und ſchienen ſich von der Gruppe nicht trennen zu können.

Komm', ſagte Thomas, indem er den Arm des Verrückten ergriff, zu dem Kinde, wir wollen den Großvater nach Hauſe bringen.

Sie wollen mir mein Geld nehmen! Sie wollen mir meine Actien ſtehlen! — Man beraubt mich und will mich ums Leben bringen! rief der Irre.

Geht doch! Geht doch! ſagte Thomas zu den Leuten, indem er den Unglücklichen in ein Haus führte, hier wohne ich, hier ſoll er bleiben.

Dieſe Liſt gelang. Thomas brachte den Irren ins Haus, führte ihn zum Schein eine Treppe hinauf und die Menge verlief ſich.

Wer mit Aufmerkſamkeit und Verſtändniß des Lebens einige Stunden auf den Straßen verweilt, wird Tragödien und Luſtſpiele ſehen, von denen unſere Alltagsmenſchen ſich nichts träumen laſſen.

Obwohl von der äußersten materiellen Sorge gequält, vermochte es Thomas dennoch nicht, sich von der rührenden Scene zu trennen, welche unter seinen Augen jetzt vorging. Die arme Kleine sprach ihrem unglücklichen Großvater so zärtlich zu, wußte so geschickt seine Aufregung zu sänftigen, daß er jetzt ruhig an ihrer Seite ging.

Thomas folgte.

Hast Du außer Deinem Großvater keine Verwandte mehr? fragte er.

Nur noch einen Großonkel, versetzte die Kleine.

Keine Eltern? Keine Geschwister?

Nichts von Allen, versetzte das Kind, traurig den Kopf schüttelnd.

Wovon lebt Ihr denn?

Von guten Menschen.

Von guten Menschen! wiederholte Thomas mit leiser Stimme. Dein Großonkel ist also auch ein armer Mann?

Der kommt gar nicht zu uns, entgegnete die Kleine; aber die Leute sagen, daß er sehr viel Geld in Staatspapieren habe. O, das ist doch kein Geld. Solche Papiere hat der Großvater ja auch und ist sehr arm dabei.

Thomas blieb stehen und sah das Kind mit seinen großen Augen lange Zeit kopfschüttelnd an; dann sagte er:

Es ſind Teufel, dieſe Papiere!

Und während dieſer Unterhaltung trabte der Wahnſinnige theilnahmslos an der Hand des kleinen Mädchens fort und träumte von ſeinen Millionen und Billionen.

Ich habe noch Geſchäfte, fuhr Thomas nach einem Weilchen fort, wenn Du aber nach Deiner Wohnung gehſt, will ich Dich dahin begleiten und ich komme dann bald zu Euch. Ja, ſoll ich zu Euch kommen?

Die Kleine ſah den Alten mit ihren hübſchen blauen Augen dankbar an.

Ja, ſagte ſie, es kommen gar keine Leute zu uns und der Großvater plaudert ſo gern.

Gut, ich werde mit ihm plaudern, entgegnete Thomas gedankenvoll, er mag auch ſehr viel zu erzählen haben.

O, ja, von der Börſe.

So? — Er hat alſo die Börſe beſucht? —

Er beſucht ſie noch. Jeden Mittag, ſobald es zwölf iſt; und obwohl wir keine Uhr haben, weiß er doch ſtets ganz genau, wenn es ſo weit iſt, — und dann muß ich mit ihm fortgehen. Er würde ſehr böſe werden, wenn man ihn gewaltſam zurückhalten wollte; wenn er aber nicht gereizt und geneckt wird, dann iſt er ganz ſanft und ruhig. Nur Spott kann er nicht leiden.

O, Spott! ſagte Thomas.

Ja, ſie treiben oft ihren Spott mit ihm, die Leute,

und fragen ihn nach seltsamen Dingen. Was die Prioritäten machen, und die Märker und die Spanier — allerlei dummes Zeug, das ich nicht verstehe.

Nein, Du verstehst das nicht, sagte Thomas, indem er seine Hand sanft auf das Haupt des Kindes legte; danke dafür dem lieben Gott.

Es trat eine Pause ein. Sie gingen still neben einander her.

Endlich blieb die Kleine vor einem palastähnlichen Gebäude stehen.

Hier, sagte sie, hier ist es.

Hier wohnt Ihr? fragte Thomas erstaunt.

St! St! flüsterte die Kleine und machte dem Alten ein bedeutungsvolles Zeichen. Der Großvater darf's nicht merken.

Thomas, welcher diese geheimnißvollen Worte nicht verstand, folgte der Kleinen.

Bleiben Sie nur unten, sagte sie, noch immer leise flüsternd, ich komme auch gleich wieder herunter, denn wir wohnen in dem Nebenhause auf dem Hofe, — aber ich mache Großvater glauben, daß wir in diesem großen Hause wohnen, sonst würde er nicht mitgehen, denn er ist sehr stolz.

Thomas ergriff überrascht die Hand der Kleinen, führte sie an seinen Mund und küßte sie.

Du bist ein kleiner, himmlischer Engel, sagte er, Du solltest eine Prinzessin sein! —

O, ja, wenn ich das wäre, versetzte das Kind, dann sollte der Großvater wieder recht vernünftig werden, denn ich würde ihm all' sein Geld, das er verloren hat, wiedergeben.

Es sind gerade Einmal hundert tausend Thaler und fünf und zwanzig Silbergroschen, die mir das Geschäft so eben eingebracht hat! rief jetzt plötzlich der Irre. Ich habe sehr klug speculirt!

Die Kleine zog den Irren, indem sie dem alten Thomas einen vielsagenden Blick zuwarf, rasch ins Haus hinein, stieg mit ihm eine Treppe hinauf und kam bald darauf mit ihm wieder zurück. Dann gingen sie ins Nebenhaus hinein. Thomas folgte. Es sah in dem Hofe dieses alten, verwitterten Hauses sehr schmutzig aus. In einem Winkel desselben befand sich eine Treppe, die wie eine Hühnerstiege aussah. Hier stieg die Kleine mit dem Verrückten hinauf. Thomas folgte ihr mit den Augen, so lange sie sichtbar blieb, und dann sein: „Gott segne Dich! Gott segne Dich!" vor sich hinmurmelnd, verließ er in düstrer Traurigkeit den Hof.

Als er sich wieder allein auf der Straße befand, war ihm zu Muthe, als wäre er plötzlich in eine ganz neue und fremde Welt versetzt worden.

Es war ihm wie ein Traum, was er hinter sich gelassen hatte, es schien ihm ein Traum zu sein, was vor ihm lag.

Und als er sich sagte, daß all' sein Träumen doch kein Traum war, legte es sich wie bleischwer auf seine Brust.

Wenn ich nur wüßte, wie ich's anfangen sollte, sprach er mit sich selbst; ich kann so leer nicht nach Hause kommen. Emma wird Hunger haben und sie säugt ein Kind — und Annchen —

Da fiel es ihm ein, daß die kleine Enkelin des Verrückten ihm geantwortet, sie lebe von guten Menschen.

Er verdoppelte seine Schritte, bis er sich in einer Gegend befand, in welcher vorzugsweise Glanz und Reichthum herrscht, in der Gegend der Hoflieferanten und der feinen Welt, der Luxusläden und der Equipagen, in dem Eldorado der galanten Damen und Müssiggänger.

Hier stand heute zur Mittagszeit an einer Ecke ein alter, ehrwürdig aussehender Mann, mit einem knochigen, markigen Gesichte und hoher Stirn. Die ganze Erscheinung erregte Interesse.

Der Mann stand da und musterte jeden Vorübergehenden, ohne ein Wort zu sagen. Aber es lag etwas so Eigenthümliches in seinem Blicke, daß fast Jeder unwillkürlich stehen blieb, um ihn anzusehen; und viele

zogen ihre Börse oder nahmen ihr Portemonnaie in die Hand.

Dann nickte der Greis leise mit dem Kopfe und murmelte:

Gott segne Sie! Gott segne Sie!

Plötzlich aber zuckte er auf, eine zarte Hand faßte die seine und eine große Thräne fiel darauf.

Onkel! sagte eine zitternde, leise Stimme, um Gottes willen — was thust Du hier? —

O, nichts, gar nichts, versetzte Thomas verlegen, indem er weiter ging, aber ich möchte wissen, warum Du ausgegangen bist, Töchterchen, Du bist ja noch krank.

Ich fühle mich ganz kräftig; versetzte Emma.

Ganz kräftig! — Du siehst so blaß und elend aus. Und wo hast Du die armen Kinderchen gelassen?

Das Fräulein v. Esche hat mir versprochen, sie während meiner Abwesenheit zu beaufsichtigen.

Das Mädchen ist ein Engel, versetzte Thomas, aber ich möchte wissen, warum Du ausgegangen bist?

Ich habe mir Arbeit verschafft, lieber Onkel, siehst Du, hier ist ein ganzes Dutzend Hemden. —

Ein Dutzend Hemden, sagte Thomas nachdenklich, daran mußt Du lange arbeiten und bekömmst nicht viel dafür.

Viel zwar nicht — aber ich kann doch damit auskommen.

Ja, — Ihr Frauen kommt immer aus, murmelte Thomas, weil Ihr hungern könnt und so anspruchslos seid, aber es geht nicht — nein, es geht nicht!

Der alte Thomas blieb tiefsinnig stehen.

Komm', komm' doch, lieber Onkel, ermahnte Emma ängstlich, ich will ja gern arbeiten und es wird sich auch immer Arbeit finden. Thu' es nicht wieder, guter, lieber Onkel — ich bitte Dich, thu' es nicht wieder!

Was? —

O, ich habe es gesehen — die Leute gaben Dir Geld und Du nahmst es.

Nun ja, ich wollte einmal sehen, ob es noch gute Menschen giebt — weiter nichts, nein, weiter nichts. Ich habe das Geld nicht nöthig — ich bin ein reicher Mann und Du sollst sehen, daß ich es nicht gebrauche.

Thomas sah sich spähend nach allen Seiten um, plötzlich rief er:

He! Freund!

Es ging so eben ein alter, blinder Mann, mit einem Leierkasten auf dem Buckel, in Begleitung eines sehr häßlichen Weibes, an ihm vorüber.

Das Weib blieb stehen.

Da, nehmt, sagte Thomas, ich schenke Euch das. Macht dem alten, blinden Manne da einen guten Tag, und wenn Ihr mit uns kommen und im Hofe unseres

Hauſes ſpielen wollt, das wäre mir ſehr lieb. Annchen hört Muſik ſo gern, flüſterte er ſeiner Nichte zu.

Emma ſchüttelte mitleidig das Haupt, ſie ſah ihren Onkel traurig an und zog ihn mit ſich fort.

Die Begleiterin des Blinden machte ein ſo freundliches Geſicht, während ſie das von Thomas empfangene Geld gierig in die Taſche ſteckte, daß einem bange werden konnte.

Ich danke, guter Herr, ſagte ſie, es war heute ein recht ſchlechter Tag und wir haben ſchon lange nichts Warmes genoſſen. Gehen Sie nur immer zu, wir folgen Ihnen.

Dies war aber kaum möglich. Emma ſuchte aus dem Bereiche des Weibes zu kommen und ging, ſo raſch ſie nur irgend konnte, vorwärts.

Wie Du läufſt! ſagte Thomas, Du ſtrengſt Dich zu ſehr an, Emma, und Du haſt es nicht nöthig.

Emma glaubte, daß Thomas ihr nicht raſch genug folgen konnte und ging etwas langſamer. Sie ſah ſich um.

Das Weib war dicht hinter ihnen.

Gehen Sie nur, Madamchen, ſagte ſie, indem ſie Emma unverſchämt anſah, wir kommen Ihnen ſchon nach.

Ja, ſie kommen, ſagte Thomas, es ſcheinen gute Leute zu ſein, der arme, blinde Mann dauert mich, er hat eine ſchwere Laſt zu tragen.

Ich bitte Dich, lieber Onkel, komm', bat Emma und ging wieder raſcher vorwärts.

Man konnte dem alten Thomas anſehen, daß er die äußerſten Anſtrengungen machte, ruhig, ſorglos und heiter zu erſcheinen, während er ſann und grübelte, wo er Geld auftreiben ſollte.

Endlich hatten ſie das Haus erreicht.

Das Weib führte den Blinden in den Hof, und während Thomas und Emma die Treppe hinaufſtiegen, begann ſchon der krächzende Geſang des Weibes. Als jene in die Wohnung traten, fanden ſie den Zwerg hier anweſend. Er hatte den Säugling auf den Armen und ſpazierte mit ihm im Zimmer auf und nieder. Annchen hielt ihn bei den Rockſchößen feſt und ſtrengte ſich gewaltig an, mit ſeinen beiden Littauern Schritt zu halten.

Ah — ſeien ſchon da! ſagte Runkel erfreut. Das gnädige Fräulein ſeien unten, haben hinunter gehen müſſen zur gnädigen Frau. Laſſen ſich vielmal entſchuldigen, wollen ſo bald als möglich wiederkommen.

Ich danke Ihnen, ſagte Emma, indem ſie ihr Packet raſch aufs Bett warf und dem kleinen Runkel ihr Kind abnahm.

Laſſen ſich nur Zeit, entgegnete Runkel, erholen ſich nur ein wenig; Bübchen ſeien ſehr artig geweſen, Annchen auch, und ich habe keine Eile nich.

Sie ſind ein braver Menſch, ſagte Thomas jetzt, indem er Runkeln die Hand reichte.

Annchen hörte die Muſik und begann zu ſpringen und zu hüpfen.

Onkel! rief ſie, indem ſie ihm die Händchen entgegenſtreckte, tanzen! bitte tanzen! —

Runkel empfahl ſich mit einem „Gehaben Sie ſich wohl.“ Der alte Thomas begann mit dem Kinde zu tanzen und zu ſingen. Emma ſaß auf dem Bette und ſäugte den Knaben.

Haſt Du Hunger, Annchen? — fragte Thomas ganz leiſe.

Nein, verſetzte das Kind, Tante Wine hat mir Stulle und Suppe gegeben.

Und hat auch Mama gegeſſen? fragte er weiter.

Ja, Mama hat auch gegeſſen, ſagte Annchen.

Jetzt fuhr Thomas wieder fort zu tanzen, bis die Muſik verſtummte und er ganz athemlos inne halten mußte. Gleich darauf wurde geklingelt.

Thomas öffnete.

Es war Fräulein Wangenroth.

Sechstes Kapitel.

Eine freundschaftliche Rathgeberin.

Die Dame hatte, wie bei ihrem ersten Erscheinen, Schirm, Bücher und Pompadour unter dem einen und Bijou unter dem andern Arm.

Ich hoffe, daß die Kinder heute artiger sein werden, sagte sie, indem sie an der Thür stehen blieb und ihre beiden Nullen unverwandt auf Annchen richtete.

Das Kind verbarg seinen Kopf unter Thomas' Rockschooß.

Ich habe eine große Ruthe mitgebracht, fuhr sie, ein paar Schritte vorwärts schreitend, fort, sie ist ganz neu, und ich schenke sie Eurer Mama, denn ich glaube nicht, daß sie eine hat, weil ihr sonst nicht so unartig sein würdet. Hier ist die Ruthe, liebe Emma. Meine Mutter hat nie eine bei mir gebraucht und was für ein artiges Kind war ich stets!

Mit diesen Worten übergab sie Emma eine ungeheure Ruthe, die sie bisher unter ihrem Mantel verborgen gehalten hatte.

Ich glaube auch nicht, daß ich sie bei meinem Annchen nöthig haben werde, versetzte Emma, das Kind ist wirklich ganz artig.

Die Wangenroth richtete ihre beiden Nullen auf Emma und ſagte:

J, was Sie artig nennen! — Sie ſind eine ſehr ſchwache Mutter, meine liebe Detlow.

Es iſt hier nicht ſehr einladend, ſagte Emma, welche dieſe Bemerkung gar nicht beachtete, ſonſt würde ich Sie bitten, Hut und Mantel abzulegen.

Ach, was das anbetrifft, verſetzte das Fräulein, ich kenne das. Zur Zeit der Belagerung Danzigs wohnten wir vierzehn Tage lang in einer ganz leeren Stube, in welcher weder ein Stuhl noch ein Tiſch vorhanden war. Etwas Stroh auf dem Fußboden das war Alles.

Es war nur gut, daß es ſo kurze Zeit gedauert hat, bemerkte Emma.

Ach, das bleibt ſich ganz gleich, es hätte eben ſo gut ein ganzes Jahr lang dauern können, und wir hätten auch aushalten müſſen.

Den alten Thomas ſchien das Fräulein Wangenroth ſo ſehr zu intereſſiren, daß er den Holzkorb in ihre Nähe rückte, Annchen auf den Schooß nahm und nun dem Geſpräche mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhörte.

Es kömmt Alles auf den Menſchen an, fuhr die Dame fort, indem ſie jetzt ihre beiden Nullen zur Abwechslung einmal auf Thomas richtete. Man muß

ſich nur nicht verzärteln. Mir wird nichts ſauer, und ich denke, daß ich ſchon etwas durchgemacht habe. Aber ich nehm's auch mit all' den jungen Dämchen auf, welche weiter nichts können, als über Kreuz-, Bruſt-, Kopf- und Zahnſchmerzen klagen und nur mit Chocolade und Marzipan gefüttert werden möchten.

Emma nahm dieſe Bemerkung ſtillſchweigend hin. Sie blickte zärtlich auf den Säugling, der nach Herzensluſt an ſeiner mütterlichen Quelle trank.

Ich habe gehört, daß Ihr Mann davongelaufen iſt und Sie hat ſitzen laſſen, fuhr das Fräulein fort. Es hat mich nicht ein Bischen überraſcht. Ich habe den Menſchen nie leiden mögen. Ich hab's ihm deutlich genug angeſehen, daß er ein Taugenichts iſt.

Fräulein Wangenroth! ſagte Emma und hohe Röthe überzog ihr blaſſes Antlitz.

Des Fräuleins Geſicht blieb ſo ruhig wie ein Zifferblatt, ſie rieb mit dem Zeigefinger der linken Hand, den ſie wie einen Haken krümmte, ihre Naſe und fuhr im ſelben Tone fort:

Ich ſage Ihnen, er iſt ein Taugenichts, und wenn Sie auch bis übermorgen das Gegentheil behaupten. Ich kenne ihn beſſer, als Sie — und ich irre mich nicht. Danken Sie Gott, daß Sie ihn los ſind, und ich bin eben deshalb gekommen, um Ihnen einen freundſchaftlichen Rath zu geben. Sie wiſſen, wie gut ich's

mit Ihnen meine, wie herzlichen Antheil ich stets an Ihrem Schicksal genommen habe. Der schlechte Mensch hat Sie sitzen lassen. Sie haben ein Recht, auf Ehescheidung zu klagen und das muß sofort geschehen, denn ich weiß einen andern, sehr guten Mann für Sie.

Der alte Thomas sah Emma mit ernster Besorgniß an und erhob sich dann mit einer solchen Heftigkeit, daß Bijou sich verkroch und die Wangenroth ängstlich ihren Stuhl zurückschob.

Wenn Sie keinen vernünftigern Rath wissen, sagte er, indem er die Hand nach ihr ausstreckte, dann ist es besser, Sie kommen nicht hierher. Nein, wir sehnen uns nach Ihrer herzlosen Theilnahme nicht. Sie sind eins von den verlornen Kindern Gottes, von welchen es heißt: eher wird ein Schiffstau durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Paradies eingehen' Gehen Sie und nehmen Sie Ihre Ruthe nur wieder mit, denn sie ist besser bei einer großen Sünderin als bei einem unschuldigen Kinde angewendet.

Ach Gott, das scheint ein närrischer Mann zu sein, sagte die Wangenroth, indem sie ihren Bijou streichelte, einen solchen Menschen würde ich nicht eine Minute lang bei mir im Hause behalten. Sehen Sie, Emma, welche Augen er macht. Ich rathe Ihnen, lassen Sie den Mann ins Irrenhaus bringen, es ist wirklich ängstlich, mit ihm umzugehen.

Emma erhob sich, legte ihren Säugling, welcher inzwischen eingeschlafen war, ins Bett und faßte besänftigend ihres Onkels Hand.

Ich will Ihr nochmals rathen zu gehen, rief Thomas, indem er ihr die Ruthe auf den Schooß warf. Sie ist ein hartherziges Weib. Sie hat kein Mitgefühl für das Elend und die Noth. Sie treibt ihren Spott mit der Armuth. Ja, sie soll gehen — denn das, was sie schwatzt, ist kein Trost für Dich.

Folgen Sie meinem Rathe, liebe Emma, sagte die Wangenroth, indem sie sich erhob und ihren Hut aufsetzte, ich habe wirklich einen sehr guten Mann für Sie. Wenn Sie einmal zu mir kommen, dann sollen Sie erfahren, wer es ist!

Sie ging gravitätisch hinaus. Emma folgte ihr.

Der alte Mann ist ganz wahnsinnig, sagte sie draußen, lassen Sie ihn nur ja nicht die Nacht bei sich, er kann Sie ja ums Leben bringen. Es sollte mir leid thun, wenn Ihnen ein Unglück begegnete. Denken Sie an mich! —

Sie ging, und mit ihr gingen der Pompadour, die Leihbibliothekbücher, Bijou und eine Menge schlimmer Dinge, aber die große Ruthe blieb zurück. Emma athmete auf, als sie fort war.

Auch Annchen war inzwischen eingeschlafen und der Alte legte das Kind in sein Bettchen.

Emma deckte den Tisch und holte herbei, was sie hatte.

Komm' her und iß, lieber Onkel; sagte sie.

Ich bin ganz satt; versetzte Thomas, der wieder sinnend auf dem Korbe saß.

Aber diesmal half es dem Alten nichts. Emma wurde so dringend, daß er essen mußte. Er hatte auch Hunger und wie gewöhnlich nur sein trockenes Brod in der Tasche.

Auch Emma aß. Dann nahm sie ihre Arbeit und begann zu nähen.

Es war so stille in dem Zimmer, daß man das Athmen der schlafenden Kinder hören konnte.

Was bekömmst Du für diese Arbeit? fragte Thomas nach einer Weile.

Zehn Silbergroschen für das Hemde; versetzte Emma, ohne aufzublicken.

Und wie viele Hemden kannst Du an einem Tage fertig machen?

Wenn ich recht fleißig bin, versetzte Emma, dann kann ich wohl zwei Hemden in drei Tagen fertig machen.

Also wenn Du recht fleißig bist, das heißt, wenn Du angestrengt vom Morgen bis in die Nacht hinein arbeitest, dann verdienst Du kaum sieben Silbergroschen den Tag! sagte Thomas. Und das nennen die Leute Verdienst und Arbeit geben? —

Lieber Onkel — sie können nicht mehr geben.

Sie können nicht? — Ah, sie können nicht! — Sie glauben, daß auch die Menschen Maschinen sind, die nur arbeiten, aber nichts zu genießen brauchen. Und Du hast zwei Kinder noch obenein!

Glaube nur, lieber Onkel, daß Tausende von Händen diese Arbeit mit Vergnügen für denselben Preis annehmen würden.

Tausende von Händen! Weil der Hunger wehe thut! — Es sind schlechte Menschen, sag' ich Dir! —

Der alte Thomas schwieg und saß eine Weile nachdenklich da.

Jeder Stich, den Du da machst, fuhr er nun plötzlich auf, geht mir durchs Herz.

Lieber Onkel, sagte Emma, beruhige Dich. Ich habe diese Arbeit nur vorläufig angenommen, um nicht müßig zu gehen. Es wird sich schon mit der Zeit lohnendere finden. Wir müssen nur Geduld haben. Und vor allen Dingen bitt' ich Dich, niemals wieder — ach — es ist mir entsetzlich, wenn ich das Wort aussprechen soll. Nein, thue es nicht wieder, lieber Onkel, es macht mich vollends unglücklich. Und Du weißt, daß das Betteln bei Arbeitshausstrafe verboten ist.

Ja, ich weiß es, versetzte Thomas, man soll es nicht thun, aber ich wollt's einmal probiren. O, Du weißt es nicht, wie wirr es mir durch den Kopf ging.

Ich habe ja Geld. Du hast es ja selbst gesehen. —

Und für mich brauchst Du gar nicht zu sorgen, lieber Onkel, so viel ich für die Kinderchen und mich gebrauche, werde ich ganz gewiß verdienen. Wir beziehen ein billiges Quartier, Sachen haben wir noch genug, höchstens ein paar Stühle, ein Schrank und eine Kommode thuen noth, und diese Stücke schaffen wir uns nach und nach an.

O, was meinst Du? — sagte Thomas — wir bekommen ja die Sachen wieder — ich habe Marquard bezahlt.

Thomas sprach diese Worte zögernd und verlegen aus, denn er dachte an die Verpflichtung, die er übernommen hatte.

Das hättest Du unterlassen sollen, lieber Onkel, versetzte Emma. Wir können ja doch die Sachen nicht stellen und es thut mir herzlich wehe, wenn Du von dem Gelde ausgiebst, dessen Du zur Pflege Deines Alters so nothwendig bedarfst.

Ich habe ja noch genug, versetzte Thomas, und was wir nicht stellen können — wir hätten allerdings zu viel, wenn wir alle Mobilien behalten wollten, — das überlassen wir dem Wirthe. Ich werde morgen mit ihm sprechen.

Wenn Du das thun willst, lieber Onkel, da Du doch nun einmal bezahlt hast, dann wären wir ja außer

aller Sorge, und ich bitte Dich nochmals herzinniglich, Dir Dein Geld zu sichern und nur die Zinsen zu verwenden. Wenn wir unsere Ansprüche auf das bescheidenste Maaß beschränken, dann können wir ganz anständig leben.

Ganz anständig leben! wiederholte Thomas, indem er seine Nichte träumerisch ansah.

Es wurde wieder still. Man vernahm nichts mehr, als das Geräusch der Nadel und dann und wann einen Seufzer, der sich unwillkürlich Emma's Brust entwand. Die Hand fuhr auf und nieder, als dürfte sie nimmer rasten. Nur dann und wann richtete die fleißige Arbeiterin das Auge bald auf die schlafenden Kinder, bald auf den träumenden Thomas, bald nach oben, von wannen den Unglücklichen und Betrübten Hoffnung, Trost und Muth kommt. Sie bat den alten Onkel, sich ins Bett zu legen, und er that's zum Schein. Aber er blieb auf dem Bette sitzen, bis endlich seine Nichte ihre Arbeit bei Seite legte, den schreienden Knaben säugte und sich selbst zur Ruhe begab. Da legte er auch sein Haupt aufs Kissen. Aber er schlief auch dann noch nicht.

Es war wieder so wirre in seinem Kopfe, er dachte an so Vieles und als er endlich einschlief, da stand er im Traume wieder bettelnd an der Ecke. Plötzlich begann es zu blitzen und zu regnen, aber die Regentropfen

waren lauter Goldstücke, die immer größer wurden, je näher sie der Erde kamen. Sie erschlugen die Menschen, die sich jetzt rings um ihn herum in Schmerzen krümmten und wanden; häßliche Gestalten grinsten ihn an oder sahen mit rollenden Augen zu ihm empor. Er erkannte den Verrückten, den Blinden, dessen häßliche Führerin, Marquard und seine Schwiegertochter. Der Anblick entsetzte ihn so sehr, daß er laut aufschreiend erwachte.

Es tagte und schon war Emma wieder wach, und ihre Hand fuhr auf und nieder, als wollte sie nimmer wieder rasten.

Siebentes Kapitel.

Die Falle.

Auch die unglückliche Alwine hatte die Nacht sorgenschwer und schlaflos verbracht. Der gestrige Abend hatte ihr unglückseliges Schicksal entschieden.

Als Alwine von den lieben Kleinen, deren Obhut sie während Emma's Abwesenheit übernommen hatte, abgerufen wurde, fand sie den Mann bei ihrer Mutter, den sie weder achten noch lieben konnte und von dem sie wußte, daß er gekommen war, um förmlich um ihre Hand anzuhalten.

Nimm Platz, Alwine, sagte die Gnädige, welche

damit beschäftigt war, den Brautwerber mit dem Inhalt ihres Flacons zu bespritzen. Sie haben gewiß soeben geraucht, sagte sie zu ihm.

Sehr guten Cuba; versetzte Rabe, indem er fürchterliche Grimassen machte und sich die Beize der Gnädigen aus den Augen wischte. Hol's der Teufel, das ist ja reine Lauge! rief er aus.

Die Gnädige lächelte; Alwine hatte ihrer Mutter gegenüber Platz genommen.

Es ist heute sehr schlechtes Wetter, begann Rabe die Unterhaltung, waren Sie aus, Madame?

Die Gnädige schwieg voll Verachtung.

Ich habe eigentlich schon früher kommen wollen; fuhr Rabe fort, aber Herr Kinski meinte, ich sollte Ihnen noch Zeit lassen. Ich möchte aber möglichst bald eine wirthschaftliche Hausfrau haben — und das ist Ihre Tochter, so viel ich weiß. Na, ich bin auch wirthschaftlich und weiß das Meinige zusammen zu halten. Dafür bin ich bekannt. Was ich besitze, habe ich mir durch meinen Fleiß und meine Thätigkeit erworben, und ich bin noch heute kein Faullenzer.

Es giebt eine Art Thätigkeit, die ich bei einem Manne nicht achten kann; versetzte Alwine.

Ach — Sie achten das nicht; entgegnete Rabe, Sie sehen den Mann lieber galante Kunststückchen machen. Sie ziehen so'n schmucken, schlanken Lieutenant, der auf

Taille schwört, einem soliden, arbeitsamen Manne vor. Oho, mein Fräulein, den Liebenswürdigen verstehen wir auch zu spielen, auf verschiedene galante Kunststückchen verstehen wir uns auch; soll mir Vergnügen machen, wenn ich Ihnen dann gefalle.

Das werden Sie nie; rief Alwine aus.

Die Gnädige warf ihrer Tochter einen zornigen Blick zu.

Das ist ein schlechter Trost für mich; fuhr Rabe fort, also nie! — Will's aber darauf ankommen lassen, mein Fräulein, denn schon manches Mädchen hat vor der Hochzeit zu ihrem Zukünftigen Dasselbe gesagt, und nach der Hochzeit ging's doch ganz gut. Vielleicht ist es auch Ihnen so ergangen, gnädige Frau?

Nein; versetzte Frau v. Esche lächelnd, mein Mann hat mir weder vor noch nach der Hochzeit gefallen, er war mir zuwider bis zum letzten Augenblicke seines Lebens.

Aber ich sehe doch, warf Rabe ein, daß Sie an dieser Abneigung nicht gestorben und noch heute frisch und munter sind.

Nun, ich habe mich mit der Zeit ganz gut darein gefunden.

Da haben Sie ein Beispiel; sagte Rabe zu Alwinen gewendet, ich hoffe, daß Sie sich auch mit der Zeit bei mir ganz wohl befinden werden, denn ich bin kein

schlechter Mensch, mein Fräulein. Glauben Sie, daß ich das bin?

Das weiß ich nicht; versetzte Alwine.

Nun, wenn Sie das nicht wissen, dann frage ich Ihre Frau Mutter, ob man deshalb ein schlechter Mann ist, wenn man in seinem Hause auf Ordnung und Reinlichkeit sieht, oder ob ich deshalb ein schlechter Kerl bin, wenn ich keinen Finger breit von meinen Rechte abweiche? —

Wenn diese Eigenschaften, welche Sie so eben genannt haben, auch gerade nicht liebenswürdig machen, antwortete die Gnädige, so kann man doch auch nicht sagen, daß sie einen schlechten, verwerflichen Menschen charakterisiren.

Nun, hören Sie, fuhr Rabe wieder zu Alwinen gewendet fort, Sie mögen mich nun halten, für wen Sie wollen; was ich Ihnen aber jetzt sage, das hat seine Richtigkeit! Ich bin ein völlig, unbescholtener Bürger. Niemand kann mir nachweisen, daß ich Jemanden nur um einen Pfennig betrogen habe. Was ich besitze, das ist mein sauer erworbenes, rechtliches Eigenthum. Ich bin zwar kein feiner Mann, aber ich habe Geld und das ist allemal die Hauptsache. Sie sind nun allerdings noch jung, Sie gefallen mir ganz gut, Sie sind auch reich, aber die Freier, das weiß ich, drängen sich nicht um Sie, und es ist besser, mein Fräulein, einen

Sperling in der Hand, als zehn auf dem Dache zu haben.

Alwine erhob sich, eine flammende Röthe ergoß sich über ihr so eben noch marmorbleiches Gesicht, und mit dem Ausdrucke tiefster Verachtung sagte sie zu dem unzarten, haushacknen Brautwerber:

Herr Rabe, Sie haben eine Schilderung von sich selbst entworfen; Sie haben Ihre guten Eigenschaften aufgezählt; Sie haben sich einen ehrlichen Mann genannt; o, gewiß, das ist sehr viel, und ich würde Sie schon dieser einen Eigenschaft wegen schätzen und hochachten. Aber Sie haben gelogen. Ja, Ihre Ehrlichkeit ist eine Lüge, denn Sie haben wohl Ihre guten Eigenschaften aufgezählt, aber von Ihren schlechten haben Sie geschwiegen. Ich weiß, daß Sie einen ekeln und schmutzigen Geiz besitzen, und ich hoffe, daß Sie schnell genug von Ihrer Bewerbung zurücktreten werden, wenn ich Ihnen hier feierlich erkläre, daß Sie über mein Vermögen getäuscht worden sind; wenn ich Ihnen versichere, daß ich ein armes, ein blut-blutarmes Mädchen bin, und daß ich Ihnen nichts mit in die Ehe bringen würde, als ein eisig kaltes Herz und eine zwar völlig leere, aber gemeiner und roher Arbeit ungewöhnte Hand. Und nun frage ich Sie, wollen Sie mich so?

Rabe war betroffen. Es sprach sich so viel Wahrheit in Alwinens ganzem Wesen aus, daß er, trotzdem,

daß er von ihrer listigen Mutter auf diese Scene vorbereitet worden war, dennoch stutzig wurde. Erstaunt und verlegen sah er Frau v. Esche an.

Diese aber lag so vornehm nachlässig da; spielte so sorglos mit ihrer goldenen Halskette; blickte so ruhig lächelnd, bald auf ihre Tochter, bald auf den seltsamen Brautwerber; daß dieser doch wieder irre wurde, zumal Frau v. Esche jetzt sagte:

Herr Rabe, Sie haben nun so eben die feierliche Erklärung meiner Tochter gehört, und ich muß Ihnen das bestätigen. Alwine bekommt keine Mitgift, nicht einmal eine Aussteuer, mit einem Worte nichts. Wenn Sie also darauf bestehen, meine Tochter zu ehelichen, dann werden Sie die schwere Verpflichtung übernehmen, für die Lebensbedürfnisse eines armen, aber vornehmen Mädchens standesgemäß sorgen zu müssen, und am Ende komme ich Ihnen auch noch auf den Hals und bitte Sie, mir mit einigen Tausend Thalern auszuhelfen.

Alwine wollte sich ihrer Mutter zu Füßen werfen, um ihr für diese Wohlthat, welche in ihrer scheinbar so offenherzigen Erklärung lag, zu danken; aber der Medusenblick der entsetzlichen Frau scheuchte sie zurück und Rabe sagte jetzt ebenfalls lächelnd, wie zuvor die Gnädige lächelnd gesprochen hatte:

Nun, ich will es darauf ankommen lassen, mein Fräulein; wenn Sie auch nichts haben, aber ich habe!

Ich bin, wie Sie ſehen, durchaus nicht abgeſchreckt, obgleich Sie mich für ſchmutzig geizig halten. Wann machen wir alſo Hochzeit, Fräulein? —

Jetzt erhob ſich die Gnädige, nahm Alwinens Hand, legte ſie in Rabes dargebotene ſchwielige Rechte und ſagte noch immer lächelnd:

Herr Rabé, ſie iſt die Ihre! — O, jetzt wird ſie nicht mehr ſagen, daß Sie geizig ſeien!

Alwine ſtand einen Augenblick unbeweglich wie eine Bildſäule da; mit ſtarrem Auge blickte ſie den Mann an, der ihre Hand jetzt eiſern gepackt hielt, wie eine Beute, die er nimmer wieder fahren laſſen wollte; als er aber jetzt ſich über ſie hinbeugte, um den Verlobnißkuß auf ihre Lippen zu drücken, da ſank ſie laut aufſchreiend zu den Füßen ihrer argliſtigen Mutter hin und rief im Tone der Verzweiflung:

Mutter! — was haben Sie gethan!

Verlaß uns ſofort; flüſterte die Gnädige dem unglücklichen Mädchen zu.

Alwine erhob ſich und verließ das Zimmer.

Die liebe Unſchuld, ſagte Frau v. Eſche nun, indem ſie ihren zukünftigen Schwiegerſohn mit ihrem Parfüm beätzte, Sie werden noch manches mit ihr durchzumachen haben.

Gut Werk will Zeit haben; entgegnete Rabe, wann ſoll Hochzeit ſein, Frau Schwiegermutter?

Wann Sie wollen, Herr Rabe.

In sechs Wochen?

Das wäre wirklich ein wenig unverschämt früh.

Nun, sagen wir in zwei Monaten.

Die Gnädige schwieg.

Und was das Uebrige betrifft — fuhr Rabe fort.

Die Gnädige bäumte sich plötzlich, als würde sie an Torturstricken in die Höhe gezogen.

Was ist Ihnen? fragte Rabe.

Ach, meine leidige Kolik; versetzte Frau v. Esche, indem sie sich auf's Sopha warf, ich befürchte wirklich, bald sterben zu müssen. Der Arzt hat es mir schon längst prophezeit, daß ich bei diesen Anfällen einmal bleiben werde. Ach, mein lieber Rabe, Sie glauben nicht, wie trostlos es ist, jeden Augenblick auf den Tod gefaßt sein zu müssen! Am Ende erlebe ich die Hochzeit meines einzigen Kindes nicht mehr.

Oho, rief Rabe aus, so bald wird der schwarze Fuhrmann nicht kommen.

Gehen Sie jetzt, mein Lieber, stöhnte die Gnädige, ich hoffe Sie bald wieder zu sehen, — aber nicht zu oft, wenn ich bitten darf. Meine Nerven sind so angegriffen, und namentlich kann ich seit meiner unglücklichen Brautzeit keinen Mann, der Bräutigam ist, sehen, ohne die abscheulichste Migräne zu bekommen. Wenn Sie von acht zu acht Tagen sich mal bei uns sehen

lassen werden, ist es ja genug, da wir uns mit der Hochzeit so beeilen wollen. Ich werde froh sein, wenn's vorüber ist, denn ich lasse mich nicht gern in meiner Ruhe stören.

Meinetwegen, entgegnete Rabe, mir ist es recht; ich bin, wie Sie sehen, ein schlichter Mann, und will mich Ihnen nicht aufdrängen.

Die Gnädige hielt sich fortwährend ihr Flacon unter die Nase.

Ich werde diesen Sommer auf eines meiner Güter nach Schlesien ziehen, sagte sie unter Stöhnen, und zwar sobald meine Alwine verheirathet sein wird. Nun, Sie sind jetzt entlassen, mein lieber Rabe, ich sehe Sie wohl gelegentlich wieder. Viele Verwandte haben wir nicht, unsere Freunde aber werden Sie schon nach und nach kennen lernen; doch, daß Sie's wissen, ich werde Sie nie anders als Herr von Rabe nennen.

Das können Sie halten wie Sie wollen, versetzte dieser; also leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Tochter, das gnädige Fräulein, von mir, wir werden schon miteinander bekannter werden.

Rabe ging.

Frau v. Esche sprang jetzt auf, parfümirte den Fußboden und die Wände ihres Zimmers und rief dann ihre Tochter.

Alwine erschien, sie sah seltsam erfaßt und ruhig aus.

Nun, was sagst Du jetzt, fragte die Gnädige, zu Deinem Geliebten, zu Deinem Rabe? Ist dieser Mensch nicht ein merkwürdiger Bursche? Solltest Du Deine Abneigung jetzt gar nicht ein wenig dämpfen können?

Nie, niemals, versetzte Alwine, obgleich ich bekennen muß, daß ich von seinem Benehmen überrascht worden bin. Wolle Gott, Mutter, daß ich kein nutzloses Opfer für Sie werde, daß Sie sich nicht verrechnen!

Es wurde geklingelt, Alwine verließ ihre Mutter wieder.

Es war der Zwerg.

Guten Tag, gnädiges Fräulein, sagte er, hier bringe ich Ihnen ein paar Blümchen; seien Erstlinge.

Und Runkel hielt Alwinen so freundlich seine Blumen hin, als glaubte er, sie könnte, wie er selbst, so treuherzig mit ihr lachen und plaudern; aber Alwine blickte den kleinen Menschen diesmal mit einer sehr feierlichen Miene an und sagte wehmüthig:

Ich will diese Blumen als gute, liebe Vorboten nehmen, lieber Runkel, daß es mir vielleicht minder schlecht gehen werde, als ich fürchte.

Schlecht gehen? Ihnen? rief Runkel. O, nich nich, gnädiges Fräulein! Seien ohne Sorge, so lange Runkel lebt!

Runkel, fuhr Alwine fort, ich bin von keines Menschen Freundschaft so innig überzeugt, wie

von der Ihrigen und ich hoffe, Sie werden mir ferner ein Freund bleiben, denn ich werde ihn gewiß sehr nöthig haben.

O, o, rief Runkel und seine Augen liefen über, gnädiges Fräulein, was wollen Sie thun?

Ich habe meine Hand vergeben, sagte Alwine und ließ ihr Haupt traurig sinken, ich werde heirathen.

Nei — reirathen? rief Runkel und die Stimme versagte ihm, — den Rabe reirathen! O! O! Keinen Charakter nich, mein gnädiges Fräulein, keinen Charakter nich! — —

Und Runkel hob beide Hände beschwörend in die Höhe, wandte sich blitzschnell der Thür zu und stürzte davon.

Achtes Kapitel.

Herr Wöllner und seine Frau.

Es liegt ein rührendes, naives Selbstbekenntniß unserer menschlichen Schwäche in dem schönen Gebete: Führe uns nicht in Versuchung!

Die edelsten Regungen können im Kampfe des Lebens auf Abwege führen und oft halten sich die schlechtesten Leute auf der goldenen Mittelstraße guter Bürger, weil sie so glücklich sind, den Versuchungen weniger ausgesetzt zu sein.

Wenn Euch ein wohlwollendes Geschick in eine Stellung gebracht hat, welche Euch eine geregelte, lohnende Thätigkeit, ein passendes Feld für Eure Neigungen und Fähigkeiten gewährt; dann blickt nicht mit Verachtung und Härte auf diejenigen herab, welche auf jedem Schritte ihres Lebens mit dem Versucher kämpfen müssen.

An einem Tage hatte die arme gehetzte Ida fast alle Lagen durchgemacht, welche einen Menschen, ein Weib zumal, bis zur äußersten Verzweiflung bringen können, und endlich haben wir sie todesmatt auf der Treppe eines fremden Hauses niedersinken sehen.

Gewiß würde Ida vor den Augen der Welt richtiger gehandelt haben, wenn sie gleich, nachdem sie ihren Bruder verlassen hatte, sich zu den Leuten hinbegeben hätte, die sie nun doch aufsuchen mußte; aber über böse Ahnungen, welche dem Gemüthe fast wie Ueberzeugungen anhaften, läßt sich mit Unglücklichen nicht rechten.

Es schlug acht Uhr.

Nach einer kurzen Rast raffte sich Ida wieder auf und flog eiligen Schrittes durch die Straßen; sie wähnte sich noch immer von dem häßlichen Weibe verfolgt, dem sie so eben glücklich entronnen war. Wenn sie Tritte hinter sich vernahm, schrak sie zusammen und blickte sich ängstlich um.

Endlich war ſie am Ziele.

Sie trat in ein ſchönes, hellerleuchtetes Haus; zögernden Schrittes ſtieg ſie die Treppe hinan, legte mit pochendem Herzen die Hand an den Griff des Klingelzuges und ließ ihn zögernd wieder fahren.

Da wurde die Thür von drinnen geöffnet und das Dienſtmädchen erſchien. Ida fragte, ob Herr Wöllner zu Hauſe ſei. Als ihr dieſe Frage bejaht wurde, nannte ſie ihren Namen und bat um Anmeldung.

Das Mädchen ging und kam gleich darauf mit einem abweiſenden Beſcheide zurück. Herr Wöllner habe gerade ſehr wichtig zu thun; es würde ihm aber angenehm ſein, Fräulein Marquard zu einer anderen Zeit bei ſich zu ſehen.

Ida faßte Muth.

Ich kann nicht fortgehen, ohne mit Herrn Wöllner geſprochen zu haben, ſagte ſie; ich laſſe ihn dringend bitten, mir nur auf ein paar Augenblicke Gehör zu ſchenken.

Jetzt erſchien eine feingekleidete Frau mit einem langen, häßlichen Geſichte, maß Ida mit einer vornehmſtolzen Miene vom Scheitel bis zur Sohle und ſagte ſpitz:

So ſpät nimmt mein Mann keinen Beſuch von unbekannten Frauenzimmern an.

Ich bin Herrn Wöllner keineswegs unbekannt, entgegnete Ida erröthend.

Aber ich habe Ihren Namen noch niemals nennen gehört; sagte Madame Wöllner, und mein Mann scheint keine Luſt zu haben, dergleichen alte Bekanntſchaften wieder aufzufriſchen.

Es handelt ſich bei mir nicht um Auffriſchung einer alten Bekanntſchaft, verſetzte Ida, ſich zuſammennehmend; ich glaubte, daß Ihr Gatte der Tochter ſeines verſtorbenen Freundes eine Bitte nicht verſagen würde.

Es wurde jetzt eine Thür geöffnet und ein ſehr wohlbehäbig ausſehendes Männergeſicht blickte in den Corridor hinein, wo Ida's Unterredung mit der Herrin des Hauſes ſtattfand.

Es war Herr Wöllner.

Laß ſie herein, ſagte er kurz und verdrießlich und verſchwand dann wieder.

Madame Wöllner entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen.

Der ehemalige Freund des ſeligen Marquard war damit beſchäftigt, einen Haufen Thaler zu zählen und er ließ ſich durch Ida's Erſcheinung in ſeiner Beſchäftigung nicht ſtören. Als er mit dem Zählen fertig war, begann er in einem großen Buche zu ſchreiben, und ſchien es ganz vergeſſen zu haben, daß außer ihm noch Jemand im Zimmer war.

Zagend und bebend ſtand die arme Ida da, aber die behäbige Wärme, welche der Ofen im Zimmer ver-

breitete, that ihr wohl. Bilder der Vergangenheit drängten sich ihrer mehr träumenden, als wachen Seele auf. Sie gedachte der Zeit, da Herr Wöllner, dieser so vornehm gewordene Geldmann, noch ein ganz armer Schlucker war, und als häufiger Gast ihres Vaters von diesem vielfache Wohlthaten empfing. Sie erinnerte sich, wie sie, damals noch ein Kind, von dem jungen Mann auf den Knieen geschaukelt und so freundlich und zuvorkommend behandelt wurde, wie aber dann, jemehr sich seine Vermögens-Verhältnisse verbesserten und die ihres Vaters abwärts gingen, seine Besuche seltener wurden und endlich ganz aufhörten. O, ja: sie hatte das Beispiel vor sich, wie die Menschen je nach den Umständen und Verhältnissen sich ändern. Wie bescheiden war dieser Mann, als er sich noch in einer gedrückten Lage befand, und wie zuversichtlich und vornehm benahm er sich jetzt.

Endlich schien Herr Wöllner sich doch zu erinnern, daß er Besuch in seinem Zimmer hatte, er blickte auf und fragte Ida so kühl, daß es dem Mädchen eisig durchs Herz fuhr:

Nun, was führt Sie zu mir?

Es lag in dieser kurzen Frage so viel Vergessenheit des Verhältnisses, in welchem Wöllner ehemals zu ihrem Vater gestanden, daß dem Mädchen der Muth entsank, vor diesem Manne, wie sie sich vorgenommen, ihr gan-

zes Herz auszuschütten. Sie wußte kaum, was sie jetzt sprach; aber ihre Ausdrucksweise, die zarte, taktvolle Offenheit, mit der sie ihre Bekenntnisse machte, würde jeden edlen Menschen tief gerührt haben. Wöllner stand an seinem Schreibbureau und hörte ihr unbeweglich zu; er unterbrach sie mit keiner Sylbe, er verrieth nicht die geringste Ungeduld oder Theilnahme, und als ihre tiefbewegte Stimme endlich in ein leises, zitterndes Schluchzen überging, welches sie vergebens zu unterdrücken sich bemühte, da stand er noch ein ganzes Weilchen so ruhig und trocken da, wie ein aus Holz geschnitzter Mann.

Dann klingelte er.

Es wird hier kalt, sagte er zu dem jetzt eintretenden Mädchen, Du mußt noch einlegen! Und während dieser Befehl sofort vollzogen wurde, fuhr Wöllner zu Ida gewendet fort:

Was wollen Sie also von mir?

Ida schwieg; diese Frage, zumal in Gegenwart des Dienstmädchens, schnürte ihr vollends die Brust zusammen.

Ich bat Sie um Ihren gütigen Schutz, sagte sie dann, als das Mädchen hinausgegangen war, um Ihren Rath und Beistand.

Ah — so! versetzte Wöllner. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: Sie haben aber doch einen reichen Bruder?

Ida hatte bis jetzt ihres Bruders mit keiner Sylbe erwähnt.

Mein Bruder, entgegnete sie nun mit zitternder Stimme, hat mir seine Unterstützung entzogen.

Nun, doch wohl nicht ohne Grund; versetzte Wöllner, ich werde übrigens morgen an der Börse mit ihm sprechen, und will dann sehen, was sich für Sie thun läßt.

Mit diesen Worten zündete Wöllner sich eine Cigarre an, streckte sich der Länge nach aufs Sopha hin, blies den Dampf behäbig von sich und schien zu erwarten, daß Ida sich entferne.

Ich glaube nicht, daß Sie bei meinem Bruder etwas für mich vermögen werden, entgegnete Ida zögernd, ich stimme mit ihm nicht überein, und vermag mich seinen Wünschen nicht zu unterwerfen.

Herr Wöllner schüttelte mißbilligend den Kopf.

Ei, was, sagte er, in einer Lage wie die Ihrige muß man nachgeben. Folgen Sie nur Ihrem Bruder, seien Sie hübsch nachgiebig und Sie werden besser daran sein.

Der Mann glaubte so etwas entsetzlich Kluges gesagt zu haben, daß er es nicht für nöthig fand, noch etwas hinzuzufügen.

Es entstand wieder eine Pause.

Wenn dies Alles ist, was Sie mir zu rathen haben,

nahm Ida wieder das Wort, dann bin ich sehr unglücklich, dann weiß ich in der That nicht, wohin ich mich wenden soll, denn zu meinem Bruder kann und darf ich nicht gehen.

Herr Wöllner schwieg auch jetzt noch und schien auch gar keine Lust zu haben, überhaupt noch ein Wort zu reden.

Da wurde die Thür geöffnet und Madame Wöllner trat ein.

Die Unterhaltung währt ja sehr lange, sagte sie in einem verächtlichen, fast höhnischen Tone.

Fräulein Marquard, versetzte Herr Wöllner, ohne sich aufzurichten, hat mich gebeten, ihr irgend eine Beschäftigung zuzuwenden, ich weiß aber wirklich nicht, was ich dazu thun soll. Sagtest Du mir nicht, daß Fräulein Rademacher eine Gesellschafterin suche?

Madame Wöllner lachte höhnisch auf.

Willst Du ihr etwa diese Dame hier, sagte sie, zu dieser Stelle in Vorschlag bringen?

Das gerade nicht, entgegnete Wöllner, aber vielleicht hat sie irgend eine Beschäftigung für sie.

Wenn Fräulein Rademacher Arbeit zu vergeben hat, versetzte Madame Wöllner, dann habe ich andere junge Mädchen, die ich ihr empfehlen kann. Deine Recommandation wird wohl wenig Anklang finden.

Die arme geknickte Ida warf den thränennassen

Blick nach oben, als wollte sie die göttliche Barmherzigkeit fragen, wie dieser schwere Prüfungstag noch enden würde?

Dann verließ sie schweigend das Zimmer.

Jetzt erhob sich Wöllner und sagte zu seiner Frau: Sie hat einen reichen Bruder, der an der Börse ein gewisses Ansehen genießt, ich möchte mir den Mann verbindlich machen.

Kommen Sie doch noch einmal herein, rief Madame Wöllner, rasch die Thür öffnend, in den Corridor hinaus.

Ida zögerte einen Moment, unterdrückte ihre Thränen und trat wieder in die Stube.

Nähen Sie gut? fragte Madame Wöllner.

Ja Madame; versetzte Ida.

Können Sie schneidern?

Ein wenig.

Frisiren?

Ja.

Spielen Sie Clavier?

Ich habe leider seit dem Tode meines Vaters das Spielen aufgeben müssen und bin jetzt aus der Uebung.

Sprechen Sie französisch? —

Ziemlich geläufig.

Ziemlich und ein wenig, das ist nicht viel; versetzte Madame Wöllner spitz, und wie stehts mit Ihrer Garderobe? — Sind Sie ordentlich im Zeuge? —

Ich besitze nichts, als das, was ich hier an mir habe; entgegnete Ida zögernd und erröthend.

Und Sie können in einem solchen Zustande so prätentiös sein, rief Madame Wöllner entrüstet aus, in einem respectablen Hause Aufnahme finden zu wollen?

Ich habe nichts prätendirt, Madame; versetzte Ida, ich bat nur Ihren Herrn Gemahl, sich meiner anzunehmen. Ich war lange Zeit krank, arbeitsunfähig, ich bin eine Waise, ohne irgend einen Anhalt, ich habe das Meinige zugesetzt — das ist meine Lage, Madame. In einem solchen Zustande prätendirt man nichts, als mit Nachsicht und Menschlichkeit behandelt zu werden. Ich hoffte das bei einem ehemaligen Freunde meines seligen Vaters zu finden, ich habe mich geirrt, verzeihen Sie, Madame!

Ida wollte sich entfernen, aber Madame Wöllner vertrat ihr den Weg.

Und wenn Sie einen reichen Bruder haben, sagte sie, dann begreife ich nicht, wie Sie auf die sonderbare Idee kommen können, einen fremden Mann für sich interessiren zu wollen? —

Ja, das ist wahr; bemerkte Herr Wöllner, das habe ich auch schon gesagt.

Freilich, ihr Bruder wird das Fräulein besser kennen, als wir, nahm Madame wieder das Wort, und sie wird

wohl ihre Gründe haben, weshalb sie es vorzieht, sich an einen Fremden zu wenden.

Ich habe allerdings meine Gründe, versetzte Ida, doch seien Sie versichert, daß ich deshalb nicht zu erröthen brauche; ich bedaure, daß Sie das Herz haben, mir in meiner Hilfslosigkeit Kränkungen zufügen zu können, obwohl Sie so glücklich sind, meine traurige Lage weder fassen, noch mit Gerechtigkeit beurtheilen zu können.

Mit diesen Worten entfernte sich Ida.

Sie thut noch ungemein großartig, sagte Madame Wöllner zu ihrem Manne; dieses arme Volk pocht immer auf seine reiche Sippschaft, die aber in der Regel nichts von ihnen wissen will.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre ziemlich stürmisch geöffnet und eine verschleierte, schwarzgekleidete, tief in einen Pelzmantel gehüllte Dame trat ins Zimmer.

Fräulein Rademacher! rief Madame Wöllner. Noch so spät? Wie kommen Sie hierher?

Ach, ich muß mich ein wenig ausruhen! rief das Fräulein, indem sie ohne Umstände sich aufs Sopha warf — ich bin ganz athemlos — ganz athemlos — denken Sie sich — ja denken Sie sich, da verfolgte mich ein Mensch, verfolgte mich — ich bin ganz athemlos!

Es ist wirklich entsetzlich, entgegnete Madame Wöllner, indem sie sich neben das Fräulein setzte und be-

schwichtigend ihre Hand ergriff, daß eine anständige Dame in Berlin nicht allein, ohne Insulten ausgesetzt zu sein, am Abende über die Straße gehen kann.

Ach Gott, fühlen Sie einmal, wie mein Herz schlägt, fuhr das Fräulein fort, man kann es eine Meile weit hören! — Ich bin ganz außer mir. Der entsetzliche Mensch ist nicht von meiner Seite gewichen. Ich glaube, wenn ich zur Hölle gefahren wäre, er wäre mitgegangen, er wäre ganz gewiß mitgegangen!

Erholen Sie sich nur erst, sagte Madame Wöllner, indem sie dem Fräulein die Hand rieb.

Ich habe sogar meine Brille verloren, ich bin blindlings in dies Haus gestürzt. Es ist ein wahres Glück, daß gerade Sie hier wohnen.

Aber Sie haben ja Ihre Brille auf, sagte Herr Wöllner lächelnd.

Ist das wahr? — Ach, wahrhaftig! — Sehen Sie, ich weiß nicht mehr, was mit mir vorgegangen ist; aber etwas muß ich durchaus verloren haben.

Ihr Taschentuch vielleicht? fragte Madame.

Nein, das habe ich eisern festgehalten, denn der schreckliche Mensch wollte mir durchaus ins Gesicht sehen, und ich habe mir gerade das Taschentuch vorgehalten. Nicht einen Zug konnte er sehen, das war meine Rache!

Vielleicht haben Sie Ihren Beutel verloren? sagte Herr Wöllner.

Behüte, den habe ich ebenfalls eisern festgehalten, denn es ist etwas darin, etwas sehr Kostbares ist darin.

Wenn es nur kein Taschendieb war, der Ihnen, indem er sich an Sie drängte, den Inhalt herausgenommen hat; bemerkte Herr Wöllner mit einem sehr bedenklichen Gesichte.

Um Himmelswillen! rief das Fräulein, dann wäre ich unglücklich! —

Hatten Sie Geld darin? fragte Madame Wöllner.

Nein, das nicht, aber etwas Anderes.

Und das Fräulein öffnete halb verstohlen den Beutel, griff hinein und sagte dann erfreut:

Gottlob, es ist Alles da. Ach, wie Sie mich erschreckt haben, Herr Wöllner!

Nun, dann werden Sie auch nichts verloren haben; sagte dieser.

Habe ich meinen Hut auf? Habe ich meinen Schleier vor? fragte das Fräulein, indem sie nach ihrem Kopfe griff. — Es ist wirklich ein Wunder, daß Alles da ist. Nein, ich muß mir durchaus eine Gesellschafterin anschaffen, man kann sich unmöglich fortwährend diesen Gefahren aussetzen. Ich gehe nie mehr allein am Abend aus.

Eben war die Rede davon; bemerkte Wöllner.

Ja, mein Herr Gemahl wollte Ihnen eine Gesellschafterin empfehlen; sagte Madame spöttisch.

Ah — das wäre; dafür würde ich Ihnen sehr dankbar sein, Herr Wöllner, denn ich kann durchaus nur eine Person nehmen, die mir von einem zuverlässigen Freunde empfohlen wird.

Da würden Sie sehr miserabel angekommen sein sagte Madame Wöllner lachend.

Nun, entgegnete Herr Wöllner, der alte Marquard hat seinen Kindern sogar eine gute Erziehung gegeben.

Das sah man der Person an; replicirte Madame.

Ist sie schön? fragte das Fräulein.

Nicht übel, versetzte Herr Wöllner.

Es geht sehr an, bemerkte Madame.

Nun, schön soll sie auch nicht sein, sagte das Fräulein, die schönen Frauenzimmer taugen alle nichts, sie sind eitel — ich war niemals schön und ich bedauere es wahrlich nicht.

Sie sind wahrhaftig auch nicht häßlich, entgegnete Herr Wöllner.

Nicht häßlich und schön sind zweierlei — und übrigens kann man sehr interessant sein, obgleich man häßlich ist. Interessant war ich immer, ich habe die Männer immer zu fesseln gewußt, ohne im geringsten eingebildet zu sein.

Und Sie verstehen noch heute zu fesseln; sagte Herr Wöllner.

Ja, wenn ich es darauf anlege, gelingt es mir zu-

weilen merkwürdig leicht. Aber im Allgemeinen verachte ich die Männer zu sehr, um sie fesseln zu wollen. Ich denke — ach, sehen Sie doch einmal hinaus, lieber Wöllner, ob der schreckliche Mensch noch unten vor der Thüre steht?

Nein, entgegnete Herr Wöllner, indem er das Fenster öffnete und hinaussah, ich sehe Niemanden.

Ich bitte, sehen Sie genau zu. Er hat eine weiße Hose an.

Eine weiße Hose? sagte Madame Wöllner, nun, das muß ein hübscher Mensch sein.

Sie werden wohl nicht recht gesehen haben, meinte Herr Wöllner, es trägt ja kein Mensch jetzt weiße Hosen.

Ich sage Ihnen, er trug eine weiße Hose; das war es ja gerade, was mir solche Furcht verursacht hat, denn Sie werden zugeben, daß sich der Mensch entsetzlich erkälten muß.

Der muß toll sein, sagte Madame Wöllner, und mich wundert es nur, daß die Schutzleute so etwas dulden.

Ja, es ist unerhört. Sie sehen ihn also wirklich nicht, Herr Wöllner?

Nein.

Beobachten Sie recht genau, es war ein langer Mensch und seine Stimme klang entsetzlich brummig.

Ich sehe durchaus Niemanden.

Ich werde aber doch nicht allein nach Hause gehen. Sie müssen mich begleiten, lieber Wöllner; fuhr das Fräulein fort.

Mit Vergnügen; versetzte Herr Wöllner, indem er sich galant verbeugte.

Wollen Sie denn schon wieder gehen? fragte Madame.

Ach ja, entgegnete das Fräulein, meine Mine hat noch kein Abendbrod bekommen, das arme Thier wird Hunger haben. Aber fühlen Sie, wie mein Herz noch immer pocht.

Ja, sagte Madame Wöllner, wie bei einem jungen Mädchen.

Das Fräulein erhob sich, schlug den Schleier wieder über den Hut, hüllte sich in ihren Pelz und ergriff Wöllners Arm.

Aber Sie sind doch nicht eifersüchtig? fragte sie Madame Wöllner.

Meinetwegen können Sie ihn behalten, versetzte Madame Wöllner süß lächelnd, ich bin überzeugt, daß mein Mann bei Ihnen gut aufgehoben ist.

Und ich bin damit zufrieden, entgegnete Herr Wöllner, ich würde wirklich keinen schlechten Tausch machen.

Fräulein Rademacher küßte jetzt Madame, ohne ihren Schleier in die Höhe zu heben und ohne Wöllners Arm loszulassen.

Wir wollen doch noch einmal ſehen, ſagte ſie, indem ſie ans Fenſter trat, ob der entſetzliche Menſch noch da iſt. Ach, es ſieht ſo finſter unten aus! Lieber Wöllner, wollen Sie mir nicht ein wenig die Kappe überwerfen? Nicht wahr, mein Herz ſchlägt noch immer ſehr heftig?

Wie ein Hammer, verſetzte Herr Wöllner.

Gute Nacht meine liebe, gute Wöllner, ſagte die Rademacher jetzt zu dieſer, ſchließen Sie ſich nur ja feſt ein, es giebt jetzt ſo viele Diebe und böſe Menſchen. Ich fürchte mich wirklich ſehr, die Nacht allein zu bleiben; wenn ich nur Jemand wüßte, dem man ſich anvertrauen könnte.

Mit dieſen Worten trat das Fräulein, an Wöllners Arm und von Madame begleitet, ins Entree. Aber hier bekam ihre Unterhaltung plötzlich eine unverhoffte Wendung.

Als nämlich Ida die hartherzige Frau verlaſſen hatte, war ſie, noch ehe ſie die Hausthür erreicht hatte, in Folge der heftigen Gemüthserſchütterung und des Mangels an Nahrung, ohnmächtig niedergeſunken. Das Dienſtmädchen hatte die Unglückliche in die Küche gebracht und wollte ſoeben ihrer Herrſchaft den Vorfall mittheilen, als ſie jetzt von derſelben gerufen wurde.

Sie kam und erzählte das Geſchehene.

Ach, das kennen wir schon, sagte Madame Wöllner, diese Person scheint mir eine ächte Komödiantin zu sein, die sich hier bei uns einnisten will. Ich werde sie aber wieder gesund machen.

Mein Gott! rief die Rademacher, indem sie Wöllners Arm losließ, es ist hier eine Ohnmächtige und man sagte mir nichts davon. Das finde ich wirklich merkwürdig.

Sie eilte in die Küche, das Ehepaar folgte ihr.

Ah, das ist eine richtige Ohnmacht! rief Fräulein Rademacher aus, als sie Ida erblickte. Lieber Wöllner, schaffen sie mir rasch Eau de Cologne.

Es wird nicht viel auf sich haben; meinte Madame Wöllner.

Eilen Sie, liebe Madame Wöllner, entgegnete Fräulein Rademacher, indem sie ihren Mantel abwarf, und Ida's Puls fühlte, ich verstehe mich, denke ich, auf so etwas. Das ist eine Ohnmacht schlimmster Sorte. Geben Sie mir Eau de Cologne, sonst erwacht das arme Kind in einer Stunde noch nicht.

Das wäre noch schöner, warf Madame Wöllner schnippisch ein, ich werde sie mit Nadeln aufbringen.

Herr Wöllner hatte inzwischen Eau de Cologne herbeigeschafft.

Ah — ich danke; rief die Rademacher, aber auch um etwas Brausepulver bitte ich; etwas Baldrian kann

ebenfalls nicht ſchaden; eine Taſſe Kamillen wäre auch ſehr gut, und wenn das Alles nichts hilft, legen wir ihr ein Senfpflaſter auf.

Jetzt ſchlug Ida die Augen wieder auf.

Sehen Sie, meine Mittel wirken immer, rief das Fräulein, ich könnte wirklich Arzt ſein, ſelbſt mein Doctor ſagt es. Nun, wie geht's Ihnen, liebes Kind?

Ich danke, entgegnete Ida mit ſchwacher Stimme, ich bitte nur noch ein wenig Geduld mit mir zu haben.

Das verſteht ſich, mein Kind, verſetzte die Rademacher, und wenn ich die ganze Nacht bei Ihnen bleiben müßte. Uebereilen Sie ſich durchaus nicht, ein wenig Ohnmacht iſt zuweilen ganz gut, das ſtärkt die Nerven. Ich befinde mich nie beſſer, als wenn ich ein wenig ohnmächtig geweſen bin.

Aber ſie könnte wirklich ſchon gehen, ſagte Madame Wöllner.

Gott behüte! rief das Fräulein, ihr Zuſtand iſt durchaus nicht normal, ſehen Sie nur das Auge und die Geſichtsfarbe an. Wie blaß iſt ſie!

Ach, — ſo blaß war ſie ſchon zuvor.

Das war ein Symptom, meine Liebe, weiter Nichts; hätte ich ſie geſehen, als ſie blaß war, ich würde ihr augenblicklich etwas gegeben haben. Nun, geht's beſſer, mein Kind?

Es geht, ſagte Ida, indem ſie ſich langſam erhob

Ja, es geht sehr gut, bemerkte Madame, indem sie die Küchenthür öffnete.

Nein, rief die Rademacher, sie ist noch sehr schwach; ich dulde es nicht, daß das Mädchen nach Hause geht. Johanna, holen Sie eine Droschke, das arme Kind muß durchaus nach Hause fahren.

Ich danke, ich danke Ihnen herzlich; sagte Ida, deren blasses Gesicht jetzt von einer flüchtigen Röthe überzogen wurde, ich werde gehen.

Sie werden es nicht, ich leide es nicht, und wenn alle Aerzte Berlins Ihnen das Nachhausegehen erlauben, ich protestire gegen eine solche Menschenquälerei. Johanna, holen Sie eine Droschke.

Ich bitte, lassen Sie es, bat Ida, indem sie Fräulein Rademacher innig die Hand drückte, — ich wüßte nicht, wohin ich mich fahren lassen sollte.

Nun, nach dem Krankenhause, sagte Madame Wöllner boshaft, oder nach dem Arbeitshause — das wäre noch besser.

Todtenblässe überzog jetzt plötzlich wieder Ida's Antlitz; geisterhaft blickte sie einige Secunden lang die erbarmungslose Frau an und schwankte dann fort.

Aber Fräulein Rademacher hielt das unglückliche Mädchen fest.

Was Sie da sagen! rief sie gegen die Wöllner ge-

wendet entrüſtet aus, ich ſelbſt werde mit dem armen Kinde nach Hauſe fahren.

Ich habe kein Haus, verſetzte Ida, dieſe Frau weiß es und deshalb kränkt ſie mich.

Kein Haus? Ach Gott, das iſt ja traurig. Haben Sie denn nicht wenigſtens eine Kammer, ein Behältniß, wo Sie ſich gewöhnlich aufhalten?

Ida ſchüttelte verneinend mit dem Haupte.

Aber Sie werden doch einen Anverwandten haben, bei dem Sie ſein können?

Ich habe keine Eltern; verſetzte Ida.

Sie ſehen ja, daß ſie deshalb ohnmächtig geworden iſt, ſagte Madame, um hier in unſerm Hauſe bleiben zu können. Ich danke aber wirklich für dieſe Beſcheerung.

Herr Wöllner, fragte das Fräulein, kennen Sie dieſes Mädchen?

Ich kannte ihren Vater, verſetzte Wöllner, er war ein braver und ſolider Mann.

Sie können mir dies Mädchen alſo empfehlen?

Nein, das kann er nicht! rief Madame Wöllner aus.

Und warum ſoll er es nicht können? entgegnete das Fräulein, es wäre mir ſehr lieb, wenn er es könnte, denn Sie ſehen doch ein, liebe Wöllner, daß ich durchaus eine zuverläſſige Geſellſchafterin haben muß.

Darum handelt es ſich ja gerade, beſte Rademacher.

Ich frage Sie also, Herr Wöllner, ob Sie mir dieses Mädchen empfehlen können?

Madame sah ihren Gatten kopfschüttelnd an.

Du wirst wissen, welche Verpflichtung Du übernimmst, indem Du Fräulein Rademacher diese Person empfiehlst, sagte sie.

Empfehlen kann ich sie eigentlich nicht; meinte Herr Wöllner, indem er eine sehr bedächtige Miene annahm, — denn ich habe sie nur als Kind gekannt.

Nun, dann frage ich Sie, lieber Wöllner, war sie ein gutes Kind?

Das glaube ich wohl, ihr Vater hielt große Stücke auf sie

Nun, wenn sie ein gutes Kind war; sagte Fräulein Rademacher, dann sehe ich gar nicht ein, warum sie nicht auch eine gute Gesellschafterin sein kann? Ich danke Ihnen für Ihre Empfehlung, mein lieber Wöllner. Ziehen Sie Ihren Mantel an, liebes Kind, wandte sich nun das Fräulein an Ida.

Wie soll eine solche Person zu einem Mantel kommen; bemerkte Madame Wöllner mit verächtlichem Tone.

Sie muß durchaus einen Mantel haben, entgegnete das Fräulein, und wenn alle Aerzte der Welt behaupteten, daß sie ohne Mantel nach Hause fahren könnte, so würde ich protestiren. Johanna, borgen Sie mir Ihren Mantel.

Gieb nur ja Deinen alten; ſagte Madame Wöllner.

Das Mädchen warf Ida ihren Mantel über und holte dann eine Droſchke. Das Fräulein faßte Ida's rechten, Johanna ihren linken Arm; Herr Wöllner folgte.

Die Rademacher iſt wirklich verrückt, flüſterte Madame Wöllner ihrem Manne zu, wir müſſen ſie durchaus davon abbringen, dieſe Dirne zu ſich zu nehmen. Sei nur kein Schaf, Wöllner, und behaupte Deinen Einfluß auf die Närrin. Es war dumm genug von Dir, daß Du die Dirne nicht jämmerlich ſchlecht gemacht haſt.

Aber Kind, ich kann doch nicht gar zu ſehr lügen.

Wer ſagt Dir, daß Du gelogen hätteſt? — Sie iſt eine liederliche, ganz gemeine Straßendirne, Deine Tochter eines braven, ſoliden Mannes und Du biſt ein Pinſel! —

Sie ſchlug ärgerlich die Thür zu; aber wie wohl war Ida, als ſie an Fräulein Rademachers Seite ſaß.

Neuntes Kapitel.

Bräutigams-Studien.

Rabe hatte ſich noch niemals ſo viel wie heute mit ſeinem Ebenbilde im Spiegel beſchäftigt; vom Kopf bis zu Fuß neugekleidet, betrachtete er ſich mit der Wohl-

gefälligkeit eines Stutzers. Es war v. Kinski wirklich gut gelungen, Rabe's Eitelkeit aufzustacheln.

Mitten in dieser geistreichen Unterhaltung mit seinem schattenhaften alter ego, wurde er von Herrn v. Kinski überrascht, der ihn eine Weile sehr ernsthaft betrachtete, dann aber plötzlich wie toll auflachte.

Warum lachen Sie? fragte Rabe.

Weil Sie wie ein geputztes Rhinoceros aussehen; entgegnete Kinski noch immer lachend.

Rabe machte ein sehr böses Gesicht.

Haben Sie etwas an meinem Anzuge auszusetzen? fragte Rabe.

An dem Anzuge gar nichts, aber an Ihnen selbst sehr viel, versetzte Kinski. Sie haben einen verteufelt gemeinen Wuchs, mein lieber Rabe; Sie messen kaum fünf Fuß.

Es wird wohl auf das bischen Kopf, welches Sie länger sind, nicht ankommen; entgegnete Rabe giftig.

Im Gegentheil, es kommt sehr viel darauf an, mein lieber Rabe, sagte Kinski, in der Welt spielt die Länge öfter als die Größe eine Rolle. Sie müssen sich wenigstens bedeutend höhere Hacken machen lassen.

Das kann geschehen; versetzte Rabe.

Und dann, fuhr Kinski fort, müssen Sie eine ganz andere Haltung annehmen. Vergessen Sie nicht, daß Ihre Braut, obgleich sie nichts als ein Aschenbrödel im

Hause ihrer stolzen Mutter ist, dennoch gewisse Ansprüche an Noblesse und aristokratische Manieren mit der Muttermilch eingesogen hat. Sie müssen also, um ihr zu gefallen, sich ein wenig herausmustern. Halten Sie den Kopf etwas weniger steif, die Beine aber gerader.

Rabe bemühte sich, eine imponirende Haltung anzunehmen, aber Rinski mußte wohl diesen Versuch für vollkommen gescheitert betrachten.

Pfui, Teufel! rief er aus. Sie haben, wie ich erst jetzt bemerke, krumme Beine, mein lieber Rabe.

Diese krummen Beine, versetzte Rabe, wissen unter welchem Kopfe sie stehen.

Bah, Kopf! — Mit dem Kopf ist heut überall nichts. Was ist Kopf in der großen Welt? Fuß, Freund, Fuß! Man trägt überall auf welchem Fuß und nicht unter welchem Kopfe man lebt.

Hier, entgegnete Rabe, indem er auf seine Tasche klopfte, habe ich Kopf und Fuß.

Das ist wieder etwas Anderes, entgegnete Rinski. So wenig wie in Ihren Kopf, kann man in Ihre Tasche hineingucken. Es kommt immer nur auf das an, was sich nach außen zeigen und präsentiren kann. Ihre krummen Beine präsentiren sich aber äußerst schlecht und gemein. Wie konnte sich ein Mann Ihrer Art solche Beine anschaffen?

Dummes Zeug, sagte Rabe, ich bin mit diesen Bei

nen so weit gekommen und komme auch noch weiter damit.

Aber nicht bei den Frauen! Sie müssen übrigens auch eine andere Wohnung beziehen; in diesem Unkenloch kann ja kein anständiger Mensch zu Ihnen kommen.

Das wird sich finden, versetzte Rabe.

Wie steht es denn mit Ihren Füßen? fuhr Kinski in seiner Untersuchung, indem er einige Schritte zurücktrat, fort.

Dann schüttelte er sehr bedenklich den Kopf.

Wie entsetzlich plump! rief er aus. Es scheint, daß es die Natur bei Ihrem Embryo auf Pferdefüße abgesehen hatte, aber auf halbem Wege ihren Plan geändert hat und zu einer normalen Formation übergegangen ist. Sie müssen Ihre Stiefeln durchaus um einige Zoll kleiner machen lassen, Rabe.

Aber ich glaube nicht, daß es gut aussehen wird, wenn ich hinke, entgegnete dieser.

Und warum nicht? Man hat dann nöthigenfalls das Podagra. Sie müssen wissen, daß das Podagra nicht gegen den feinen Ton verstößt, aber so ungeheuerliche Füße, wie solche das Traumgesicht des Nebukadnezar hatte, verstoßen dagegen. Und wie steht's mit Ihren Händen?

Kinski erfaßte Rabe's rechte Hand, ließ sie aber,

als habe er Pech berührt, sofort wieder fallen, und trat bis an das andere Ende des Zimmers.

Diese Hände sind durchaus nicht zu gebrauchen; sagte er.

Rabe ballte die Fäuste und blickte ingrimmig auf Kinski.

Entweder, fuhr dieser fort, dürfen Sie die Handschuhe niemals ausziehen und müssen sich mit irgend einer unerheblichen Verletzung oder mit einer Sonderbarkeit entschuldigen, — ein wenig Spleen kann überhaupt nicht schaden, denn bei uns Deutschen ist alles Ausländische nobel, — oder Sie müssen die verzweifeltsten Anstrengungen machen, Ihre Hände klein und weiß zu erhalten, und überhaupt in jene aristokratische Façon zu bringen, ohne welche Sie bei keiner wahrhaften Edeldame gelitten sein werden.

So? sagte Rabe hämisch und warf einen verstohlenen Blick auf Kinski's Hände, die allerdings untadelhaft aristokratisch waren.

Um sie weiß zu machen, fuhr dieser fort, kaufen Sie bei Ludewig ci-devant Rey Crême de Perse. — Dann tragen Sie möglichst lange Manschetten, wenn auch etwas länger, als man solche sonst zu tragen pflegt. Man verzeiht Ihnen eher zu lange Manschetten, wenn sie nur recht fein und sauber sind, als zu breite Hände. Die Hauptsache aber ist, daß Sie alle groben Arbeiten von jetzt an liegen lassen. Putzen Sie Ihre Stiefeln nicht mehr selbst, nehmen Sie sich einen Bedienten an.

Dazu nehme ich mir eine Frau; entgegnete Rabe.

Mit dem Uebrigen gehts, fuhr Kinski fort. Sie haben breite Schultern, wie ein Stier, und einen passablen Kopf. Das Gesicht ist zwar auch ein wenig sehr gemein, aber es zeugt doch von einer gewissen physischen Kraft. Ich rathe Ihnen eine Brille zu tragen, sie giebt der Physiognomie einen das Derbe und Rohe sehr mildernden Schatten. Was Ihre Kleidung betrifft, so hat sie Herr Jules Scholz zu meiner Zufriedenheit angefertigt. Er hat überhaupt aus Ihnen Alles gemacht, was er machen konnte.

Rabe nahm eine sehr selbstgefällige Miene an und Kinski fuhr fort:

Jetzt kommen Sie, lieber Rabe, in diesem Anzuge werden Sie vielleicht einigen Eindruck auf Ihre Braut machen. Nehmen Sie sich tüchtig zusammen. Wenn wir Männer wollen, gelingt uns den Frauen gegenüber Alles. Nehmen Sie an mir ein Beispiel. Wie viele Mädchen und Frauen lagen mir schon zu Füßen! Apropos — ich habe vergessen, Geld zu mir zu stecken, geben Sie mir doch bis morgen zwanzig Thaler, lieber Rabe.

Ich habe kein Geld für Sie; versetzte Rabe.

Ach, das kennt man schon, entgegnete Kinski lächelnd. Sie haben immer kein Geld. Sie müssen sich das Knausern durchaus abgewöhnen.

Besser sparen als betteln; versetzte Rabe.

Sie können es mir später abziehen; sagte Kinski.

Ich gebe Ihnen keinen Pfennig, bis die Sache in Ordnung ist.

Sie sind ein Unmensch, Rabe; — geben Sie mir wenigstens zehn Thaler.

Ich habe keine zehn Thaler baares Geld im Hause.

Sie scherzen! Auch nicht fünf Thaler? Pfui, ich schäme mich fast, eine solche Lumperei zu borgen. Geben Sie mir Papier und Dinte, ich werde Ihnen einen Empfangschein ausstellen.

Ich sage Ihnen, daß ich nichts habe.

Gehen Sie zum Teufel! Sie verdienen es wahrhaftig nicht, daß man sich Ihretwegen so viele Mühe giebt. Nun, lieber Rabe, thuen auch Sie das Ihrige, und dann wird aus Ihnen was werden. Haben Sie erst die Tochter einer unserer angesehensten, bei Hofe äußerst gut accreditirten Edeldamen erwischt, fangen Sie erst an, statt kleine stümperhafte Geldgeschäftchen zu machen, sich auf die Korn- und Spiritusspeculation zu legen, haben Sie erst den Commerzienrath in der Tasche — o, Sie bringen es weit, Sie sind der Mann dazu, — aber ich habe Lust, Ihnen das Mädchen wegzukapern.

Das wird sich wohl nicht gut machen, versetzte Rabe, sonst hätten Sie es schon längst gethan.

Nun, Fräulein v. Esche weiß, daß ich ein Lebemann bin; sie hat die Ueberzeugung, daß ich mit ihrem Vermögen in höchstens einem Jahre fertig sein würde.

Das glaube ich auch; bemerkte Rabe spöttisch.

Das ist aber keineswegs der einzige Grund, weshalb ich von der Partie zurückstehen muß; fuhr Rinski fort, indem er sich wieder niederließ und sich mit dem Kinn auf seinen Stock stützte, die Hauptsache ist — ach, es sind närrische Thierchen, diese Weiber! —

Rinski hielt inne und sah Rabe mit einer äußerst sarkastischen Miene an, dann fuhr er fort:

Sie wissen schon, was ich meine, liebster Rabe; es ist Eifersucht, nichts als Eifersucht, weshalb Frau v. Esche mir ihre Tochter nicht geben will. Wenn also Tochter und Mutter mir widerstreben, was ist da zu machen?

Warum heirathen Sie nicht die Mutter? fragte Rabe.

Rinski sprang auf, trat auf Rabe zu und blickte ihn drohend an.

Ich möchte Ihnen rathen, sagte er, daß Sie Ihre Zunge ein wenig hüten, Rabe. Ich bin es nicht gewohnt, mich von Leuten Ihres Gleichen beleidigen zu lassen. Zum Donnerwetter — ich werde heirathen, wen ich will! Ich bedarf dazu Ihres Beistandes nicht; und wenn Sie glauben, daß Sie auch meiner nicht bedürfen,

nun, dann versuchen Sie es. Ich wünsche Ihnen Glück dazu!

Rinski schien wirklich sich sehr aufgebracht entfernen zu wollen.

Sie wollen mir also fünf Thaler versagen? fragte er dann, nochmals umkehrend.

Ja, entgegnete Rabe kurz.

Rinski strich seinen Schnurrbart und warf auf den hartnäckigen Rentier einen sehr bösen Blick. Dann trat er wieder an ihn heran und sagte mit erheucheltem Gleichmuth:

Nun gut, ich sehe, Sie sind ein hartnäckiger consequenter Kopf. Aber ich habe die Sache einmal eingeleitet, und auf die Summe, welche Sie mir versprochen, bereits einen Wechsel ausgegeben. Es sei also! Kommen Sie, wir wollen die Sache rasch zu Ende bringen. Der Hochzeitstag muß noch heute festgesetzt werden.

Ja; sagte Rabe, und dann muß ich auch darauf dringen, daß Frau v. Eiche sich über die Mitgift ihrer Tochter etwas bestimmter auslässt; diese braucht ja nichts davon zu wissen.

Davon kein Wort, Rabe; Sie würden dadurch Alles verderben. Alwine ist die einzige Erbin der Frau v. Eiche und diese ist so krank, daß die Aerzte ihr keine vier Wochen mehr geben. Sie haben ja selbst gesehen,

wie hinfällig sie ist. Also was wollen Sie? — Sie wissen, daß die Frau reich ist, und das ist genug.

Ja, sie hat immer ein sehr großes Haus gemacht, sagte Rabe nachdenklich, das weiß ich.

Und wenn Sie sich nicht beeilen, — ich habe etwas vom Grafen v. Fröben munkeln gehört. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann und hatte ehemals ein rasendes Vermögen; aber jetzt ist's fast aus mit ihm. Er würde vielleicht das Fräulein v. Esche heirathen, wenn man ihn auf dieses Mädchen aufmerksam machte.

Wollen Sie das nicht thun? fragte Rabe, vielleicht giebt Ihnen der Graf mehr, als Sie von mir erhalten.

Ich wiederhole es Ihnen, daß Sie Ihre Zunge hüten sollen; entgegnete Kinski. Nie würde ich mich herablassen, bei einem noblen Manne, der meines Gleichen ist, ein solches Geschäft zu übernehmen. Sie scheinen es ganz zu vergessen, wen Sie vor sich haben.

Den gnädigen Herrn v. Kinski, versetzte Rabe, indem er sich spöttisch verbeugte, — aber das ist auch Alles.

Herr! rief Kinski, indem er drohend seinen Stock erhob.

Ach, lassen Sie doch die Narrheiten; sagte Rabe, ich weiß sehr gut, daß es Ihnen am Besten fehlt, und daß Sie Ihren Adel, wie Esau die Erstgeburt, um ein Gericht Linsen verkaufen würden. Sie sagten ja auch selbst vorhin, daß heut' zu Tage Jeder seinen Adelsbrief und

ſogar ſeinen Verſtand als klingende Münze in der Taſche tragen müſſe.

Sie verzichten alſo auf das Fräulein v. Eiche? fragte Kinski.

Rabe richtete ſich empor und ſagte trocken:

Wenn mir die Frau v. Eiche ihre Tochter geben, und wenn mich das Fräulein, ohne weitere Sperenzien zu machen, nehmen will — dann iſt es gut. Wo nicht — mögen ſie es bleiben laſſen. Für Geld und gute Worte bekomme ich jede Minute eine Frau. So ſteht die Sache. Nun kommen Sie, wenn Sie wollen.

Rabe ſetzte ſeinen Hut auf und Kinski ſagte, indem er ihm in den Arm kniff:

Mann, Sie wiſſen es, welche Macht das Geld iſt! Wahrhaftig, Sie verſtehen ſich ganz verteufelt gut darauf, denjenigen zappeln zu laſſen, der etwas von Ihnen haben will. Aber man kann es Ihnen nicht übel nehmen. Sie haben recht. Das Geld iſt wie die Luft, — Alles und Nichts. Das merkt man erſt, wenn man in der Klemme iſt. Einen Thaler werden Sie mir aber doch hoffentlich borgen, Rabe?

Davon wollen wir auf der Straße ſprechen; entgegnete Rabe.

Die beiden Männer verließen das Haus. Unterwegs gelang es Kinski mit der größten Mühe, von ſeinem Freunde einen Thaler zu erhalten, den ihm dieſer beim

Gaslicht einer Straßenlaterne mit der größten Vorsicht in die Hand zählte.

Wenn Sie einen Bettler sehen, dann machen Sie mich auf ihn aufmerksam, sagte Kinski, indem er das Geld verächtlich in die Tasche gleiten ließ. Ich brauche Ihre Groschen nicht, aber es macht mir Spaß, von Ihnen Geld herauszupressen. Ich habe heute zweihundert Thaler einbekommen.

Ach, — das sind wohl die Zinsen von Ihrem Vermögen? fragte Rabe ironisch.

Kinski wollte antworten, aber in diesem Augenblick gingen zwei Leute an ihnen vorüber, die ziemlich laut mit einander sprachen; der Eine war ein großer, hagerer Mann, der Andere hinkte.

Es ist kolossal! sagte der Letztere.

Ja, es ist fabelhaft! bemerkte der Andere.

Kinski blieb stehen und ließ die beiden Männer an sich vorüberschreiten, dann ergriff er Rabe's Arm und sagte mit einer sehr wichtigen Miene:

Nehmen Sie sich zusammen, Freund, das Begegnen dieser beiden Leute bedeutet nichts Gutes für Sie!

Diese beiden Leute sind mir sehr gleichgültig; versetzte Rabe.

Es ist mir lieb, daß sie mich nicht erkannt haben; der Lahme ist Ihr Nebenbuhler, Graf v. Fröben.

Wird wohl so ein Habenichts wie Sie sein, der Herr

Graf; sagte Rabe mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt.

Freundchen, rief Kinski, bedenken Sie sehr wohl, wen Sie vor sich haben, und ich wiederhole es Ihnen, jener Habenichts, der Herr Graf, könnte Ihnen leicht Ihren guten Fang streitig machen.

Das wollen wir abwarten; versetzte Rabe.

Der Andere, fuhr Kinski fort, ist der Commissionär Andreas Jacobs, der General-Agent aller Liebes-Candidaten der haute volée. —

Das mag auch ein prächtiger Kerl sein! bemerkte Rabe.

Ich wette, daß sie Beide zur Frau v. Esche gehen; sagte Kinski.

Die beiden Männer blieben in der That vor dem Hause der gnädigen Frau stehen, sprachen noch ein Weilchen mit einander, dann trennte sich der Lahme von dem Commissionär und dieser trat ins Haus der Frau v. Esche.

Da haben wir's; sagte Kinski, der Commissionär ist der postillon de l'amour des Grafen v. Fröben. Sputen Sie sich, Rabe, wir wollen ihn auf unserem Terrain nicht pürschen lassen.

Das hat solche Eile nicht; versetzte Rabe. Die gnädige Frau giebt mir entweder ihre Tochter, oder sie giebt mir diese nicht, — für Geld kann man Alles haben.

Sie traten nun ebenfalls ins Haus; mit ihnen zugleich huschte ein Weib wie eine Katze hinein und stieg rasch die Treppe hinauf. Während Kinski bei Frau v. Esche schellte, hörte er eine Treppe höher bei Frau Detlow die Thür öffnen und dann wieder rasch zuschlagen.

Frau v. Esche machte große Augen, als sie ihren Schwiegersohn in spe vor sich sah. Sie lud die Herren ein, in ein anderes Zimmer zu treten.

Ich bitte, ein wenig zu warten, sagte sie, indem sie ihrem Freunde Kinski die Hand reichte, die dieser küßte. Ich habe mit einem Herrn, der mich so eben besucht, etwas sehr Dringliches zu reden. Meine Tochter wird Ihnen indessen Gesellschaft leisten.

Sie schellte und Alwine trat ins Zimmer.

Du wirst hier bleiben, bis ich zurückkehre; sagte sie, indem sie ihrer Tochter einen sehr strengen und bedeutungsvollen Blick zuwarf.

Frau v. Esche trat nun in ein Nebenzimmer, wo sie mit dem Commissionär Jacobs verhandelte.

Indessen hatten sich Kinski und Rabe niedergelassen. Alwine setzte sich ebenfalls und nähete.

Aber, Fräulein Alwine, sagte Kinski, Sie sind sogar beschäftigt, wenn Ihr Bräutigam hier ist? Sie sind wahrhaftig die beste Nähmaschine von der Welt.

Das ist mir just recht; warf Rabe ein, ich kann die

Frauenzimmer nicht leiden, die immer die Hände in den Schooß legen.

Wahrhaftig! rief Kinski ironisch, diese beiden Leutchen sind für einander geschaffen, sie werden sehr glücklich mit einander leben.

Es trat eine Pause ein.

Aber es ist auch endlich Zeit, Rabe, flüsterte Kinski nach einer Weile diesem zu, daß Sie von Ihrer Eroberung Besitz ergreifen. Sie haben ja Ihre Braut noch nicht einmal geküßt. Wenn Sie nicht wollen, daß Andere sie küssen sollen, dann thun Sie es selbst.

Wenn wir es gut mit einander meinen, dann ist's genug; versetzte Rabe ebenfalls leise.

Ich rathe Ihnen nochmals zur schleunigsten Besitzergreifung; fuhr Kinski flüsternd fort, da drinnen wird lange verhandelt. Jacobs ist ein gewandter Unterhändler und der Graf v. Fröben ist kein unliebenswürdiger Mensch.

Das ist mir ganz egal; versetzte Rabe.

Es trat abermals eine Pause ein. Kinski saß nachdenklich auf dem Sopha. Rabe spielte mit seiner Schnupftabacksdose. Alwine beachtete die beiden Männer gar nicht.

Endlich trat Frau v. Esche ins Zimmer.

Herr v. Kinski, sagte sie, indem sie den Fußboden mit Eau de Cologne besprengte, in den nächsten Tagen

werde ich meine Salons wieder eröffnen, ich habe soeben den Miethscontract unterzeichnet.

Ah — das ist prächtig; sagte Rinski, jetzt sehe ich, daß Sie noch immer die Alte sind. Diese Zurückgezogenheit taugte wirklich nicht für Sie.

Wenn Sie aber krank sind, bemerkte Rabe, dann sehe ich gar nicht ein, warum Sie die Salondame spielen wollen.

Es kommt dabei auf Ihre Einsicht auch gar nicht an; sagte die Gnädige verächtlich lächelnd, und wandte sich jetzt weiter sprechend an Rinski. In diesen Tagen wird mir eine junge Anverwandte zugeführt werden, die ich in die große Welt introduciren soll. Ich muß dem lieben Mädchen schon das Opfer bringen, das mir in Rücksicht auf meine hinfällige Gesundheit wirklich äußerst schwer wird.

Ist die junge Dame schön? fragte Rinski.

Wie eine Göttin! versetzte die Gnädige.

Wie heißt sie?

Louise von Mundt.

Wie alt? —

Achtzehn Jahre.

Schwarz? Blond? —

Beides. Sie hat schwarze Augen und blondes Haar.

Ah — das ist ganz nach meinem Geschmack! —

Ich dachte, Herr Rabe, Sie würden mir etwas sel-

tener die Ehre schenken, wandte sich jetzt Frau v. Esche an diesen. Sie sehen ja, welch eine unliebenswürdige Braut meine Tochter ist. Als Frau wird sie sich hoffentlich besser benehmen.

Herr Rabe möchte deshalb auch so bald wie möglich Hochzeit machen; warf Kinski ein.

Ja, mir soll es recht sein; bestätigte Rabe.

So thuen Sie die nöthigen Schritte; sagte die Gnädige, was von meiner Seite geschehen kann, diese Angelegenheit zu beschleunigen, soll gewißlich geschehen. Ich gestehe es aufrichtig ein, daß ich meine Tochter je eher je lieber los sein möchte.

Alwine erhob sich und verließ das Zimmer.

Sie würde sich in Ihren Salons nur unheimlich fühlen; sagte Kinski.

Sie würde, wie immer, Bêtisen machen und mich zu Tode ärgern; sagte die Gnädige. Herr Rabe wird auch kein großes Verlangen haben, in meinen Salons zu glänzen.

Ich fürchte mich gar nicht; versetzte Rabe, was Andere sind, bin ich auch.

Sie bewegen sich zu ungenirt, wandte die Gnädige ein, und bedenken Sie, daß ich Fürsten und Prinzen bei mir sehen werde.

Was das anbetrifft, sagte Kinski, so habe ich ihn

in die Lehre genommen und werde ihm den rechten Schliff schon beibringen.

Es wird darauf ankommen, sagte Rabe, wie es mir gefallen wird.

In diesem Augenblick hörte man in der oberen Etage, über dem Zimmer, in welchem sich die kleine Gesellschaft befand, ein starkes Gepolter.

Mein Gott! rief die Gnädige, ist denn da oben eine Kaserne?

Mir kommt es vor, als höre ich wimmern, sagte Rabe aufhorchend.

Ja, wahrhaftig, rief Kinski, Rabe hat recht. Wer wohnt da oben?

Ich kenne die Person nicht; entgegnete die Gnädige, indem sie sich aufs Kanapee niederließ.

Wir müssen hinauf; sagte Rabe.

In diesem Moment stürzte Alwine athemlos und todesbleich ins Zimmer.

Zu Hilfe! zu Hilfe! rief sie, da oben wird ein Mord begangen!

Rabe eilte blitzschnell hinaus und stürzte die Treppe hinan.

Gleich darauf huschte dasselbe Weib, welches mit ihm und Kinski zugleich ins Haus getreten war, die Treppe wieder hinunter.

Zehntes Kapitel.

Der Ueberfall.

Emma war mit dem Einpacken ihrer wenigen Habseligkeiten beschäftigt, denn am andern Morgen sollte gezogen werden. Thomas war nach der neuen Wohnung gegangen, um einige zerbrechliche Gegenstände dahin zu bringen.

Vielleicht hatte er noch einige andere Geschäfte, welche seiner Nichte ein Geheimniß bleiben sollten.

Die Kinder schliefen schon; wenn Onkel Thomas nicht mit ihr spielte, war Annchen immer früh im Bette.

Emma weinte viel an diesem Abende. Die Schatten einer nicht fernen Vergangenheit gingen an ihrer grübelnden Seele vorüber. Wie hoffnungsreich war sie in diese Wohnung eingezogen, und in welchen traurigen Verhältnissen zog sie nun wieder aus! Sie dachte daran, welch' eine glückliche Braut sie vor wenigen Jahren war und wie beseligt sie sich in der Hingebung ihres liebenden Herzens gefühlt. Und als sie zum ersten Male als Frau an der Seite ihres Gatten ihre Wohnung verließ, welche Fülle von Glückseligkeit! — Wie hatte sich das geändert. —

Ein unnennbares Weh ergriff sie; als sie aber jetzt

an das Bett ihrer Kleinen trat und sie schlummern sah, so ruhig, so heilig friedlich, da kniete sie nieder und ein inbrünstiges Gebet senkte Trost und Hoffnung in ihr bekümmertes Mutterherz.

Emma fuhr nun in ihrer Beschäftigung fort; jetzt hatte sie ein Kästchen in der Hand, das sie von ihrem Gatten geschenkt erhalten. Sie drückte den unscheinbaren Gegenstand an ihre bebenden Lippen, sie heiligte ihn durch ihre Küsse und ihre Thränen. O, wie innig war die Liebe dieses armen, verlassenen Weibes!

Da wurde heftig geklingelt.

Emma erschrak. Thomas war es nicht, dieser pflegte nicht so ungestüm zu sein.

Sie ging hinaus und öffnete; ihres Onkels Schwiegertochter, die Schifferin aus der Burgstraße, stand vor ihr. Emma ahnte nichts Gutes, aber sie bemühte sich ruhig zu scheinen, ließ das Weib ins Zimmer treten und fragte mit ihrer sanften Stimme nach der Ursache eines so ungewohnten Besuches.

Die Schifferin sah Emma mit einem unheilverkündenden Blicke an, dann fragte sie mit ihrer rauhen Stimme, welche fast wie die Stimme eines Mannes klang:

Wo ist der Alte?

Onkel ist ausgegangen; entgegnete Emma, indem sie an das Bett ihrer Kleinen trat, als sagte ihr ein ahnendes Ge-

fühl, daß ſie ſolche gegen ein hereinbrechendes Unglück zu ſchützen habe.

Er iſt alſo wohl gänzlich bei Dir? fuhr das Weib zu fragen fort, indem ſie ihre Blicke prüfend im Zimmer herumſchweifen ließ.

Ja, ich habe Deinen Schwiegervater herzlich gern bei mir aufgenommen; verſetzte Emma, er iſt ein guter, biederer Mann.

Ihr zieht wohl aus? fragte Jene weiter, indem ſie Emma unheimlich lauernd anſah.

Ja, wir ziehen morgen aus; entgegnete Emma.

Wohin?

Nach der Stallſchreiberſtraße.

Eure Sachen ſind ſchon dort?

Ja, zum großen Theil, wie Du ſiehſt.

Der Alte wird mit Deinem Manne wohl dort ſein?

Mein Mann, entgegnete Emma, iſt nach Amerika gereiſt.

Ah, rief die Schifferin und ihr Geſicht zeigte eine hämiſche Schadenfreude, das Wechſelfieber hat ihn wohl fortgetrieben. Er hat es mit ſeinem Stolze ſehr weit gebracht, das muß man ſagen. Jetzt wird er in Amerika wohl Steine klopfen.

Der liebe Gott wird ihn davor bewahren! rief Emma, indem ihr eine Thräne über die Wange rieſelte.

Woher hat er denn das Geld zur Reiſe genommen?

Ich weiß es nicht; versetzte Emma zögernd, indem sie ihre Cousine forschend ansah.

Ach, Du weißt es nicht? — Du willst von solchen Dingen nichts wissen, die unter Deinen Augen geschehen sind! Es ist allerdings sehr bequem zu sagen: ich weiß nicht. Aber kennst Du mich, Emma? Ich frage Dich, ob Du mich kennst? —

Und das Weib trat dicht vor Emma hin, sah sie böse an und hielt ihr die geballte Faust drohend unter die Augen.

Was willst Du von mir? fragte Emma ganz bestürzt.

Was ich von Dir will? — Ich werde Dir das kurz und bündig sagen. Ich will von Dir ausführliche Antworten auf alle meine Fragen, auf alle, sag' ich Dir. Und merk' auf! Jedesmal, wenn Du mir antwortest: „Ich weiß nicht," schlage ich Dir eins Deiner Augen aus dem Kopfe, bis keins mehr übrig bleibt. Nun weißt Du Bescheid.

Ich werde Dir Deine Fragen nach bestem Wissen beantworten; versetzte Emma, indem sie einen Schritt zurücktrat, Du weißt, daß ich nicht lüge, aber über Dinge, die mir nicht bekannt sind, kann ich Dir keine Auskunft geben.

Ich will Dir schon dabei helfen; sagte das Weib zähnefletschend. Also Dein Mann und Du, Ihr habt

zusammen gegen mich complottirt. Ihr habt dem alten Mann ins Ohr geblasen, daß er mich bestehlen und Euch das Geld bringen soll. Dein Mann ist damit nach Amerika gelaufen, und Ihr werdet nachkommen. Das ist die Geschichte und ich will von Dir nun hören, ob es sich so verhält. Weiter Nichts!

Behüte uns der Himmel! rief Emma aus. Meinem Manne ist es niemals eingefallen, Deinen Vater aufzureden. Er hat mit ihm in einer Ewigkeit nicht gesprochen, bis an jenem Abende, als er ganz durchnäßt zu uns kam, um eine Zuflucht bei uns zu suchen. Wir haben nie gewußt und nie geglaubt, daß Ihr Geld habt; Du bist wirklich im Irrthum.

So? — Du weißt also weiter nichts? — Wovon lebt Ihr denn jetzt?

Ich nähe für Geld.

Du nähst für Geld? — Sieh mal, das ist ja hübsch ausgeredet! Du bestreitest also von Deinem Verdienste die Miethe, die Umzugskosten und die Lebensmittel? Ich frage Dich, schaffst Du das Alles von Deinem Verdienste? Ich frage Dich! Hüte Dein Auge!

Nein, nicht ganz; versetzte Emma.

Ah! Nicht ganz! Die Antwort hat Dir Gott eingegeben. Der Alte hat also beigesteuert?

Etwas allerdings.

Und er hat Deinem Manne kein Geld zur Reise

gegeben? Hüte Dein Auge! — Er hat Deinem Manne kein Geld zur Reise gegeben?

Onkel behauptet allerdings, daß er meinem Manne etwas gegeben hatte.

Ah, siehst Du! Wie schön das Alles herauskommt. Er hat ihm etwas gegeben — also wie viel?

Ich weiß nicht!

Ein lauter Schrei des Schmerzes und Entsetzens folgte auf diese Antwort. Der unglücklichen Emma strömte das Blut aus Nase und Mund. Ein furchtbarer Schlag hatte sie getroffen.

Das ist für Dein: ich weiß nicht! sagte das entsetzliche Weib, indem sie noch immer die geballte Faust drohend gegen Emma emporstreckte. Es soll kein Glied an Dir ganz bleiben, wenn Du mir noch einmal so antwortest. Also wie viel hat der Alte Deinem Manne zur Reise gegeben?

Und wenn Du mich morden willst, so kannst Du von mir keine andere Antwort erhalten, als ich Dir auf diese Frage bereits gegeben habe! rief Emma aus, indem sie mit einem Handtuche das Blut zu stillen suchte.

Gut; fuhr die Schifferin fort, wir wollen einmal über diese Frage hinweggehen. Du weißt doch, daß der Alte Geld hat? —

Onkel hat mir gesagt, daß er Geld habe, er hat

es mir gezeigt, aber ich habe ihm fest erklärt, daß ich nicht das Geringste von ihm annehmen würde.

Du haſt alſo das Geld geſehen? rief das Weib mit funkelnden Augen. Wie viel war's?

Onkel ſprach von achttauſend Thalern.

Achttauſend! — Das ſtimmt noch nicht. In Papieren?

Ja, in Papieren.

Und wo hat er dieſe Papiere aufbewahrt?

Das weiß ich nicht.

Höre, rief das Weib, indem ihre Züge etwas entſetzlich Unheimliches annahmen, ich bewahre Dir den Schlag, den Du für Deine jetzige Antwort empfangen ſollteſt, für das nächſte Mal auf. Sage nicht: Ich weiß nicht. Ich zerreiße Dich wie einen Lappen in tauſend Stücke. Ich zerreiße Deine Rangen dort im Bett wie Löſchpapier, wenn Du mir nicht gleich ſagſt, wo das Geld verſteckt iſt, das der Alte mir geſtohlen hat!

Ich ſchwöre Dir einen heiligen Eid, daß ich das nicht weiß; entgegnete Emma, an allen Gliedern zitternd.

Du weißt alſo noch immer Nichts? verſetzte die Megäre mit eiſiger Ruhe. Komm'! — Ich werde Deinem Gedächtniß aufhelfen. Du wirſt es wiſſen, ich gebe Dir mein Wort, Du wirſt es wiſſen! —

Mit diesen Worten packte das Weib die unglückliche Frau bei den Haaren, wickelte diese um ihre Hand und riß sie zu Boden. Sich windend und krümmend unter den eisernen Händen ihrer Cousine, rief Emma um Hilfe, aber bald verließen sie ihre schwachen Kräfte, sie schloß die Augen.

In diesem entsetzlichen Augenblicke war Altwine, wie von Gott gesendet, an der Thür der unglücklichen Emma erschienen, um von dieser, vor ihrem Auszuge, Abschied zu nehmen. Die Schifferin öffnete in der Meinung, daß der alte Thomas käme. Altwine hatte Emma's Gewimmer und Hilfsgeschrei vernommen, sie sah die Schifferin bluten; das Vorgefallene ahnend, stürzte sie schreiend hinunter zu den Männern.

Diese kamen jetzt herauf, Emma lag besinnungslos am Boden, aber ihre Kleinen schliefen noch immer so ruhig, so heilig friedlich und mit lächelnden Mienen!

Elftes Kapitel.

Ein verlobtes Paar.

Louise sah dem Besuche des Commissionärs am folgenden Tage mit der größten Ungeduld entgegen; fortwährend sah sie auf die Straße hinaus, aber wer sich nicht blicken ließ, war Jacobs.

Dem eifersüchtigen Alfred mußte es natürlich auffallen, daß Louise so oft ans Fenster trat; er war verblendet genug, um zu glauben, daß Louise ihr gestriges Benehmen bereute und eine Versöhnung mit ihm suchte; aber er wollte ihr diesmal eine Lehre geben, und sie durch seine Zurückhaltung bestrafen. Sobald sie ans Fenster trat, hielt er sich entfernt, warf aber aus seinem Hinterhalt verstohlene Blicke nach dem blonden Lockenkopf hinüber, der mit nichts weniger als mit ihm beschäftigt war. Louise dachte an Prinz Krokus, den sie im Geiste schon zu ihren Füßen liegen sah.

Alfred vermochte kaum zwei Tage sein zurückhaltendes Benehmen zu behaupten; als aber Louise auch am dritten Tage fortwährend am Fenster stand, um, wie er sich einbildete, nur einen Blick von ihm zu erhaschen, da konnte er sich nicht länger beherrschen und eilte am Abend zu ihr hinüber.

Louise würde sich jedenfalls über den Besuch des Commissionärs weit mehr gefreut haben, aber sie war ganz zufrieden, als Alfred kam; — es war doch wenigstens eine kleine Zerstreuung.

Alfred näherte sich Louisen, um sie zu umarmen; aber sie stieß ihn unwillig zurück.

Ach, gehen Sie doch; sagte sie, Sie zerknittern mir ja meinen Kragen. Müssen Sie denn immer gleich

küſſen, wenn Sie zu mir kommen? Sie ſind wahrlich wie ein Kind.

Alfred blieb wie erſtarrt ſtehen; er wußte nicht, was er zu dieſem Empfang ſagen ſollte.

Louiſe! rief er dann, und ſein dunkles Auge blickte zürnend auf das Mädchen, ich weiß nicht, wie ich mir Dein Benehmen deuten ſoll. Bedenke, daß wir miteinander verlobt ſind.

Das iſt nicht wahr; verſetzte Louiſe, wir ſtanden noch nicht in der Zeitung.

Wir haben uns gegenſeitig das Wort gegeben, wir haben Ringe mit einander gewechſelt, das iſt mehr, als eine Verlobungsanzeige.

Ach, wenn es weiter nichts iſt! Hier, mein ſchöner Herr, haben Sie Ihren Ring zurück und ich bin ſo frei, mein Wort zurück zu nehmen.

Sie zog den Ring vom Finger und legte ihn auf den Tiſch.

Louiſe! rief Alfred mit bebender Stimme, wenn es Dir Scherz macht, mich zu quälen, dann treibe dieſen grauſamen Scherz wenigſtens nicht bis aufs Aeußerſte.

Scherz? Ach, ich mache wahrhaftig keinen Scherz mit Ihnen. Ich meine es ganz aufrichtig. Ich habe nun bereits ein halbes Jahr lang Ihre Braut geſpielt und bin jetzt der Sache überdrüſſig. Wenn wir ſchon Hochzeit gemacht hätten, dann wäre ich Ihnen vielleicht

gut geblieben, aber da wir noch nicht verheirathet ſind, ſo kann ich auch zurücktreten. Sie ſind ein ganz hübſcher Mann, das ſtelle ich ja gar nicht in Abrede, aber Sie ſind langweilig. Wenn Sie ein Gläschen Eau de Cologne oder ein paar Handſchuhe von Jouvin bringen, dann ſoll man gleich in Extaſe gerathen, als brächten Sie für eine Million Diamanten. Das iſt doch Unſinn! Und dann — Sie können ja keine Frau ernähren.

Louiſe! rief Alfred mit leichenblaſſem Antlitze.

Nein, — ich behaupte das ſteif und feſt, — Sie können keine Frau ernähren, mich wenigſtens nicht. Glauben Sie, daß ich von Ihren Küſſen ſatt werden würde? Ich will auch ſeidene Kleider und einen Pelzmantel tragen, Chocolade trinken und Kuchen eſſen, wie andere Damen. Nein, von der Liebe allein werde ich nun einmal nicht befriedigt. Was ſehen Sie mich denn ſo an, Sie närriſcher Menſch? Man könnte ſich wahrlich vor Ihnen fürchten.

Alfred ſah in der That entſetzlich aus. In ſeinen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer, ſeine Lippen zuckten, ſeine Stirn zog ſich in finſtere Falten.

Louiſe, ſagte er mit leiſer, zitternder Stimme, iſt das, was Sie ſoeben ausgeſprochen haben, Ihre wirkliche, wahrhaftige Meinung?

Nun ja, ich ſagte es Ihnen doch.

Sie betrachten ſich nicht mehr als meine Braut, Sie lieben mich nicht?

Nun, ſo recht eigentlich nicht. —

Sie würden mich alſo mehr lieben, wenn ich Ihnen Brillanten und ſeidene Kleider brächte?

Das iſt wohl möglich, Sie würden dann wenigſtens nicht ſo langweilig ſein.

Nun gut, Louiſe, Sie ſollen ſeidene Kleider, Sie ſollen Brillanten haben!

Alfred ſprach dieſe Worte ſo dumpf und verzweiflungsvoll aus, daß ſelbſt dieſes leichtſinnige Mädchen betroffen und ſtutzig wurde.

Ach, das iſt mal wieder ein Unſinn von Ihnen; ſagte ſie, ich weiß ja, daß Sie das nicht können, daß Sie nicht genug Vermögen haben, um mir koſtbare Sachen zu kaufen. Ich verlange ja auch von Ihnen nichts. Sie brauchen ſich meinetwegen nicht in Schulden zu ſtürzen, aber Sie ſollen mich auch in Ruhe laſſen. Wir paſſen nun einmal nicht für einander, mein Herr; ſuchen Sie ſich alſo eine andere Braut, ich werde mir einen andern Bräutigam ſuchen, und damit ſei es abgethan.

Nachdem Louiſe dieſe Worte geſprochen hatte, trat ſie, ein Liedchen ſummend, ans Fenſter und ſah hinaus.

Ah — die Tante kömmt! rief ſie dann.

Ich gehe, Louiſe; ſagte Alfred, aber ich komme wieder.

Wie es Ihnen gefällt, Herr Alfred; aber ich bitte Sie, alle Ansprüche an mich, an mein Herz, an meine Liebe, an meine Hand gefälligst fahren zu lassen, — dann werden wir uns gewiß ganz gut vertragen.

O, wir werden uns sehr gut vertragen, entgegnete Alfred, indem er das Mädchen anstierte; dann nahm er den Ring vom Tisch, warf ihn auf die Erde und trat ihn mit dem Fuße entzwei.

Hierauf ging er.

Bald darauf trat die Tante ein.

Diese war eine Frau von über fünfzig Jahren, einfach, sanft und anspruchslos. Sie trug sich auch jetzt noch immer, wie eine Dame vom Lande, ohne Rücksicht auf großstädtische Mode. Man sah es ihr an, daß sie noch immer um den verlorenen Gatten trauerte.

Louise, was hast Du nur wieder angegeben? fragte sie, Alfred sah ja ganz verstört aus. Er stürzte so eben an mir vorüber, ohne mich zu bemerken, und als ich ihn rief, stand er mir kaum Rede. Gewiß hast Du ihn wieder gekränkt.

Ach, Alfred ist närrisch; versetzte Louise, er quält mich fortwährend mit seiner Eifersucht. Ich habe ihm also seinen Ring ganz einfach wiedergegeben und ihm anheimgestellt, sich eine andere Braut auszusuchen. Da nahm er ganz zornig den Ring und zertrat ihn. Siehst Du, da liegt er.

Louiſe! Louiſe! rief die Tante beſtürzt, indem ſie die Stücke des Ringes aufnahm, ſo weit haſt Du es alſo getrieben! Jedes andere Mädchen in Deinen Verhältniſſen wäre glücklich geweſen, ſolch' einen Mann gefunden zu haben, der ſein feſtes Auskommen hat, aus einer ſehr anſtändigen Familie ſtammt und Dich wahrhaft und aufrichtig liebt; Du verſcherzeſt auf das Leichtſinnigſte Dein Lebensglück.

Nun, ich bin wirklich nicht im Stande, in dieſer Verbindung ein ſo großes Glück für mich zu erkennen. Alfred iſt nicht häßlich, das iſt aber auch Alles. Mit ſeinem feſten Einkommen iſt es nicht weit her. Seine paar hundert Thaler wollen nichts bedeuten, und ſeine Liebe iſt mir im höchſten Grade läſtig, weil ſie zu ſentimental iſt.

Du wirſt es bereuen, Louiſe; ſagte die Tante ſchmerzlich bewegt, Du wirſt es einſt ſehr bereuen. Wenn Du es wieder gut machen kannſt, dann thue es ſo bald wie möglich. Ich will gern die Vermittlung übernehmen. Alfred hält viel auf mich. Ich will Dich bei ihm, wie ich es ſchon ſo oft gethan, zu entſchuldigen und eine Verſöhnung herbeizuführen ſuchen.

Ach, das iſt ja gar nicht nöthig, liebe Tante, der bleibt nicht fort! Du wirſt ſehen, daß Alfred wiederkommt. Vielleicht gar noch heute.

Der arme Menſch dauert mich, ſagte die Tante.

Alfred iſt viel zu gut für Dich; aber ich möchte Dir doch rathen, Louiſchen, nicht allzuſehr auf dieſe Güte zu pochen. Du treibſt es zu weit. Die innigſte Liebe muß bei einer ſolchen Handlungsweiſe erkalten, ich rechne nicht darauf, daß Alfred wiederkommen wird.

Nun, dann bleibt er fort; verſetzte Louiſe.

O, Du wirſt es dereinſt bereuen, rief die Tante aus: Du machſt mir vielen, recht vielen Kummer, Louiſe. Denke an Deine Mutter im Grabe!

Die letzte Mahnung der Tante ſchien einigen Eindruck auf die leichtſinnige Louiſe zu machen, ſie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und gab ſich, wie es ſchien, ſehr tiefſinnigen und ernſten Gedanken hin.

In dieſem Momen: wurde die Thür, welche zu einem der Nebenzimmer führte, ganz leiſe geöffnet; ein kleines, dürres Männchen, welches vielleicht ſechszig Jahre alt ſein mochte, wurde ſichtbar. Er hielt ein Licht und ein Zeitungsblatt in der Hand; der Ausdruck ſeines Geſichts verkündete Angſt und Beſorgniß.

Ach, Herr Steffen! rief Louiſe und eilte auf den alten Mann zu, was haben Sie denn?

Ich glaubte, es wären wieder Spitzbuben da: verſetzte das Männchen mit ſehr leiſer Stimme, indem er den Kopf zurückgewandt hielt.

Sie träumen aber auch immer von Spitzbuben; ſagte die Tante.

O, entgegnete das Männchen, es sind hier ungeheuer viele Spitzbuben; lesen Sie einmal das Blatt. Es sind wieder entsetzliche Dinge vorgekommen.

Aber wohin gucken Sie denn immer? fragte Louise.

Das Männchen flog zusammen, als entsetzte es sich vor dieser Frage.

Sehen Sie da nicht etwas Schwarzes an der Wand? fragte er.

Das ist ja Ihr Rock.

Nein, den meine ich nicht, neben dem Secretair.

Da steht Ihr Hut —

Ach nein, den meine ich auch nicht. Sehen Sie, da bewegt sich etwas —

Dort?

Ja. Sehen Sie? — Es hat ordentlich einen Arm.

Louise lachte jetzt so unbändig, daß ihre Tante ängstlich wurde.

Mein Gott, Louise, was fehlt Dir denn? fragte sie.

Louise lachte immer ausgelassener.

Sie lachen; brummte das Männchen, das noch immer ängstlich in seine Stube blickte, das ist nicht zum Lachen. Es würde besser sein, wenn Sie einen Schutzmann riefen.

Louise trat zu ihrer Tante hin und ergriff, immer noch lachend, fast krampfhaft deren Arm.

Tante, rief sie, sehen Sie doch, der Mann fürchtet sich vor seinem Schatten!

Louise konnte nur mit großer Anstrengung diese Worte hervorstoßen, dann bekam sie wieder Lachconvulsionen.

Man darf heute Niemanden trauen; sagte das Männchen, sich selbst nicht einmal, denn es sind zu viele Spitzbuben da. Als ich noch jung war, schloß ich niemals die Thür zu — niemals.

Da hatten Sie auch noch keine Papiere; sagte Louise.

Um Gottes willen schweigen Sie doch! Schweigen Sie doch! rief das Männchen entsetzt und blickte wieder stier auf den schwarzen Gegenstand, welcher in der That nichts als sein Schatten war. Ich muß Ihnen nur sagen, Madame Mundt, daß ich zum Ersten ausziehe, — daß ich wirklich ausziehe.

Das steht ganz in Ihrem Belieben; versetzte die Tante.

Ach, das thut mir herzlich leid; sagte Louise. — Sie haben mir immer so hübsche Liebeserklärungen gemacht und sind überhaupt ein so amüsanter Mensch.

Louise! rief die Tante mahnend.

Nun, es ist ja die Wahrheit, liebe Tante. Machen Sie doch die Thür zu, Herr Steffen, und kommen Sie zu uns herein, verkürzen Sie uns ein wenig die Zeit, denn es ist hier so langweilig.

Statt aller Antwort ging das Männchen in seine Stube zurück, untersuchte genau das Schloß der Thür

und ging dann wieder in das andere Zimmer hinein. Louise hatte den Blick nicht von ihm abgewendet.

Wenn Sie einmal bestohlen werden sollten, sagte sie lachend, dann würden Sie gewiß gegen Ihren eigenen Schatten Verdacht hegen. Ach, das müßte possirlich sein! Ich wünsche es wirklich, daß einmal bei Ihnen eingebrochen würde. Ich könnte mich dann todtlachen.

Steffen ließ das Zeitungsblatt vor Entsetzen aus der Hand fallen, und als er sich bückte, es aufzuheben, gerieth sein Haar an dem Lichte, das er noch immer in der Hand hielt, in Flammen. Die Tante schrie laut auf, Louise sprang lachend hinzu, erfaßte keck Steffens Kopf und hielt dann mit ungeheurem Jubel eine brennende Perrücke in der Hand, mit der sie in der Stube umhertanzte, bis ihre Finger in Gefahr geriethen; dann warf sie die kläglichen, armseligen Ueberreste der Perrücke, die noch vor kurzem Steffens schönste Zierde war, in den Ofen.

Die Tante schlug die Hände zusammen, das Männchen stand wie versteinert da.

Ah, jetzt gefallen Sie mir erst; rief Louise lachend, wenn Sie mir nun eine Liebeserklärung machen wollten, dann würde ich gewiß ungeheuer gerührt werden. Die Perrücke entstellt Sie nur. Sie haben jetzt eine viel

ſchönere, wahrhaft ſokratiſche Stirn. Ach, laſſen Sie ſich doch einmal recht genau anſehen!

Sie nahm das Licht dem Männchen aus der Hand und beleuchtete ſeinen Kopf.

Sehr winterlich ſieht es jetzt da oben aus; ſagte ſie dann laut auflachend, aber eine ſolche Tonſur iſt doch originel. Sie ſollten wirklich nie mehr eine Perrücke tragen, Herr Steffen.

Louiſe! Louiſe! rief die Tante, Du machſt mich ſehr böſe!

Das Männchen trat an den Ofen hin und ſah nach ſeiner Perrücke; aber ſie war total verbrannt.

Wir müſſen wohl das Fenſter ein wenig öffnen; ſagte Louiſe, die Perrücke ſcheint ſcheußlich pomadirt geweſen zu ſein.

Sie öffnete lachend das Fenſter; als ſie aber ſich wieder umwandte, erſchrak ſie faſt vor Steffens Anblick. Das Männchen hielt die geballte Fauſt drohend gegen ſie emporgeſtreckt und ſah ſie mit tödtlichem Haſſe an.

Sie ſehen wahrhaftig wie Ihr Geſpenſt aus! rief Louiſe.

Dieſes Geſpenſt ſtieß einen entſetzlichen Fluch aus und ſtürzte dann aus dem Zimmer hinaus.

Das haſt Du durch Deinen Muthwillen angerichtet; ſagte die Tante, das wird Dir der Mann niemals ver-

gessen, und ich fürchte, daß er sehr boshaft sein kann. Aber er hat wirklich recht.

Louise trat schmollend vor den Spiegel.

Du machst mir fortwährend den größten Kummer; fuhr die Tante fort. Wenn ich, was fast jede Nacht geschieht, zwischen zwei und drei Uhr erwache, dann läßt mich der Gedanke an Dich nicht wieder einschlafen. Während Du ruhig und sorglos schlummerst, denke ich mit Zittern an Deine Zukunft. Mich ergreifen dann so böse Ahnungen, daß ich weinen muß.

Tantchen! rief Louise, Du hältst mich wirklich für viel zu schlecht.

Nein, ich halte Dich nicht für schlecht; entgegnete die Tante, aber Du bist äußerst leichtsinnig und das ist eben so schlimm.

Aber mein Gott, worin besteht denn dieser vermeintliche Leichtsinn, liebes Tantchen? — Ich bin munter, scherze gern; ich will sogar zugeben, daß ich auch ein wenig muthwillig bin; aber ich füge doch Niemanden etwas Böses zu.

Darin besteht ja eben Dein Leichtsinn, daß Du nicht einsehen willst, daß Du Dir selbst am meisten Böses zufügst.

Nun, ich sollte meinen, das kann Niemanden weiter angehen.

Auch mich nicht? — Und dann Louise, weißt Du

noch gar nicht, in welche Lage Dich Dein Leichtsinn stürzen kann.

Das ist wohl wahr, sagte Louise nachdenklich.

Du fügst übrigens auch Anderen Böses zu, indem Du es Dir selbst zufügst. War das recht, daß Du des alten Mannes Perrücke verbranntest?

Konnte ich was dafür, wenn er sie selbst anzündete?

Du konntest sie retten.

Um Vergebung, Tantchen, ich gehöre nicht zur Feuerwehr, ich hatte nicht die Verpflichtung, mir des reichen Geizhalses wegen die Finger zu verbrennen.

Und ist die Kränkung, welche Du dem armen Alfred zugefügt hast, nicht ebenfalls ein Unrecht?

Nein, Tantchen, das muß ich Dir ganz und gar bestreiten. Jedermann hat das Recht, seine Empfindungen auszusprechen. Ich gehöre nicht zu denen, welche Talleyrand's Phrase — die allerdings sehr diplomatisch sein mag — folgen, daß man nämlich der Sprache sich zu bedienen habe, um seine Gedanken zu verbergen. Ich sage, wie mir ist.

Es ist aber die Pflicht eines Jeden, das zu prüfen, was er reden will. — Man kann auch mit der Wahrheit ein großes Unrecht begehen.

Ach, — das ist wirklich langweilig, Tantchen. Immer erst prüfen, was man sagen will. — Das mögen die Diplomaten thuen.

Man muß Niemand, und am wenigsten diejenigen, von denen man überzeugt sein kann, daß sie es mit uns gut meinen, absichtlich kränken.

Nun, was das anbetrifft, bin ich sehr beruhigt. Alfred wird auch schon manches Mädchen gekränkt haben, — ein bischen Nemesis kann ihm nichts schaden.

Das kannst Du nicht wissen, Louise; ich halte Alfred für einen sehr soliden Mann.

Das glaubst Du, weil er so ernst aussieht. Aber wir Mädchen lassen uns weniger täuschen, als die gesetzten Leute. Ich habe bei diesem soliden Alfred hier vom Fenster aus ein Mädchen gesehen, welches weinte.

Das konnte doch wahrlich die unschuldigste Bedeutung haben.

Nun, so unschuldig schien mir dieses tête-à-tête gar nicht zu sein.

Die Männer haben nun einmal größere Freiheiten als wir Frauen.

Das bestreite ich auf das Entschiedenste; ich würde mir von meinem Bräutigam oder von meinem Herrn Gemahl auch nicht das Geringste gefallen lassen.

Alfred ist ein ganz solider Mann, ein tüchtiger Arbeiter, beliebt bei seinem Vorgesetzten und wird hoffentlich Carrière machen. Du bist arm, Louise — die Männer sehen heute mehr als je auf Geld.

Ach, ich muß ihm wohl dafür sehr dankbar sein,

daß er mich trotz meiner Armuth heirathen will? Nein, so demüthig bin ich nun durchaus nicht; dafür werde ich mich bei keinem Manne, selbst wenn er ein König wäre, bedanken. Warum heirathen uns denn die Männer? Weil wir ihnen gefallen, aber wahrhaftig nicht aus Mitleid, oder um uns reich zu machen. Es liegt nun einmal nicht in meiner Art, wie das so viele Mädchen dulden, mich von einem Manne tyranniſiren zu laſſen, blos des bischen Eheſtandes wegen, der dazu noch ein Wehestand ſein ſoll. Ich will lieber ledig bleiben und die Männer auslachen bis an mein ſeliges Ende.

Du lachſt ſie aus, ſo lange Du jung biſt, Louiſe — wenn Du eine alte Jungfer biſt, wirſt Du von ihnen ausgelacht.

Ich glaube, das wird ganz von mir abhängen. Die alten Jungfern werden nur lächerlich, wenn ſie durchaus jung ſein wollen, ich werde aber, ſo lange ich lebe, mich ſtets um zehn Jahre älter machen.

Aber es liegt mir am Herzen, Dich verſorgt zu ſehen, Louiſe.

Mich verſorgt zu ſehen? — Ja, das Verſorgtſein iſt immer die Firma, unter welcher uns Mädchen die Haube aufgezwungen wird. Ich danke dafür. Die Ehe iſt die ſchlechteſte Verſorgungs-Anſtalt von der Welt, denn ſie iſt ein Sclaventhum für das Weib.

Da will ich, wenn ich alt werde, doch lieber in das Nikolaus-Bürger-Hospital gehen.

Das sind traurige Grundsätze, Louise.

Sie mögen Dir so erscheinen, aber mir ist es ganz gleich. Wenn es mir schlecht gehen sollte, dann weiß ich wenigstens, daß ich mich von den Männern nicht habe übertölpeln lassen.

Du hast die Memoiren der Lola Montez zu eifrig studirt, Louise.

Ja, das habe ich und zwar mit dem größten Interesse.

Es wurde jetzt gepocht.

Louise öffnete und war freudig überrascht, den sehnlichst erwarteten Commissionär vor sich zu sehen.

Er reichte dem Mädchen sehr väterlich-zärtlich die Hand und flüsterte ihrer Tante zu:

Ihr Nichtchen ist eine wahre Victoria regia.

Was bringen Sie uns, Herr Jacobs? fragte die Tante.

Verschiedenes; versetzte der Commissionär, indem er sich gemächlich dem Mädchen gegenüber niederließ. Lassen Sie mich nur erst ein wenig an Louischens warmem Sonnenblick aufthauen.

Sie sind heute sehr complaisant, Herr Jacobs; sagte die Tante.

Das ist Herr Jacobs immer; bemerkte Louise.

Haben Sie heute das Intelligenzblatt gelesen? fragte der Commissionär die Tante.

Nein; versetzte diese.

Es wird wieder eine Wittwe gesucht, fuhr Jacobs fort, eine gebildete Wittwe, — auf Vermögen wird nicht gesehen — wenn auch als erwünschte Zugabe betrachtet — Bildung und Herzensgüte aber auf das Unbedingteste beansprucht. — Ich komme, um bei Ihnen anzufragen, ob Sie Lust haben?

Herr Jacobs, sagte die Tante unwillig, bleiben Sie mir mit solchen Sachen fern, Sie wissen wie ich darüber denke.

Ihr Alter ist dem jungen Manne gerade recht; versetzte Jacobs mit der unerschütterlichsten Ruhe, denn er will nur eine negative Ehe eingehen.

Ach, die Geschichte ist höchst interessant, — rief Louise, ein junger Mann will Tantchen heirathen?

Tantchen? — Das weiß ich noch nicht; versetzte Jacobs, ohne sich im Geringsten von den unwilligen Worten beirren zu lassen, welche die Tante jetzt hören ließ, aber ich habe mit dem Menschen gesprochen, und es kommt nur auf Ihre Tante an, ob sie ihm ein Rendez vous gestatten will.

Herr Jacobs, sagte die Tante sich erhebend, Sie zwingen mich, das Zimmer zu verlassen, wenn Sie es nicht vorziehen, selbst zu gehen.

Ich gehe sogleich, sagte Jacobs mit unerschütterlichem Gleichmuth, ohne sich vom Stuhle zu rühren; wenn aus der Sache also nichts werden kann, — es ist ja eine reine Gutmüthigkeit von mir, daß ich Ihnen den Vorschlag gemacht habe, — dann wollen wir von etwas anderem reden. Ich habe in diesem Augenblicke sechs Wittwen an den Mann zu bringen, alle mit — und dennoch wird es schwer, für sie Männer aufzutreiben.

Alle mit? fragte Louise, welche dieses Gespräch ungemein interessirte.

Mit Vermögen! supplirte der Commissionär.

Und Sie finden keine Männer? das ist stark, sagte Louise.

Es hat allerdings seinen Grund; fuhr Jacobs fort, indem er ein sehr geheimnißvolles Gesicht machte.

Nun, worin besteht denn dieser Grund?

Arme Männer, die wollen, giebt es genug, aber solche wollen sie nicht. Apropos, wie stehts denn mit unserm Freund drinnen? — Ist Herr Steffen schon Bräutigam?

Nein, versetzte Louise, der ist just der Rechte, Bräutigam zu werden, er vertraut sich ja seinem eigenen Schatten nicht an.

Ich wüßte eine sehr gute Partie für ihn, ein gewisses Fräulein Wangenroth.

Gehen Sie doch zu ihm hinein und machen Sie

ihm den Vorschlag; sagte Louise, er ist jetzt gerade zu Hause.

Jacobs erhob sich.

Wenn Sie den Herrn Steffen besuchen wollen; sagte die Tante, dann bitte ich, daß Sie vom Flur aus zu ihm hineingehen.

Mit Vergnügen; versetzte Jacobs, indem er sich vor der Tante sehr ceremoniös verbeugte. Louise folgte ihm bis zur Thür, und diesen Augenblick benutzte der Commissionär, ihr einen Zettel in die Hand zu drücken.

Ein unausstehlicher Mensch! sagte die Tante.

Ich finde ihn im höchsten Grade unterhaltend; versetzte Louise, indem sie das Ohr horchend an die Thür des Zimmers legte, welches Steffen bewohnte.

Ach, ich wünschte wohl dabei zu sein! rief sie dann lachend aus, fast habe ich Lust die Thür zu öffnen.

Louise, es wird immer toller mit Dir! sagte die Tante.

Laß mich doch, Tantchen: ich denke, es wäre ein ganz unschuldiges Vergnügen, mich leise hineinzuschleichen und Herrn Steffen zu beobachten, wie er einen Heirathsantrag aufnimmt. Ah — jetzt klopft Jacobs, ich hoffe, die Scene durchs Schlüsselloch ansehen zu können.

Dies sagend las Louise verstohlen den Zettel, der die kurzen Worte enthielt:

„Ich erwarte Sie morgen in der Mittagsstunde zwischen elf und zwölf Uhr im Kastanien-Wäldchen."

Das klingt sehr romantisch; sagte Louise halblaut, indem sie den Zettel versteckte und dann das Auge wieder auf das Schlüsselloch heftete.

So stand sie ein Weilchen lauschend vor der Thür. Plötzlich rief sie aus:

Nein, es ist zu possirlich; Tantchen komm' doch hierher, Du solltest einmal sehen, wie Herr Steffen aussieht — haarsträubend sag' ich Dir. Ach, jetzt springt er auf.

Man hörte drinnen ein Stimme ziemlich ängstlich rufen:

Wer da?

Herr Steffen kommt wieder zu uns herein; rief Louise und trat rasch zu ihrer Tante hin.

Steffen kam in der That jetzt mit dem Lichte in der Hand in die Stube.

Er sah sehr bestürzt aus.

Es klopft da Jemand, sagte er, indem er immerfort ängstlich seinen Schatten beobachtete, aber ich kenne die Stimme nicht, er nennt sich Rittergutsbesitzer Jamps; — aber diese Spitzbuben nehmen allerlei Verkleidungen an.

Fürchten Sie sich nur nicht vor dem Manne; versetzte Louise, wir kennen ihn, er war so eben bei uns.

Was will er denn von mir? — Er kann ja am Tage kommen.

Er hat Ihnen etwas sehr Nothwendiges mitzutheilen; entgegnete Louise. — Ich werde ihm die Thür öffnen.

Nein, nein, rief das Männchen, lassen Sie ihn nachher eintreten!

Aber Louise war schon in die andere Stube geeilt, hatte die Thüre geöffnet und den Commissionär herein gelassen.

Steffen blieb an der Schwelle der Thüre stehen und verfolgte mit argwöhnischen Blicken jede Bewegung des ihm völlig Unbekannten.

Jacobs betrachtete das Männchen mit einem höchst unverschämten Blick von oben bis unten und sagte dann:

Sie sind wie gemacht für meine Wangenroth, Freundchen!

Louise lachte laut auf.

Was will der Mann? fragte Steffen, indem er auf die Hände des Commissionärs hinstierte, als befürchtete er, sie könnten plötzlich irgend eine gefährliche Waffe zum Vorschein bringen.

Er will Ihnen eine Frau verschaffen; sagte Louise.

Jacob war eben im Begriff, Steffen beim Rockknopfe zu fassen, als dieser am ganzen Leibe zitternd zu schreien begann:

Lassen Sie mich in Ruhe! Ich bin ein armer Mensch!

Sie hat hunderttausend Thaler; fuhr Jacobs fort und streckte bei diesen Worten den Kopf so weit vor, daß man kaum mit einem Haar zwischen seiner und Steffens Nase durchfahren konnte.

Es ist nicht wahr! rief dieser entsetzt, es ist eine große Lüge! Ich bin ein armer Mann, ein ganz armer Mann! Ich kann nichts als trockenes Brod und Wasser genießen

Dabei kann man auch ganz gut existiren: entgegnete Jacobs, es hat auch gar nichts auf sich — es ist ja genug, wenn die Frau Geld hat — es hängt von Ihnen ab. Wann soll ich Sie zu der Dame hinführen, oder wünschen sie ein Rendez-vous bei Kroll oder Fuchs oder sonst irgendwo?

Madame Mundt, rief Steffen, Sie können es mir bezeugen, daß ich durchaus keine Actien besitze, daß ich durchaus kein baares Geld habe, nicht einmal ein Stückchen Silberzeug

Bei diesen Worten warf das Männchen einen verstohlenen angstvollen Blick auf seinen Secretär. Er

schien zu befürchten, daß die Schätze, die dieser enthielt, sich verrathen und ihn zum Lügner machen konnten.

Aber Männchen, sagte Jacobs, ich will ja von Ihnen kein Geld; das hat ja Zeit, bis die Sache in Richtigkeit ist. Ich will Ihnen eine reiche Frau verschaffen, die zu Ihnen paßt, wie ein Ei zum andern, vielleicht viermal so reich, dreimal so groß und zehnmal so hübsch wie Sie. Greifen Sie zu, Freundchen, so etwas kommt nicht alle Tage vor.

Die Tante wollte sich eben ins Mittel legen und den Commissionär ersuchen, ihren Einlogirer nicht länger zu incommodiren, als Alfred bleich wie der Tod, aber ruhig ins Zimmer trat.

Ich empfehle mich Ihnen bestens! rief der Commissionär, als er Alfred sah; es freut mich, meine Damen, Sie wohl angetroffen zu haben.

Unverschämter Mensch! rief Alfred, während Jacobs lächelnd das Zimmer verließ.

Das Männchen athmete jetzt auf, und mit komischem Zorn rief er der Tante zu:

Ich bleibe keine Stunde länger, als bis morgen bei Ihnen! Sie lassen jeden Spitzbuben in mein Zimmer! Ich bin meines Lebens nicht mehr sicher bei Ihnen! — Sie bringen die Spitzbuben mit Gewalt darauf, daß sie bei mir einbrechen sollen.

Was Sie da reden, lieber Herr Steffen! sagte die Tante.

Sie erzählen aller Welt, daß ich Geld habe; — aber es ist nicht wahr! es ist nicht wahr! es ist nicht wahr!

Wüthend verließ er das Zimmer. Hätte Louise jetzt am Schlüsselloch gelauscht, würde sie gesehen haben, wie das Männchen in allen Winkeln seiner Stube Nachforschung hielt, dann die Thür durch einen Tisch, auf den er einen Stuhl stellte, verbarrikadirte und sich endlich völlig angekleidet aufs Bett legte und sich mit seinem Schatten unterhielt. —

Aber Louise lauschte nicht, Alfred hatte ihre Hand ergriffen und sie an den Tisch geführt, wo ihre Tante saß, und ihr ein Kästchen in die Hand gegeben.

Das ist für Dich, Louise; sagte er.

Louise öffnete neugierig das Kästchen, ein hübscher, kostbarer Schmuck, Ohrgehänge und Brosche, glänzten ihr entgegen.

Ach — das ist hübsch! rief Louise, und zeigte dann den Schmuck ihrer Tante.

Herr Jaque, sagte die Tante, das ist unrecht von Ihnen, Sie gehen über Ihre Kräfte, Sie derangiren sich durch solche Geschenke; ich hoffe, daß Louise sich dergleichen verbitten wird.

Ja, sagte Louise, er ist ein toller Mensch, er will

durchaus den Krösus spielen und hinterher nimmt mir der Executor diese hübschen Sachen weg.

Seien Sie unbesorgt, entgegnete Alfred zur Tante gewandt, ich besitze mehr Vermögen als Sie glauben; ich hatte allerdings eine Zeit lang den schönen Traum, daß Louise mich meiner selbst wegen lieben würde. Ich bin entsetzlich enttäuscht. Aber wenn meine Armuth das einzige Hinderniß Ihrer Liebe war, dann will ich es hinwegräumen.

Die Tante blickte Alfred mit einem Gemisch von Mitleid und Besorgniß an.

Louise, sagte sie in einem Tone, in welchem Schmerz und Vorwurf lag, glaubst Du, daß solche Dinge Dich glücklich machen können?

Das will ich nicht behaupten; versetzte Louise, aber sie werden ein großes Stück zu meinem Glücke beitragen.

Nehmen Sie den Schmuck zurück, lieber Alfred; sagte die Tante.

In Gottes Namen; sagte Louise, indem sie das Kästchen gleichgültig auf den Tisch setzte, ich mag es nicht.

O, ich kann Dir noch hübschere Sachen bringen; entgegnete Alfred, dem man es anhörte, daß er seine Aufregung gewaltsam niederkämpfte.

Sie sind ein Narr, Alfred; versetzte Louise, wenn

Sie mich auch mit Juwelen behängen, deshalb werde ich Sie nicht um einen Gran mehr lieben.

Nicht? fragte Alfred, das Mädchen seltsam anblickend.

Nein, nicht um einen Gran mehr!

Das heißt also, ich werde Ihnen immer gleichgültig bleiben — Sie haben mich niemals geliebt und werden mich nimmer lieben?

Die Tante blickte mit ängstlicher Spannung bald auf ihre Nichte, bald auf Alfred.

Wenn Sie es denn durchaus genau wissen wollen, versetzte Louise, ganz aufrichtig: nein!

Louise! Louise! rief die Tante, indem sie sich entrüstet erhob.

Nun, nein; fuhr Louise fort. Alfred ist viel zu ernst, oder vielmehr zu misanthropisch für mich. Er will wie ein Romeo geliebt sein. Ich glaube, es würde ihm die größte Freude machen, wenn ich mich seinetwegen vergiftete. Aber es liegt nun einmal nicht in meinem Temperament, eine Julie zu sein. Lieben und immer lieben und nichts als lieben, dabei möchte man ja vor Langeweile sterben.

O, haben Sie Mitleid mit ihr, sagte die Tante, indem sie Alfred's Hand ergriff und sanft drückte, sie ist ein Kind, sie weiß nicht was sie spricht, im Grunde ihres Herzens reden andere Stimmen.

Ich wollte, ich könnte Dich ein wenig hassen, Louise;

sagte Alfred dumpf, vielleicht würde ich Dir dann minder langweilig sein. Aber ich verspreche Dir hiermit feierlichst, daß ich es redlich versuchen will.

Sehen Sie, nun fangen Sie schon an, mir besser zu gefallen; rief Louise lachend. Ach, das wäre wirklich ein hübscher Witz, ein ganz origineller Spaß! Hassen Sie mich aus Liebe — vielleicht liebe ich Sie dann aus Haß. Ja, wahrhaftig, so wollen wir es machen.

Hier ist der Anfang; sagte Alfred und sah das Mädchen mit seinem dunklen Auge durchdringend an.

Dann nahm er das Kätzchen, schleuderte es Louisen vor die Füße und ging.

Herr Jaque! Herr Jaque! rief die Tante.

Alfred war schon fort.

Zwölftes Kapitel.

Im Kastanienwäldchen.

Am andern Tage war Louise zur festgesetzten Stunde im Kastanienwäldchen.

Der Commissionär war schon anwesend, als sie kam.

Es war ein lautes, bewegtes Treiben auf diesem Platze und in dessen unmittelbarer Nähe. Die Musik der Wachparade rauschte zu ihnen herüber; Louise sah sehr sorglos und heiter aus.

Wir wollen über unsere Angelegenheiten sprechen, sagte sie, wenn die Parade zu Ende ist.

Sie wollen Ihre Phantasie mit den hübschen Offizieren spielen lassen, entgegnete Jacobs; eine holde Gaukelei, mein Kind. Kommen Sie, vielleicht sehen wir unsern Prinzen Krokus.

Das wäre prächtig! rief Louise aus.

Sie mischten sich nun unter das Gewühl der Zuschauer, welche der Musik lauschten und die glänzenden Uniformen der im Mittelpunkt des Carrés sich befindenden Offiziere bewunderten. Louise drängte sich bis in die erste Reihe vor.

Sehen Sie sich die Herren Offiziere einmal an, sagte der Commissionär, wer Ihnen am besten gefallen wird, ist unser Prinz Krokus.

Der junge Garde-Offizier dort!

Der mit dem Blauen spricht? —

Nein, der sich mit dem Uhlanen unterhält

Gefällt er Ihnen wirklich am besten? fragte Jacobs diplomatisch lächelnd.

Ja, er gefällt mir sehr.

Es ist der Prinz Krokus! sagte Jacobs, indem er sich das Kinn strich.

Sie lügen ja! entgegnete Louise, mit dem Finger drohend

Ich werde Sie fordern, versetzte Jacobs mit einem sehr ernsten Gesichte, ich lüge niemals.

Sehen Sie dort, flüsterte Louise, der junge schlanke Offizier gefällt mir doch noch besser.

Mit dem badischen Orden —?

Der jetzt mit dem General Wrangel spricht; es muß ein sehr vornehmer Offizier sein.

Nun, den meine auch ich.

Er hat einen wunderhübschen Wuchs, eine herrliche Haltung und scheint noch sehr jung zu sein.

Kaum über zwanzig.

Aelter nicht; sagte Louise.

Gefällt er Ihnen wirklich so gut? fragte Jacobs.

Ich könnte mich sofort in ihn verlieben.

Vielleicht auf zehn Minuten —

Nein, ernstlich, ganz ernstlich, sag' ich Ihnen.

Nun, es ist der Prinz Krokus!

Gehen Sie mir mit Ihrem Prinzen Krokus! sagte Louise. Nun überzeugen Sie mich ja selbst, daß Sie lügen.

Ich lüge niemals! entgegnete Jacobs wieder mit einem so ernsten Gesichte, als glaubte er selbst unverbrüchlich an diese Betheuerung.

Sie sind der größte Windbeutel, den ich kenne; entgegnete Louise lachend.

Das glaube ich Ihnen nicht, versetzte der Commis-

sionär. Aber sehen Sie sich recht um, vielleicht gefällt Ihnen ein Anderer doch noch besser.

Wenn Sie mir nun nicht in allem Ernste sagen, ob Ihr Prinz hier ist, und wo er ist, sagte Louise, dann sind wir für immer geschieden.

Gefällt Ihnen nicht der Kürassier dort sehr gut? Ich meine den Hellblonden mit dem kleinen Stutzbärtchen.

Nein, der gefällt mir gar nicht.

Mir auch nicht. Wie ist es mit dem Gardeoffizier, der jetzt mit —

Ach! ach! rief jetzt Louise plötzlich so laut, daß die Leute sie ansahen.

Was ist Ihnen denn? fragte Jacobs.

Louise verzog einen Augenblick schmerzhaft das Gesicht, begann aber gleich darauf wieder zu lächeln.

Alle Welt sieht Sie an; sagte der Commissionär.

Nicht auch der Offizier mit dem badischen Sterne? fragte Louise, indem sie den Blick senkte.

O, sehr bedeutend —

Ganz gewiß?

Sie scheinen ihn sehr zu interessiren.

Sieht er noch immer hierher?

So blicken Sie doch auf, kleine Närrin!

O, ich fürchte mich auch nicht vor ihm.

Louise schlug das Auge dreist auf, ihr Blick begegnete dem des Offiziers. Sie erröthete.

Der Schuß hat gut getroffen; sagte Jacobs halblaut, indem er zufrieden lächelte.

Ich frage Sie nun zum letzten Male, ist es Ihr Prinz Krokus oder nicht? fragte Louise.

Auf Ehrenwort; versetzte Jacobs mit einem so ernsten Gesichte, als habe er etwas ungemein Majestätisches gesagt.

Louise wandte sich hierauf an einen Schutzmann, der neben ihr stand.

Können Sie mir wohl sagen, fragte sie, wer der junge Garde-Offizier mit dem badischen Orden ist? —

Der Prinz von M***; flüsterte der Schutzmann.

Das letzte Wort hatte er so leise ausgesprochen, daß Louise es kaum verstand.

Die Parade war zu Ende.

Jetzt werden wir von unserer Sache sprechen; sagte Jacobs, kommen Sie, wir wollen eine Promenade nach dem Brandenburger Thore machen.

Sie gingen. Louise bemerkte wohl, daß ihr der junge Offizier in Begleitung eines andern folgte.

Sie kamen, wurden gesehen und siegten; sagte Jacobs, die Sache ist vortrefflich eingeleitet. Sie haben dem Prinzen schon den Kopf verdreht. Nun hören Sie. Vor Allem sagen Sie mir, ob Sie noch entschlossen sind, Ihre Tante zu verlassen?

Fest entschlossen; versetzte Louise.

Ich bitte aber zu bedenken, daß Ihr Alfred, — der beiläufig gesagt ein großer Narr ist, — mir den Hals umzudrehen gedroht hat, wenn er mich jemals wieder in Ihrer Gesellschaft sehen würde.

Wir haben mit einander nichts mehr zu schaffen; entgegnete Louise, ich habe mich ganz deutlich und ohne Rückhalt erklärt; Sie brauchen um Ihren Hals nicht besorgt zu sein.

Das bin ich durchaus nicht; entgegnete Jacobs, ich wollte Ihnen nur bemerklich machen, daß ich etwas für Sie wage und, daß ich auf Ihre Dankbarkeit rechne.

Rechnen Sie immerhin darauf; versetzte Louise, Sie sollen nach Verdienst belohnt werden.

Ich hoffe, daß Sie Wort halten werden.

Geht er noch hinter uns? fragte Louise.

Noch immer Wir wollen jetzt umkehren und ihm so entgegen kommen.

Am Ende spricht er mich gar an.

Das wird er nicht.

Er wird's; versetzte Louise mit einem sehr entschiedenen Tone, adieu, Herr Jacobs!

Halt! Wohin wollen Sie? fragte der Commissionär, indem er Louisens Hand erfaßte.

Einen Spaziergang im Thiergarten machen; versetzte Louise lachend.

Allein?

Fürchten Sie für mich?

Die beiden Offiziere waren ihnen jetzt ganz nahe gekommen, sie traten vor und sahen sich dann um.

Der Prinz sah das junge Mädchen lange an.

Der Commissionär legte Louisens Arm in den seinen.

Was machen Sie da? fragte sie.

Ich bitte nicht zu opponiren; entgegnete Jacobs. Sie sind in dergleichen Dingen noch unerfahren. Wenn Sie mir ungehorsam sind, verderben Sie das ganze Spiel. Also keine Uebereilung. Lassen Sie uns umkehren.

Ich will nicht; gehen Sie in Gottes Namen Ihrer Wege, ich setze meine Promenade fort.

Wenn Sie mich jetzt verlassen und hier im Thiergarten ganz allein spazieren gehen, dann ist es leicht einzusehen, daß die Sache berechnet ist, daß Sie dem Prinzen die Bekanntschaft mit Ihnen erleichtern wollen, — daß Sie mit einem Wort ein ganz gewöhnliches Mädchen sind. — Sie würden sich durch ein solches Benehmen den größten Schaden zufügen. Kehren Sie aber mit mir um, dann werden Sie um so eifriger verfolgt werden. Verlassen Sie sich auf mich. Der Prinz ist Ihnen gewiß, schließen Sie das Netz zu, statt es zu öffnen.

Nun, dann kommen Sie! sagte Louise und wandte sich um.

Nur nicht rückwärts blicken! ermahnte Jacobs, indem er selbst ein wenig den Kopf umwandte und an Louisens Seite fortschritt.

Aber ich muß wissen, ob sie wieder hinter uns sind.

Ob sie sind! Ich mache niemals Trugschlüsse.

Sie werden uns bis an meine Wohnung folgen.

Das werden sie nicht.

Sie hatten das Brandenburger Thor erreicht. Jacobs trat plötzlich an eine Droschke heran und öffnete den Schlag.

Steigen Sie ein; sagte er.

Louise stieg ein und sah sich nach den beiden jungen Offizieren um. Der Prinz grüßte sehr ehrerbietig. Sie senkte den Blick.

So; sagte Jacobs, die Sache ist im bestem Zuge.

Er nannte dem Kutscher leise die Adresse, wohin er gefahren sein wollte; es war seine eigene Wohnung.

Im selben Augenblick stieg auch der Prinz mit seinem Begleiter in eine Droschke, welche sich genau hinter der Droschke hielt, in welcher Louise und der Commissionär saßen.

Die Geschichte wird höchst interessant; sagte Louise — aber wohin fahren wir denn?

Nicht nach Ihrer Wohnung.

Aber warum denn nicht?

Sie sehen doch wohl ein, daß Ihre Tante nicht die

Frau ist, welche dem Prinzen bereitwillig ihre Thür öffnen würde.

Wohin wollen Sie mich denn bringen?

In meine Wohnung.

In Ihre Wohnung? — Ich danke ergebenst.

Nun, was ist da? Sie halten sich ein Viertelstündchen bei mir auf und gehen dann, wohin Sie wollen; der Prinz hat seinen Willen, er weiß, wo Sie abgestiegen sind und wird sich nach Ihnen im Hause erkundigen; das Uebrige überlassen Sie mir.

Louise legte sich in den Wagen zurück und begann zu träumen.

Es wäre doch recht hübsch, murmelte sie, eine Equipage zu haben, es ist wirklich nicht so übel, eine Prinzessin zu sein. Ich muß gestehen, daß ich einen ungeheuren Hang habe, so recht [illegible] zu leben, — und wenn ich einmal angefangen habe —

Louise richtete sich plötzlich auf und blickte hinter sich; dann sah sie den Commissionär mit flammenden Blicken an und sagte:

Herr Jacobs, er ist reizend!

Finden Sie ihn hübscher, als Ihren Alfred?

O, schweigen Sie mir von diesem Isegrimm. Lieber möchte ich augenblicklich eine Nonne werden, als mich an einen solchen Mucker mein Leben lang fesseln.

Er scheint Sie aber doch zu lieben.

Das ist nicht meine Schuld.

Halt! rief jetzt Jacobs.

Sie waren am Ziele.

Louise und Jacobs stiegen aus, der Prinz mit seinem Begleiter ebenfalls.

Jetzt rasch eine Treppe hinauf; sagte der Commissionär.

Als Louise oben war, trat sie sofort ans Fenster, der Prinz sah hinauf, Jocobs zog sie vom Fenster fort.

Gleich darauf entfernten sich die beiden jungen Offiziere.

Nun, meine kleine Prinzessin Krokus, sagte jetzt der Commissionär, nehmen Sie auf dem Sopha Platz, wir wollen unsern Plan fertig machen. Sie müssen nicht vergessen, daß Sie von guter Herkunft sind, verstehen Sie mich, mein Kind? — Man muß es dem Prinzen nicht so leicht machen. Man wird Sie erst von Ihrer Tante förmlich entführen müssen, man muß Sie eine Zeit lang ganz verborgen halten, bis Sie dann mit einem Male im Hause einer vornehmen Bekannten auftauchen.

Das ist sehr langweilig; versetzte Louise.

Liebes Kind, wenn Sie diese Langweiligkeit nicht

hinnehmen wollen, dann wird diese ganze Geschichte kurzweiliger werden, als Sie wünschen mögen.

Nur weiter; sagte Louise mit einem sehr verdrießlichen Gesichte.

Jacobs setzte ihr nun seinen Plan auseinander, Louise fand ihn zu umständlich.

Nur sehr ungern schien sie sich zu fügen.

Am andern Morgen erhielt sie von dem Commissionär einen Brief folgenden Inhaltes:

„Sie können durch Ihre Ungeduld leicht fast Alles verderben. Wenn Ihnen der Prinz wirklich so sehr gefällt und Ihnen darum zu thun ist, mit ihm ein Verhältniß anzuknüpfen, das Sie glücklich machen würde, dann überlassen Sie mir getrost diese Angelegenheit. Nochmals; durch unzeitiges Eingreifen Ihrerseits erreichen Sie das erwünschte Ziel nie und nimmer. Halten Sie sich einige Wochen gänzlich zu Hause, besuchen Sie niemals die Wachparade. Ich werde indessen alles auf das Ersprießlichste für Sie in Ordnung bringen; zu Ihnen zu kommen, werde ich aber vorläufig vermeiden, da ein paar eifersüchtige Augen, die einem gewissen Alfred angehören, alle unsere Schritte beobachten. Also hübsch Geduld! Geduld! Geduld!

Hol' der Kuckuk die Geduld; schmollte Louise, als sie den Brief gelesen hatte. Womit soll ich denn nun die Zeit ausfüllen? — Ich werde vor Langeweile sterben. — Soll ich denn hier am Fenster dem Monsieur Alfred Gesichter schneiden, oder Steffens Schattenspiele beobachten und mir mit seiner neuen Perrücke wieder einen Spaß machen?

Louise sah in diesem Momente wirklich sehr verstimmt aus, in ihrem Unmuthe machte sie die abenteuerlichsten Pläne. Sie wollte mit Herrn Steffen ein wirkliches Liebesverhältniß anknüpfen; Sie wollte alle jungen Leute welche ihr den Hof gemacht, und deren waren nicht wenige, nach der Reihe zu sich einladen, und Gott weiß, was sie sonst noch wollte. Sie pochte bei Herrn Steffen an, nachdem sie durchs Schlüsselloch beobachtet hatte, daß er an seinem Secretär saß. Was er eigentlich that, konnte sie nicht erkennen. Er schien ihr Geld zu zählen, aber sie hörte nichts klingen — es mußte Papiergeld sein.

Das Männchen erschrak, als wäre er bei einem Verbrechen überrascht worden. Louise pochte auch so plötzlich und so ungestüm. Er sah ganz bleich aus, als er sich nach der Thür umwandte.

So öffnen Sie doch! rief Louise.

Was wollen Sie von mir? fragte Steffen.

Ach, ich sehne mich so sehr nach Ihnen; versetzte

Louiſe. Sie ſperren ſich ja gänzlich ein. Ich brenne vor Ungeduld, Sie zu ſehen. Oeffnen Sie.

Gleich! Gleich! rief das Männchen und raffte verſchiedene Dinge zuſammen, die vor ihm lagen.

Jetzt klang es wie Geld.

Nun, wird es bald, Sie ſaumſeliger Mann! rief Louiſe wieder.

Gleich! Gleich! rief Steffen mit zorniger Stimme zurück.

Ich ſchlage die Thür ein!

Ich komme ja ſchon.

Das Männchen ſchloß den Secretär zu, ſteckte den Schlüſſel in ſeine Taſche und ſchob den Riegel von der Thür zurück, jedoch nicht, ohne zuvor noch einen prüfenden Blick auf ſeinen Secretär zu werfen.

Ach, was für ein kleines, niedliches Männchen Sie ſind! rief Louiſe plötzlich und fiel ihm um den Hals. Welch' eine hübſche Perrücke Sie wieder haben! Welch' eine hübſche Stirn Sie haben! Welch' hübſche Augen Sie haben! — Ich bin ganz verliebt in Sie! Wir müſſen durchaus ein Paar werden!

Gehen Sie! Laſſen Sie mich in Ruhe! rief Steffen, indem er ſich dem Mädchen zu entwinden ſuchte.

Ich will von Ihnen wiſſen, ob Sie mir noch zürnen? entgegnete Louiſe.

Sie ſind eine Schlange, in Ihnen iſt nichts, als Bosheit!

Sie wollen alſo mein erklärter Feind bleiben? fragte Louiſe mit einem bedeutungsvollen Blick auf Steffens Perrücke.

Ich will mit Ihnen nichts mehr zu thun haben.

Hören Sie; ſagte Louiſe, indem ſie eine höchſt gebieteriſche Stellung annahm, wenn Sie mir nicht gleich eine ordentliche und äußerſte Liebeserklärung machen, dann rufe ich zum Fenſter hinaus, daß Sie hunderttauſend Thaler im Vermögen haben, daß Ihr Secretär von Moneten ſtrotzt, daß Sie des Nachts einen großen Beutel, mit Geld und Papieren angefüllt, unter Ihr Kopfkiſſen legen.

Steffen blickte das Mädchen böſe an.

Ich will Ihnen eine Liebeserklärung machen; ſagte er, ſeien Sie nur ſtille, ich will ja Alles thun, was Sie wollen.

Nun, dann raſch auf die Knie! rief Louiſe.

Das Männchen knieete nieder, aber er ſah aus wie eine Katze, die ſich zum Sprunge anſchickt.

Ach, ſagte er mit leiſer zitternder Stimme, ich liebe Sie ſo ſehr! Sie machen mich ganz verrückt!

Das befriedigt mich noch nicht; verſetzte Louiſe, dieſe Liebeserklärung iſt viel zu ſteif, viel zu dürre.

Werden Sie meine Frau, fuhr das Männchen fort, meine kleine, niedliche, böse Frau.

Sie sehen mich ja wie ein Tiger an, das ziemt sich nicht für einen Verliebten; sagte Louise. Sie müssen mich zärtlich ansehen.

Zärtlich? Sehe ich Sie denn nicht zärtlich an? fragte Steffen, indem er Louisens Hand ergriff und küßte.

Das ist schon besser; sagte Louise, aber immer noch nicht galant genug.

Plötzlich schoß Steffen zu dem Mädchen empor. Louise glaubte, daß er sie umarmen wollte. Er umarmte sie in der That, sie erstickte fast unter seinen knöchernen Händen, die er um ihren Hals geschlungen hatte.

Lassen Sie mich! ächzte sie.

Aber Steffen schien das Mädchen wirklich erwürgen zu wollen, er legte seine Finger immer fester um ihren Hals, sein Blick wurde immer böser, immer wüthender.

Sie sollen es Niemanden mehr erzählen, daß ich Geld habe! sagte er. Sie sollen mir keinen Schabernack mehr spielen! Sie sollen mir niemals wieder meine Perrücke verbrennen!

Tante! Tante! Zu Hülfe! stöhnte Louise in Todesangst.

Sie werden schon stille werden, fuhr das Männchen fort, welches von Wahnsinn erfaßt zu sein schien, ich will Ihnen einen Denkzettel geben, woran Sie für Ihr ganzes Leben genug haben sollen!

Mit diesen Worten zerrte er das Mädchen bis in die Mitte der Stube hin, dann nahm er eine Schere in die Hand; Louise glaubte, daß er sie erstechen wollte. Mit der Kraft der Verzweiflung befreite sie sich aus den Händen des Wüthigen und begann abermals um Hülfe zu rufen. Glücklicher Weise war die Tante so eben nach Hause gekommen und stürzte jetzt ins Zimmer.

Das Männchen brach in ein schadenfrohes Lachen aus und ließ das Mädchen fahren. Er hielt die Schere noch in seiner Hand und verbarg etwas in seine Tasche. Die Tante führte ihre Nichte, die mehr todt als lebendig war, ins andere Zimmer. Erst jetzt bemerkte sie, daß ihr die Locken abgeschnitten waren.

Der Verlust ihrer Locken schmerzte das muthwillige Mädchen mehr als alles andere. Sie schwur, sich zu rächen. Für den Commissionär war übrigens die Sache sehr erwünscht, Louise konnte sich einige Wochen lang vor Niemanden sehen lassen. Herr Steffen aber begann noch am selben Abende sehr verdächtige Packereien in seinem Zimmer, wobei er die Vorsicht gebrauchte, die Schlüssellöcher zu verhängen.

Am andern Morgen, als die Tante in sein Zimmer

trat, war Steffen mit Sack und Pack ausgeflogen; Niemand wußte wohin.

Einige Wochen später erhielt Louise durch einen Boten des Commissionärs einen Brief, in welchem sie aufgefordert wurde, ihn zu einer bestimmten Stunde zu besuchen.

Es war eine jener verhängnißvollen Stunden, welche für ein ganzes Leben entscheidend sind.

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Dritter Band.

Die gnädige Frau.

Dritter Theil.

Leipzig,
Gustav J. Purfürst.
1867.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten!

Der Autor.

Erstes Kapitel.

Geheimnißvolles Treiben.

Am Morgen nach jener entsetzlichen Scene, welche leicht mit der Ermordung der unglücklichen Emma hätte enden können, verließ Thomas schon sehr früh das Haus und begab sich nach der Wohnung seiner Schwiegertochter Gertrude.

Die Fensterladen waren geöffnet, ein Zeichen, daß sie oder ihr Mann zu Hause war.

Thomas trat in eins der Häuser, welche sich neben dem Heiligengeist-Hospital befinden.

Unverwandt richtete er seinen Blick auf die Fensterladen, dabei hielt er seinen Stock eisern fest, wie es schien, in der Absicht, sich seiner zum Schutze oder zum Angriffe zu bedienen.

Endlich wurden die Fensterladen von innen geschlossen.

Jetzt! sagte Thomas und setzte sich in Bereitschaft.

Nach wenigen Minuten trat seine Schwiegertochter in ihrer gewöhnlichen Kleidung aus dem Hause.

Ohne sich umzusehen begab sie sich nach der Burgstraße, Thomas folgte ihr.

Bei der Friedrichsbrücke lag ein leerer Kahn; das Weib stieg die Treppe hinab und begab sich auf denselben.

Ein junger Mensch in Schiffertracht, dessen Züge Rohheit und Brutalität verriethen, begrüßte sie lachend.

Einige Augenblicke betrachtete Thomas den Kahn, dann rief er plötzlich laut über das Gitter der Treppe hinab:

Trude! Trude!

Seine Schwiegertochter blickte auf, schoß dann wie eine Schlange die Treppe hinauf und packte den alten Mann beim Arme.

Dich suche ich! sagte sie mit gedämpfter Stimme, indem ihre Augen einen hyänenartigen Ausdruck annahmen. Komm' herunter!

Sie bemühte sich, den alten Thomas zu sich herabzuziehen, aber er hielt sich an dem Gitter fest und sagte mit zorniger Stimme:

Laß mich los, Du schlechtes Weib, berühre mich nicht! Du bist schlimmer als die Pest! Ich habe einige wenige Worte mit Dir zu sprechen. Reige mir Dein

Ohr zu, wenn Du nicht willst, daß ich es laut vor aller Welt hier ausschreien soll.

Und Thomas nahm eine so entschiedene Haltung, eine so ernste und strenge Miene an, daß das elende Weib einen andern Ton anzuschlagen für gut fand.

Väterchen, sagte sie schmeichelnd, willst Du denn nicht aufs Schiff kommen, wir können uns ja dort unten in aller Ruhe gegenseitig aussprechen?

Ja, sagte Thomas, Du möchtest mich wohl da unten in Deiner Gewalt haben, und dann über mich herfallen, wie Du über die arme Emma hergefallen bist. Aber hier auf offener Straße will ich mit Dir reden; hier unter Gottes freiem Himmel. O, ich möchte meine Brust wohl erleichtern und Dich züchtigen, bis Du den Athem verlierst, Du nichtswürdige, elende Kreatur! Du Rabenweib!

Der alte Mann gerieth bei diesen Worten in solche Wuth, daß er den Stock drohend gegen seine Schwiegertochter erhob. Die Vorübergehenden wurden aufmerksam und Thomas fuhr nun gedämpfter fort:

Wende Dich um, kehre Dein Gesicht dem Wasser zu, wie ich es thun will. Ich will mich dessen noch einmal erinnern, daß Dein Mann Blut von meinem Blute und Fleisch von meinem Fleische ist. Die Wellen da unten nur allein sollen dies mal hören, was ich

Du sage. Wende Dich um, sage ich, auf keiner andern Stelle will ich mit Dir reden.

Das Weib schoß einen giftigen Blick auf den alten Mann. Es schienen in ihrer häßlichen Seele schwarze Gedanken aufzutauchen, aber sie wußte sich zu beherrschen, und laut auflachend versetzte sie:

Wahrhaftig, Du jammerst mich, alter Mann; mach' daß Du nach dem Ochsenkopfe kommst, sonst laufen die Jungen hinter Dir her.

Thomas bog sich über das Brückengeländer und sagte ziemlich laut:

Du hast von Emma wissen wollen, wo ich das Geld gelassen habe; sie hat es Dir nicht sagen können und deshalb hast Du sie jämmerlich zugerichtet. Aber so wahr wir einen Gott haben, der Dich für Deine schnöden Handlungen bestrafen wird, sie weiß von Allem nichts! — Ich habe ihr nicht gesagt, daß ich in Deiner Wohnung gewesen bin, und dort die Papiere genommen habe.

Das Weib hörte Thomas' Worte athemlos an, unheimlich funkelten ihre Augen.

Also Du gestehst doch, daß Du mich bestohlen hast? sagte sie mit zitternder Stimme.

Ich habe Dich nicht bestohlen, fuhr der Alte fort, ich habe mir nur genommen, was ich für mein Eigenthum hielt. Ihr habt mich bestohlen. Ihr habt mich

zu einem Bettelmann gemacht und mir verreden wollen, daß Ihr all' das Geld bei Eurem Geschäfte zugesetzt habt. Ihr mögt Euch in Acht nehmen! Was Ihr für Geschäfte macht' —

Das Geld ist nicht unser; versetzte das Weib, ein guter Freund hat es uns zur Aufbewahrung gegeben, weil er's auf seiner Reise nicht mitnehmen wollte; und wenn Du es uns nicht im Guten wiederziehst, dann werden wir die Polizei zu Hülfe rufen.

Die Polizei? — fragte Thomas. Ich möchte wohl erfahren, wer von uns Beiden mehr Furcht vor ihr hat. Weißt Du, was ich mit dem Gelde begonnen habe?

Das Weib sah Thomas mit einer unbeschreiblich großen Spannung an

Ich will es Dir sagen; fuhr der Alte fort. Ich habe die Papiere verbrannt, ich habe sie sämmtlich verbrannt; so wahr ein Gott im Himmel ist, sie sind verbrannt!

Das Weib zitterte convulsivisch.

Und soll ich Dir auch sagen, weshalb ich sie verbrannt habe? fuhr Thomas fort. Danke Gott, daß nur das Wasser hören kann, was ich jetzt sagen werde. Die Papiere waren gestohlen, waren gestohlen, sag' ich Dir, und ich habe sie verbrannt, damit Ihr nicht ins Unglück kommen sollet.

Thomas sah seine Schwiegertochter bei diesen Wor-

ten feierlich an und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort:

Jetzt weißt Du, was vorgegangen ist. So wahr die Todten nicht wiederkehren, so gewiß sind die Papiere vernichtet und vertilgt. Gieb Dir also keine Mühe. Du kannst Emma und mich und wen Du sonst noch willst, todtschlagen — ja Du kannst es thun, fähig bist Du dessen — aber Deine Papiere sind für Dich unwiederbringlich verloren. Aber nimm Dich in Acht! Wenn Du noch einmal den Fuß über meine Schwelle setzt, hinter welcher mehr Güte und Edelmuth wohnt, als irgendwo — dann will ich Dich ebenso vernichten, wie ich den unseligen Mammon vernichtet habe, der Euch zu Teufeln macht!

Und Thomas hob abermals seinen Stock drohend gegen seine Schwiegertochter empor und wollte sich dann entfernen; aber sie hielt ihn zurück und schrie mit lauter Stimme, so daß die Vorübergehenden stehen blieben:

Spitzbube, gieb mir mein Geld wieder!

Sei still'! Sei still'! sagte Thomas, decke nicht selbst Deine Schande auf, lasse nicht alle Welt wissen, wie Du an mir altem Manne gehandelt hast.

Ich will mein Geld! rief das Weib und packte den alten Mann bei der Brust.

Ich will Dir etwas sagen; entgegnete Thomas, in-

dem er noch leiser als gewöhnlich sprach, führe mich zu einem Schutzmann hin, oder auf eine Wache, ich werde sagen, daß ich das Geld genommen habe, und Du sollst bekennen, woher Du es hast.

Ja, komm' nur mit mir zu einem Schutzmann! rief Gertrude, durch die Drohung ihres Schwiegervaters nicht im geringsten eingeschüchtert.

Thomas sah sie befremdet an.

Die Papiere waren also nicht gestohlen? fragte er.

Das sollst Du mir beweisen, alter Narr! rief das Weib. Ich habe die Papiere für klingende Münze gekauft, ich werde den Mann nennen, von dem ich sie gekauft habe. Du kommst jetzt mit mir zur Wache, alter Spitzbube.

Schweig! Schweig! rief Thomas zornig, und gab dem Weibe einem Hieb mit seinem Stocke. Du sollst nicht schimpfen. Du sollst nicht vergessen, daß ich der Vater Deines Mannes bin. Ich werde mit Dir gehen Komm'!

Diese Scene, welche an einer Stelle stattfand, wo viel Passage ist, versammelte in kurzer Zeit einen Knäuel von Zuschauern. Vernünftige Leute gingen kopfschüttelnd von dannen, als sie hörten, daß die beiden Streitenden nahe Verwandte waren. Wer stehen blieb, nahm für den alten Mann, dessen ehrwürdiges Aussehen für ihn

einnahm, und gegen die Tochter, deren abstoßendes Aeußere nichts Gutes verrieth, Partei.

Da kommt ein Schutzmann! riefen plötzlich ein paar Jungen.

Thomas näherte sich seiner Tochter und flüsterte ihr zu:

Besinne Dich, da noch Zeit ist. Zwinge mich nicht, Dinge von Dir zu erzählen, die Dich ins Unglück bringen würden. Ich weiß mehr als Du glaubst; meine Augen haben mehr gesehen, als Dir lieb sein kann.

Das Weib erblaßte abermals, sie warf auf den Alten einen tödtlichen Blick, dann ging sie rasch vorwärts, so daß ihr Thomas kaum zu folgen vermochte.

In wenigen Minuten war sie in ihrem Gäßchen.

Komm' mit mir in's Haus, sagte sie zu Thomas, Du brauchst Dich nicht vor mir zu fürchten.

Ich werde niemals mehr einen Fuß über Deine Schwelle setzen; versetzte Tomas, ich habe nur eine Frage an Dich zu richten: Waren die Papiere, welche auf dem Ofen lagen, wirklich nicht gestohlen?

Nein, ich kann es bei Gott, dem Allmächtigen, betheuern, daß sie nicht gestohlen sind; versetzte das Weib, welches aus dieser Frage Hoffnung schöpfte.

Deste besser! deste besser! rief Thomas.

Und Du hast die Papiere wirklich verbrannt? fragte das Weib.

Es lag bei dieser Frage etwas eigenthümlich Lauerndes in ihrem Blick.

Ja! ja! Sie sind verbrannt!

Es ist gut; rief das Weib, indem sie ihre Faust drohend gegen den alten Mann ausstreckte, es soll Dir heim kommen, es soll Dir Alles heim kommen, verlaß' Dich drauf!

Sie entfernte sich voll Wuth; Thomas blickte ihr eine Weile kopfschüttelnd nach, dann ging auch er schleunigst nach Hause.

Er fand Emma's Zustand weniger beunruhigend als er gefürchtet. Die Mutterpflicht gab dieser Frau eine bewunderungswürdige Kraft. Der Umzug in die neue Wohnung wurde glücklich noch am selben Tage zu Stande gebracht, aber das Treiben des alten Thomas wurde von nun an geheimnißvoller als je. Er war äußerst wenig zu Hause. Des Morgens ging er schon zeitig aus und kam erst am Mittage wieder zurück. Dann spielte er vergnügt mit den beiden Kindern, tanzte und schäkerte mit ihnen, kam auch niemals, ohne ihnen etwas mitzubringen. Nachmittags ging er wieder fort und blieb dann bis zum Abend aus. Sehr oft ging er dann, wenn er Annchen zu Bett gebracht hatte, was er allabendlich that, wieder aus. Spät in der Nacht kehrte er zurück. Wenn Emma nach der Ursache forschte, dann meldete er bei seinen alten Freunden die Runde gemacht

haben. An Emma's kärglichem Mahl nahm er fortwährend theil, aber er ließ es sich nicht nehmen, dafür zu bezahlen. Woher er das Geld hatte, darüber zerbrach sich Emma vergebens den Kopf, und es stieg der Argwohn bei ihr auf, daß der alte Mann wieder betteln ginge. Sie wäre ihm gern schon einmal nachgegangen, um seine geheimnißvollen Gänge auszukundschaften. Aber nicht wenig sträubte sich Emma's Charakter gegen solche Schleichwege, um die Wahrheit heraus zu bekommen, und dann konnte sie auch die Kinderchen nicht allein lassen. Sie verließ ihre Wohnung nur dann, wenn der alte Onkel zu Hause war. Aber ihre Unruhe wuchs von Tag zu Tag, sie lebte beständig in Angst und Besorgniß.

Wir wollen dem alten Manne auf seinen geheimnißvollen Gängen folgen.

In der Frankfurter Straße befand sich eine chemische Fabrik, deren Besitzer früher so dürftig war, daß er Armenunterstützung annehmen mußte.

In dieser Zeit hatte er auch von Thomas öfters ein Darlehn und dann eine größere Unterstützung erhalten, um ein kleines Geschäft damit beginnen zu können. Er legte sich auf die Fabrikation von chemischen Feuerzeugen und es glückte ihm so gut, daß er in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann wurde.

Zu diesem hatte sich Thomas nach der eben be-

schriebenen Scene mit seiner Schwiegertochter hinbegeben.

Als Thomas den Fabrikherrn verließ, strahlte sein Gesicht vor Freude. Seit jenem Tage verbrachte er die Vormittags- und Nachmittagsstunden in dem neu errichteten Fabrikgebäude.

Man mußte den alten Mann sehen, wie emsig er den ganzen Tag über bei der Arbeit saß und dabei über die seltsamsten Ideen brütete.

Bald wurde er der Liebling der Fabrikarbeiter und namentlich der Arbeiterinnen, welche dort in großer Menge beschäftigt wurden. Sie nannten ihn nicht anders als Onkel Tom.

Welche seltsame Ironie lag in dieser Benennung! — Wenn sein Auge so sinnig auf den bleichen hohlen Wangen mancher Arbeiterin ruhete, und er dann bedenklich mit seinem ergrauten Haupte schüttelte, dann mochte er wirklich denken:

Ihr seid, wie ich, Sklaven der Armuth!

Oft wurde ihm zu Muthe, als wollten ihn die eisernen Wände des Fabrikzimmers erdrücken. Er dachte an seine Nichte, die auch daheim saß und um das kärgliche Brod mühevoll arbeitete. Er dachte daran, welch' ein Segen mit all' dem Gelde, welches in den Händen schlechter und eigensüchtiger Menschen sich befand, über so viele edle Menschen ausgeschüttet werden könnte, und

welche Teufeleien statt dessen damit begangen wurden, welch' ein unseliger Fluch darauf lastete.

Und mehr und mehr gedieh bei ihm eine phantastische, wenn auch in ihren Motiven nicht unedle Idee, mit welcher er sich schon seit langer Zeit herumgetragen, zur Reife. Wenn er alle die bleichen Gesichter sah, und wenn er diese bleichen Gesichter zuweilen Geschichtchen erzählen hörte, die so ganz gewöhnlich klangen, und dennoch so entsetzlich viel Leid und Kummer enthielten, dann sagte er zu sich selbst:

Thue was Gott wohlgefällt, wenn's auch den Menschen mißfällt. Und wenn er dann über seinen seltsamen Plan weiter nachdachte, dann trat ein inhaltschweres Wort vor seine Seele. Es war ihm, als sehe er ein scharfes, blitzendes Schwert gegen sich gezückt. Aber er fragte sich, wessen Hand dieses Schwert führte, ob Menschen, ob Gottes Hand? Und es wurde ihm dabei wirre im Kopfe.

Dieses Wort hieß Gesetz!

Und wieder fiel sein Blick auf die eisernen Wände des Fabrikzimmers, welches ihm wie ein eiserner Käfig für alle die armen Mädchen erschien, die hier arbeiteten und solch' ein eiserner Käfig, sagte er sich weiter, ist das Gesetz für die Menschheit.

So dachte und kämpfte der alte Thomas mit sich eine lange Zeit, während er unverdrossen thätig war

und im Schweiße seines Angesichtes arbeitete, wie die bleichen, hohlen Gesichter um ihn herum.

Es war am Abend des letzten Tages der Woche, als Thomas seinen Wochenlohn erhielt.

Er verließ die Fabrik und wog das Geld lange in seiner Hand.

Er dachte während des ganzen Weges darüber nach, ob es wohl den Schweiß aufwog, den es gekostet und was er denn eigentlich mit so rastloser, mühevoller Arbeit während einer ganzen Woche errungen hatte!

Ein Stück vom Grabe! murmelte er vor sich hin.

Es überlief ihn eisig kalt bei diesem Gedanken, und als trieb es ihn, mehr zu thun, als ein Stück vom Grabe mit achttägiger Arbeit sich geschafft zu haben, nahm er die Hälfte seines Wochenlohnes und gab sie einem fleißigen und stillen Mädchen aus der Fabrik, welches daheim eine kranke Mutter hatte.

Dann machte er einige Einkäufe und kam fröhlich nach Hause, um seiner Nichte Holz zu hacken und Wasser zu holen und mit den Kinderchen zu spielen und seine Suppe zu essen.

Er schritt so eben über den Hof, als er eine krächzende Stimme hinter sich vernahm, die ihn „Alterchen!" rief.

Als er sich umwandte, stand das häßliche Leierkastenweib da, welchem er vor einiger Zeit sein erbetteltes Geld gegeben hatte.

Guten Abend, Alterchen; wiederholte sie, indem sie Thomas mit einem höchst zweideutigen Lächeln anblickte, wir sind ja Nachbarn geworden. Na, wir wollen gute Nachbarschaft halten, nicht?

Ja, das wollen wir; versetzte Thomas.

Und nun kann mein Gottfried Ihren Kindern jeden Tag etwas vorspielen. Sie müssen zu uns herunterkommen, Ihr Töchterchen kommt mit Ihnen. Sie ist ein hübsches Weibchen!

Ja, meine Nichte ist eine brave Frau; versetzte Thomas.

Kommen Sie doch mal zu uns herein, Alterchen, es ist so hübsch bei uns.

Ohne Thomas Antwort abzuwarten, hatte das Weib seine Hand ergriffen und ihn fortgezogen.

Ein andermal, versetzte Thomas, ich habe diesen Augenblick keine Zeit.

Zeit hin Zeit her, murmelte das Weib, auf ein paar Minuten wird es nicht ankommen. Ihr sollt meine Wohnung sehen, Nachbarn müssen sich besuchen.

Ich komme gewiß noch diesen Abend; entgegnete Thomas, aber jetzt geht's nicht, lassen Sie mich los!

Sieh doch, welche Festigkeit! lachte die Schwarze. Na, dann kommt später, aber kommt gewiß. Und wenn Sie ein Gläschen Schweinehund bei mir trinken wollen —

Schweinehund? was ist das? fragte Thomas.

Die Schwarze lachte laut auf.

Das ist armer Leute Wein, sagte sie, sich die Hände reibend, wir trinken ihn auf das Wohl — —. Na, Sie sind am Ende ein Pietist. Sie sehen mir fast so aus.

Ich bin kein Pietist; entgegnete Thomas.

Das ist gut, wir würden sonst auch schlechte Nachbarschaft halten, — aber Sie sollen mit uns die Armendirection hochleben lassen.

Sie werden wohl von ihr unterstützt? fragte Thomas.

Zum Verhungern! entgegnete das Weib. Ich kam neulich auf mehr ein. Ein Schutzmann, der sogar früher bei der Gräfin mit dem Todtenkopfe Bedienter war, machte mir eine Supplik. Rührend, sag' ich Ihnen. Ich vergoß Thränen dabei, als er sie mir vorlas. Aber wissen Sie, was die Schweinehunde sagten? —

Nun? fragte Thomas.

Sie sagten, — ich kam nämlich nicht für mich selbst, sondern für einen stockblinden Alten ein, — sie sagten also: wenn man einen Schmerbauch hat, wie Ihr Alter, dann kann es mit dem Verhungern wohl nicht so schlimm stehen. Aber ich diente ihnen darauf. Am Ende, sagte ich, gönnen Sie den armen Leuten nicht die Visage! Jetzt bin ich dabei, mir eine Eingabe

an den König machen zu lassen, denn mein Alterchen hat gedient.

Onkel! Onkel! rief jetzt eine Kinderstimme.

Thomas blickte auf. Annchen und die Mutter sahen aus dem Fenster.

Ein glückliches Lachen verbreitete sich über des alten Thomas Antlitz. Er eilte so rasch er konnte die Treppe hinauf. Annchen kam ihm entgegen, er hob das Kind empor, das ihn mit seinen Händchen umschlang. Auf dem Tische stand schon die Suppe, denn Emma war nun schon daran gewöhnt, daß Thomas an jedem Tage, genau um dieselbe Zeit, nach Hause kam.

Thomas setzte Annchen neben sich an den Tisch. Emma that die Suppe auf; als sie jetzt an die Wiege trat, um nach dem Kleinen zu sehen, der aufgewacht war, holte er verstohlen eine Tüte aus der Tasche und süßte Emma's und Annchen's Suppe.

Als Emma nun zu essen begann, sah sie ihren alten Onkel mit einem Blicke an, in welchem sich ein Gemisch von Mitleid und Vorwurf aussprach.

Thomas bemerkte es wohl und machte sich mit Annchen zu schaffen.

Ah, — die Suppe ist so süß! rief das Kind.

Koste doch einmal, ob auch Onkels Suppe so süß ist? fragte Emma.

Nein, Onkel hat keinen Zucker in ſeiner Suppe; verſetzte Annchen.

Onkel denkt nie an ſich; ſagte Emma, aber es ſchmeckt mir gar nicht, wenn ich ſehe, daß er ſich ſelbſt niemals etwas gönnt.

O, mir ſchmeckt's ſehr gut; ſagte Thomas, ich habe Kräfte, aber Du biſt ſchwach und bedarfſt der Stärkung. — Und dann, — wenn Du wüßteſt, wie viel ich außer dem Hauſe eſſe!

Nichts! entgegnete Emma, davon bin ich überzeugt.

Wie Du Dich täuſchſt; fuhr Thomas fort. Siehſt Du, da hab' ich noch den Ueberreſt von meinem Frühſtück für Dich aufbewahrt.

Und Thomas legte eine ſo appetitliche Schinkenſtulle auf den Tiſch, daß Annchen vergnügt die Händchen in einander ſchlug und der Stulle ſympathetiſche Blicke zuwarf.

Ich bin ſatt; ſagte Emma, aber für Dich kann ein Teller Suppe nicht genügend ſein; iß alſo, ich bitte Dich.

Ich will, daß Du die Stulle eſſen ſollſt; ſagte Thomas mit Entſchiedenheit. Du mußt durchaus wieder zu Kräften kommen. Hier iſt auch ein Fläſchchen Ungarwein. Du ſollſt jeden Morgen ein Gläschen davon trinken.

Mit dieſen Worten holte Thomas eine halbe Flaſche Wein aus ſeiner Rocktaſche und ſtellte ſie auf den Tiſch.

Annchen lief hinter ihres Onkels Stuhl und guckte in seine Tasche hinein, die sie wahrscheinlich für Robin's Mappe hielt, aus der er noch Gott weiß was Alles hervorzaubern würde.

Das ist sehr unrecht von Dir gethan, lieber Onkel; sagte Emma betrübt, Du hast wieder Ausgaben gemacht.

Emma wollte sagen, „die über Deine Kräfte gehen"; aber sie schwieg, weil sie noch mehr auf dem Herzen hatte. Woher nahm der alte Mann das Geld?

Thomas sah seine Nichte mit seinen großen Augen ruhig an und sagte:

Ich habe eine alte Schuld einbekommen, Emma, davon können wir lange leben. Du arbeitest zu viel, bist noch immer krank, grämst und härmst Dich ab um Deinen Mann — was soll aus den armen Kinderchen werden, wenn Du Dich nicht pflegst?

Ich fühle mich ganz wohl, lieber Onkel; entgegnete Emma.

Thomas sah seine Nichte mit einer höchst bedenklichen Miene an.

Ganz wohl; sagte er dann leise. — und wie bleich und abgehärmt sie aussieht!

Der alte Mann saß nachdenklich da. Annchen setzte sich auf seinen Schooß und begann mit ihm zu schäkern. Der Knabe lag still aber mit offenen Augen in seinem Bettchen und sah dem alten Manne zu, als denke er

eben so, wie seine Mama, über dessen seltsames unbegreifliches Wesen nach.

Annchen gefiel die Tollerei so gut, daß sie dem Onkel keine Ruhe ließ, er sollte wieder anfangen.

Jetzt bin ich müde, sagte Thomas, indem er das Kind auf seinen Schooß nahm, aber ich will Dir ein Geschichtchen erzählen.

Ja, vom großen Bären! rief Annchen erfreut und voller Spannung.

Thomas nahm eine tiefsinnige Miene an, wie ein alter Barde, der zu improvisiren beginnen will.

Dann hub er an:

Es war einmal ein großer, großer Bär, der that nichts als Honig naschen. Das wollten sich die Bienen nicht gefallen lassen und beschlossen nun, gar keinen Honig mehr zu machen. Das aber hielten sie nicht lange aus, denn sie hatten nun selbst nichts mehr zu essen und wollten es doch nicht machen wie der Bär, und von anderer Thiere Schweiß und Arbeit zehren.

Und weil nun die Bienchen dem Bären doch nicht beikommen und auch nicht hungern konnten, nahmen sie die Arbeit wieder auf, und mußten sich's gefallen lassen, daß der Bär den größten Theil ihres Honigs fraß.

Das ist ein schlechter Bär! rief Annchen.

Thomas blickte das Kind sehr ernsthaft an und holte dann plötzlich ein Fläschchen mit Honig aus seiner Tasche.

Annchen jauchzte laut auf und griff nach dem Honigfläschchen.

Halt! sagte Thomas. Willst Du auch wie der schlechte Bär den armen Bienchen ihren Honig auffessen?

Annchen sah den Onkel ganz verwundert an.

Nun, sagte Thomas lächelnd, indem er der Kleinen in die Wangen kniff, die Bienchen schenken Dir den Honig, weil Du ein so kleines, herziges Mädchen bist; nimm nur!

Aber haben auch die Bienchen was zu essen? fragte das Kind.

Ganz genug, denn weißt Du, sie haben den großen Bären mit ihren Stacheln todtgestochen, und nun haben sie genug, um allen artigen Kindern etwas abzugeben.

Annchen tanzte vor Freude mit ihrem Honigbrödchen in der Stube herum. Endlich aber wurde das Kind schläfrig, ließ das Köpfchen hängen und schlief auf Thomas' Schooß ein. Emma aber war in den Anblick des alten Mannes so vertieft, daß sie sogar ihre Arbeit auf einige Minuten vergaß und die Hand ruhen ließ.

Es war ihr noch immer unbegreiflich, woher der alte Mann das Geld nahm. Wie er zu dem Gelde, das er ihrem Manne zur Reise nach Amerika gegeben, gekommen war, das wußte sie bereits; denn Thomas hatte ihr alles getreulich erzählt. Wenn sie nun aber auch nicht an

der Wahrhaftigkeit des alten Mannes zweifelte, so war sie doch in Bezug auf seine Verstandeskräfte an ihm irre geworden und sie lebte beständig in Angst und Sorge um ihn.

Thomas hatte Annchen ausgekleidet und ins Bett gelegt; dann setzte er sich neben den Ofen und blickte fortwährend auf seine emsig nähende Nichte. Sie bat ihn, sich nun auch niederzulegen. Wenn Du schlafen gehen wirst, dann gehe auch ich zu Bette; meinte er, aber eher nicht. Ich gehe schon, lieber Onkel; sagte Emma, und schob ihr Nähzeug beiseite. Thomas legte seine Rechte segnend auf ihr Haupt und begab sich in seine Stube. Emma war so müde, daß sie sehr bald einschlief. Aber nicht so der alte Mann. Als er überzeugt zu sein glaubte, daß Emma fest schlief, schlich er sich hinaus, öffnete leise die Thür und verließ, obwohl es schon sehr spät war, die Wohnung.

Was hatte der alte Mann noch vor? —

Zweites Kapitel.

Der Vampyr.

Es war nach zehn Uhr; die Häuser hatten wie ihre Bewohner Mund und Augen geschlossen; die Thüren waren zu; die Fenster dunkel, nur Elend, Frohsinn und Fleiß waren hier und dort noch wach.

Auch Marquard ſchlief noch nicht. Er zählte und rechnete; der Tiſch, vor welchem er ſaß, war mit Geld in den verſchiedenſten Gattungen bedeckt; Silber- und Goldmünzen in Beuteln und in Rollen, in blechernen Kiſten und Korbſchwingen; Banknoten in ſtattlichen Häuflein.

Die geſchnörkelte Schwarzwälderin war ebenfalls noch wach; aber ihre Bleigewichte waren ſchon ſo tief herabgeſunken, daß es ſchien, als wollte ſie ſolche dem bereits geſtorbenen Tage als Leichenſteine aufs Grab ſetzen; indeſſen war der Pendel noch in einem phantaſtiſchen Wettlauf mit ſeinem Schatten begriffen; hätte Marquard darauf geachtet, vielleicht würde dieſes zwiefache Memento mori auf ihn einigen Eindruck gemacht haben.

Auch die ſchwarze Kalenderziffer hatte ſich noch nicht zur Ruhe begeben; ſie mußte warten bis ihr Herr und Meiſter das Schuldbuch zugeſchlagen hatte und mit ſeinem Zählen zu Ende war; denn erſt, wenn er am Abend ſein Buch abgeſchloſſen hatte, ſtellte Marquard den Kalender auf den folgenden Tag, um gleich beim Erwachen die richtige Tagesziffer vor Augen zu haben.

In dieſem Moment blickte der Zählende lauſchend auf, es war ihm als habe er Geräuſch an der Stubenthür gehört und es wurde in der That jetzt leiſe gepocht.

Marquard blieb wie feſtgewurzelt auf ſeinem Stuhle

ſitzen, als aber zum zweiten Male ſtärker gepocht wurde ſprang er auf und rief mit lauter Stimme:

Wer da?

Thomas! hallte es zurück.

Ach — der alte Narr; ſagte Marquard, was mag er wollen? Wie kam er noch ſo ſpät ins Haus hinein? Der Menſch iſt wirklich verrückt.

Was wollt Ihr? rief er dann laut hinaus. Warum kommt Ihr ſo ſpät? Ich bin ſchon zu Bette.

Ich wollte Ihnen noch Geld bringen; entgegnete Thomas, aber wenn Sie ſchon zu Bette ſind, will ich ein andermal wiederkommen.

War denn das Haus nicht geſchloſſen? fragte Marquard.

Der Nachtwächter ließ mich hinein.

Wartet; ich komme gleich.

Marquard legte Geld und Papiere fort und öffnete dann.

Als Thomas in der Stube war, ſchlug er die Doppelthür des Zimmers energiſch zu. Der alte Mann ſah ſeltſam aus. Marquard bereute es, ihn eingelaſſen zu haben.

Sie wählen eine ſonderbare Zeit, Ihre Gläubiger zu beſuchen; ſagte Marquard.

Vor Gott iſt nichts zu früh und nichts zu ſpät;

verſetzte Thomas, und vor Menſchen, die nichts Böſes thun wollen, ebenfalls.

Ihr wollt Euren Wechſel einlöſen? fragte Marquard.

Ja, ich will allerdings meine Wechſel einlöſen. Sie haben mir da vor einiger Zeit Papiere im Werthe von 8000 Thalern abgenommen, dafür will ich jetzt das Geld haben.

Marquard begann zu pfeifen.

Das iſt's alſo, was Sie wollen? ſagte er ſcheinbar ganz ruhig. Sie wollen weiter nichts, als daß ich ein Hexenſtückchen machen und verbrannte Papiere wieder lebendig machen ſoll?

Nein, das will ich nicht; entgegnete Thomas, ich will nicht die Papiere, ich will den Geldwerth.

Und das hat gar nicht Zeit bis morgen? fragte Marquard indem er an das Fenſter trat.

Hör', ſagte Thomas indem er ſeinen Stock drohend emporhob, gieb Dir keine Mühe, Du ſchlechter Menſch! Du Wucherer! Du ſollſt mir das Geld wiedergeben, welches Du mir betrügeriſcher Weiſe abgenommen haſt. Die Papiere waren nicht geſtohlen und Du haſt ſie nicht verbrannt!

Nicht geſtohlen und nicht verbrannt? entgegnete Marquard. Das iſt ja prächtig, da hätten wir ja ein gutes Geſchäftchen gemacht. Na, laſſen Sie ſich nur einen Augenblick Zeit, ich werde ein paar Worte aus

dem Fenster rufen. Wenn's Euch darum zu thun ist, diese Nacht und noch viele andere Nächte in der Stadtvoigtei zu logiren, so kann dies gleich geschehen.

Der alte Thomas blickte den Wucherer mit seinen großen Augen ruhig an. Es lag in seinem Wesen etwas, was keine Furcht vor ihm aufkommen ließ, und dennoch vor ihm erzittern machte.

Warum besinnst Du Dich? sagte er. Warum schreist Du es nicht in die Nacht hinaus, daß hier ein alter Mann in Deinem Zimmer ist, der den Raub, den Du an ihm verübt hast, zurückbegehrt? O, ich weiß: nicht ich bin es, der sich fürchten muß. Ich kenne einen Menschen, einen Spitzbuben, einen unbärtigen, bübischen Gesellen, einen Wucherer, der vom Marke des Elends zehrt; der sich mit Thränen mästet, welche die Verzweiflung weint; der die Unglücklichen, welche ihm die Noth zuführt, wie ein Vampyr aussaugt, daß sie elendiglich verkommen müssen! Ich kenne einen solchen Bluthund und der bist Du, Schurke! —

Hoho; sagte Marquard mit einem ironischen Lächeln, jetzt fängt die Geschichte wirklich an interessant zu werden. Nun, ich werde das Fenster nicht öffnen, ich werde nicht um Hülfe rufen. Ich habe keine Furcht. Ich will mir aber eine Cigarre anzünden und wenn Du Lust mit mir zu plaudern hast, dann lege los, alter Schaute.

Marquard zündete sich wirklich eine Cigarre an und setzte sich rittlings auf seinen Stuhl, so daß er die Lehne, auf welche er sich mit den Armen stützte, vor sich hatte.

Thomas stand eine Weile sinnend da; die Entrüstung schien von ihm gewichen zu sein, seine Augen ruheten mit ihrem gewöhnlichen melancholischen Ausdrucke auf dem großen Buche, das auf Marquard's Tisch lag.

In diesem Buche, sagte er dann, indem er mit dem Finger darauf deutete, ist jeder Buchstabe, jede Ziffer mit Blut geschrieben. Wer in diesem Buche steht, über den ist der Stab gebrochen, der ist moralisch todt, vernichtet für sein ganzes Leben. In diesem Buche steht auch der Name des unglücklichen Detlow, den Du Jahre lang wie ein Wild gehetzt und abgemartert hast. Jetzt weiß ich Alles. Ich habe neulich bei unserm Umzuge Papiere gefunden, welche mich einen Blick in das ganze scheußliche Gewebe thun ließen, mit welchem Du ihn umgarnt hieltest. Ich weiß, daß er von Verzweiflung getrieben, von Dir auf das Hartherzigste gedrängt, sich verleiten ließ, einen falschen Wechsel zu machen; daß Du ihn annahmst, obwohl Du das Falsum sogleich bemerkt hattest; und daß Du ihn mit diesem corpus delicti in Händen um den letzten Rest seines Vermögens brachtest.

O, ich weiß noch mehr; fuhr Thomas fort, ich weiß,

daß er nahe daran war, sich das Leben zu nehmen, und daß er diese entsetzliche That auch vollbracht haben würde, wenn sich Gott nicht seiner, seiner braven Frau und der unglücklichen Würmchen erbarmt und mich gesandt hätte, um ihn und die Seinen von der äußersten Schande zu retten. Das ist eine von den Geschichten, Schurke, welche in diesem Buche da verzeichnet sind. So viel Elend und Jammer bringst Du mit Deinem elenden Mammon, das in Deinen Händen zum Fluche, statt zum Segen für die Menschheit wird, über die Unglücklichen, die von Dir Rettung hoffen.

Thomas hielt jetzt inne und sah den Wucherer drohend an; dieser erheuchelte den größten Gleichmuth, während er im Stillen des alten Mannes Gliederbau prüfte.

Bist Du nun fertig? fragte er dann.

Nein, entgegnete Thomas, indem er seinen Stock erhob, ich bin noch lange nicht fertig. Ich muß erst mit Dir Abrechnung halten, Du Seelenverderber! Ich verlange, daß Du mir jene achttausend Thaler herausgiebst, die Du Dir durch falsche Vorspiegelung angeeignet hast. Hätte ich Dich damals schon gekannt, wie jetzt, Du würdest mich nicht betrogen haben. Ich verlange, daß Du mir die ganze Summe auszahlst, die Du von dem armen Detlow, dessen Weib und Kinder jetzt darben müssen, erpreßt hast.

Ist das nun Alles? fragte Marquard spöttisch.

Nein, entgegnete Thomas, das ist noch lange nicht alles. Ich verlange, das Du all' die wucherischen Zinsen streichest, die in den Blutbuche da stehen.

Weiter nichts? fiel Marquard höhnisch ein.

Ich verlange ferner, fuhr Thomas fort, indem er dicht vor den Wucherer hintrat, daß Du Dich bessern, daß Du mit Deinem Gelde Wohlthaten spenden, daß Du Mitleid und Erbarmen mit Deinen unglücklichen Mitmenschen haben sollst!

Marquard lachte laut auf; er that einige Züge, um seine Cigarre im Brennen zu erhalten, und sagte dann, indem er Thomas scharf und unverwandt ansah:

Hielte ich Dich, alter Narr, nicht für unzurechnungsfähig, ich hatte schon längst mit Dir kurzen Prozeß gemacht, aber Du machst mir Spaß und deshalb laß ich Dich reden.

Marquard hielt inne, Thomas' Lippen bewegten sich krampfhaft, nur mühsam hielt er den Ausbruch seines Zornes, der in seinem Innern arbeitete, zurück, indem er sagte:

Ich werde also nichts von Dir erlangen? Du willst Deine Niederträchtigkeit nicht sühnen und den Raub nicht herausgeben? Du willst fortfahren, von dem Schweiße Deiner Nebenmenschen zu leben? —

Ich will zu Bette gehen; sagte Marquard, indem er sich erhob, und ich rathe Dir, mich künftig hin mit

Deinen Beſuchen zu verſchonen, denn ich werde Dich ein andermal nicht ſo ruhig wieder fortgehen laſſen, wie heute.

Höre; entgegnete Thomas, ich will Dir zum Schluſſe unſerer Unterredung noch etwas ſagen. Ich laſſe Dir acht Tage Bedenkzeit, ob Du mein Verlangen erfüllen willſt. Hier lege ich meine Adreſſe nieder, wenn ich nach Ablauf dieſer Zeit keine genügende Antwort von Dir erhalte, dann verſchaff' ich mir mein Recht. Ich verſchaff' mir Recht, ſag' ich Dir! Ich lege Dir Dein bübiſches Handwerk! Jetzt laß mich hinaus.

Wie Du herein gekommen biſt, magſt Du wieder hinaus kommen; verſetzte Marquard.

Laß mich hinaus! rief Thomas heftig, indem er ſeinen Stock mit drohender Entſchiedenheit gegen den Wucherer erhob; glaub' nicht, daß ich mich vor der Polizei oder dem Crimminalgericht fürchte; aber ehe Jemand kommt, rechne ich mit Dir ab.

Wäre Marquard nicht ein durch und durch feiger Menſch, ohne jeden moraliſchen Muth geweſen, er hätte es vielleicht darauf ankommen laſſen, ob Thomas ſeine Drohung wahr machen würde. Aber er hatte kein gutes Gewiſſen. Ohne noch ein Wort zu ſagen, innerlich bebend, und äußerlich Gleichmuth heuchelnd, nahm er ſeinen Hausſchlüſſel und entließ den alten Mann, deſſen eherne Muskelkraft ihm Reſpect einflößte. Als er ſeines für

ihn so unheimlichen Gastes endlich ledig war, stürzte er die Treppe hinauf, als würde er von einem Mörder verfolgt, und während er sich entkleidete rief er, seiner so lang verhaltenen Wuth Luft machend, aus:

Ich werde mir vor diesem Patron Ruhe verschaffen. Ich laß ihn in den Ochsenkopf oder ins Schuldgefängniß bringen, aber geschehen muß etwas, denn er ist ein gefährlicher Narr.

Inzwischen hatte Tomas seine Wohnung erreicht; der Mond, hell und freundlich strahlend, hatte ihm das Geleit gegeben, aber das Tagewerk des alten Mannes war noch nicht vollbracht.

Drittes Kapitel.

Es klingt!

Als Thomas die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, vernahm er ein dumpfes Aechzen; betroffen lauschte er; da fiel es ihm plötzlich centnerschwer aufs Herz. War seiner armen Nichte wieder ein Unheil begegnet? — Er eilte die drei Treppen hinauf wie mit jungen Beinen. Ganz leise schloß er die Thür auf; nichts verrieth, daß seine Befürchtung gegründet war, aber es brannte Licht in Emma's Stube, und durch die etwas zurückgeschobene Gardine des nach der Küche hinaus-

gehenden Fenſters der Stubenthür ſah er ſeine Nichte nähend bei der Wiege ſitzen.

Wenn die Leute, welche ſpielend Tauſende vergeuden, doch dieſes brave Weib ſehen möchten, murmelte er, wenn ſie doch ſehen möchten, wie viel Fleiß und Muth in Dürftigkeit verkümmert!

Thomas ſtand ein ganzes Weilchen da, dann aber verklärte ſich plötzlich ſein düſteres Antlitz und er fuhr in ſeinem Selbſtgeſpräche fort:

Der König aller Könige ſieht es. Wer weiß, was da oben zum Austrage kommt und auf welcher Wage Recht und Gerechtigkeit abgewogen werden!

Leiſe entfernte ſich der alte Mann und ſtieg wieder die Treppen hinab, um der Urſache des Gewimmers, welches er vernommen zu haben glaubte, auf die Spur zu kommen; er ſtieg bis in den Keller hinab, wo der blinde Leierkaſtenmann wohnte, und blieb hier lauſchend ſtehen.

Das Aechzen und Gewimmer war gänzlich verſtummt, aber es ſchien ihm, als höre er Geld zählen.

Der alte Mann unterſuchte jetzt die Thür, die, wie er wußte, in den Garten führte; ſie war unverſchloſſen. Nun konnte er ganz bequem in die Stube des Leierkaſtenmannes hineinſchauen; die Fenſterladen waren nicht angelegt.

Die Schwarze ſaß vor einen Tiſche, auf welchem ein Haufen blanker Thaler lag; der Dämon der Geld-

gier ließ die Häßlichkeit ihrer Züge noch abſchreckender erſcheinen.

Außer dem Gelde befand ſich auf den Tiſche eine halbgeleerte Branntweinflaſche und ein Ochſenziemer.

Neben dem Ofen lag der Blinde, wie ein Hund zuſammengerollt, aber mit vorgeſtrecktem Kopfe und, wie es ſchien, dem Klange des Geldes lauſchend.

Cäſar aber ſchlief ruhig auf dem Lehnſtuhle ſeines Herrn; ihn hatte der Klang des edlen Metalls nicht wach erhalten können.

Jetzt hielt die Schwarze im Zählen inne und wandte ſich gegen den Blinden. Sie ſprach ſo laut und zornig, daß Thomas, ohne ſich anzuſtrengen, faſt jedes Wort vernehmen konnte.

Wenn mir ein einziger Thaler fehlt, ſchrie ſie, dann ſchneide ich Dir die Ohren ab, ich ſchlitze Dir den Bauch auf! Ich weiß genau, wie viel ich hatte.

Ich habe Dir wahrhaftig nichts genommen; entgegnete der Blinde mit kläglicher Stimme.

Nicht einen Tropfen Branntwein wirſt Du von mir erhalten, fuhr das Weib fort, ich will Dich hungern und dürſten laſſen! — Du ſollſt wie ein Hund krepiren!

Der Blinde antwortete nur mit einem kläglichen Gewimmer.

Ich werde das Geld jetzt irgendwo hinlegen, wo es Deine blinden Augen gewiß nicht wieder finden ſollen.

Aber ich höre es klingen; murmelte der Alte.

Du hörst es klingen? schrie das Weib aufspringend und ergriff den Ochsenziemer. Da, das klingt auch! Und das klingt auch!

Sie gab dem Alten ein paar furchtbare Hiebe; Thomas vermochte nur mit Mühe an sich zu halten. Er stand da mit emporgehobenem Stock, als wollte er auf die Megäre zuspringen.

Der Blinde krümmte sich wie ein Wurm.

Laß' mich in Ruhe! ächzte er mit heiserer Stimme. Laß' mich in Ruhe. Ich sag' sonst der Armendirection, daß Du Geld hast!

Das Weib nahm eine entsetzliche Miene an; ihr struppiges Haar löste sich vollends auf, ihre Augen rollten, ihr Tuch fiel ihr vom Nacken herab, so daß sich ihr entblößter Oberkörper zeigte.

Du sagst der Armendirection, daß ich Geld habe! — versetzte sie dann mit einer Gebehrde, die Thomas frösteln machte.

Aber plötzlich ließ sie die Hand, welche den Ochsenziemer hielt, wieder sinken, und ihre Züge nahmen eine grinsende Freundlichkeit an, welche durch die sichtlich dahinter lauernde Tücke nur noch abstoßender wurde.

Für den lauschenden Thomas hatte diese furchtbare Scene ein doppeltes Interesse; er dachte daran, daß er sich seiner Schwiegertochter gegenüber in einer fast ähn-

lichen Lage befunden hatte, wie jetzt der unglückliche Blinde; krampfhaft hielten ſeine zitternden Hände den noch immer wie zum Schlage emporgehobenen Stock feſt.

Alſo Du willſt es der Armendirection erzählen, fuhr das Weib fort, das wäre juſt das Beſte, was Du thun könnteſt, Alterchen. Na komm', wir wollen wieder gute Freunde ſein. Gieb mir die Hand, wir wollen wieder gute Freunde ſein.

Der Alte ſtreckte mißtrauiſch ſeinen Kopf empor und verbarg ſeine Hand.

Gieb mir Deine Hand, ſag' ich, wir wollen wieder ſchön mit einander thun, wir wollen uns wieder lieb haben. Du ſollſt auch Branntwein kriegen, gieb mir Deine Hand.

Sie ſprang auf den Alten zu, umarmte und küßte ihn.

Thomas entſetzte ſich vor dieſem dämoniſchen Weibe.

Siehſt Du, fuhr ſie fort, nun biſt Du mein gutes Alterchen wieder, und ich hab' Dich ſo lieb! — Warte, nun ſollſt Du auch wieder Deinen Branntwein bekommen, Aber wirſt Du der Armendirection erzählen, daß ich Geld habe?

Nein, verſetzte der Alte, welcher noch immer mißtrauiſch gegen die Liebkoſungen des Weibes zu ſein ſchien, wenn Du wieder gut gegen mich ſein willſt, dann will ich gewiß nichts ſagen.

Gewiß nicht, mein Männchen? — Na, komm'; jetzt

ſollſt Du Branntwein haben. Aber warte nur, ich habe ihn draußen verſteckt, ich will ihn holen, und wir wollen Alles austrinken, nicht Alterchen? Wir wollen einmal rechte Verſöhnung feiern.

Sie ging hinaus; der Blinde erhob ſich ſo raſch er vermochte, trat ans Fenſter und öffnete es.

Es war gerade das Fenſter, wo Thomas ſtand.

Wahrſcheinlich hatte er die Abſicht hinauszuſpringen, aber ſchon trat das Weib wieder in die Stube.

Der Blinde zog ſich wieder vom Fenſter zurück.

So Alterchen, jetzt ſetze Dich zu mir; ſagte die Schwarze, Du ſollſt ein Schlückchen haben, als wärſt Du ein junger Gott. Da trink! —

Thomas war ſchon entſchloſſen, ſich hörbar zu machen. Er befürchtete, daß das Weib den blinden Mann vergiften würde. Als dieſer aber das Glas vorſichtig berooch, ehe er es an den Mund führte, beruhigte er ſich.

Jetzt aber ſchrie der Blinde entſetzlich auf und ließ das Glas fahren.

Ach, was iſt denn, Alterchen? rief das Weib mit einem ſchadenfrohen Geſichte.

Du haſt mir Spiritus gegeben! Spiritus! lallte der Blinde, ich habe mir den Schlund verbrannt.

Du biſt toll, Alterchen; verſetzte das Weib.

O, o, o! — wie das brennt!

Der Blinde ſprang auf und lief, ſich krümmend und

windend, im Zimmer umher. Er hatte in der That reinen Spiritus getrunken.

Noch mehr? fragte das Weib höhniſch, willſt Du noch ein Gläschen, mein Alterchen? Und willſt Du der Armendirection ſagen, daß ich Geld habe? — Sag's! Und ſag's! Und ſag's! Und ſag's!

Mit jedem „Sag's!" erhielt der alte Mann einen heftigen Schlag über den Kopf.

Thomas vermochte nicht länger an ſich zu halten, er wollte das Fenſter öffnen; aber im ſelben Augenblicke eilte das Weib aus der Stube hinaus. Es ſchien von draußen gepocht worden zu ſein.

Cäſar begann laut zu bellen.

Wer iſt da? hörte Thomas das Weib rufen.

Die Antwort konnte Thomas nicht vernehmen, auch vermochte er nicht zu bemerken, was der Blinde in dieſem Augenblick that, denn die Schwarze hatte das Licht mit hinaus genommen.

Aber er hörte Geldklang.

So unglaublich es ihm auch ſchien, daß der Blinde, trotz der furchtbaren Bosheit ſeiner Despotin, deren Zorn von Neuem zu reizen wagen ſollte, ſo mußte er doch glauben, daß er bei dem Gelde ſtand, das noch immer auf dem Tiſche lag.

Jetzt kam die Schwarze zurück; das Zimmer war

wieder hell, aber sie war so leise hineingetreten, daß der Blinde es nicht bemerkt hatte.

Jetzt stand sie mit einer boshaften Schadenfreude hinter ihm und beobachtete sein Treiben.

Der Blinde wühlte mit der Hand in dem Gelde herum und betastete einem Thaler nach dem andern.

Ach; sagte er leise, wenn ich doch mein Augenlicht hätte und die hübschen blanken Thaler sehen könnte! Sie sagte, sie seien sämmtlich funkelnagelneu, und der König sähe so hübsch darauf aus.

Er nahm zwei Thaler und hielt sich diese an die Augen.

Ich glaubte, daß ich damit würde sehen können; fuhr er während dieses Experimentes fort, ich wollte, ich hätte diese beiden hübschen, blanken Thaler statt meiner dummen, blöden Augen im Kopfe.

Er ließ jetzt die beiden Thaler in seine Stiefelschafte hinabgleiten.

Die Schwarze trat mit einem triumphirenden Lächeln bis an die Thür zurück und that, als käme sie erst jetzt wieder.

Alterchen; sagte ste, Du hast nun Dein Theil bekommen, Du wirst meinem Gelde nicht wieder nachspüren, und wir wollen wieder gut sein. He — willst Du wieder gut sein?

Nein; sagte der Blinde trotzig.

Du willst nicht wieder gut sein, Alterchen? fuhr das Weib fort, indem sie das Geld in den Beutel warf, auch nicht, wenn ich Dir ein Glas Branntwein und eine Wurststulle gebe?

Du willst mich verbrennen und vergiften! entgegnete der Blinde.

Da, hier ist die Flasche; überzeuge Dich.

Sie gab dem Blinden die Flasche und nahm dann leise den Beutel vom Tisch, dann trat sie an das Fenster, öffnete es leise und ließ den Beutel in den Garten fallen.

Thomas hörte es klingen.

Das Geld fiel ihm fast vor die Füße, er brauchte nur den Arm auszustrecken, um es aufzuheben.

Nun, Alterchen, ist es Gift oder Branntwein? fragte jetzt die Schwarze, indem sie an den Blinden herantrat.

Branntwein; versetzte dieser, aber er beißt, weil mir der Schlund verbrannt ist.

Die Stulle wird Deine Kehle wieder geschmeidig machen.

Der Blinde griff gierig nach dem Brode und aß.

Ach, das thut weh; sagte er, ich kann nicht essen!

Wird schon wieder gut werden, Alterchen; versetzte die Schwarze, ich will Dich ordentlich pflegen, — aber wirst Du sagen, daß ich Geld habe?

Nein; versetzte der Blinde.

Und Du wirst mir auch nichts nehmen?

Nein, gewiß nicht.

Es hilft Dir auch nichts, Alterchen — Du kannst es ja doch nicht ausgeben. Wenn Du noch etwas irgendwo versteckt hast, dann gieb es mir heraus.

Nein, ich habe nichts — ich weiß ja, daß es mir nichts nützen kann.

Schwöre!

Wahrhaftig! — Ich habe nichts.

Nun, dann geh' zu Bett, Alterchen. Komm', ich werde Dich hübsch bedienen. Setz' Dich, ich will Dir die Stiefel ausziehen.

O, das kann ich allein.

Die Schwarze packte des Blinden Bein und zog ihm, seines Sträubes ungeachtet, den Stiefel ab.

Sie hörte den Klang des Geldes.

Ach — was ist denn das? rief sie aus, hast Du Musikanten im Stiefel, Alterchen?

Der Blinde nahm die Miene der Ueberraschung an.

Sieh' mal, die Allerblänksten hat er sich ausgesucht. Ob der nicht sehen kann!

Sie müssen mir in den Stiefel hineingefallen sein; versetzte der Blinde.

Ja, das müssen sie, Alterchen; laß Dir darüber keine grauen Haare wachsen, geh' zu Bett!

Sie verließ die Stube, kehrte aber mit Axt und

Schaufel in der Hand zurück. Leise öffnete sie das Fenster und stieg in den Garten hinaus.

Thomas trat rasch zurück und verbarg sich.

Er sah, wie das Weib den Beutel aufhob, den Garten entlang bis zu einem Winkel ging und nun zu graben und zu schaufeln begann.

Sie vergrub das Geld.

Es war rings herum still und einsam. Nirgends sah man Licht, keine Stimme war lautbar. Nur der Mond stand hell am Firmamente und beleuchtete das dämonische Gesicht des Weibes.

Nachdem sie ihren Schatz geborgen stieg sie wieder ins Zimmer; auch Thomas schickte sich an, den Garten zu verlassen.

Noch einmal warf er einen Blick in die Spelunke.

Das Licht erlosch.

Viertes Kapitel.

Eine barmherzige Schwester.

Kalte, selbstsüchtige Herzen werden selbst von den Banden der Blutsverwandtschaft nicht zusammengehalten; die Alltagsfreundschaft hält sich an die Glücklichen; nur die wahre, ächte Menschenliebe reicht dem Unglück die Hand, wo und bei wem immer sie es findet.

Ida athmete auf, als sie an der Hand der Rademacher, wie von einem guten Engel geleitet, in die zwar kleine, aber trauliche und gemüthliche Wohnung eintrat.

Nun setz' Dich nieder, mein Kind; sagte die Rademacher, indem sie ihren Beutel öffnete und ein ausgestopftes Vögelchen herausnahm. Du wirst eine Tasse Thee trinken und ein paar Zwiebäcke essen und dann sollst Du schlafen und schwitzen und morgen wirst Du völlig wieder gesund sein, und dann wollen wir mit einander plaudern.

Fräulein Rademacher bereitete nun auf dem Sopha ein Bett, kochte Thee, suchte Nachtzeug hervor und kleidete Ida gänzlich um. Und als diese sich erfrischt hatte, mußte sie sich niederlegen und die Rademacher deckte sie zu, als wollte sie das Mädchen vor jedem Luftzuge hermetisch verwahren. Ueber die Federdecke eine Steppdecke und über die Steppdecke einen Mantel und über den Mantel ein paar Unterröcke, und Idas Füße hüllte sie in ein großes Tuch und ein paar Kissen darüber und dann erst gab sich Fräulein Rademacher zufrieden.

So; sagte sie, jetzt wirst Du schwitzen, mein Kind. Das Schwitzen ist in meiner Hausapotheke die erste Medizin, und wenn alle Aerzte dagegen protestiren, ich bleibe bei der Behauptung, daß das Schwitzen durchaus für Alles gut ist, für Alles! — Ich will mich auch niederlegen und schwitzen, denn ich muß mir den Schreck,

den mir die weiße Hose verursacht hat, aus den Gliedern treiben. Ich gehe also, mein Kind, denn ich schlafe in der andern Stube und ich hoffe, Du wirst morgen ganz gesund sein. Wenn Du meiner bedarfst, brauchst Du nur zu klingeln. Gute Nacht!

Ida streckte ihre Hand aus, um sie Fräulein Rademacher zu reichen, aber diese machte eine abwehrende Bewegung.

Bei Leibe nicht, mein Kind; Du darfst Dich durchaus nicht aufdecken!

Aber Ida hatte die Hand ihrer Retterin schon ergriffen, küßte sie und es fiel eine Thräne darauf.

O, ich will Dich schon kuriren! sagte die Rademacher. Danke Gott, daß Du in meine Hände gekommen bist, mein Kind; die Aerzte hätten Dich in acht Tagen auf den Kirchhof gebracht. Es ist abscheulich, wie viele Leute jetzt sterben, daran ist einzig und allein die schlechte Medizin Schuld. Ich protestire dagegen, und wenn alle Aerzte auch das Gegentheil behaupten, ja, ich protestire!

Und das Fräulein nahm noch einen Unterrock und noch andere diverse Kleidungsstücke und legte sie auf die fast zu einem Gebirge angeschwollene Bedeckung, unter welcher Ida bereits zu schwitzen begonnen und entfernte sich dann in die andere Stube, deren Thür sie halb aufstehen ließ.

Aber Ida vermochte nicht sobald einzuschlafen. Sie

richtete sich auf, faltete inbrünstig die Hände und ein Dankgebet ohne Worte drang aus ihrer tiefinnersten Seele zu Gott empor.

Und dann schlief sie ein.

Aber seltsame Träume beunruhigten ihren Schlummer. Die traurigen Ereignisse ihrer jüngsten Vergangenheit gaukelten sich noch einmal in ihr Traumleben hinein. Sie sah sich von Alfred kalt und lieblos zurückgewiesen. Sie stand am Wasser, um den verzweiflungsvollen Sprung zu thun, und sah sich von der rettenden Hand des Bruders zurückgehalten und dann von derselben Hand unbarmherzig und elendig verstoßen. Der Blinde mit seinem Weibe, der Pole, Wöllner und seine Frau, alle diese Gestalten umwirrten sie, bis sich deren Züge zur scheußlichsten Frazenhaftigkeit verzerrten. Dann zu einem höllischen Reigen vereinigt, umtanzten sie diese Dämonen und sangen gräßliche Opfergesänge.

Vergebens versuchte Ida aus diesem furchtbaren Reigen zu entkommen; plötzlich streckte die Wöllner den Arm aus und setzte ihr einen Myrthenkranz aufs Haupt. Ida versuchte ihn herabzureißen; aber ihr Kopf wuchs größer und größer, während der Myrthenkranz immer kleiner wurde, so daß sie ihn mit der Hand nicht zu erreichen vermochte; da wiederum verwandelte sich die phantastische Scene. Sie sah sich mit einem Sterbekleide angethan, eine Dornenkrone auf den Haupte in

einem Sarge liegen; ihr Bruder Harry stand neben ihr und weinte. Plötzlich stieg ihr älterer Bruder Moritz aus der Tiefe empor und schlug den Sargdeckel zu. Entsetzliche Erstickungsangst überfiel sie, sie schrie auf und erwachte.

Mein Gott, wie hast Du mich erschreckt! rief die Rademacher, welche an ihrem Bette stand.

Ich hatte so böse Träume! versetzte Ida, die in Schweiß gebadet war.

Das ist Fieber, mein Kind; versetzte die Rademacher, aber das ist ganz gut. Der Schweiß treibt Alles aus. Bleib' nur ruhig liegen, morgen bist Du ganz gesund.

Ida ließ das Haupt aufs Kissen sinken und nach einem Weilchen schlief sie wieder ein. Es wurde Tag, als sie zum dritten Male erwachte.

Aber die Rademacher lag noch im tiefsten Schlafe.

Ida erhob sich, kleidete sich an, holte Holz aus der Küche und heizte ein, dann machte sie sich daran, den Kaffee zu kochen.

Wirst Du Dich gleich wieder niederlegen! rief da plötzlich Fräulein Rademacher's Stimme. Das ist ja noch schöner. Erst schwitzen und dann wieder in der Kälte herumkriechen!

Ich fühle mich ganz gesund; versetzte Ida.

Das ist nicht möglich; und wenn alle Aerzte sagen, daß Du gesund bist, ich protestire dagegen. Es muß

erst eine Nachkur kommen. Du wirst Dich heute noch im Bette halten.

Ich bin ja schon angekleidet; versetzte Ida.

Und wenn Du zehnmal angekleidet bist! Du legst Dich wieder nieder. Um sieben Uhr kommt die Aufwärterin, die wird schon Alles besorgen. Ich dulde durchaus kein Protestiren gegen meine Anordnungen, mein Kind, ich verlange blinden Gehorsam.

Nichts wird mir mehr Vergnügen gewähren, als Ihnen gehorsam zu sein; versetzte Ida, aber ich fühle mich wirklich ganz wohl und wünsche mich Ihnen nützlich zu machen.

Dazu wird wohl noch Zeit sein, entgegnete das Fräulein, ich protestire gegen diese Nützlichkeit, die Dir zum Schaden gereichen würde. Leg' Dich sofort nieder, das Schwitzen muß durchaus fortgesetzt werden.

Ida sah ein, daß es wirklich schwierig war, gegen das Fräulein zu protestiren, und legte sich wieder aufs Sopha. Alsbald thürmte sich ein Gebirge von Betten und Kleidungsstücken über sie, nur das Gesicht wurde ihr freigelassen.

Jetzt werde ich den Kaffee kochen; fuhr Fräulein Modemacher fort, und während dessen kannst Du mir erzählen: wes Geistes Kind Du bist, und was Du bis jetzt in der Welt getrieben hast. Ich glaube nichts Schlechtes; denn Du siehst mir gar nicht darnach aus.

Du siehst meiner Anna sehr ähnlich, die war in Deinem Alter, als ich sie verlor.

O, ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre gute Meinung; sagte Ida gerührt, ich werde sie gewiß zu verdienen suchen.

Mein Annchen, fuhr die Rademacher fort, war nämlich meiner Schwester Kind, das ich nach dem Tode meiner Schwester zu mir nahm und erzog. Ihr Verlust hat mich fast wahnsinnig gemacht. Aber was hilft es, gegen den Tod läßt sich nicht protestiren. Nun erzähle.

Mein Leben ist zwar nur eine kurze aber eine sehr traurige Geschichte; entgegnete Ida.

Ja, das glaube ich wohl; den Wittwen und Waisen geht es schlecht. Ich bin auch frühzeitig eine Waise geworden, aber ich habe mich fast zu Tode gegrämt, und ich hatte Vermögen. Ich kann mir also leicht denken, wie es armer Leute Kindern geht. Es giebt so viele hartherzige Menschen.

Gottlob, auch viele gute! versetzte Ida.

Man muß die Menschen allerdings nehmen, wie sie sind; versetzte das Fräulein, weil man doch nicht allein leben kann, aber es ist wenig Gutes an den Meisten. Nun weiter:

Ida begann zu erzählen. Sie zögerte nicht, einem Herzen, welches so viel Güte verrieth, sich ganz anzuver-

trauen. So rollte sie denn vor der theilnehmenden, mütterlichen Freundin das Trauerbuch ihres Lebens auf. Wie sie schon früh mutterlos geworden, dann auch ihren Vater, von dem sie unaussprechlich geliebt wurde, verloren; wie ihr älterer Bruder sich seinen Geschwistern entfremdet und der jüngere in die weite Welt gezogen; wie sie nun mit Arbeit mannigfacher Art sich erhalten, dann Alfred kennen gelernt und ein Opfer ihres Vertrauens geworden; wie sie dann aber verlassen, von Kummer und Gram verzehrt, sich eine tödtliche Krankheit zugezogen und endlich zu ihrem Unglücke wieder genesen und zur Verzweiflung getrieben, den Tod gesucht; dies Alles erzählte sie ohne Uebertünchung, ohne jegliche Verheimlichung, wahr und wahrhaftig. Sie schien es als eine Buße ihres Fehltrittes zu betrachten, nichts zu verschweigen, selbst auf die Gefahr hin, die Gunst ihrer Beschützerin zu verlieren.

Aber diese hatte mit dem größten Interesse die Erzählung ihres Schützlings angehört und als Ida nun schwieg und in heftige Thränen ausbrach, strich sie ihr sanft die Locken aus dem Gesichte, küßte sie zärtlich, sah sie mit ihren dunkeln, schwarzen Augen an und dann wandte sie ihr bleiches, aber kluges und interessantes Gesicht von Ida ab, und ein unterdrücktes Schluchzen ließ erkennen, daß auch sie weinte.

Könnte ich mich überhaupt über etwas wundern,

fuhr dann das Fräulein nach einer feierlichen Pause fort, ich würde mich über Manches in Deiner Erzählung wundern, mein Kind, aber ich kenne das Leben. Ich weiß, daß nicht wenig Frauen Dich verdammen werden, weil sie nie erfahren haben, was zwei Dinge aus dem Menschen und zumal aus dem Weibe machen können: Liebe und Verzweiflung. Hättest Du das Glück gehabt, mich früher kennen zu lernen, Du würdest vor vielem Unglück bewahrt worden sein. Es überläuft mich eiskalt, wenn ich an das entsetzliche Weib und den Blinden denke. Und auch die Wöllner ist recht schlecht. Ich muß gestehen, daß man bei aller Menschenkenntniß und Erfahrung hintergangen werden kann, wenn es nicht in unserer Natur liegt, mißtrauisch und argwöhnisch zu sein. Ich habe der Frau weit mehr Gemüth und Herz zugetraut, sie that immer so mitleidsvoll, aber ihr Versuch, mich zu hindern, Dich zu mir zu nehmen, hat sie mir recht verhaßt gemacht.

Und dennoch bin ich ihr dankbar; fiel Ida ein, o, ich werde es ihr nie vergessen, daß Gott mich Sie in ihrem Hause finden ließ.

Fräulein Rademacher sah Ida liebevoll an und fuhr fort:

Wöllner ist im Grunde ein gutmüthiger, aber äußerst schwacher Mensch, den seine Frau, wie ich nun einsehe, vollständig beherrscht. Ich kann übrigens nicht sagen,

daß die Leute mir je sehr gefallen haben, aber ich stehe mit Wöllner in geschäftlichem Verkehr und habe meine Gelder bei ihm untergebracht. Er ist wenigstens, so weit ich ihn kenne, ein ehrlicher Mann, und wenn man so allein dasteht, und als Frauenzimmer überhaupt, kann man seine Freunde nicht immer nach Wunsch wählen.

Inzwischen war die Aufwärterin gekommen und der Kaffee wurde aufgetragen; ehe aber Fräulein Rademacher ihr Frühstück einnahm, goß sie Milch in eine Schale, brockte Brod hinein, öffnete dann eine Thür, welche zu einer Art Alkoven führte und rief mit lauter Stimme: Minchen! Minchen!

Ein lautes Miauen erwiderte diesen Ruf, und eine große weiße Katze kam ins Zimmer hinein, sprang auf einen Stuhl, der neben dem Fräulein am Tische stand, und sah Ida an.

Die Leute behaupten, daß die Thiere keinen Verstand haben; sagte das Fräulein, aber ich protestire dagegen. Sieh', wie aufmerksam die Katze Dich anblickt, daß sie sogar ihr Frühstück vergißt, welches sie heute etwas später als gewöhnlich bekommt. Ist es nicht als wollte sie sagen: Du bist schuld, daß mir weniger Aufmerksamkeit zu Theil geworden. Wie kommst Du hierher?

O, es soll Dir nichts entgehen; sagte Ida, indem

ſie das Thier freundlich anſah, ich will Dich gewiß recht gut pflegen.

Merkwürdig! rief das Fräulein, ſie ſieht Dich noch immer an.

Und ſo böſe; ſagte Ida.

Biſt Du eiferſüchtig, Minchen! rief Fräulein Rademacher. Warte nur. Unterſtehe Dich nicht, neidiſch auf meine Ida zu ſein, wenn wir gute Freundinnen bleiben ſollen.

Die Katze miaute und begann ihr Frühſtück zu verzehren. Das Fräulein und Ida fuhren fort, mit einander zu plaudern. So wurde es zehn Uhr. Da wurde geklingelt. Madame Wöllner machte ihren Beſuch.

Fünftes Kapitel.

Die Katze.

Als Madame Wöllner ins Zimmer trat und Ida mit einem ſchneeweißen Jäckchen und einer ſchneeweißen Mütze bekleidet auf dem Sopha ſitzen ſah, wurde ihr Geſicht noch einmal ſo gelb und noch einmal ſo lang.

Von Fräulein Rademacher wurde ſie kalt und ceremoniös empfangen.

Wahrhaftig, ſagte Madame Wöllner ironiſch, Sie haben die Paſſion, meine liebe Rademacher, den Arzt

zu spielen. Ich glaube, Sie würden die gemeinste Gassendirne von der Straße fortnehmen, wenn sie sich krank stellte. Sie sind im Stande, aus Ihrer Wohnung eine Charité zu machen.

Das wäre eben kein Unglück; versetzte das Fräulein trocken.

Nun, ich danke. Man hat wahrhaftig keinen Lohn dafür. Es giebt kein undankbareres Volk, als diese gemeinen Leute. Und übrigens glaube ich, daß es für die Mamsell hier besser sein würde, wenn man dafür sorgte, daß sie in irgend einer Fabrik Arbeit fände, als sie noch mehr in ihrer Trägheit zu bestärken und wie eine vornehme Dame zu behandeln.

Das wird man mir wohl ganz allein überlassen müssen, versetzte die Rademacher, wie ich Leute behandeln will, die mir gefallen. Meine Ida steht von nun an unter meinem Schutz, Madame; ich stehe für sie ein mit meinem Vermögen, mit meinen Erfahrungen und mit meinem Wohlwollen. Ich danke Ihrem Manne bestens für seine Empfehlung, und werde das arme Kind bei mir behalten und vor allen Kränkungen, die ihr Bosheit und Herzlosigkeit bereiten könnten, bewahren!

Nun, ich will Sie wahrhaftig daran nicht hindern; entgegnete Madame Wöllner, ihren Grimm verbeißend, indem sie zu lächeln sich bemühete. Ich wäre die Letzte,

welche es Ihnen mißgönnte, denen wohlzuthun, die Sie Ihrer Wohlthaten würdig halten. Ich will nur wünschen, daß Sie sich nicht über Täuschung und gröbsten Undank zu beklagen haben mögen.

Das werde ich gewiß nicht; versetzte das Fräulein, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß diejenigen, welche ohne allen Eigennutz wahrhaft Gutes thun, stets die Herzen derjenigen gewinnen, die sie sich verpflichten. Nur halbe Wohlthaten und solche, die aus eigensüchtigen Motiven gewährt werden, erzeugen Undank.

O, ich könnte Ihnen ein Liedchen davon singen; sagte Madame Wöllner. Ich war auch einmal eine solche Närrin und habe ein junges Mädchen aus dem Volke zu mir ins Haus genommen, und welchen Dank hatte ich dafür? — Sie bestahl mich auf das Abscheulichste.

Das kommt wohl vor; entgegnete die Rademacher, es giebt unter allen Klassen schlechte Menschen, aber ich protestire gegen die Wahrheit des Sprüchwortes: „Undank ist der Welt Lohn!" — Ich finde, daß viele Thaten, für welche man Dankbarkeit beansprucht, solche wirklich nicht verdienen.

Sie erwarten auch von dem Fräulein da wohl keinen Dank? sagte Madame Wöllner spöttisch.

Ida's Antlitz überflog Feuerröthe, aber sie schwieg.

Ihre Beschützerin warf ihr einen Blick des vollsten Vertrauens und der innigsten Theilnahme zu.

Ich muß Sie nochmals bitten, nahm die Rademacher wieder das Wort, daß Sie meinen Schützling gänzlich außer Erwähnung lassen. Sie werden mich nicht irre machen. Meine Ansichten stehen unerschütterlich fest. Nehmen Sie also diese meine Bitte sehr ernsthaft auf, denn Sie sehen wohl ein, daß, wenn Sie solche unberücksichtigt ließen, ein vollständiger Bruch unseres bisherigen Verhältnisses eintreten müßte.

Madame Wöllner biß sich in die Lippen, aber sie beherrschte sich.

Gott behüte; sagte sie, ich hatte durchaus nicht die Absicht, Sie zu kränken, meine liebe Rademacher. Was ich Ihnen sage, das geschieht, wie Sie wohl wissen, aus Freundschaft für Sie. Es stand mir wohl zu, Ihnen einen Rath zu geben. Aber da Sie so sehr entschlossen sind, demselben entgegen zu handeln, muß ich Sie freilich, wenn auch mit großem Bedauern, Ihren eigenen Weg verfolgen lassen. Wir wollen es abwarten, wer von uns Beiden Recht behalten wird.

Mit diesen Worten erhob sich Madame Wöllner, um zu gehen. Sie warf Ida einen tödtlichen Blick zu. Es war ein Blick, wie aus dem Auge der Katze.

Kommen Sie recht bald wieder zu uns, liebste Rademacher; sagte sie draußen zu dieser, es soll mir an-

genehm sein zu hören, daß Sie keinen Mißgriff gethan haben. Es freut mich, daß der gestrige Abend keine nachtheiligen Folgen für Ihre eigene Gesundheit gehabt hat. Auf Wiedersehen also.

Sie wollte das Fräulein Rademacher küssen, aber diese blieb kerzengerade stehen. Madame Wöllner empfahl sich im Streite mit sich selbst darüber, ob sie Ida, die ihr die Freundschaft der Rademacher entzogen hatte, oder diese, welche einer leichtfertigen Dirne wegen mit ihr gänzlich brechen zu wollen schien, mehr hassen sollte.

Nun siehst Du, was Du mit Deiner Einfalt angerichtet hast; sagte sie, als sie nach Hause kam, im gereizten Tone zu ihrem Manne. Wahrhaftig, Du solltest Dir dafür den Orden pour le mérite geben lassen.

Was ist denn? entgegnete Wöllner.

Du kannst noch fragen! Die Dirne hat sich schon so fest in der Gunst der verrückten Rademacher eingenistet, daß wir nichts, gar nichts mehr bei ihr gelten. Du wirst es noch erleben, daß sie uns nicht mehr ansieht und daß sie nächstens ihre Kapitalien bei Dir einzieht; davon, daß sie zu uns ziehen wird und von einer Beerbung kann gar nicht mehr die Rede sein.

So schlimm wird es wohl nicht sein; entgegnete Wöllner.

Du bist immer der ungläubige Thomas; fuhr Madame Wöllner auf, Du willst immer den Klugen spie-

len und unter uns gesagt: es giebt keinen größern Schaafskopf, als Du, obwohl die Leute Dich für einen Salomon halten. Wenn ich nicht wäre, Du könntest betteln gehen. Du wärst heute noch ein Lump, wie damals, als Du mit jener Dirne schön thatest, die es Dir jetzt dankt.

Diese Dirne war damals noch ein Kind und sie hat nicht von mir, sondern ich habe von ihr oder was dasselbe ist, von ihrem Vater Gutes genossen; wandte Wöllner ein.

Nun, da konntest Du sie ja heirathen und Ihr hättet jetzt auf der Straße Harfe spielen und den Leierkasten dudeln können.

Ich bitte Dich, daß Du Dich ein wenig in Deinen Ausdrücken mäßigest; sagte Wöllner ungeduldig.

Dir gegenüber hört alle Mäßigung auf. Du warst von jeher ein Tropf und wirst es bleiben. Aber ich möchte nicht darunter leiden, ich habe nicht Lust, bei Dir zu verarmen.

Was das betrifft — zu Deiner Mitgift bedurfte es keiner Geldkiste.

Meine Mitgift reichte aber doch dazu aus, daß Du Dir ein paar ganze Strümpfe kaufen konntest, als Du die Arroganz hattest, eine Frau aus vornehmer Familie zu heirathen!

Damit ist es grade nicht weit her. Die Tochter eines Schornsteinfegers hätte ich alle Tage heirathen können.

Und ich werde Dir zeigen, daß ich als Tochter eines Schornsteinfegers höher stehe, als Du! schrie Madame Wöllner. Ich werde Dir aufs Dach fahren, daß Du Dein Leben lang daran denken sollst.

Mit diesen Worten sprang Madame Wöllner wüthend gegen ihren Mann an, und ehe sich dieser in Vertheidigungszustand setzen konnte, hatte er einige mit Blut geschriebene Hieroglyphen im Gesicht, welche belundeten, daß Madame nicht nur eine scharfe Zunge, sondern auch scharfe Nägel hatte.

Ich verbitte mir das; rief Wöllner, indem er seine Frau auf eine so unsanfte Weise zurückstieß, daß sie niederfiel.

Herr Wöllner wurde leichenblaß, denn er erschrak selbst vor den Folgen dieser zu weit gegangenen Abwehr.

Madame erhob sich und begann zu weinen.

Es ist Deine Schuld; sagte Wöllner, warum bist Du so auffahrend?

Ich gehe auf der Stelle aufs Stadtgericht, ich will mich von Dir scheiden lassen; versetzte seine Frau.

Du schiebst mir Dinge in den Schuh, die mich gar nicht angehen; replicirte Wöllner, ich habe der Rademacher doch wahrlich das Mädchen nicht empfohlen, ich habe nicht ein einzig Wort zu ihren Gunsten gesprochen. Aber die Rademacher war für sie eingenommen, und aller Widerspruch war vergebens. Das wußte ich, denn

ich kenne sie ja und weiß, daß sie sich von dem, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, nicht abbringen läßt.

Und ich werde sie davon abbringen! rief Madame Wöllner, indem sie die Faust drohend ausstreckte. Du wirst sehen, was ein Weib vermag.

Und dann ist es immer sehr problematisch, wandte Wöllner ein, ob es Dir wirklich gelingen wird, daß sie ein Testament zu unsern Gunsten macht. Die Rademacher ist eine Person, deren Handlungen außer aller Berechnung liegen.

Madame warf ihrem Gatten einen verächtlichen Blick zu.

Allerdings, sagte sie, wenn man es nicht versteht, eine Sache anzufassen und eine Person zu nehmen! Wärst Du keine solche Nachtmütze, hätte die ganze Angelegenheit schon längst entschieden und die Rademacher in unserem Hause sein müssen. Und jetzt frage ich Dich, ob Du länger wie die Katze um den Brei herumgehen oder mir Beistand leisten willst, der Sache ein Ende zu machen?

Ich wüßte nicht, wie Du das anfangen wolltest? entgegnete Wöllner.

Das glaube ich wohl, daß Dein Verstand dazu nicht ausreicht, meine Pläne zu errathen; fiel Madame ein.

Du bildest Dir ungeheuer viel auf Deinen Verstand

ein; verſetzte Wöllner, ich ſehe aber wirklich nicht, daß Du ſo Großes damit ausgerichtet haſt.

Was ich damit ausgerichtet? rief Madame. Wer hat Dich zu einem reichen Manne gemacht?

Du nicht! ſagte Wöllner.

Nein, ich nicht, Deine Dummheit wahrſcheinlich! entgegnete Madame höhniſch auflachend.

Meine Dummheit geht wenigſtens den geraden Weg; ſagte Wöllner.

Der gerade Weg, verſetzte Madame, indem ſie ihren Mann giftig anſah, führt noch öfter als der krumme ins Narrenhaus, ins Zuchthaus und an den —

Wöllner erbleichte, ſeine Frau ſah ihn noch immer mit jenem giftigen Blicke an, mit dem ſie ihre Worte begleitet hatte.

Nächſten Sonnabend iſt unſer Hochzeitstag; fuhr ſie dann fort, wir werden ihn in dieſem Jahre ſo glänzend wie möglich feiern und natürlich auch die Rademacher einladen. Sie hat bisher an dieſem Tage nie gefehlt, und ſollte ſie Einwände machen, dann mußt Du ſie bitten, zu uns zu kommen. Das iſt vorläufig Alles, was ich von Dir verlange. Im Uebrigen wiederhole ich, daß ich mich an dieſer Dirne, welche uns verdrängen will, auf eine ganz eclatante Weiſe rächen werde!

Madame Wöllner verließ mit dieſer Drohung das Zimmer ihres Gatten, welcher ſich an ſein Büreau ſetzte

und zu schreiben begann. Herr Wöllner war kein Freund von vielem Nachdenken und so fiel es ihm auch nicht ein, darüber nachzugrübeln, auf welche Weise seine Frau sich rächen wollte.

Aber diese warf sich aufs Sopha nieder und begann ihren scheußlichen Racheplan auszubrüten. Wer sie so daliegen gesehen hätte, diese Frau, in seidenem Gewande, umgeben von Wohlleben und Reichthum, würde er wohl geargwöhnt haben, daß sie damit beschäftigt war, eine arme, unglückliche Waise zu vernichten?

Und während so fortwährend über Ida's Haupt das Damoklesschwert schwebte, sandte diese alltäglich ein Dankgebet für ihre Rettung zum Himmel. Beschützerin und Schützling gewannen sich von Tag zu Tag lieber. Ida sah sich nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Tochter, wie eine Schwester, behandelt.

Sie erhielt Wäsche und Garderobe in Hülle und Fülle. Es war, als wenn die Rademacher sich nicht genug thun konnte und ein Studium daraus machte, ein Wesen zu beglücken, das sie lieben wollte.

Das menschliche Herz ist ein so räthselhaftes Ding, daß es eine vergebene Mühe sein würde, allen seinen Regungen und Aeußerungen Motive zu unterbreiten. Zuweilen geschieht es, daß ein Herz, welches inniger und hingebender Liebe kaum noch fähig schien, plötzlich

die verwandte Seele findet, zu der es sich mit unwiderstehlicher Gewalt hingezogen fühlt.

Einige Tage später machte Madame Wöllner wieder einen Besuch bei Fräulein Rademacher. Sie wurde kalt empfangen. Aber Madame Wöllner war heute ordentlich liebenswürdig. Sie entschuldigte sich ihres Benehmens wegen und that bei Ida förmlich Abbitte. Es liegt gewiß nicht in meiner Art, sagte sie, hartherzig gegen Unglückliche zu sein. Fräulein Rademacher weiß das ja sehr gut. Aber ich war gegen Fräulein Ida eingenommen, weil ich wirklich glaubte, daß sie sich meinem Manne aufdringen wollte. Ich bin ein wenig eifersüchtig und man möge es mir daher verzeihen, wenn mein Benehmen kränkend gewesen ist.

Nach dieser Entschuldigung küßte Madame Wöllner die überraschte Ida mit der innigsten Zärtlichkeit und gab die Absicht zu erkennen, mit dem Fräulein in der Liebe, die sie Ida erweisen wollte, zu wetteifern. Ich werde es gewiß wieder gut zu machen streben, fuhr sie dann fort, und als Beweis meiner Reue, bitte ich Fräulein Ida, ein kleines Geschenk von mir anzunehmen.

Mit diesen Worten überreichte Madame Wöllner Ida einen Kasten, in welchem sich sechs Paar feine Handschuhe befanden.

Weder Ida noch die Rademacher konnten einem solchen Benehmen Kälte und Unfreundlichkeit entgegensetzen.

Sie söhnten sich wieder aus, und schließlich mußte Fräulein Rademacher Madame Wöllner das Versprechen geben, Ida zur Feier ihres Hochzeitstages mitzubringen.

Madame Wöllner nahm dann sehr erfreut und befriedigt Abschied von den Damen.

Sechstes Kapitel.

Sie legt Schlingen.

Bei Wöllner sah es sehr festlich aus. Schon seit einigen Tagen war gescheuert, geputzt, gebacken und gebraten worden. Das Haus Wöllner sollte einmal in vollem Glanze seines Reichthums erscheinen. Trotz diesem Glanze aber, mit welchem sich das Ehepaar umgab und für welchen es in Rücksicht seiner ehemaligen Dürftigkeit gegen Gott und die Welt wohl hätte dankbar sein sollen, wäre es beinahe noch kurz vor Ankunft der Gäste zwischen ihnen zu einer sehr tragischen Scene gekommen. Herr Wöllner hatte eine nicht ganz kleine Schramme auf der Nase und ein schwarzes Pflästerchen auf der Stirn; auf Befragen der Gäste gab er vor, daß ihm der schwere silberne Candelaber auf den Kopf gefallen. Das ließ sich hören; nur zischelte Johanna dem geborgten Eintagsbedienten etwas ganz Anderes ins Ohr.

Ihrer Aussage nach war es zwischen den beiden Ehegatten zu einem sehr harten Kampf gekommen, und Madame Wöllner hatte zuletzt weinend ausgerufen, daß sie den heutigen Tag weit mehr als einen Unglückstag zu betrauern, denn als einen Freudentag zu feiern Ursache habe. Uebrigens schien das Ehepaar am Abende vergnügt und glücklich zu sein. Madame Wöllner küßte fortwährend ihren Gatten und konnte seine Entstellung nicht genug bedauern. Die beiden Eheleute waren ein Muster der Zärtlichkeit, und jeder Verdacht in Bezug auf den illegitimen Ursprung von Schramme und Pflästerchen mußte sich vor sich selber schämen. Sehr nobel sah es in den hellerleuchteten Stuben aus; die Gäste waren so höflich, wie es sich bei dem zur Schau gestellten Reichthum des Wirthes und in Erwartung eines vorzüglichen Abendtisches von selbst verstand. Was nur irgend zu bewundern war, wurde überschwänglich gepriesen und bewundert. Madame Wöllner wurde von den Liebkosungen der Damen fast erdrückt und mit Schmeicheleien überschüttet. Die absurdesten Lügen wurden mit lächelndem Munde und dreister Stirn behauptet; es hörte sich wirklich so an, als glaubten die Leute, was sie sagten, und Madame Wöllner war gläubig genug, alle diese Complimente als aufrichtig gemeint hinzunehmen, obwohl Jeder glaubte, was er wollte und im Tiefinnersten seines Herzens seinen Gedanken und

Glossen über die Gastgeberin und den Herrn Gemahl, über seine Pflästerchen und Schrammen, und über die Juwelen und silbernen Leuchter nachhing.

Die gesellschaftliche Lüge, diese Schlange der Civilisation, diese große Heuchlerin unter dem Schimmer der Freundschaft, ist der ungebetene, aber unfehlbare Gast auf jedem Feste dieser Art.

Nach und nach schien aber Madame Wöllner sehr unruhig und unzufrieden zu werden, ein Fehlschlag drohte ihre Berechnungen zu Schanden zu machen.

Es war schon spät und Fräulein Rademacher und Ida waren noch immer nicht erschienen, obwohl sie mit großer Spannung erwartet wurden. Zur Verwunderung ihres Gemahls hatte Madame Wöllner sehr viel namentlich von Ida gesprochen und den Geist und die Schönheit der jungen Dame bis in den Himmel gehoben. Nun kam zu ihrem nicht geringen Verdrusse ein Absagebillet; Fräulein Rademacher entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit. Madame Wöllner beruhigte sich hierbei nicht, ihr Gatte mußte sich in eine Droschke setzen und zu den Damen fahren. Komm' nur nicht ohne sie zurück, befahl Madame, und wenn Fräulein Rademacher wirklich krank ist, dann bringe wenigstens Fräulein Ida mit.

Die ganze Gesellschaft gerieth in Aufregung, als nach einer halben Stunde eine Droschke vorfuhr, und Fräulein Rademacher mit ihrem Schützling wirklich er-

ſchienen. Herr Wöllner blickte ſeine Gattin triumphirend an.

Ida machte in der That auf die anweſenden Herren einen ſehr guten Eindruck. Madame Wöllner war ganz bleich geworden, ſie zitterte in fieberhafter Erregung. Sie hatte gehofft, dem Mädchen durch die überſpannten Erwartungen, welche ſie durch ihre Vorſtellungen erweckt, zu ſchaden, und jetzt war ſie ſelbſt von dem natürlichen Adel ihrer Erſcheinung betroffen.

Selbſt rohe Menſchen laſſen ſich durch den Zauber einer einnehmenden Perſönlichkeit gewinnen, aber es giebt eine Art von Neid und Bosheit, welche gegen einen ſolchen Zauber wie eine Schildkröte gepanzert iſt.

Im ſelben Augenblick, in welchem Madame Wöllner Ida küßte und anlächelte, flüſterte der Teufel in ihr:

Ich will, ich muß ſie verderben!

Es wurde zur Tafel gegangen.

Ida erhielt ihren Platz zwiſchen einem jungen Aſſeſſor und der verwittweten Geheimräthin Pix. Herr Wöllner hatte Fräulein Rademacher zu Tiſche geführt. Er bekomplimentirte die Dame ſo gut es ging, namentlich ſprach er ſeine Freude über Idas Umwandelung aus. Sie haben, Fräulein Rademacher, ſagte er, wie eine Mutter an dem jungen Mädchen gehandelt, und das macht Ihrem guten Herzen alle Ehre.

Geheimräthin Pix hatte eine ſehr ſchöne Uhr und

Gott weiß, wie es geſchah, daß ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit plötzlich dieſer Uhr zuwandte.

Madame Böllner ſchien dieſen neugewonnenen Unterhaltungsſtoff ganz beſonders ausbeuten zu wollen; ſie veranlaßte, daß die Uhr von Hand zu Hand ging. Sie ſelbſt war natürlich beſcheiden genug, ſie zuletzt in Augenſchein zu nehmen, und da ſie die Geheimräthin Pix, welche ſoeben etwas ſehr Witziges geſagt hatte, zum Lohne dafür küſſen wollte, nahm ſie die Gelegenheit wahr, ihr die Uhr mit ſelbſteigener Hand wieder umzuhängen. Zugleich küßte ſie, von ihren freundſchaftlichen Empfindungen hingeriſſen, ihre Nachbarin Ida.

Sie freue ſich gar zu ſehr über ſie; ſagte Madame.

Ida unterhielt ſich während der Tafel faſt unausgeſetzt mit dem Aſſeſſor. Ihr Intereſſe für den jungen Mann war beſonders durch den Umſtand rege geworden, daß er ſich im Laufe des Geſpräches als einen Univerſitätsbekannten ihres Bruders Harry zu erkennen gab.

Ihr Bruder, bemerkte er unter anderem, iſt ein höchſt origineller und genialer Menſch; ſeine Freunde liebten und ſchätzten ihn und er wird, wenn er am Leben iſt und bleibt, ganz gewiß noch Carrière machen.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben; die alten Leute ſetzten ſich an die Spieltiſche; die junge Welt unterhielt ſich mit Geſang, Muſik und Pfänderſpiel.

Aber plötzlich entstand eine große Aufregung in der Umgebung der Geheimräthin Pix.

Die Dame hatte ihre Uhr verloren.

Die Gesellschaft erhob sich und alle Welt begann zu suchen, aber die Uhr war nirgends zu finden.

Die Gäste sahen sich einander an.

Nun, rief Madame Wöllner, die Uhr wird wahrlich nicht fort sein.

Aber wir haben ja so gründlich gesucht; entgegnete die Geheimräthin.

Wo sich so viele Menschen bewegen, kann man nicht gründlich suchen; entgegnete Madame, ich bürge der Frau Geheimräthin dafür, daß sich ihre Uhr jedenfalls morgen anfinden wird.

Ich dächte, erwiderte Frau Pix, daß die Uhr zu groß ist, um übersehen zu werden, und man wird mir erlauben, daß ich so lange suche, bis ich sie gefunden habe. Die Gesellschaft braucht sich deshalb nicht stören zu lassen.

Wir werden Ihnen helfen; riefen mehrere Damen.

Nein, ich bitte; entgegnete Frau Pix, ich muß darauf bestehen, mich ganz allein suchen zu lassen. Lassen Sie sich aber doch nur nicht stören; je ruhiger man sucht, desto leichter findet man das Gesuchte.

Die Gesellschaft fuhr in ihrer Unterhaltung fort, doch bildete die Uhr unausgesetzt den Gegenstand des

Gespräches. Inzwischen durchsuchten Frau Pix und Madame Wöllner sämmtliche Gesellschaftszimmer sehr gründlich, dann verschwanden die beiden Damen; wahrscheinlich stellten sie bei dem Bedienten und dem Dienstmädchen Nachforschungen an.

Gefunden? fragte die ganze Gesellschaft, als sie endlich wieder eintraten.

Nein; versetzten die Damen sehr piquirt.

Aber die Uhr muß gefunden werden! rief Herr Wöllner, sie kann unter keinen Umständen verschwunden sein.

Haben Sie Ihre Uhr denn überhaupt zurückerhalten? fragte jetzt eine Dame.

Gewiß. Madame Wöllner hat sie mir selbst umgehängt.

Ja; das habe ich gesehen; bemerkte Fräulein Rademacher.

Und ich habe sie später ja noch gehabt; fuhr Frau Pix fort.

Nun, dann hat sie Jemand von uns aus Witz zu sich gesteckt; rief ein alter Rentier. Taschen heraus, meine Herren und Damen!

Diese halb im Spaße, halb im Ernste ausgesprochenen Worte brachten die ganze Gesellschaft zum Aufstande. Die Herren und Damen leerten ihre Taschen.

Die Uhr wurde nicht gefunden. Man suchte noch einmal, aber vergeblich. Eine gewisse Mißstimmung be-

mächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft und man brach früher auf, als es vielleicht unter andern Umſtänden der Fall geweſen ſein würde.

Madame Wöllner küßte Ida auch beim Fortgehen aufs Innigſte; der Rademacher ſagte ſie aber leiſe:

Es muß ein Dieb oder eine Diebin unter uns ſein!

Aber, ich dächte es ſind ſo pauvre Leute, welche zu ſtehlen brauchen, gar nicht hier; verſetzte das Fräulein.

Freilich, es ſind lauter reiche Leute. Sie können mir nicht Einen nennen, der nicht mindeſtens ſeine zwanzigtauſend Thaler hat. Sie wiſſen, daß wir uns mit keinem Lump befaſſen. Aber die Uhr iſt weg. Ich weiß wirklich nicht, auf wen ich den Verdacht werfen ſoll und ich bin ganz in Verzweiflung darüber, daß ſo etwas bei uns vorgefallen iſt.

Nun, ich hoffe, daß die Uhr ſich noch finden wird.

Ich will es wünſchen, aber ich bezweifle es. Es iſt ja nichts undurchſucht geblieben. Nein, die Uhr iſt fort. So etwas iſt noch niemals bei uns vorgekommen und ganz dieſelben Perſonen waren ſchon öfter bei uns — ja, bis auf Fräulein Ida ganz dieſelben Perſonen.

Madame Wöllner hielt inne, als wollte ſie ein paar recht auffällige Gedankenſtriche hinter ihren Satz ſetzen.

Dann fuhr ſie fort:

Fräulein Ida hat ſich ſeit der kurzen Zeit, daß ſie

bei Ihnen ist, sehr zu ihrem Vortheil geändert; sie hat bei den Herren viel Glück gemacht. Bemerkten Sie, wie der Assessor Jordan sich unausgesetzt mit ihr unterhielt? — Es ist ein Mann, der einmal seine hunderttausend Thaler erben wird. Nun, wer weiß! Wenn das Mädchen sich ordentlich hält und nicht leichtsinnig ihr Glück mit Füßen tritt, ich will hoffen —

Und abermals hielt Madame Wöllner inne, um einige Gedankenstriche anzudeuten; dann küßte sie das Fräulein noch einmal und sagte:

Ich hoffe, daß Sie Ida recht oft mit zu uns bringen werden.

Die Damen gingen jetzt, der Assessor begleitete sie.

Und eine Stunde später standen die silbernen Candelaber, die noch eben so viel Licht ausgestrahlt und so viel Bewunderung erregt hatten, im Finstern. Die große Broche mit Brillanten, die Armbänder, Ketten und Nadeln lagen in engen schmalen Kästen; aber es lag noch etwas da, verstohlen und verborgen unter allerlei Tand, in der Kommode der Frau Wöllner. Hätte dieses Etwas doch rufen können: hier bin ich! Die arme Ida, die jetzt in tiefem Frieden schlummerte, hätte dann nicht den Wermuthsbecher bis auf die letzten Hefen zu leeren brauchen.

Siebentes Kapitel.

Die Männerverächterin.

Mit wehmuthsvollem Herzen begrüßte Ida die goldenen Sonnenstrahlen des neuen Tages. Sie hatte von ihrem Bruder Harry geträumt. Mit welchen schweren Sorgen mochte der arme Mensch in diesem Augenblicke, wo sie von Wohlhabenheit umgeben war, im fremden Lande kämpfen?

Selbstlose Herzen vermögen selten glücklich zu sein.

Der Gedanke an ihren Bruder, der in der Fremde umherirrte, verfolgte Ida, wo sie stand und ging. Sie sprach mit ihrer Wohlthäterin sehr oft von ihm und diese wünschte seinen Aufenthalt zu erfahren; aber Ida selbst wußte ihn nicht; gewiß war es, daß es dem jungen Manne sehr traurig ging, denn bei seinem Abschiede hatte er zu Ida gesagt:

Ich schreibe nur dann, wenn es mir gut geht.

Es waren nun beinahe zwei Jahre verflossen, seitdem Harry Berlin verlassen hatte, aber während dieser ganzen Zeit war kein Brief von ihm eingetroffen.

Daran dachte Ida, als Fräulein Rademacher erwachte und ihren Namen rief.

Ida trat an ihr Bett.

Weißt Du, von wem ich so eben geträumt habe? fragte Fräulein Rademacher; rathe einmal, mein Kind.

Ida vermochte es nicht zu errathen.

Von Deinem Bruder Harry; ich habe ihn gesehen.

Seltsam, versetzte Ida, auch ich habe von ihm geträumt. Träumten Sie Gutes? Und wie sah er aus?

Er hatte dunkle, schwarze Augen.

Die hat er wirklich; versetzte Ida.

War einen Kopf größer als Du.

Das ist er in der That.

Das Haar hing ihm in langen, wallenden Locken bis auf den Nacken herab und gab seinem bleichen Gesichte den Ausdruck eines Christuskopfes.

Mein Gott, wie er leibt und lebt! rief Ida in höchster Erregung aus, ich habe Ihnen doch sein Aeußeres nie beschrieben. Und in welcher Situation fanden Sie ihn?

Fräulein Rademacher zögerte mit der Antwort.

Sie schweigen; sagte Ida erbleichend, es war nichts Gutes, was sie träumten!

Das nicht, versetzte das Fräulein, aber ich entsinne mich nicht mehr genau —

Sie wollen es mir nicht sagen; entgegnete Ida traurig.

Nein, gewiß — es war nur ein Augenblick, daß ich ihn sah, es war so ein Vorüberhuschen. Die Gestalt tauchte plötzlich vor mir auf und gab mir einen Brief. Ich fragte von wem? Sie versetzte: „Von Harry Marquard,

Ida's Bruder; doch dieser Brief ist nur für Sie.“ Und sofort verschwand die Erscheinung wieder.

Und der Brief blieb in Ihrer Hand?

Ich wollte ihn eben öffnen, als ich erwachte. Ich schlief aber sofort wieder ein, und nun hatte ich eine andere Erscheinung. Ich sah meine verstorbene Schwester neben mir. Sie sah sehr betrübt aus und deutete auf eine andere nebelhafte Gestalt, in welcher ich Annchens Vater zu erkennen glaubte.

Fräulein Rademacher hatte sich erhoben und fuhr nun fort: Dieser Mann meiner Schwester war ein ganz elender nichtswürdiger Mensch. Er hat den frühen Tod meiner armen Schwester und meiner Anna auf dem Gewissen. Er hat nicht nur das bedeutende Vermögen meiner Schwester durchgebracht, sondern sie noch dazu auf das Schnödeste behandelt. Dieser Mensch ist noch am Leben; ich sehe ihn zuweilen, aber mir ist jedesmal zu Muthe, als müsse ich ihm einen Dolch in sein schwarzes Herz bohren.

Ida seufzte tief auf.

Ich protestire gegen diesen Seufzer, mein Kind! rief das Fräulein. Warum lieben wir Frauen?

Ida legte die Hand aufs Herz.

Ach, sagte sie, was hebt ein Mädchen mehr empor?

Ich protestire gegen diese Ansicht; entgegnete das

Fräulein. Ich bin Gottlob vierzig Jahre alt geworden ohne Liebe, und dennoch bin ich — ich glaube — weder seelenlos noch herzlos. Ich verachte die Männer. In meiner Jugend zeigte ich ihnen meine Verachtung wo ich konnte, aber nun, da ich alt bin, verbietet es mir mein Stolz. Ich lasse jetzt die Männer nur selten meine Geringschätzung fühlen, damit sie nicht sagen können: es sei Altjungfernhaß. Wenn ich aber wollte, würden noch heute, obwohl ich alt und häßlich bin, Tausende zu meinen Füßen liegen und die Verliebten spielen. Wenn die Herrn wüßten, wie reich ich bin! Nur Wöllner und seine Frau sind mit meinen Vermögensumständen vertraut. Ich habe ihnen das Versprechen abgenommen, daß sie sich gegen Niemanden über diese auslassen wollen. Niemals habe ich einem Manne irgend eine Wohlthat erwiesen. Wenn ich auch im Stande wäre, einen Mann mit einem einzigen Dreier aus der größten Noth zu retten, wenn nicht weibliche Wesen von seinem Elend mit betroffen werden, würde ich diesen Dreier für zu werthvoll halten, um ihn an einen Mann zu vergeuden.

Sie geben sich den Schein einer Grausamkeit, deren Sie nicht fähig sind; sagte Ida.

Ich bin deren fähig; versetzte das Fräulein. Ich bin ganz gewiß solcher Grausamkeit fähig, und ich hoffe, mein Töchterchen, daß Du auch nicht die allerkleinste

Regung mehr für Denjenigen in Deinem Herzen hegen wirſt, der Dich ſo ſchmählich verlaſſen hat.

Ich will Sie, meine Wohlthäterin, nicht täuſchen; verſetzte Ida. Wenn der Mann, von dem ich einſt geliebt zu ſein glaubte, jetzt käme, um mich zum Altare zu führen —

Halt! rief die Rademacher und ſtreckte ihre Hand abwehrend gegen Ida aus, rede nicht weiter. Wenn dieſer Elende käme, um Dir in Gnaden die Hand zu reichen, die Dich mitleidslos in den Abgrund des Verderbens geſtoßen hat, dann würdeſt Du ſie mit Hohn und Verachtung zurückweiſen.

Ida war tief in Gedanken verſenkt.

Wenn Alfred reuig zu mir zurückkehrte, ſagte ſie dann mit zitternder Stimme, wenn ich überzeugt ſein könnte, daß er mich wirklich noch liebt — ich glaube nicht, daß ich ihn dann zurückzuſtoßen vermöchte. Nein, das werde ich nicht können. Ich weiß es.

Nein, Du wirſt es nicht können; ich höre, wie Dein Herz pocht, während Du nur von ihm ſprichſt. Aber ich werde es zur Aufgabe meines Lebens machen, Dich von dieſer Schwäche zu befreien. Du ſollſt ſtark werden wie ich. Ich werde Dich in die Lage verſetzen, unabhängig leben zu können, aber Du ſollſt nicht die Sklavin

eines Mannes werden. Dagegen protestire ich mit aller Kraft meines gesunden Verstandes.

Ida wollte so eben gegen die Ansichten ihrer mütterlichen Freundin ebenfalls protestiren, als geklingelt wurde. Es war ein früher Besuch. Madame Wöllner trat freundlich und glatt wie eine Schlange in die Stube. Sie umarmte das Fräulein und Ida mit großer Zärtlichkeit, erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem Wohlbefinden der beiden Damen und flüsterte dann dem Fräulein zu:

Ich muß Ihnen etwas mittheilen, was Ihnen eben so unangenehm sein wird wie mir; aber ich halte es für meine Pflicht, — nicht zu schweigen.

Nun so reden Sie; sagte das Fräulein.

Wollen wir nicht in die andere Stube gehen? fragte Madame Wöllner.

Sie können hier ohne Rückhalt reden, ich habe vor meiner Ida kein Geheimniß.

Es ist aber etwas, was gerade Fräulein Ida betrifft.

Ida entfernte sich.

Als Madame Wöllner von Ida nicht mehr gehört und gesehen werden konnte, nahm sie eine äußerst feierliche Miene an.

Wenn ich schon so früh am Morgen zu Ihnen komme, sagte sie, so muß das natürlich eine außerordentliche Bewandniß haben.

Jedenfalls eine Urſache; verſetzte das Fräulein, unbeweglich daſtehend.

Ich hatte ebenfalls einen ſehr frühen Beſuch, fuhr Madame fort, die Geheimräthin Pix war bei mir.

So?

Ja, die Geheimräthin Pix war bei mir und ſie iſt ſogar noch bei mir und erwartet meine Rückkehr.

Fräulein Rademacher ſtand noch immer mit ſteifem Nacken da und ſah Madame Wöllner mit ihren großen, dunklen Augen unverwandt an.

Sie glaubte nämlich, fuhr Madame fort, daß ich ihre Uhr gefunden hätte, aber das iſt nicht der Fall. Wir ſuchten geſtern bis ſpät in die Nacht, ſuchten den ganzen Morgen, aber die Uhr iſt und bleibt verſchwunden.

Madame Wöllner erwartete, daß das Fräulein etwas ſagen würde, aber die Rademacher ſtand wie eine Marmorſäule da.

Es muß ſie alſo durchaus Jemand genommen haben; behauptet die Geheimräthin und das iſt auch nach meiner Meinung ganz richtig. Es muß Jemand die Uhr genommen haben. Iſt das auch Ihre Meinung?

Ja, das iſt auch meine Meinung; verſetzte das Fräulein.

Aber wer hat ſie denn genommen? das iſt die Frage. —

Madame Wöllner ſah die Rademacher forſchend an,

aber dieſe verrieth auch nicht die allergeringſte Neugierde, etwas zu erfahren.

Es thut mir herzlich wehe, daß ich es ausſprechen muß; fuhr Madame nun fort, aber die Pix behauptet geradezu, und ſie wollte mit dieſer Behauptung zu Ihnen kommen, ich habe ſie nur mit großer Mühe zurückhalten können, — ſie behauptet alſo geradezu, daß Ida —

Fräulein Rademacher ſtand noch immer unbeweglich da.

Weder der Bediente, noch das Mädchen können die Uhr haben; fuhr Madame Wöllner fort, ſie haben ſich Beide einer Viſitation unterwerfen müſſen. Für meine Johanna verbürge ich mich. Ich habe aber dennoch ihre Kommode unterſucht, und ich möchte Sie bitten, liebe Rademacher, daß Sie zur Beruhigung der Pix und zu Ida's Rechtfertigung, auch deren Sachen einer Viſitation unterwerfen. Sie braucht ja nichts davon zu wiſſen. Schicken ſie Ida fort; Sie werden doch wohl irgend etwas zu holen haben.

Ida! rief das Fräulein mit einem ſteinernen Geſichte.

Ida trat in die Stube.

Die Frau Geheimräthin Pix und Madame Wöllner; hub Fräulein Rademacher jetzt an.

Gott behüte, ich habe nichts geſagt; fiel Madame ein.

Und Madame Wöllner, fuhr das Fräulein fort, beſchuldigen Dich des Diebſtahls.

Ida's Antlitz wurde von einer glühenden Röthe überzogen.

Die Damen behaupten; — fuhr das Fräulein fort. —

Gott bewahre, ich behaupte gar nichts; fiel Madame wieder ein, nur die Geheimräthin behauptet —

Sie behaupten, sagte die Rademacher, ohne ihren Blick von Ida abzuwenden, daß Du die Uhr gestohlen haben müssest. Ich bitte Dich also, sie herauszugeben.

Ida's Augen füllten sich mit Thränen, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Aber, liebes Fräulein, rief Madame Wöllner, Sie nehmen etwas als gewiß an, was erst des Beweises bedarf!

Ida, fuhr das Fräulein fort, da Madame Wöllner und Frau Geheimräthin Pix vielleicht auch gegen mich Argwohn hegen, so habe die Güte, der Madame Wöllner meine Schubkasten zu öffnen. Hier sind die Schlüssel.

Aber, liebes Fräulein, rief Madame, Sie beleidigen mich wirklich!

Hier sind die Schlüssel, fuhr das Fräulein fort, öffne alle unsere Schränke und Kommoden.

Nein, das dulde ich nicht! rief Madame Wöllner.

Ich werde indessen die Zeitung lesen, fuhr das Fräulein, ohne eine Miene zu verziehen, fort. Aber zeige Alles, Ida, leere auch die Taschen meiner Kleider.

Fräulein Rademacher setzte sich nieder und begann zu lesen.

Sie sind wirklich sonderbar; sagte Madame Wöllner. Wenn Sie mich so beleidigen, dann bleibt mir allerdings nichts übrig, als fortzugehen.

Das Fräulein nahm von Madame Wöllner nicht die geringste Notiz.

Diese, kaum im Stande, ihren Grimm zu bemeistern, warf dem Fräulein einen boshaften Blick zu und entfernte sich, ohne noch ein Wort zu sagen.

Die Rademacher las noch immer die Zeitung, aber plötzlich sah sie sich von zwei Armen umschlungen, und Küsse, wie solche nur ein zärtliches Kind der zärtlichen Mutter geben kann, brannten auf ihren Lippen.

Es war eine stumme Scene.

Aber die vier dunklen Augen, welche sich jetzt voll Innigkeit ansahen, sprachen vier stumme Worte aus:

„Habe Dank!"

„Fürchte nichts!"

Achtes Kapitel.

Ein seltsames Brüderpaar.

Wir kehren jetzt zu dem alten Thomas zurück.

Als die Scene, deren ungeahnter Zeuge er gewesen, zu Ende war, verließ er leise den Garten.

Vorsichtig öffnete er die Thür und tappte in der dichten Finsterniß, die ihn umgab, lange umher, ehe er die Treppe finden konnte.

Da stolperte er über die Beine eines Mannes.

Wer ist hier? fragte Thomas leise.

Er erhielt keine Antwort.

Thomas beugte sich nieder und horchte.

Der Mensch lebte und athmete, wahrscheinlich war es der Pocher von vorhin, der das Weib um ein Nachtlager angesprochen haben mochte und Gott weiß aus welchen Gründen von ihr abgewiesen worden war.

Thomas stieg über den Schläfer hinweg die Treppe hinan.

Leise schloß er die Thür seiner Wohnung auf. Noch brannte Licht und seine Nichte saß noch immer bei ihrer Arbeit; aber sie sah so bleich und übermüdet aus, daß Thomas eine Weile unbeweglich vor ihr stehen blieb und sie starr und sprachlos ansah.

O, Du bist eine Selbstmörderin! sagte er dann.

Und wo warst Du so lange, lieber Onkel? fragte sie.

Thomas hörte auf die Frage nicht, er riß ihr die Arbeit aus der Hand und sagte mit entschiedenem Tone:

Du wirst nicht mehr arbeiten. Wenn die Leute Dir so schlecht bezahlen, daß Du, um Brod und Salz zu

haben, Deinen Schlaf opfern mußt, dann ist besser, ja dann ist es besser, zu verhungern und auf ewig schlafen zu gehen!

Mit diesen Worten riß Thomas die Nähte des Hemdes wieder auf.

Onkel! rief Emma bestürzt.

Stille! sagte Thomas. Kein Mensch hat ein Recht, Dir das zu rauben, was Dir die Natur als Eigenthum verliehen. Mit dieser Arbeit legt man Beschlag auf Deine Gesundheit, auf Deine Nächte, Deine Ruhe. Die Zeit, dieses Heiligthum des Lebens, nach Pfennigen zu schätzen, heißt aus Menschen Thiere machen. Ich werde Dir Arbeit geben. Morgen erhältst Du von mir Leinwand — ich will zwölf Dutzend Hemden haben.

Emma sah ihren Onkel mit einem von Besorgniß und Mitleid gemischten Ausdruck an.

Es geht Dich nichts an, was ich treibe! fuhr Thomas fort. Ich bin ein ehrlicher Mann. Du weißt es und das ist genug. Du sollst Dir eine Gehülfin nehmen, welche Dir bei der Arbeit zur Seite steht, ich meine nämlich bei der häuslichen Arbeit, und dann nähest Du nur in Deinen Mußestunden. Um sieben Uhr, spätestens um acht ist Feierabend. Die Kinderchen sollen täglich in die Luft geführt werden und auch Du sollst täglich mindestens eine Stunde

ausgehen. — O, sieh mich nur an! — Es soll mir doch Jemand sagen, ob Du nicht ein Recht, wie Jeder Mensch hast, täglich eine Stunde frische Luft zu athmen. Es soll mir doch Jemand sagen, ob Du schlechter bist, als eine Wangenroth, und schlechter als tausend andere Weiber, die den ganzen Tag spazieren gehen!

Es ist mein Geschick zu arbeiten und zu dulden! sagte Emma.

Dein Geschick? — O, Du hast darüber noch nicht nachgedacht, versetzte Thomas, daß es unrecht ist, zu sagen, es sei unser Geschick — Sklaven zu sein. Das ist eine Beleidigung des Himmels. Wir sollen im Schweiße unseres Angesichts unser Brod essen. Ja, das sollen wir! Aber es steht nicht geschrieben, daß wer im Schweiße unsers Angesichts an unserm Sarge arbeiten müssen; und es steht auch nicht geschrieben, daß wir schlechten Menschen mit unserem Schweiße ein Lotterbett machen sollen. Nein! Du bringst morgen diese Arbeit zurück. — Ich gebe Dir für jedes Hemde einen und einen halben Thaler.

Lieber Onkel, versetzte Emma, ich werde wirklich irre an Dir.

Das magst Du, sagte Thomas, aber ich sage Dir, daß ich ein reicher Mann bin. Stelle das Arbeiten gänzlich ein, das ist mir noch lieber. Aber ich leide es nicht, daß Du ferner Deine Gesundheit opferst.

Mit diesen Worten trat Thomas in seine Schlafstube und legte sich nieder. Auch Emma begab sich zu Bett; aber sie vermochte nicht zu schlafen. Umsonst bemühte sie sich, einen Schlüssel zu dem seltsamen Wesen des alten Mannes aufzufinden. Er blieb ihr ein Räthsel.

Aber dieser Zustand war ihr unerträglich und sie faßte den festen Entschluß, sich über das Thun und Treiben ihres Onkels Gewißheit zu verschaffen.

Am andern Tage war der alte Thomas einsilbiger als gewöhnlich, aber er ging und kam wie immer.

Es war wiederum neun Uhr, als er am Abend seine Wohnung verließ.

Gern wäre ihm Emma schon heute gefolgt, aber es ließ sich nicht thun. Sie hatte noch Niemanden gefunden, dem sie ihre Kinder anvertrauen konnte.

Thomas lenkte seine Schritte der Behausung des unglücklichen Irren zu, dessen Enkelin ihm ein so großes Interesse eingeflößt hatte.

Er mußte lange pochen, ehe sich Schritte näherten und von innen die Frage erscholl:

Wer ist da?

Gut Freund! Oeffne, mein Kind! versetzte Thomas.

Das Kind war freudig überrascht, als es den alten Mann erkannte.

St! flüsterte es. Großväterchen schläft, Großväterchen ist krank.

Gott ſegne Dich, Gott ſegne Dich, mein Kind! ſagte Thomas leiſe, indem er die Hand auf das Haupt des Kindes legte. Ich komme ſpät, aber es ging nicht früher.

Sie ſind ſehr gütig, ich danke innigſt; verſetzte die Kleine, indem ſie Thomas in die Stube führte.

Es ſah in dieſer Stube ſehr dürftig aus, ſie enthielt nur wenige gebrechliche Mobilien; an den Wänden hingen einige bunte Heiligenbilder; aber aus all' der Armſeligkeit leuchtete doch ein gewiſſer Geiſt der Ordnung und Wohlanſtändigkeit hervor.

Neben der Thür ſtand ein Bett, in welchem der Irre lag, und vor demſelben befand ſich ein großer Kaſten, auf welchem eine Medicinflaſche und eine Taſſe ſtanden.

Die Kleine beleuchtete das Geſicht des Schlafenden. Er ſah äußerſt bleich und eingefallen aus.

Auf der Decke lag ein Pack Papiere, welche ihm aus der erſchlafften Hand gefallen zu ſein ſchienen.

Seit wann iſt er krank? fragte Thomas.

Seit einer Woche; verſetzte das Kind.

Wovon lebt Ihr?

Ich hatte noch Geld; verſetzte das Kind.

Du hatteſt noch Geld? wiederholte Thomas und ſah die Kleine forſchend an, aber jetzt haſt Du nichts mehr?

Nein; verſetzte die Kleine.

Was haſt Du heute gegeſſen? fragte Thomas.

Das Kind ſah ſehr verlegen aus.

O, mir kannſt Du Alles ſagen; meinte Thomas und zog die Kleine an ſich heran.

Brod! verſetzte ſie.

Brod und vielleicht auch das nicht einmal. Habt Ihr einen Armenarzt?

Nein; entgegnete das Kind.

Die Medicin iſt alſo bezahlt? Aber das iſt ſchlecht von Dir, recht ſchlecht. Wozu giebt es denn Armenärzte — und Armen-Commiſſionen?

Das Kind zögerte mit der Antwort.

Höre, ſagte Thomas, indem er der Kleinen das Haar ſtrich und ſie freundlich anſah; Du mußt nichts geheim vor mir halten, der liebe Gott ſchickt mich zu Dir, — zu allen Leuten, denen es unverdient traurig geht. Ich kann ſehr viel für Dich thun, aber Du mußt aufrichtig ſein.

Der Kleinen traten die Thränen in die Augen.

Du ſollſt mir Alles ſagen; Du leideſt Mangel; — Ihr ſeid von aller Hulfe verlaſſen. — Iſt's nicht ſo?

Ja; verſetzte das Kind mit ſchluchzender Stimme.

O, ich weiß; — nur die unverſchämte Armuth leidet keine Noth; — die verſchämte Noth findet keine Stütze.

Wenn ich mich an die Armendirection wende, ſagte

die Kleine, indem sie ihre Thränen trocknete, dann spricht sie wieder, daß der Großvater ins Irrenhaus nach dem Ochsenkopf und ich ins Waisenhaus soll, aber ich fürchte mich so sehr vor dem Ochsenkopf und dem Waisenhaus.

Thomas schüttelte den Kopf und sah das Kind voll Theilnahme an.

In diesem Augenblick erwachte der Kranke.

Er richtete sich auf und starrte Thomas und die Kleine an.

Agnes' Agnes! rief er, sie haben mir meine Papiere genommen, meine Papiere!

Das Kind stürzte ans Bett.

Großväterchen, hier sind sie ja; sagte sie und gab ihm das Pack Papiere in die Hand, welches auf dem Bette lag.

O, es ist über eine Million, sagte der Greis mit matter Stimme — aber das ist noch gar nichts. In dem Kasten sind über zwanzig Millionen. Ich bin ein reicher Mann, nicht wahr, Agnes?

Ja, Großväterchen!

Der Irre machte jetzt Anstalten, sich zu erheben.

Großväterchen, willst Du etwas? fragte die Kleine.

Ja, ich will mich anziehen, ich will zur Börse, es ist ja schon zwölf Uhr.

Jetzt ist es Nacht; sagte das Kind.

Nacht? Wenn es Nacht wäre, dann müßte es ja dunkel sein. Es ist zwölf Uhr, sag' ich Dir. Hindere mich nicht. Du hast nur immer Furcht, daß ich mein Geld verlieren werde. Aber ich speculire gut. Die Andern speculiren Alle falsch. Ich gewinne heute wenigstens meine hunderttausend Thaler.

Großväterchen; sagte Agnes, den alten Mann schmeichelnd umfassend, morgen gehen wir an die Börse, heute ist es wirklich zu spät.

Ah, ich weiß wohl, sie bestechen Dich, damit Du mich von der Börse abhalten sollst; sie fürchten, daß ich zu reich werde. Laß mich.

Der Irre erhob sich und blieb einen Augenblick stehen, aber er wurde von einem Schwindel ergriffen und sank taumelnd aufs Bett zurück.

So lag er eine Weile mit weit geöffneten Augen und stierte vor sich hin.

Das Kind kniete vor ihm nieder und hielt seine Hand.

Sagtest Du mir nicht; wandte sich Thomas an das Kind, daß Du noch einen reichen Großonkel hast?

Ja; versetzte Agnes, aber er behauptet, blutarm zu sein.

Hast Du ihn nicht angesprochen?

Nein; ich weiß, daß er mir Nichts geben würde.

War denn Dein Großvater auch so hartherzig?

Nein, er gab gern, er war nicht so, wie sein Bruder. Er hat sehr viele Wohlthaten ausgeübt.

Er hat Wohlthaten ausgeübt; sagte Thomas leise vor sich hin, und jetzt kümmert sich Niemand um ihn.

Gestern sprach ich einen reichen Bekannten meines Großvaters an, aber er fuhr mich sehr hart an und gab mir nichts.

Das ist ein schlechter Mensch; versetzte Thomas. Wie heißt er?

Marquard.

Marquard?

Ja, Marquard; fuhr das Mädchen fort. Großvater hat ihm einmal viel Geld gegeben, und nie etwas zurückerhalten. Ich glaube, daß er hauptsächlich durch ihn um das Seinige gekommen ist.

Spricht er noch zuweilen davon? fragte Thomas.

Nein, jetzt nicht mehr, er hat es ganz vergessen. Aber dort liegt noch ein großes Schriftstück, das für den König bestimmt ist.

Dieses Schriftstück sollst Du mir geben; sagte Thomas.

Agnes sah sehr nachdenklich aus.

Wenn ich nur wüßte, wie man das machte, sagte sie; es liegt zwischen einer Menge anderer Papiere in dem Kasten dort, aber ich darf den Kasten nicht anfassen

Wir wollen warten, bis er wieder schläft.

Ich glaube, er ſchläft ſchon; ſagte Agnes.

Sie beugte ſich über das Bett.

Das Kind erſchrak über das Ausſehen des Kranken.

Dieſer bewegte plötzlich die Hände, als wollte er dem Kinde ein Zeichen geben.

Agnes; ſagte er mit ſchwacher Stimme, wir wollen heute lieber nicht an die Börſe gehen; wenn ſie merken, daß ich ſterbe, dann nehmen ſie mir mein Geld fort.

Mein Gott; ſagte das Kind, was das für ein Einfall iſt, Großväterchen!

Ja, ſie nehmen es mir fort. Aber ich will nicht, daß es die ſchlechten Menſchen in ihre Hände bekommen. Nein, ſie ſollen es nicht haben, obwohl ſie darauf lauern. Aber ich will mein Teſtament machen, Du mußt mir einen Juſtizcommiſſarius holen.

Großväterchen! rief die Kleine und ihre Augen füllten ſich wieder mit Thränen.

Ja, ich will mein Teſtament machen, aber Du mußt Dich ſputen, ehe ich an die Börſe gehe, ſonſt wird es zu ſpät.

Thomas trat an das Bett des Irren, ſetzte ſich nieder und ſagte:

Wenn Sie Ihr Teſtament machen wollen, ſo kann das geſchehen. Ich bin ein Juſtizcommiſſarius.

Der Kranke ſtierte Thomas einige Secunden lang an.

Machen Sie Ihr Teſtament, fuhr Thomas fort

machen Sie es in Gottes Namen, es soll in Erfüllung gehen — wenn Sie etwas Gutes stiften wollen.

In diesem Moment wurde auf eine ganz eigenthümliche Weise gepocht.

Es klopft Jemand; sagte Agnes, aber ich weiß nicht, wer es sein kann. Wer mag so spät noch zu uns wollen?

Frage, mein Kind!

Agnes trat in die Küche.

Wer ist da? fragte sie.

Mach' auf!

Ich kenne die Stimme nicht; sagte Agnes in die Stube tretend.

Er mag seinen Namen nennen; entgegnete Thomas.

Es wurde abermals lauter gepocht.

Wer sind Sie? fragte Agnes wieder.

Onkel Steffen!

Großväterchens Bruder; meldete Agnes und trat dann gleich wieder in die Küche und ließ den Pocher ein.

Es war in der That der reiche Geizhals Steffen.

Das Männchen war ganz athemlos und hatte einen großen blechernen Kasten unter dem Arm.

Der Kutscher folgte ihm mit einem Koffer.

Als er Thomas sah, stutzte er.

Wer ist der Mann? fragte er Agnes ängstlich.

Ein guter Freund; versetzte das Kind. Großväterchen ist sehr krank. Er will durchaus sein Testament machen.

Sein Testament? sagte Steffen aufhorchend und sah Agnes mißtrauisch an.

Dann fügte er ganz leise hinzu:

Er mag wohl auch so ein reicher Bettler sein, der sein Geld versteckt hält, und von mir wollte er immer borgen. Nun, ich werde diese Nacht bei Euch bleiben, ich habe keine Wohnung, sie haben mich fortgejagt, weil ich meine Miethe nicht bezahlen konnte. So handeln sie an einem armen, alten Mann!

Diese Worte sprach Steffen absichtlich so laut, daß Thomas sie hören konnte.

Dann stellte er seinen Koffer in einen Winkel der Stube, setzte sich darauf und nahm seinen Kasten auf den Schooß.

So blieb er unbeweglich sitzen und starrte unverwandt auf Thomas.

Onkel; sagte Agnes, warum kommen Sie nicht näher, Sie sitzen ja im Finstern.

Er saß wirklich ganz im Finstern. Thomas konnte ihn kaum erkennen.

Ich sitze hier ganz gut; sagte er.

Der Kranke lag indessen in einem Starrkrampf da. Es war ein seltsames Bild.

Der reiche Geizhals im dunklen Winkel seine Schätze bewachend; der arme Millionär auf dem Sterbebette, neben eingebildeten Schätzen, die er vererben wollte; der alte Thomas dasitzend wie ein Richter zwischen Beiden und voll Innigkeit auf das weinende Kind blickend, welches jetzt vor dem Bette des Kranken knieete und betete!

Lautlose Ruhe herrschte im Zimmer.

Endlich ließ sich die matte Stimme des Kranken wieder vernehmen.

Agnes; sagte er, ich habe mein Geld eben nachgezählt, es sind gerade zwanzig Millionen; wenn ich sterbe, dann bist Du ein reiches Mädchen, dann kannst Du in einer Equipage fahren und Dir Bedienten halten. Kaufe Dir auch einen recht hübschen Palast und ich will Dich dann besuchen. Ja, ich komme jede Woche einmal zu Dir.

Der Kranke hielt inne und starrte unverwandt auf seinen Bruder hin.

Wer ist denn der dort? fragte er.

Dein Bruder, Großväterchen; sagte Agnes.

Mein Bruder? Was sprichst Du da? Hab' ich denn einen Bruder? Der ist ja schon längst todt, der hat mich um mein Erbtheil betrügen wollen, und ich habe ihn todtgeschlagen.

Thomas blickte auf das Männchen in der finstern Ecke, es regte sich nicht.

Sie haben aber Alle falsch speculirt; fuhr der Kranke fort, sie haben mich doch nicht arm machen können. Agnes!

Großväterchen! sagte das Kind und beugte sich über den Kranken hin.

Dieser flüsterte mit kaum hörbarer Stimme:

In dem Kasten da sind zwanzig Millionen und hier habe ich auch noch einige Millionen. — Da, nimm's fort. — Hüte nur ja Dein Geld. Laß' Dir's von Niemand nehmen. Sie speculiren Alle falsch — Alle falsch. Wenn wir morgen an die Börse gehen, wollen wir sie verklagen.

Der Kranke ließ den Kopf sinken und schloß die Augen.

Agnes schrie laut auf, sie hielt den Kranken für todt.

Aber dieser öffnete die Augen wieder.

Ist der Justizcommissarius da? fragte er.

Ja; sagte Thomas.

Haben Sie mein Testament gemacht? fragte der Kranke.

Ja; sagte Thomas. Dieses liebe Kind hier soll Universal-Erbin sein. Ist's nicht so?

Versteht sich, Agnes bekömmt Alles!

Das Vermögen, welches die Schurken Ihnen abgenommen haben, sollen Sie wieder herausgeben.

Ja, das sollen Sie wieder herausgeben; sagte der Kranke.

Und die Papiere, welche Sie da neben sich auf dem Bette liegen haben, und die hier in dem Kasten sind —

Ueber zwanzig Millionen: fiel der Kranke ein.

Ja, — so viel mag es nach hundert Jahren sein, Zins zu Zins gerechnet, entgegnete Thomas; also diese Papiere soll ich an mich nehmen.

Ja; sagte der Kranke, aber —

Aber? fragte Thomas.

Der Kranke stierte Thomas an: die Zunge schien ihm plötzlich gelähmt zu sein; er bewegte krampfhaft die Lippen und lag da mit weitgeöffneten Augen.

Hätte Thomas auf seine Hände gesehen, er würde bemerkt haben, daß die Nägel ganz bläulich gefärbt waren.

Agnes kniete noch immer vor seinem Bette und hielt seine Hand.

Aber diese Hand wurde eisig kalt.

Als Thomas sah, daß der Kranke nicht weiter sprach, beugte er sich über ihn und horchte auf seinen Athem.

Der arme Millionär hatte sich an die Börse be-

geben, wo die Course niemals fallen und niemals steigen, und wo es keine Reichen und keine Armen giebt

Thomas erhob sich, nahm die Hand des Kindes und legte seine Rechte auf dessen Haupt.

Gott schütze und behüte Dich! sagte er. Du hast wie ein gutes, braves Kind an Deinem Großvater gehandelt — Du sollst nicht verlassen sein.

Das Kind sah Thomas voll Bestürzung an, dann warf es sich laut aufschreiend über seinen Großvater hin.

Thomas blickte voll Rührung auf diese Scene.

Dann erfaßte er des Kindes Hand und führte Agnes zu seinem Großonkel, der noch immer auf seinem Koffer saß und den Kasten auf seinem Schooße hielt.

Hier bringe ich Ihnen das Erbtheil Ihres Bruders sagte er.

Das Männchen sah Thomas ängstlich und mißtrauisch an.

Dieses Kind ist Alles, was Ihr Bruder hinterlassen hat; fuhr Thomas fort. Sie sind der einzige Verwandte, Sie werden dieses Kind mit Freuden bei sich aufnehmen. Es ist ein gutes, herziges Kind und wird Ihnen gewiß viele Freude machen.

Ich kann kein Kind aufnehmen; sagte Steffen, ich bin viel zu arm, ich kann mich allein nicht satt machen — wahrhaftig nicht. Ich habe ja nicht einmal eine

Wohnung; — ich konnte, wie Sie gehört haben werden, nicht einmal meine Miethe bezahlen.

Wenn Sie das Kind nicht bei sich aufnehmen, dann kommt es ins Waisenhaus; sagte Thomas. Aber Sie begehen eine große Sünde. Sie sind alt, Sie müssen eine treue Pflegerin haben. Dieses Kind würde Sie pflegen, wie eine Tochter.

Ach, ich brauche keine Pflege; entgegnete das Männchen, ich kann keine Pflege bezahlen. Ich lebe vom Betteln.

Sie wollen das Kind also verstoßen? fragte Thomas.

Ja, ich muß es verstoßen; ich bin zu arm; ich weiß nicht einmal, wovon ich morgen leben soll.

Du bist ein Lügner! fuhr Thomas auf. — Du bist ein niederträchtiger Geizhals!

Das Männchen zitterte wie Espenlaub und starrte Thomas sprachlos an.

Du sollst mir zeigen, was Du da in diesem Kasten hast. Ich will mich mit eigenen Augen davon überzeugen, ob Du wirklich so arm bist, wie Du vorgiebst. Laß mich den Kasten sehen!

Das Männchen sah den alten Thomas mit einem Gemisch von Furcht und Zorn an.

In diesem Kasten, sagte er dann, sind nur völlig werthlose Papiere, Briefe von meiner seeligen Mutter, — nur Briefe und weiter Nichts.

Thomas sah den Geizhals drohend an.

Sieh', sagte er dann, indem er feierlich die Hand erhob, dort liegt Dein todter Bruder. Da siehst Du, wohin es geht mit all unserer Herrlichkeit. Sieh' ihn Dir an — ja, sieh' ihn Dir an, damit Du inne wirst, was der Tod ist.

Das Männchen rührte sich nicht von der Stelle.

Du sollst ihn Dir ansehen! rief Thomas, seinen Stock drohend erhebend. Du sollst Deinem todten Bruder ins Antlitz sehen. Ich will wissen, ob Du schlecht genug bist, angesichts seinem Todtenbette sein verwaistes Kind zu verstoßen. Komm'!

Thomas streckte die Hand nach ihm aus.

Laßt mich in Ruhe, rief das Männchen entsetzt, ich schreie um Hilfe!

Schreie Du immer zu, sagte Thomas, schreie nur Deine Schande vor aller Welt aus. Die Leute sollen kommen, ja sie sollen es hören, daß Du Deinen Bruder und sein unschuldiges Kind hast verkommen lassen, und daß Du Dich weigerst, eine arme Waise aufzunehmen, deren nächster Verwandter Du bist.

Ich habe selbst nichts, entgegnete Steffen, ich gehe morgen ins Hospital, ich bin auch krank, ich werde auch bald sterben.

Du wirst auch bald sterben, ja; entgegnete Thomas. Deine Tage sind gezählt und Du kannst Deinen elen-

den Mammon nicht mit hinüber nehmen. Verbittere Dir nicht Deine Todesstunde.

Aber ich schwöre, daß ich nichts besitze! rief das Männchen wüthend.

Gut, Du schwörst, da Du doch weißt, daß hier ein Todter liegt. Du hast also nichts? Du bist arm? Dein todter Bruder, der jetzt vor Gottes Richterstuhl ist, der hört es. Du kannst die Waise nicht aufnehmen und erhalten? Komm' mein Kind, Du sollst nicht ins Waisenhaus, Du bist meine Tochter.

Thomas erfaßte die Hand des Kindes, welches noch immer weinte, und wohl kaum etwas von dem eben stattgehabten Gespräch vernommen hatte.

Du darfst nicht länger hier bleiben, sagte er, morgen magst Du wieder hierher zurückkehren und die Leiche schmücken. Meine Nichte soll Dir helfen. Der Mann dort wird die Nacht bei Deinem Großvater verweilen.

Nein, nein, rief das Männchen entsetzt, laßt das Kind hier; ich will nicht die Nacht allein bei der Leiche bleiben.

Thomas sagte kein Wort. Er führte die Kleine hinaus.

Steffen sprang auf.

Laßt mir das Kind hier! rief er. Ich will es gänzlich bei mir behalten.

Und es anständig erziehen? fragte Thomas.

Ja, es soll ihm nichts fehlen.

Gut; entgegnete Thomas, Sie haben es mir versprochen, und Du, Agnes, hast es auch vernommen, was Dein Onkel mir soeben angelobt hat.

Das Kind schluchzte.

Ich werde also gehen und Dich hier lassen, fuhr Thomas fort. Aber morgen mit Tagesanbruch bin ich wieder hier, mein Kind. Gute Nacht.

Agnes nahm das Licht, um dem alten Mann hinauszuleuchten, aber Steffen wollte nicht im Finstern bleiben. Er folgte ihnen und da die Kleine das Haus aufschließen mußte, ging er selbst die Treppe mit hinunter und wartete im Hofe, bis das Kind zurückkehrte.

Gieb mir Deine Hand, Agnes, sagte er; nicht wahr, wir sind gute Freunde.

Ja, Onkel; versetzte die Kleine.

Ich habe Dir nie etwas zu Leide gethan.

Nein.

Es ist sehr unrecht von Dir, daß Du dem Menschen gesagt hast, daß ich viel Geld habe.

Ich sagte nur, daß es die Leute von Dir behaupten.

Ach, die Leute behaupten viel. Sie haben am Ende auch gesagt, daß Dein Großvater Millionen hat, und er war doch arm — blutarm.

Das Männchen hielt inne und ſah Agnes an, als erwarte er eine Antwort.

War er nicht arm? fragte er.

Entſetzlich arm! verſetzte das Kind ſeufzend.

Sie waren jetzt wieder bei ihrer Wohnung angelangt. Als ſie in die Stube traten, wandte das Männchen den Kopf abwärts und hielt die Hand des Kindes ängſtlich feſt.

Höre, ſagte er ganz leiſe, als fürchte er, der Todte könne von ſeinem Geſpräche erwachen, war mein Bruder wirklich ſo arm?

Ja gewiß, gewiß! verſetzte das Kind.

Und was iſt denn dort in dem Kaſten?

Alte Papiere ſind darin.

Alte Papiere; murmelte das Männchen, indem er nach dem Kaſten ſchielte.

Willſt Du Dich nicht ſchlafen legen, Onkel? fragte das Kind. Leg' Dich in mein Bett. Ich kann doch nicht ſchlafen.

Ich bin nicht müde, verſetzte das Männchen, ich will Dein Bett nicht.

Es trat ein tiefes Schweigen ein.

Agnes ſaß neben dem Bette des Todten und weinte leiſe. Steffen ſaß ganz ruhig auf ſeinem Koffer.

Man hätte glauben können, er ſchliefe.

Aber dann und wann ſtreckte er den Kopf horchend in die Höhe.

Agnes, rief er nach einer Weile, ſchläfſt Du?

Nein; verſetzte das Kind.

Nach einer halben Stunde rief er wieder:

Agnes, ſchläfſt Du?

Er erhielt keine Antwort.

Das Kind war in der That eingeſchlafen. Nun ſtellte Steffen ſeinen Kaſten neben den Koffer, nahm das Licht und beleuchtete das Antlitz der Kleinen. Dann ſtellte er das Licht wieder auf den Tiſch.

Nun ſchob er den Kaſten, der vor dem Bett der Leiche ſtand, leiſe bis ans andere Ende des Zimmers, öffnete ihn und begann darin herumzuſtöbern.

Er öffnete die Papiere mit einer Gier, die erkennen ließ, wie geſpannt er auf den Inhalt war.

Nichts, nichts; murmelte er verdrießlich, es ſcheint wirklich gar nichts da zu ſein.

Er erhob ſich, trat an die Leiche heran und ſtand eine Weile unentſchloſſen da, dann ſtreckte er die Hand zitternd aus und begann unter dem Kopfkiſſen des Todten zu wühlen.

Hier iſt auch nichts; ſagte er dann leiſe.

Plötzlich nahm ſein Geſicht den Ausdruck eines Menſchen an, der einen guten Fang macht.

Mit einem Pack Papiere in der Hand, ſchlich er ſich

vom Bette fort, trat an den Tiſch und begann nun eifrig auch dieſe Papiere zu unterſuchen.

In dieſem Momente ſchrie Agnes im Schlafe ängſtlich auf.

Das Männchen ließ die Papiere entſetzt fallen, ſtieß mit dem Arm an die Lampe, warf ſie um und dichte Finſterniß herrſchte nun in dem Zimmer.

Agnes! Agnes! rief er mit ängſtlicher Stimme.

Mein Gott, was iſt Dir Onkel? fragte das Kind erwachend.

Warum ſchreiſt Du? — Wer thut Dir was?

Es geſchah im Traum, verſetzte das Kind.

Du mußt Licht anzünden, rief Steffen, ich kann im Finſtern nicht ſitzen.

Ach — es ſind keine Streichhölzer mehr da; entgegnete Agnes.

Komm' zu mir! Bleib' bei mir, Agnes. Wir wollen mit einander plaudern; ich will Dir hübſche Dinge erzählen.

Hier bin ich, Onkel; ſagte Agnes und ſtreckte die Hand nach dem Männchen aus.

Wo? rief er. Ah — hier, das iſt Deine Hand.

Plötzlich ſchrie Steffen laut auf.

Onkel! rief Agnes.

Das Männchen zog das Kind heftig an ſich und umklammerte es ängſtlich.

Es muß hier noch außer uns Jemand sein; flüsterte er, als ich Deine Hand erfaßte, fuhr eine andere Hand dazwischen.

Es ist hier Niemand; versetzte das Kind zitternd.

Ja, es war eine andere Hand, eine ganz große, eiskalte — es war vielleicht — Komm' doch näher; — setze Dich auf meinen Schooß. So! — Es war vielleicht Dein Großvater.

O, Großväterchen thut uns nichts; versetzte Agnes.

Nein, er wird uns nichts thun; ich meine es ja ganz gut mit Dir. Ich will Dich als meine Tochter annehmen. Du sollst bei mir bleiben. Du sollst es ganz gut bei mir haben. Du wirst ganz gewiß keinen Hunger leiden, ich theile mein Brod mit Dir und wir kochen uns jeden Mittag Kartoffeln.

Das Männchen preßte das Kind so fest an sich, daß es in Gefahr gerieth, erdrückt zu werden.

Ich will Dich niemals von mir lassen; fuhr er dann fort, ich will Dich so lieb haben, wie Dich mein Bruder lieb gehabt hat.

Plötzlich hielt er wieder inne.

Hast Du nicht eben die Thür knarren gehört? fragte er mit leiser, zitternder Stimme.

Nein; antwortete Agnes eben so leise.

Sie zitterte ebenfalls, die Furcht ihres Onkels hatte sie angesteckt.

Am Ende ist er gar nicht todt; fuhr Steffen fort, er ist gewiß nicht todt.

Onkel, laß mich los; sagte Agnes.

Nein, nein, ich laß' Dich nicht.

Ich will sehen, ob der Großvater noch daliegt.

Steffen aber umklammerte das Mädchen mit einer wahnsinnigen Angst.

Du sollst nicht von mir fortgehen; stöhnte er. Du bist mein Kind, Du bist mein Alles! — Und Alles was ich habe ist Dein! — Ja, Du sollst eine Equipage haben! — Du sollst einen Palast haben! — Du sollst wie eine Prinzessin leben! — Du sollst so reich — so reich — so reich sein!

Agnes weinte und flehte. Steffen schien wirklich wahnsinnig geworden zu sein.

Halt' mich fest! Halt' mich fest! fuhr er fort. Da ist eine kalte, todte Hand, die mich erfaßt. Ich habe nichts gethan! — Und was ich gethan, will ich wieder gut machen. Ich will keinen Armen unbedacht lassen — ich will Alles fortgeben. Fort! fort! fort! fort!

Hilfe! Hilfe! schrie Agnes, welche fruchtlose Versuche machte, sich von ihrem wahnsinnigen Onkel loszuringen.

In diesem Moment knarrte die Thür wieder, aber weder Agnes noch Steffen hörten es diesmal. Dem Kinde gab die Verzweiflung endlich die Kraft, sich aus

Steffens würgenden Händen zu befreien. Agnes eilte ans Bett und betastete es.

Die Leiche war kalt und starr wie zuvor.

Neuntes Kapitel.

Der Blinde.

Es war zwölf Uhr. Der Himmel hatte sein Auge ganz geschlossen. Dichter Nebel umhüllte die Stadt. Aber zwei menschliche Augen waren wach und harrten besorgt der Rückkehr des alten Thomas.

Emma war voll Unruhe.

Sie fürchtete für den alten Mann und sie hatte Ursache dazu.

Kurz nachdem Thomas das Haus verlassen hatte, war Emma durch ein lautes Pochen an ihrer Thür aufgeschreckt worden.

Auf ihre Frage, wer draußen sei? erhielt sie die Antwort: Frau Harmsen.

Emma hatte das Treiben der struppigen Schwarzen dann und wann von ihrem Fenster aus beobachtet; sie war ihr im höchsten Grade zuwider und um keinen Preis würde sie dieselbe, zumal so spät, in ihre Wohnung eingelassen haben.

Emma wies sie also ab, indem sie vorgab, schon ent-

kleidet zu ſein; brummend und ſchimpfend entfernte ſich das Weib.

Es verging nun eine Viertelſtunde nach der andern, aber Thomas ließ ſich noch immer nicht hören, das Weſen und Treiben des alten Mannes wurde ſeiner Nichte immer räthſelhafter.

Was that er draußen in ſo ſpäter Nacht? Woher nahm er das Geld, welches er doch unbedingt zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben haben mußte?

Es konnte kaum anders ſein; Thomas mußte ihr die Wahrheit verſchwiegen, und das Geld, welches er ſeiner Schwiegertochter entwendet hatte, in Sicherheit gebracht haben.

Jetzt war es ihr, als wenn wieder Jemand draußen an der Küchenthür ſich zu ſchaffen machte; ſie eilte in die Küche hinaus und rief mit lauter Stimme: Wer iſt da?

Es blieb ganz ſtill.

Iſt da Jemand draußen? fragte Emma nochmals.

Keine Antwort.

Emma ſtand lauſchend an der Thür, es ſchien ihr, als entferne ſich jetzt Jemand und ſteige leiſe die Treppe hinab.

Nun eilte Emma ans Fenſter, ſie ſah Niemanden fortgehen, wohl aber hörte ſie jetzt, wie die Hausthür geöffnet und dann wieder geſchloſſen wurde, und bald

darauf kam Thomas bedächtigen Schrittes über den Hof daher.

Der alte Mann sah seltsam aus. Seine Mütze saß ihm tief in den Nacken, die wenigen silbergrauen Locken, welche seine Schläfen bedeckten, wurden vom Winde leise bewegt.

Es lag etwas Geisterhaftes in seiner Erscheinung.

Emma athmete auf, als sie ihren Onkel in die Stube eintreten sah; sie theilte ihm ihre Besorgniß mit.

Der alte Mann sah seine Nichte, die ein todtenbleiches Antlitz hatte, bedenklich an; dann streichelte er ihr mitleidig die Wange und sagte:

Nun, geh' zu Bett, Emma; ich werde wach bleiben und mich 'mal ein wenig umsehen, ob Du geträumt hast, oder ob die schlechte Person da unten irgend etwas gegen uns im Schilde führt.

Emma bat ihren Onkel, oben zu bleiben; aber der alte Mann ließ sich nicht halten.

Du brauchst Dich meinetwegen nicht zu ängstigen, Töchterchen; sagte er, ich bin sehr vorsichtig; aber ich muß sehen, ob gegen uns irgend etwas ausgeführt werden soll.

Thomas nahm seine kleine Taschenlaterne wieder in die Hand und stieg bis in den Keller hinab Auf der untersten Stufe saß der Blinde. Aus dem Innern der Kellerwohnung tönte ein rohes Gelächter.

Thomas ſtieß den Blinden leiſe an.

Wer iſt hier? fragte dieſer.

St! verſetzte Thomas. Es iſt ein guter Freund, der Mitleid mit Euch hat. Warum liegt Ihr hier draußen in der Nacht?

Sie hat mich hinausgeworfen; verſetzte der Blinde. Sie wollte, daß ich nicht hören ſollte, was ſie mit einander zu verhandeln hatten. Und nun ſaufen ſie wie toll und geben mir nichts ab. Aber ich räche mich dafür! Ich räche mich dafür!

Kommt mit mir in meine Wohnung, ſagte Thomas. Ihr könnt bei mir ſchlafen. Ihr ſollt auch ein Glas Bier haben.

Habt Ihr keinen Branntwein? fragte der Blinde haſtig.

Den ſollt Ihr morgen haben. Jetzt kommt!

Ich räche mich dafür! wiederholte der Blinde, ohne ſich zu erheben.

Wollt Ihr nicht mit mir kommen? fragte Thomas.

Wenn Ihr keinen Branntwein habt — was ſoll ich denn bei Euch?

Schlafen! verſetzte Thomas.

Schlafen kann ich auch hier. Und vielleicht läßt ſie mich herein, wenn ich wieder poche.

Ich will Euch Geld geben; Ihr könnt Euch morgen

dafür Branntwein kaufen. Kommt. Ich werde Euch führen.

Geld? rief der Blinde wie elektrisirt. Ah — das wäre! — Das könnte ich gebrauchen! — Geld! — Ja, das ist die Hauptsache. Für Geld bekomme ich Branntwein! — Sie giebt mir nichts, das nichtswürdige Weib, obgleich sie regelmäßig meinen Invaliden-Thaler bekommt und alles Geld zu sich nimmt, das ich am Leierkasten erhalte. Aber ich räche mich dafür!

St! sagte Thomas. Ihr könnt mir oben mehr erzählen. Steht nur auf. Aber geht leise.

Hört, wie sie zechen; sagte der Blinde aufhorchend. Ist das nicht niederträchtig? — Und sie hat heute schon so viel getrunken und ich gar nichts. Aber ich räche mich dafür!

Wollt Ihr mir nun folgen? fragte Thomas ungeduldig. Ich geb' Euch einen Thaler.

Einen Thaler? — Gebt her! —; Wenn ich einen Thaler habe, dann will ich die ganze Nacht tanzen. Dann will ich Euch acht Tage lang meine Stücke vorleiern. Dann will ich verrückt werden. Dann sollt Ihr Eure Freude an mir haben, wie wild ich sein kann!

Nun, so kommt! — drängte Thomas.

Ah — wie lustig sie sind! Hört Ihr's? — Aber ich werde mich dafür rächen!

Und der Blinde stieß mit dem Fuße wüthend gegen die Thür.

Thomas ergriff seinen Arm und zog ihn fort.

Wenn Ihr Hunger habt; sagte er, ich kann Euch etwas Schinken geben.

Ja, ich gehe mit Euch; versetzte der Blinde und ließ sich willig fortziehen. Ich will ganz allein meine Geschäfte machen. Ich nehme mir ein kleines Mädchen; die kleinen Mädchen betrügen mich nicht und müssen thun, was ich will. Sie soll mir meinen Leierkasten herausgeben.

Thomas war sehr zufrieden, als der blinde Mann endlich trotz seiner öfteren Wiederholung, daß er sich rächen würde, ziemlich rasch vorwärts schritt.

Emma stand mit dem Lichte fast auf der untersten Stufe der Treppe und war sehr glücklich, als sie Thomas endlich wieder heraufkommen sah, obwohl sie anfänglich durch seinen Begleiter sehr in Angst versetzt wurde.

Thomas gab ihr ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten; dann ließ er den Blinden sich niedersetzen, nahm selbst an seiner Seite Platz und sagte:

Hier nehmt den Thaler, den ich Euch versprochen habe.

Er ließ das Geld auf dem Tische klingen.

Der Blinde erfaßte es mit der Gier eines wilden,

heißhungrigen Thieres, dem man ein Stück Fleisch verwirft.

Nun erzählt mir; sagte Thomas, wer ist bei Euch?

Männer und Weiber; sagte der Blinde.

Was treiben Sie? fragte Thomas.

Weiß ich? Es kommen so verschiedenartige Leute zu uns; — junge Mädchen und Männer — wenn sie sich nämlich leiden mögen. Meine Alte macht mit ihnen Geschäfte. Sie leiht ihnen Geld, wenn sie in Nöthen sind. O, die sind immer in Nöthen! Sie leiht ihnen auf die Pfandzettel und kauft sie ihnen ab, denn sie hat Geld!

Wer jetzt bei ihr ist, wißt Ihr nicht?

Nein. Es sind Leute, die bisher noch niemals dagewesen sind.

Ganz gewiß noch niemals? fragte Thomas. Besinnt Euch.

Nein, noch niemals.

Wie heißen sie?

Das weiß ich nicht.

Wart Ihr denn nicht zu Hause, als sie kamen?

Ja, die Alte brachte sie von der Straße herein.

Wie spät war es?

Neun Uhr ungefähr. Sie sprachen ganz leise mit meiner Alten. Ich konnte nichts hören, obschon ich ein sehr scharfes Gehör habe.

Zwei Männer und zwei Frauen? sagtet Ihr.

Nein. Zuerst war nur ein Mann und eine Frau da; erst später kamen die andern Beiden.

Und nun wurdet Ihr ausgesperrt?

Die Alte sagte mir, ich sollte hinausgehen und draußen im Hofe Wache halten, und wenn Jemand in den Hof käme und die Treppe hinauf ginge, das sollte ich ihr gleich melden. Dann wollte sie mir ein Glas Branntwein geben. Da saß ich über eine Stunde und weil Niemand kam, begann ich ungeduldig zu werden, und fing zu pochen an. Meine Alte öffnete nun die Thür und als ich hinein wollte, drohete sie, mich zu prügeln, wenn ich nicht noch auf meinem Posten bliebe. Nach einer Stunde kam die Alte wieder und fragte, ob ich aufgepaßt hätte. Ich sagte ärgerlich nein. Nun hörte ich Jemand die Treppe hinaufgehen, weiß aber nicht, was er eben gemacht hat. Er kam gleich wieder zurück, gab mir einen Fußtritt und ging wieder zu der Alten hinein. Das ist die Geschichte.

Hört, sagte Thomas nach einigen Minuten tiefen Schweigens, ich weiß, daß es Euch schlecht geht, daß Euch das Weib da unten schlägt und peinigt und Eurer Blindheit spottet. Ihr sollt an mir einen Freund haben. Ja, wollt Ihr mich zum Freunde haben?

Ihr wollt mir Branntwein geben? fragte der Blinde.

Den sollt Ihr haben. Ich werde Euch oft besuchen, und Ihr sollt dann immer zu trinken und zu essen haben. Aber Ihr dürft dem Weibe nie etwas sagen, sie darf es nicht wissen, wie wir mit einander stehen.

Nein.

Aber haltet Wort; es wird Euer Schaden nicht sein. Es soll Euch nie an etwas fehlen.

Sie soll ganz gewiß nichts erfahren; betheuerte der Blinde nochmals.

Wann seid Ihr gewöhnlich allein zu Hause? fragte Thomas.

Das ist unbestimmt; meine Alte geht selten aus und schließt mich dann immer ein.

Kann man denn nicht auf einem andern Wege zu Euch gelangen?

Auf einem andern Wege? — Nein, ich weiß nicht.

Besinnt Euch einmal.

Der Blinde nahm eine sehr nachdenkliche Miene an.

Es wäre wohl möglich durch den Garten, sagte er, aber die Thür ist mal auf und mal nicht.

Es ist gut; versetzte Thomas, ich will schon zu Euch kommen. Ich bitte Euch, genau auf das Acht zu haben, was bei Euch vorgeht und gesprochen wird, und das müßt Ihr mir wieder sagen. Wollt Ihr?

Ja, das will ich; versetzte der Blinde gähnend.

Nun will ich Euch Fleisch und Brod geben, fuhr Thomas fort, und dann geht Ihr wieder hinunter und setzt Euch auf die Treppe, und thut, als wäret Ihr gar nicht fortgewesen.

Thomas nahm aus dem Küchenschrank Brod und Schinken heraus und gab es dem Blinden.

Jetzt könnt Ihr essen; sagte er.

Der Blinde griff gierig darnach, und ehe man sich dessen versah, hatte er beides verschlungen.

O, Ihr habt großen Hunger; sagte Thomas.

Die Alte giebt mir nichts; versetzte der Blinde. Sie ist ein böses Weib. Gestern hielt sie mir ein Stück gebratenes Fleisch unter die Nase. Es roch prächtig. Ich wollte vor Freude verrückt werden; aber wie ich darnach schnappen wollte, zog sie es zurück, lachte mich aus und aß es selbst auf.

Ist es Eure Frau? fragte Thomas.

Meine Frau? — Ja — nein — wie man's nehmen will. Ich lebe schon zehn Jahre mit ihr. O, sie war mal sehr schön!

Seit wie lange habt Ihr denn Euer Augenlicht verloren? fragte Thomas.

Ich bin schon fünfzehn Jahre blind.

Ihr habt die Person gekannt, da Ihr noch sehen konntet?

Nein; ich kenne sie erst seit zehn Jahren.

Wie könnt Ihr denn wissen, das sie schön war?

O, das kann man sehr gut wissen. Wenn ich das Gesicht einer Person mit den Fingern betaste, dann will ich sehen, ob sie schön oder häßlich, jung oder alt ist.

Nun, dann könnt Ihr auch mir sagen, wie alt ich bin?

Thomas hielt dem Blinden sein Gesicht hin, welcher es einige Secunden lang betastete und dann sagte:

Ihr könnt sechszig Jahre alt sein.

Das ist richtig; sagte Thomas erstaunt.

O, seitdem ich blind bin, fuhr der Alte fort, sehe ich weit mehr als früher. Ich sehe mit den Fingern; ja, es ist mir als wäre Alles an mir ein Auge.

Thomas fand einen solchen Reiz an der Unterhaltung des Blinden, daß er vielleicht die ganze Nacht mit ihm verplaudert haben würde, wenn sich nicht jetzt ein lautes Geräusch auf dem Hofe bemerkbar gemacht hätte. Er eilte ans Fenster, öffnete es und bemerkte, wie die Schwarze mit noch zwei andern Personen, welche er als seinen Sohn und dessen Frau erkannte, über den Hof gingen.

O, jetzt weiß ich, was los war; murmelte Thomas.

Geht, sagte er zu dem Blinden, indem er zu ihm herantrat und ihn an die Thür führte, geht so rasch

wie möglich. Euer Weib ist im Hofe. Ich verlaß' mich darauf, daß Ihr nicht sagt, wo Ihr gewesen seid.

Aber sie wird mich zu Tode prügeln, versetzte der Blinde, wenn ich's ihr nicht sage.

Wenn Euch das Weib prügelt, versetzte Thomas mit zorniger Geberde, dann müßt ihr sie zermalmen. Ihr seid ein Mann.

Ein Mann; murmelte der Blinde, dieses Weib ist zehn Männer.

Ihr habt gute Knochen; fuhr Thomas leise fort, indem er den Blinden an die Treppe führte, gebt ihr einmal ein Gedenkzeichen.

Ah — die kennen Sie nicht! — rief der Blinde. Wenn die giftig wird!

Wenn Ihr Euch daran haltet, was Ihr mir versprochen, dann könnt Ihr jederzeit auf meinen Beistand rechnen. Ich werde Euch eine kleine Pfeife geben, wenn Ihr in Noth seid, dann pfeift. Wenn Ihr mir etwas sagen wollt, dann pfeift.

Der Blinde nickte mit dem Kopfe und ging die Treppe hinab.

Er war noch nicht unten, als er den wiederholten Ruf vernahm: Alterchen! Alterchen!

Die Schwarze hatte schon eine Zeit lang auf der

Treppe des Vorderhauses gesucht, sie trat eben in den Hof, als er in den Keller hinabstieg.

Die Wohnung war unverschlossen. Im Zimmer sah es liederlich aus. Auf dem Tische standen außer der Flasche und den Gläsern noch verschiedene Krüge; auf dem Lehnstuhle lag ein junger Mensch in tiefem Schlafe, auf dem Bette ein schnarchendes Frauenzimmer.

Draußen ertönte noch immer der Ruf:

Alterchen! Verfluchtes Alterchen! Wo bist Du?

Der Blinde hörte nicht auf diesen Ruf. Mit vorgestrecktem Kopf, wie ein Hund, der Fleisch wittert, tappte er auf dem Tische herum.

Sein Gesicht röthete sich vor Freude und innerer Aufregung, als er die Branntweinflasche erhaschte; als er sie aber an den Mund führte, verzerrte sich sein Gesicht.

Es ist nichts mehr darin; brummte er, indem er die Zunge so weit als möglich in den Hals der Flasche steckte. Sie haben mir nichts gelassen.

Dann tappte er weiter und ergriff ein Glas nach dem andern, so viel deren auf dem Tische standen und begann mit diesen dieselbe Prozedur.

Plötzlich aber hörte er Schritte nahen und nun verkroch er sich rasch unters Bett.

Die Schwarze trat ins Zimmer, Cäsar folgte ihr.

Sie bot eine entsetzliche Erscheinung dar.

Das Haar hing ihr verworren über das Gesicht herab, ihre Kleider waren ihr halb vom Leibe herabgerissen, ihre Augen funkelten unheimlich.

Die Schwarze stellte das Licht auf den Tisch und begann sich zu entkleiden.

Der Alte mag draußen bleiben; sagte sie, ich will nicht länger nach ihm suchen.

Einige Minuten später war das Licht ausgelöscht, und es herrschte völlige Finsterniß im Zimmer.

Der Blinde kroch leise aus seinem Versteck hervor.

Ein lauter Schrei, den die Schwarze in diesem Momente ausstieß, zeigte, daß der Alte entschlossen war, von dem Platze, den er seit zehn Jahren eingenommen hatte, sich nicht verdrängen zu lassen.

Aber wie eine Furie sprang das Weib auf und zündete das Licht an, welches jetzt eine jener grellen Scenen beleuchtete, wie sie in dieser Spelunke zwischen dem Blinden und der Schwarzen gewöhnlich waren.

Zehntes Kapitel.

Onkel und Nichte.

Es dämmerte schon.

Thomas wollte sich auf einen Stuhl niederlassen und auf diese Weise den Morgen erwarten, aber Emma bat ihn, sich doch ein wenig Ruhe zu gönnen, und um diese seiner Nichte nicht ganz zu rauben, begab er sich zu Bett.

Aber er schlief nicht ein.

Die innere Aufregung scheuchte den Schlaf von seinen Augenlidern.

Nachdem er eine halbe Stunde gelegen, erhob er sich leise, trat ans Fenster und sah in den Garten hinaus.

Wenn ich eine Leine hätte, murmelte er, dann machte ich die Sache kurz.

Er stand jetzt einige Augenblicke nachdenklich da.

Dann öffnete er leise und vorsichtig die Stubenthür.

Unbeweglich blieb er stehen.

Emma saß, wie immer, bei einem Lämpchen am Tische und sah so bleich und angegriffen aus, als habe ihr der Tod bereits den Weihekuß für jene Welt gegeben.

Thomas trat an ihren Stuhl heran, legte seine Hände sanft auf ihr Haupt und sagte mit bewegter Stimme:

Wie schlecht Du bist!

Er küßte ihre Stirn und setzte sich dann an ihre Seite.

Emma hörte auf zu nähen und sah ihren Onkel lange an.

Es war ihr anzumerken, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, aber nicht zu sprechen wagte.

Onkel! sagte sie dann.

Sprich, mein Töchterchen, sprich; sagte der alte Thomas kopfschüttelnd und seine Nichte fortwährend mitleidsvoll ansehend.

Ich wollte Dich fragen, fuhr nun Emma zögernd fort, ob Du nicht lieber in ein Hospital gehen willst?

Thomas sah seine Nichte fast bestürzt an.

O, in den Ochsenkopf meinst Du! sagte er.

Behüte, versetzte Emma, ich meine vielleicht in das Nikolaus-Bürgerhospital.

Um meiner ledig zu sein! fuhr Thomas fort.

Nein, gewiß nicht deshalb, lieber Onkel! entgegnete Emma. Es ist nicht meinetwegen, daß ich wünsche, Du gingest dorthin. Aber mir ist so bange, ich weiß nicht — was

noch geschehen wird. Es kommt mir alles so sonderbar vor.

Ja ich muß in den Ochsenkopf; sagte Thomas und sah seine Nichte mit seinen großen Augen starr an. Du hältst mich auch für sinnlos.

Nein, das nicht, lieber Onkel; aber ich weiß nicht, was ich zu all dem sagen soll. Dein geheimnißvolles Wesen beunruhigt mich. Du bist immer so lang aus dem Hause; oft halbe Nächte lang. Du selbst giebst zu, Gertruden Geld genommen zu haben, aber dennoch hast Du nichts, obwohl Du auch ebenso oft behauptest Vermögen zu besitzen. Alle diese Widersprüche beunruhigen mich. Ich fürchte auch, es könnte Dir leicht ein Unglück begegnen. Und dann, ich will es Dir nur gerade heraus sagen, lieber Onkel, Du störst mich in meiner Arbeit, Du hinderst mich sehr — und ich muß arbeiten und ich will arbeiten. Ich kann von trockenem Brode ganz gut leben, wenn ich's nur ohne Angst und Gewissensbisse essen kann. Ich habe es kennen gelernt, wie viel Thränen, Angst und Sorge es kostet, wenn man zu viel Bedürfnisse hat.

Thomas sah seine Nichte noch immer starr und unbeweglich an.

Ich mache Dir keine Vorwürfe, lieber Onkel; fuhr Emma fort, ich weiß, daß Deine Bedürfnisse stets bescheiden waren, daß Du nie große Ansprüche machtest.

Du sorgtest nur immer für Andere. Und jetzt machst Du es mit mir eben so. Aber das gerade beunruhigt mich. Ganz offenherzig gesprochen, lieber Onkel, ich bin fest entschlossen, nichts, gar nichts mehr von Dir anzunehmen, aber ich lasse mich auch nicht mehr an meiner Arbeit behindern.

Was Du für ein Weib bist! sagte Thomas.

Ich habe Aussicht, fuhr Emma fort, bessere Arbeit zu bekommen. Ich werde dann die Kinderchen ganz gut durchbringen, bis der liebe Gott meinem Mart hilft. Und ich bin davon überzeugt, daß er ihn nicht untergehen lassen wird. Mart wird gewiß bald schreiben und wenn es ihm gut geht, wird er uns zu sich kommen lassen. O, mein Mart wird seine Kinder nicht vergessen — das weiß ich.

Er wird seine Kinder nicht vergessen! sagte Thomas leise vor sich hin, und sah Emma wehmüthig an.

Und nun noch Eins lieber Onkel. Es ist Zeit, daß unser Söhnchen getauft werde. Wir wollen es diesen Sonntag thun. Ich bitte Dich, daß Du sein Pathe seist. Ich will außerdem noch Fräulein Alwine bitten, und den Herrn, für den ich arbeite.

Diesen Sonntag; sagte Thomas, gut! ich will es besorgen. Ich werde zum Küster gehen.

Dann will ich Dir die Gebühren geben; versetzte Emma.

Sie erhob sich und nahm aus ihrer Kommode einen Thaler, den sie dem alten Manne gab.

Thomas wiegte den Thaler bedächtig in der Hand.

Dieser Thaler, sagte er, den die Kirche für die heilige Pflicht, die ihr obliegt, von dem Schweiße Deiner Arbeit nimmt — dieser Thaler ist Sündengeld!

Onkel! rief Emma von der Heftigkeit erschreckt, mit welcher Thomas die letzten Worte aussprach.

Es ist Sündengeld, sag' ich Dir; wiederholte Thomas, dieser Thaler wiegt zu schwer!

Onkel Du vergißt, versetzte Emma, daß arme Leute, die nichts zahlen können, von den Taufgebühren gänzlich befreit werden.

O, wenn sie nur wüßten, wie schwer es rechtschaffenen Leuten wird, das Bekenntniß ihrer Armuth auszusprechen! — Kann Jemand ärmer sein als Du?

Ich verdiene, was ich brauche; sagte Emma.

Was Du brauchst! Du lebst von Deiner eigenen Liebe und Deinem Vertrauen zu Gott. Und zwischen Gott und Deine Liebe sollen sich keine habsüchtigen Menschen drängen! Nein! —

Thomas wickelte den Thaler in Papier und steckte ihn in die Tasche.

Dann erhob er sich.

Du willst doch noch nicht fort? fragte Emma.

Ja, ich will fort; versetzte Thomas. Ich muß hinaus.

Aber es iſt ja noch nicht einmal Tag.

Ich will aber gehen; ſagte Thomas.

Du haſt noch keinen Caffee getrunken.

Und Du auch nicht, ich werde welchen kochen.

Onkel, das iſt meine Sache! ſagte Emma und erhob ſich.

Du bleibſt, verſetzte Thomas. Du legſt Dich jetzt nieder, — wenn Du nicht willſt daß ich fortgehen ſoll, — daß ich erzürnt fortgehe. Du ſollſt noch einige Stunden ſchlafen.

Dieſe Arbeit muß bis Mittag fertig ſein, lieber Onkel. Ich werde heute aber ganz früh zu Bette gehen.

Muß! verſetzte Thomas. Ja, die Kinder Israels mußten auch! Die Negerſklaven müſſen auch! Aber Gott ſandte einen Moſes und einen Chriſtus und er wird für alle Sklaven, die müſſen, was nicht recht und billig iſt, einen Erlöſer ſenden!

Mit dieſen Worten ging Thomas hinaus und machte Feuer an.

Bald praſſelte die Flamme hell auf und der alte Mann ſtand da am Heerde und blickte düſter hinein, bis ihn das Geſchrei des erwachenden Knaben aus ſeinem Brüten weckte.

Elftes Kapitel.

Träume.

Es war sieben Uhr, als Thomas zu der kleinen Agnes ging; er fand sie zu seinem nicht geringen Erstaunen ganz allein bei der Leiche.

Wo ist Dein Onkel, mein Töchterchen? fragte er.

Der hat sich schon ganz früh eine Droschke geholt, und ist fortgefahren.

Wohin?

Ich weiß nicht.

Er hat Dir nicht gesagt, wohin er gehen würde?

Nein, er sagte nur, er würde wieder kommen.

Thomas warf einen prüfenden Blick ins Zimmer.

Dein Onkel hat seine Sachen mitgenommen; sagte er dann, er wird nicht wieder kommen. So folge mir, mein Töchterchen, Du kannst hier doch nichts thun.

Agnes sah den alten Mann betroffen an.

Ich kann Großväterchen doch nicht so liegen lassen; sagte sie, ich muß ja auch zum Arzt hingehen und mir den Todtenschein holen.

Das soll alles schon besorgt werden, mein Töchterchen; versetzte Thomas, komm' nur.

Großväterchen ist noch nicht angekleidet. Ich möchte ihn so gern recht hübsch putzen; sagte Agnes traurig, aber ich habe nichts.

Thomas legte die Hand auf des Kindes Haupt.

Das ſollſt Du auch, mein Töchterchen; entgegnete er. Das ſoll morgen geſchehen, dafür will ich ſorgen. Ja, Du ſollſt Dein Großväterchen recht hübſch putzen und ich geleite ihn mit Dir zu Grabe.

Agnes ſuchte ihre Habſeligkeiten zuſammen, packte ſie in ein Tuch, küßte die Leiche und ging.

Thomas ſchloß die Wohnung und führte die Kleine bei der Hand, obwohl es ſtark zu regnen begann. Es ſchien, als weinte der Himmel mit dem Kinde, deſſen Thränen auf dem ganzen Wege reichlich floſſen. Wenn arme Waiſen, welche keine Vaterliebe führt, keine Mutterliebe ſchützt, von der Hand ſelbſt eines Engels geleitet werden, auch dann haben ſie noch Grund genug zu zagen und zu weinen.

Gott ſah es, wie jetzt der alte Thomas das Kind bis unter das Dach einer kleinen dürftigen Wohnung führte, wo eine arme verlaſſene Frau wohnte, welche mit ihrer Hände Arbeit zwei Kinderchen erhalten mußte. Gott hörte es, als er zu dieſer Frau ſagte:

Dies Kind iſt eine Waiſe, Emma. Für dies Kind ſuche ich eine Mutter. Willſt Du es ſein?

Agnes blickte zu Emma mit ihren ſanften, thränenumſchleierten Augen auf, und die Frage, welche dieſe Thränen thaten, fanden bei Emma die bündigſte Antwort.

Sie ergriff die Hand des Kindes und sprach ihm auf die freundlichste Weise Muth ein. Dann brachte sie den Coffee herbei, welchen sie bei der glimmenden Asche auf dem Heerde stehen und zum Frühstück bestimmt hatte. Agnes trank und aß.

Ihre Beklommenheit legte sich, ihre Schüchternheit verschwand.

So lange Kinder schüchtern bleiben, haben sie noch nicht herausgefühlt, daß sie von Liebe umgeben sind.

Nun erst erzählte Thomas, wie er zu dem Kinde gekommen. Mit großem Interesse hörte Emma ihrem Onkel zu. Sie küßte und liebkoste das Kind, als sie hörte, was es gelitten hatte. Annchen wurde neidisch, drängte sich an die Mutter heran und begehrte „auch einen Kuß". Emma küßte dies kleine Wesen und stellte ihm die neue Schwester vor.

Annchen sah etwas eifersüchtig aus, gab aber Agnes doch das Händchen, als diese darum bat.

Thomas entfernte sich wieder, nicht ohne Emma recht innig die Hand zu drücken. Annchen und den Knaben küßte er; auf Agnes legte er segnend seine Hand.

Und dann trat er wieder hinaus auf die Straße, indem er vor sich hin murmelte:

Wenn wir auch Alle einen Vater haben, wer ist die Mutter in diesem großen Familienhause, welches wir Welt und Leben nennen?

Thomas begab sich zunächst in seine Fabrik und bat seinen Herrn, ihm einen Feiertag zu geben. Der ward ihm vergönnt. Nun ging der alte Mann zum Polizei-Lieutenant. Da saß ein junger Mensch, der sehr viel schrieb und so auffahrend sprach, daß man ordentlich Furcht vor ihm bekommen konnte. Als endlich Thomas an die Reihe kam, erhielt er den Todtenschein, welchen der Arzt auszufüllen hatte.

Und einige Minuten später saß Thomas wieder in der einsamen Wohnung neben der Leiche und las in dem Hefte, auf welches ihn Agnes aufmerksam gemacht und das er wirklich unter den Papieren des Verstorbenen gefunden hatte. Es mußten wohl schlimme Dinge darin enthalten sein, denn der Zorn des alten Mannes machte sich zuweilen in Ausdrücken, wie: „Schurke!“ „Bube!“ Luft.

Endlich erschien der Arzt, untersuchte die Leiche und schrieb im Todtenschein: am Lungenschlage gestorben. Thomas begab sich nach dem Leichencomtoir, wo es so eigenthümlich roch, als lägen alle Leute, welche seit Gott weiß wie lange in Berlin gestorben sind, hier begraben.

Es war dem alten Mann wehe ums Herz, als er daran dachte, wie viele weinende Wittwen und Waisen hier schon gestanden haben mochten, um die traurigen Fragen zu beantworten, die mit der gleichgültigsten

Miene von der Welt, als handle es sich um Talg und Syrup, an sie gerichtet wurden.

Thomas sah sehr seltsam aus, als er hörte, wie viel der Vorzug koste, den Sarg auf einer unsterblichen, schwarzen Decke eine Stunde lang ruhen zu lassen. Er bezahlte die Rechnung und warf einen mitleidsvollen Blick auf die arme Wittwe, an welche ebenfalls die Frage gerichtet wurde, ob der Sarg während der Vorbereitung zur Beerdigung auf der schwarzen Leichendecke ruhen und ob derselbe mit weißen oder mit schwarzen Bändern in die Gruft hinabgelassen werden sollte? — Letzteres koste so und so viel mehr.

Warum fragen sie nicht auch, murmelte Thomas, ob der Todte auf der rechten oder linken Seite ruhen soll?

Als er hinaustrat kam ein Mensch an ihn heran, der sich als Inhaber eines Sargmagazins, welches dem Leichencomtoir gegenüberlag präsentirte.

Welch' entsetzlich industrielle Geschöpfe wir Menschen sind! Thomas ließ sich in das Magazin geleiten, wo die Särge wie in einer Todtengruft, aufgestapelt standen, und er dachte daran, wie viele Thränen diese Särge noch kosten, wie viel theures Leben, wie viel Jammer und Elend sie noch umschließen würden, während ihm der Verkäufer den Unterschied zwischen „ganz und halb gehobelt" und zwischen „schwarz und gelb" auseinandersetzte.

Geburt oder Tod, sagte Thomas als er ging leise vor sich hin, alles kostet Geld. Ja Staub und Gold — das ist das Leben!

Es war Mittag, als Thomas nach Hause kam. Er fand Agnes bei seiner Nichte schon völlig häuslich eingerichtet und auch mit Annchen schien sie schon sehr gut zu stehen.

Emma hatte ihre Arbeit vollendet und begab sich auf den Weg, um sie abzuliefern. Thomas verzehrte sein Mittagbrod und unterhielt sich dabei mit Agnes, während er Annchen dann und wann einen Löffel voll von seiner Suppe in den Mund steckte. Dann zog er sich in sein Stübchen zurück und las in dem Hefte weiter, welches Mysterien enthielt, die ihn ungemein fesselten.

Er las noch, als Emma mit freudestrahlendem Gesichte heimkehrte und ihm anzeigte, daß sie andere sehr gute Arbeit bekommen habe, wobei ihr Agnes helfen könne. Thomas erkundigte sich sehr genau nach dem Preise, den sie erhalten sollte und murmelte dann:

Wie genügsam sie ist!

Hierauf entfernte er sich. Unten fand er den Blinden wieder auf der Treppe sitzen.

Sind Sie es, Nachtbar? fragte dieser.

Ja, versetzte Thomas. Seid Ihr wieder ausgesperrt?

St! St! sagte der Blinde und deutete ängstlich auf die Thür.

Thomas bückte sich zu ihm hinab.

Ich möchte Ihnen wohl etwas sagen; fuhr der Blinde fort, aber hier geht es nicht.

Wollt Ihr ein Stückchen Wegs mit mir gehen? fragte Thomas.

Nein, wenn sie sieht, daß wir die Köpfe zusammenstecken, dann bin ich unglücklich und wenn ich Ihnen nichts sage, dann sind Sie unglücklich. Aber in der Nacht, recht spät, wenn sie dann herunterkommen wollen, dann bin ich auf der Treppe, dann bin ich wieder ausgesperrt.

Wird diese Nacht wieder Besuch bei Euch sein? fragte Thomas.

Nein, diese Nacht nicht, aber die nächste. Meine Alte hat mir gedroht, mich jetzt jede Nacht auf der Treppe liegen zu lassen.

Gut, ich werde kommen; sagte Thomas und entfernte sich.

Nun begab er sich zu einem Eisentrödler und kaufte sich allerlei Schlosserwerkzeug und alte Schlüssel, und jetzt wurde das Treiben des alten Mannes seltsamer als je. Er verfügte sich nach der Behausung, welche nur noch von dem armen todten Millionair bewohnt war, und begann hier eine kleine Schlosserwerkstatt

einzurichten. Bis in den späten Abend hinein arbeitete und feilte er nun an seinen Schlüsseln.

Als er nach Hause kam, fand er Emma und Agnes noch emsig arbeitend. Annchen schlief schon. Aber der Knabe lag mit offenen Augen in seinem Bettchen und schauete so munter und klug darein als wisse er mehr, als alle Anderen.

Der alte Mann aß seine Abendsuppe und begann dann zu träumen. Er dachte daran wie glücklich die Menschen sein könnten, wenn Jeder nur ein wenig auch für Andere leben wollte. Er träumte und grübelte bis es ihm wirre im Kopfe wurde. Endlich sank sein Haupt auf den Tisch herab, und er schlief ein. Emma trat leise an ihn heran, und während sie sanft, wie mit Engelshänden sein Haupt empor hielt, schob Agnes ein kleines Haarkissen unter. Nun konnte Thomas weiter träumen.

Es wurde ganz still; das leiseste Gespräch hätte ja den Schlummer des alten Mannes leicht stören können. Und jetzt begann auch Emma zu träumen. Wenn ihr Mart so genügsam und gottvertrauend wie sie gewesen; wenn sie durch seinen Stolz nicht gehindert worden wäre zu arbeiten, wie sie es jetzt that, wie glücklich, hätte sie bei aller Dürftigkeit doch sein können. Und wo war ihr unglücklicher Gatte jetzt? Wie mochte er sich plagen und quälen?

Emma seufzte tief auf; eine Thräne fiel auf das Hemde, an welchem sie nähete.

Und auch Agnes begann zu träumen. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn nur ihr Großväterchen noch lebte. Nun lag er da einsam und verlassen, kalt und starr. Das arme Kind begann plötzlich bitterlich zu weinen und schmiegte sich an Emmas Brust.

Und auch der Mond schien zu träumen, vielleicht von diesem riesigen Pygmäengeschlecht da unten, welches viel zu viel für den Moder und viel zu wenig für die Unsterblichkeit ist. Und auch die Sterne mochten träumen, als sie durchs Fenster in die Stube blinkten, wo Thomas noch immer schlief und Emma mit Agnes noch still und ruhig bei ihrer Arbeit saßen.

Es schlug zwölf.

Zwölftes Kapitel.

Der Schatzgräber.

Eine halbe Stunde später waren Emma und Agnes zu Bette und schliefen, wie es schien, jetzt eben so fest wie Thomas zuvor geschlafen hatte.

Dieser, welcher sich inzwischen in seine Stube begeben und sich gestellt hatte, als wollte er ebenfalls zu Bette gehen, verließ jetzt leise die Wohnung.

Alle Vorbereitungen zu diesem nächtlichen Gange waren bereits von ihn getroffen worden.

In der Küche versah er sich mit Axt und Schaufel und dann begab er sich leise und fortwährend aufhorchend in den Garten. Er hätte eines Schlüssels nicht bedurft, die Thür war unverschlossen.

Es war finster uud still im ganzen Hause, auch bei der Schwarzen brannte kein Licht mehr, sie schien nicht in ihrer Wohnung zu sein.

Die Stelle, wo der Schatz vergraben war, fand Thomas ohne Schwierigkeit, das Geld lag nicht sehr tief; wahrscheinlich hatte die Harmsen nicht die Absicht, es an diesem Orte lange liegen zu lassen.

Als Thomas den vollen Beutel in der Hand hatte, beeilte er sich, das Haus zu verlassen; er begab sich nach Steffens Wohnung, verbarg hier das Geld und trat dann wieder den Rückweg an.

Als er sein Haus beinahe erreicht hatte, bemerkte er, daß die Schwarze zwei Personen, welche er sehr wohl erkannte, einließ. Er wartete einige Minuten, ehe er ihnen folgte und die Thür aufschloß; dann schritt er ganz leise über den Hof.

Als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme der Schwarzen.

Alterchen, hier ist noch ein Schluck; sagte sie, mach' Deine Sache gut, und dann sollst Du leben wie ein

junger Gott sag' ich Dir. Nun marsch; es ist zwei Uhr.

Die Schwarze verschwand, Thomas hörte die Kellerthür schließen, der Blinde schien an der Treppe zu sein.

Thomas stieg leise hinab.

Ha, sind Sie hier, Nachbar? fragte er.

Freilich bin ich's, Herr Thomas; versetzte der Blinde. O, ich bin ehrlich. Sie sehen, daß mich das Weib wieder ausgeschlossen hat.

Kommt mit mir hinauf; sagte Thomas, was wollt Ihr hier unten sitzen?

Das geht nicht, entgegnete der Blinde; die Alte schlägt mich wieder, wie vorige Nacht, wenn sie mich nicht findet und ich nicht sagen will, wo ich gewesen bin. Setzt Euch doch ein wenig zu mir, wir wollen mit einander plaudern, aber wir müssen ganz leise sprechen, denn wenn meine Alte etwas hört, bin ich unglücklich.

Schläft sie denn noch nicht? fragte Thomas.

O, die hört im Schlafe; entgegnete der Blinde. Ich will Ihnen sagen, was ich vorhabe. Ich will von meiner Alten fort.

Das ist recht; versetzte Thomas.

Ja, ich will fort von ihr, wenn Sie mir helfen wollen, meinen Leierkasten fortzubringen? Aber es muß jetzt gleich geschehen, während sie schläft.

Das will ich; entgegnete Thomas.

Ach, was für ein prächtiger Mann Sie sind; sagte der Blinde. Ich kann Sie nicht sehen, aber Sie haben ein braves Gesicht, das weiß ich.

Und etwas Anderes habt Ihr mir nicht zu sagen? fragte Thomas, ich glaubte, Ihr würdet mir eine Mittheilung machen, die mich anginge?

Freilich; von Ihnen habe ich auch Etwas zu sagen. Es ist Jemand, der Ihnen nachstellt.

Wer?

Jemand. Ich habe so etwas munkeln gehört.

Nun ich weiß; es sind dieselben Personen, die gestern bei Euch drinnen waren, und jetzt auch wieder drinnen sind.

Nein, gewiß nicht; entgegnete der Blinde mit unsicherer Stimme, es ist jetzt Niemand bei meiner Alten, sie schläft ja.

Nun erhob sich Thomas, steckte einen Haken in das Schlüsselloch der Kellerthür, so daß der Schlüssel von drinnen nicht umgedreht werden konnte, packte dann den Blinden bei der Brust und sagte mit drohender, doch leiser Stimme:

Teufel; Du willst mich in Deine Spelunke hineinlügen und drinnen erwartet mich das Nattergezücht, um über mich herzufallen. Ist's nicht so?

Nein! Nein! rief der Blinde.

Nein? Du wagst es zu lügen, Schuft? Ich erwürge Dich, wenn Du mir nicht die Wahrheit sagst.

Alterchen! Alterchen! hallte es von drinnen. Was machst Du denn? Du hast mich ja eingeschlossen.

Die Schwarze suchte offenbar die Thür zu öffnen, aber es gelang ihr nicht.

Ich werde öffnen; sagte Thomas zu dem Blinden, indem er ihn losließ, ich werde Dir zeigen, daß ich keine Furcht vor Menschen habe; aber wehe Dir, wenn Du Dich hast dazu brauchen lassen, mir altem Manne Fallstricke zu legen.

Mit diesen Worten zog Thomas den Haken aus dem Schlüsselloch, die Thür wurde von der Küche aus geöffnet und das Gesicht der Schwarzen grinste ihn an.

Was machen Sie denn an meiner Thür, Nachbar? fragte sie. Was wollen Sie so spät? Sie kommen wohl wegen meines Alterchen, um ein gutes Wort für ihn bei mir einzulegen? Aber ich sage Ihnen, er darf nicht mehr zu mir hereinkommen. Ich will ihn nicht haben; er mag sehen, wo er eine Andere findet, die ihm den Leierkasten trägt. Er ist ein nichtswürdiger Hallunke. Kommen Sie herein, ich will Ihnen von seinen Schlechtigkeiten erzählen.

Sie faßte Thomas beim Arme und zog ihn in die Stube hinein.

Es war Niemand hier; aber auf dem Tiſche ſtanden die Branntweinflaſche und mehrere Gläſer.

Setzen Sie ſich; fuhr die Schwarze mit einer ganz auffälligen Freundlichkeit fort. Sie müſſen dem Taugenichts dort nichts glauben. Ich bin zu gut gegen ihn. Er mag ſich eine Andere ſuchen, die wird ihm die Eheſtandsgeſetze ſchon einbläuen.

Ich weiß es, daß Sie ihn ſchlecht behandeln; verſetzte Thomas, ich weiß recht gut, daß Sie noch weniger taugen als er. Sie ſind ein böſes Weib.

Ich bin ein böſes Weib! rief die Schwarze. Sie ſind wohl auch ſo ein Vagabund, ſo ein Herumtreiber, welcher fortwährend auf Nichtswürdigkeiten ſinnt. Geben Sie lieber das Geld heraus, welches Sie Ihrer Tochter geſtohlen haben. Ja, geben Sie es heraus, oder es geht Ihnen ſchlecht.

Ah! ſagte Thomas ruhig, alſo habe ich doch recht geſehen. Sie haben mit meiner Tochter ein Komplott gegen mich angezettelt. Aber, höre Weib, ich rathe Dir, Dich nicht in meine Angelegenheiten zu miſchen. Glaube nicht, daß ich wie der blinde Mann dort vor Dir zittere.

Alterchen; rief die Schwarze giftig, packe ihn an! Faſſe ihn bei der Gurgel, er ſoll beichten! Wir erdroſſeln ihn, wenn er uns nicht beichtet, wo er das Geld gelaſſen hat. He! He! He!

Auf diesen Ausruf der Schwarzen stürzte plötzlich von der Küche aus, wo sie sich wahrscheinlich versteckt gehalten hatten, Gertrude und ihr Mann ins Zimmer und fielen über den alten Thomas her.

Hihihi! lachte die Schwarze, jetzt habt Ihr ihn! Wenn er nun nicht beichten will, dann laßt ihn zur Ader. Es wird kein Hahn nach ihm krähen.

Der alte Thomas stand mit seinem Stocke in der Hand aufrecht und furchtlos da; es war ihm anzusehen, daß er sich auf das Energischste vertheidigen würde.

Laßt mich reden! ich will reden! rief er aus, indem er seiner Schwiegertochter einen solchen Hieb auf den Arm versetzte, daß sie aufschreiend von dem alten Manne abließ.

Pack' mit an, Alterchen! Pack' mit an! schrie die Schwarze, reiße ihm den Stock aus der Hand!

Glaubt nicht, daß Ihr mich wie eine Fliege vernichten könnt; fuhr Thomas zornig fort. Ich war auf ein solches Ereigniß stets vorbereitet. Ich weiß es, daß Ihr schon gestern hier gewesen seid, um Euer Komplott zu verabreden und auszuführen. Ich habe wohl gewußt, daß Ihr hier seid und bin doch in diese Spelunke hineingegangen. Wenn ich nicht lebendig von hier wieder herauskomme, dann werdet Ihr inne werden, mit wem Ihr zu thun bekommt, dann ist's um Euch geschehen.

Mag uns geschehen, was da wolle; schrie das Schifferweib, wir werden aber zuvor mit Dir unsern Tanz haben; und mit der oben auch. Die soll nichts mehr plaudern, verlaß Dich d'rauf! Der stopfen wir so gut wie Dir den Mund. Sobald wir mit Dir fertig sind, werden wir auch ihr einen Besuch abstatten.

Jetzt laß mich mit dem Alten reden; sagte nun der Schiffer zu seiner Frau. Du schweigst. Ihr Weiber faßt die Sache nie ordentlich an. Ich werde es ihm deutlich machen, was er von mir zu erwarten hat, wenn er nicht kurz und bündig sagt, wo er unser Geld versteckt hat.

Hört! entgegnete Thomas, Ihr seid so schlecht, daß ich dafür keinen Ausdruck habe. Ich weiß recht gut, wessen Ihr fähig seid. Ich weiß, daß Ihr im Stande seid, mich, Euren alten Vater, mit kaltem Blute zu morden. Aber es hilft Euch nichts, Ihr bringt meinen Mund nicht zum Reden. Es hilft Euch auch nichts, wenn Ihr nach oben geht. Ihr könnt Emma todtschlagen, aber sie kann Euch nicht sagen, wo sich das Geld befindet; denn sie weiß nichts davon. Aber ich will Euch einen Vorschlag machen.

Thomas sah seinen Sohn einige Secunden lang durchdringend an, während dieser und seine Frau mit athemloser Spannung der Fortsetzung seiner Rede harrten.

Ich will Euch einen Vorschlag machen; fuhr der alte Mann ruhig und bedächtig fort. Ich will es nicht vergessen, daß Ihr meine Kinder seid. Ihr sollt Euer Geld wieder haben, jedoch nur unter der Bedingung, daß Ihr mir schwört, Euch zu bessern, und fortan einen ehrlichen und ehrbaren Lebenswandel zu führen. Denn ich weiß, was Ihr treibt. Ich weiß es; doch ich will vor diesen Leuten hier nicht reden, denn sie würden Euch sofort verrathen. Wenn Ihr Euch also bessern wollt, dann sollt Ihr das Geld nach und nach zurückerhalten, obwohl es nicht Euch, sondern mir gehört.

Ah! rief Gertrude, indem sie ihrem Manne einen triumphirenden Blick zuwarf, nun hörst Du, daß ich recht hatte. Das Geld ist also noch da, und er soll es herausgeben, so wahr ich Gertrude heiße, und wenn ich ihm auch Glied auf Glied von seinem alten Leichnam herunterreißen müßte.

Der Schiffer war damit beschäftigt, das Ende eines langen Strickes zu einer Schlinge zu knoten.

Wo hast Du unser Geld? schrie Gertrude mit einem so entsetzlichen Ausdrucke im Gesichte, daß Thomas das Aergste von ihr befürchten mußte.

Stille; gebot jetzt wieder der Schiffer, indem er seine Frau zurückhielt; Ihr habt jetzt genug mit einander verhandelt. Du gehst jetzt hinauf, durchsuchst genau die Wohnung, und wenn Du nichts findest, dann

mucken wir den Alten ab. Dann mag das Geld zum Teufel sein. Wir quittirens ihm.

Kommen Sie mit mir, Harmsen; sagte Gertrude zu der Schwarzen, wir wollen dem guten Täubchen da oben schon die Zunge lösen.

Erst noch ein Schlückchen; versetzte die Schwarze, indem sie die Branntweinflasche an den Mund führte und sie dann der Schifferin reichte.

Es ist vergeblich; rief Thomas, indem er sich mit dem Rücken an die Stubenthür stellte; Ihr werdet oben Nichts finden Laßt die arme Frau in Ruhe.

Sag' uns, wo unser Geld versteckt ist, und wir wollen sie dann verschonen und auch Du kannst Deiner Wege gehen; sagte der Schiffer, welcher sich vor einer gewaltsamen Scene offenbar zu scheuen schien.

Gut, versetzte Thomas; da draußen im Garten, bei dem letzten Baume an der Mauer, dort habe ich eine Summe Geldes vergraben

Die Schwarze entsetzte sich und war wie vom Donner gerührt, als sie diese Mittheilung hörte.

Das ist gewiß eine Lüge! schrie sie. Der Alte will Euch nur hinhalten. Dort werdet Ihr gewiß Nichts finden.

Sucht nur an der Stelle, die ich Euch bezeichnet habe; entgegnete Thomas, zufrieden und beruhigt über

die Wirkung ſeiner Liſt. Das Weib da weiß recht gut, daß Ihr dort Geld finden müßt.

Herr Gott! ſchrie die Schwarze, wenn das wahr iſt, will ich erſticken!

Es iſt wahr, betheuerte Thomas; ihre Angſt ſpricht deutlich genug.

Komm', ſagte der Schiffer zu ſeiner Frau, wir wollen gleich ins Reine kommen; ſie und der Alte mögen mit uns gehen.

Es iſt nicht wahr, und ich gehe nicht mit Euch! ſchrie das Weib.

Stille! drohte der Schiffer, wenn Du Dich nicht ganz ruhig verhältſt, machen wir mit Dir den Anfang.

Macht nur den Anfang! ſchrie die Schwarze, mit mir ſollt Ihr nicht ſo leicht fertig werden. He! Hilfe! Hilfe! Hilfe!

Mit Blitzesſchnelle war ſie ans Fenſter geeilt, der Schiffer packte ſie bei den Haaren; aber um ſo lauter ſchrie ſie, auch der Blinde erhob ein Zetermordio. Im Hauſe begann es lebhaft zu werden; Thomas hörte, daß mehrere Fenſter geöffnet wurden, und während der Schiffer und Gertrude mit der Schwarzen und dem Blinden beſchäftigt waren, die immer lauter in den Garten hinaus ſchrien, gelang es ihm glücklich, aus der Spelunke zu entkommen.

Er fand Emma und Agnes wach.

Das Hilfsgeschrei im Keller hatte Beide aus dem Schlafe emporgeschreckt. Sie waren an das Fenster geeilt, um in den Garten hinabzusehen.

Laßt mich mit denen, die da unten sind, ein paar Worte reden; sagte Thomas zu Emma, indem er an das Fenster trat.

Jetzt rief er mit lauter Stimme in den Garten hinunter:

Ich verfluche Euch, Ihr niederträchtigen Menschen, ich verfluche Euch vor Gottes Angesicht, Mann und Weib!

Was Ihr mir zugefügt habt und zufügen wolltet, das möge über Euch selbst kommen und mit diesem Fluch mögt Ihr wie Kain unstät und flüchtig umherirren, bis Euch die gerechte Strafe ereilt!

Thomas schloß das Fenster. Von unten antwortete ihm ein wüthendes Grinsen. Gleich darauf sprangen zwei Menschen über die Umzäunung, welche den Garten von dem Nachbarhofe trennte.

Es waren der Schiffer und sein Weib.

Dreizehntes Kapitel.

Die Warnerin.

Bei der Frau v. Esche war eine große Veränderung vorgegangen; seit dem ersten April hatte sie eine andere

Wohnung bezogen, welche mit fürstlicher Eleganz ausgestattet war.

Es ist nicht schwer in einer Stadt wie Berlin, Mittel aufzutreiben, wenn man die rechten Helfershelfer hat, keine Opfer scheut, und nichts verlieren kann, als im schlimmsten Fall den guten, ehrlichen Namen, an dem oft Leuten, die Geld haben wollen, winzig wenig gelegen ist.

Frau v. Esche hatte einen guten, liebenswürdigen Mann gefunden, dessen Geschäft und Beruf es war, bedrängte Leute aus ihrer Verlegenheit zu retten, einen uneigennützigen, hilfreichen Freund — Marquard.

Der Commissionär hatte ihn zur gnädigen Frau geführt, und nun kam zwischen diesem seltsamen Kleeblatt ein merkwürdiger Vertrag zu Stande.

Solche Verträge werden in Berlin nicht selten geschlossen. Wie sich Gesellschaften zu industriellen Unternehmungen, zur Ausbeutung von Bergwerken und Kohlenlagern bilden, so vereinigen sich auch Leute, um diesen oder jenen Menschen auszuplündern und von der Last eines Vermögens zu befreien, das sie bei sich besser aufgehoben glauben.

Marquard fand sich bereit, gewisse, genau festgestellte Ausgaben der gnädigen Frau bis zu einem gewissen Zeitraum zu decken. Hierzu gehörten besonders die Ausgaben, welche dazu dienen sollten, den Leuten Sand in die Augen zu streuen und der Dame Credit

zu verschaffen. Auf diese Weise gelangte sie in den Besitz eines höchst kostbaren Meublements und einer fürstlichen Wohnung.

Für seine Vorschüsse mußte Frau v. Eiche ihrem neuen Freunde Marquard zwei sehr werthvolle Pfänder geben: ihren Schwiegersohn in spe und den Prinzen.

Jacobs hatte wirklich die leichtfertige, hübsche Louise zu der gnädigen Frau gebracht und bei dieser war sie in den rechten Händen. Eine bessere Lehrmeisterin hätte Louise nicht für sich finden können. Die Methode der gnädigen Frau, ihre Ansichten von Welt und Leben gefielen dem leichtsinnigen Mädchen außerordentlich gut.

Die Salons der Frau v. Eiche wurden der Sammelplatz der eleganten und vornehmen Welt. Während aber Louise von Anbetern, Verehrern und Schmeichlern umflattert wurde, mußte Aline unter dem Drucke der tiefsten mütterlichen Verachtung leben. Sie war das Aschenbrödel, sie mußte den ganzen Tag in der Küche wirthschaften, den Hausstand leiten, die Damen bedienen; und das Alles würde sie gern und gewissenhaft gethan haben, wenn sie nicht mit Schrecken erkannt hätte, welcher Mittel sich ihre Mutter bediente, um ihrem Hange zu einem üppigen Leben zu fröhnen.

Es war ein Märtyrerthum für das unglückliche Mädchen, sich inmitten all' des Glanzes, inmitten dieses

heuchlerischen, verbrecherischen, armseligen Glanzes, mit ihrem so reinem Herzen bewegen zu müssen.

Wenn sie die Gesellschaft ihrer Mutter sah, dann kam es ihr vor, als würden die anwesenden Frauen und Mädchen in einen Wirbelstrom hinabgezogen; wenn sie die Musik rauschen hörte, glaubte sie den Weheruf verlorener Seelen zu hören; diese ganze glänzende Gesellschaft erschien ihr wie ein Mummenschanz der Lüge, der Verführung und der Arglist.

Noch vier Wochen ungefähr sollten zu Ehren ihrer angeblichen Nichte die Festlichkeiten im Hause der Frau v. Eiche stattfinden, dann wollte sie auf ihre Güter gehen. Wo diese lägen, wagte kein Mensch zu erforschen. Es verstand sich ganz von selbst, daß diese Dame Güter hatte. Der Herr v. Kinski sprach so laut und dreist davon, daß kein Mensch daran zweifelte.

Seitdem aber Prinz Kinski — wir werden den Prinzen stets nur bei diesem Namen nennen — davon sprach, daß er die Frau v. Eiche auf ihren Gütern besuchen würde, war selbst bei dem Ungläubigsten jeder Scrupel beseitigt.

Auch Rabe, dem wohl mancher Zweifel aufgestiegen sein mochte, gehörte zu diesen Bekehrten. Er sah das luxuriöse Leben der gnädigen Frau; er sah es, welche vornehmen Personen bei ihr verkehrten, und konnte sich nicht denken, daß Alles dieses — Lüge, Schein, Be-

trug sei. Was ihn aber am meisten überzeugte, war der Umstand, daß Kinski seit einiger Zeit niemals in Geldverlegenheit war, daß er immer eine volle Börse hatte. Niemand anders, als die Frau v. Eiche konnte es sein, welche ihn fortwährend so freigebig unterstützte.

Und während Frau v. Eiche in den Tag hineinlebte, als ständen ihr Millionen zur Verfügung, während sie ihrem Hange zum Wohlleben die Zügel schießen ließ und unbekümmert um die Felsen auf der schlüpfrigen, abschüssigen Bahn des Lasters immer weiter ging, war Alwine mehr als je mit dem Plane beschäftigt, ihre Mutter zu verlassen. Es war traurig für das unglückliche Mädchen, daß der einzige Freund, an den sie sich mit Vertrauen hätte wenden können, der kleine Runkel, nicht mehr zu ihr kam. Ihre Mutter hatte ihm nach seiner letzten Unterredung mit Alwinen, die sie belauscht, die Thür gewiesen und ihm verboten, jemals wieder über ihre Schwelle zu treten, und Runkelchen war traurig und niedergeschlagen gegangen. So hatte Alwine nun Niemand, den sie um Rath fragen, auf dessen Beistand sie mit Sicherheit rechnen konnte, bis ihr plötzlich eine Zufluchtsstätte angeboten wurde, an die sie nicht gedacht.

Eines Tages nämlich erschien ganz unerwartet Frau Detlow bei ihr und bat sie, am nächsten Sonntage

bei ihrem Knaben Wache zu stehen. Mit Freuden sagte Alwine zu, denn sie betrachtete Emma's Besuch als einen Fingerzeig des Himmels.

In der Woche vor diesem Sonntage ging es im Hause der gnädigen Frau sehr unruhig zu. Es wurden die Anstalten zu einer Festlichkeit getroffen. Louisens Geburtstag sollte am Sonnabend aufs Glänzendste gefeiert werden. Schon am frühen Morgen des festlichen Tages liefen eine Menge Gratulationen und kostbare Geschenke ein. Der Prinz sandte mit einem sehr zärtlichen Schreiben einen prachtvollen Schmuck.

Frau v. Esche verstand es, die Leidenschaft des Prinzen auszubeuten. Mit der Heftigkeit seiner Neigung zu dem hübschen, leichtsinnigen Mädchen wuchs ihre scheinheilige Strenge als Wächterin der Tugend ihrer angeblichen Nichte. Die gnädige Frau wußte nur zu gut, daß diese Hindernisse, welche sie dem jungen, feurigen Manne entgegenwarf, für sie eine unversiegbare Quelle des Wohllebens und der Gemächlichkeit werden mußten.

So brach denn der Abend heran, an welchem Louise als Königin des Festes im vollen Glanze ihrer Jugend und Schönheit strahlte. Nichts war gespart worden, was die Augen jedes in die Verhältnisse der Frau v. Esche Uneingeweihten zu blenden vermochte. In unserer Zeit werden ja selbst Kunst und Wissen

schaft zu Bundesgenossen des Scheins und der Lüge. Selbst das geübteste Auge hätte nicht zu unterscheiden vermocht, ob die Leuchter, Fruchtkörbe, Teller, Löffel ꝛc. von gediegenem Gold und Silber, oder nur galvanisch vergoldet und versilbert; ob die Brillanten der gnädigen Frau ächt, oder nur immitirt waren. Und wer konnte wissen, ob dieser Marquard, den die Gräfin als ihren Banquier vorstellte, dereinst ein Taschenspieler, ein Trödler gewesen und nun nichts als ein gemeiner Wucherer war? Wer konnte wissen, daß dieser linkische Rabe, welchen Frau v. Esche als den Herrn Rentier vorstellte, nichts als ein ganz gewöhnlicher Boutiquer gewesen? — Freilich wunderten sich die Damen, daß dieser linkische Mensch, der ihnen auf die zarten Füße trat, oder die Schleppen abtrat, der mit seinen Ellenbogen fortwährend anstößig wurde, der Schwiegersohn der Frau v. Esche werden sollte. Aber Herr v. Kinski sorgte schon dafür, daß die ganze Gesellschaft über diesen ungehobelten, linkischen Menschen aufgeklärt wurde. Ein Millionär! flüsterte er den anwesenden ältern Damen zu, für das Aschenbrödel, Fräulein Alwine, immer noch eine sehr glänzende Partie!

Jedermann sah das ein, und Rabe wurde trotz der komischen Figur, die er spielte, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Welch' ein Zauber liegt nicht in der

Erscheinung eines Millionärs sogar für gnädige Väter und Mütter mit heirathsfähigen Töchtern ohne Vermögen?

Um Alwine kümmerte sich Niemand, selbst Rabe nicht, der es ja gewöhnt war, daß sie stets unsichtbar blieb, wenn ihre Mutter Gesellschaft bei sich hatte. Doch heute war Frau v Eiche keineswegs mit der Zurückhaltung ihrer Tochter einverstanden, und es hatte noch kurz vor Eröffnung des Balles ein heftiger Auftritt zwischen der gnädigen Frau und Alwinen stattgefunden. Frau v. Eiche hatte nämlich für ihre Tochter ein Ballkleid anfertigen lassen und ihr aufs Strengste befohlen, in der Gesellschaft zu erscheinen. Aber durch keine Drohung und Mißhandlung war Alwine zu vermögen, sich in diese glänzenden Säle hineinzubegeben, wo, wie sie wußte, Intrigue, Lüge, Heuchelei und Speculation sich zusammengefunden hatten.

Es war bereits nach Mitternacht. Mit Bedauern sah der Prinz das Fest sich seinem Ende nahen. Es war ihm nicht zu verargen. Louise war hinreißend. Der Prinz hatte fast nur mit ihr getanzt, einige Male auch der Graf v. Arnheim. Alle Welt lachte über den tanzenden Schalk. Man raunte sich seltsame Geschichtchen von einer Wette zwischen dem Prinzen und dem Grafen zu.

Die Baronin v. H.... äußerte einigen Zweifel.

Der Betrag der Wette ist längst bei dem Herrn Banquier Marquard deponirt, entgegnete Rinski, welcher fortwährend um Frau v. Esche flanirte.

Wirklich? fragte die Baronin.

Aber hoffentlich wird Fräulein Louise in diese undelikate Wette nicht hineinzezogen werden, sagte eine andere Dame ganz leise; der Prinz scheint ernstlich in sie verliebt zu sein.

Die Wette kann überhaupt nur auf eine Dame Anwendung finden, versetzte Rinski, die den Grafen v. Fröben nicht kennt; denn dieser hat sich ausdrücklich verpflichtet, nur incognito, als ein schlichter Bürgerlicher mit dem Prinzen zu concurriren.

Ach, das ist piquant, bemerkte ein ältlicher Kammerherr, der das Gespräch mit angehört hatte. Sehen Sie, gnädige Frau, wie der Graf tanzt, sein lahmer Fuß ist ordentlich graziös!

Ach, was Sie uns einreden wollen! rief die Baronin.

Nein, wahrhaftig, der Graf ist so übel nicht, sagte der Kammerherr. Sehen Sie, welch' eine Zärtlichkeit er in seine Augen zu legen vermag!

Ja, bezaubernd! rief die Baronin spöttisch; man könnte sich wirklich noch auf seine alte Tagen in ihn verlieben.

Der Graf hatte die Tour beendet; er führte Louise auf ihren Platz und unterhielt sich dann noch eine Weile

mit ihr. Bald darauf näherte sich der Prinz, und der Tanz begann von Neuem.

Wenn ich doch nur ein Stündchen allein mit Ihnen sprechen könnte! sagte der Prinz, als die Musik abermals verstummte; aber Ihre Tante läßt Sie auch nicht einen Augenblick aus den Augen. Frau v. Esche ist sehr strenge in Bezug auf Sie.

Es ist wahr, versetzte Louise, sie will mich nicht einmal selbst am Tage allein ausgehen lassen.

Aber ich muß mit Ihnen sprechen, fuhr der Prinz fort, Sie müssen mir die Gelegenheit verschaffen, ein Stündchen ungestört mit Ihnen zu plaudern, und wenn es mich auch mein Leben kosten sollte.

Der Preis wäre zu hoch, entgegnete Louise; ich würde mein Leben gern dafür anbieten.

Wenn Sie eines solchen Opfers für mich fähig wären, sagte der Prinz, dann kann es Ihnen auch nicht schwer werden, theure Louise, mir eine Bitte zu erfüllen.

Welche? fragte Louise.

Denken Sie darüber nach, wo und wann wir uns allein und ungestört sprechen können!

Das kann nie und nirgends geschehen, entgegnete Louise kopfschüttelnd.

Nie und nirgends? Sie wollen mich zum Unglücklichsten der Menschen machen? Sie haben mir die Ruhe

geraubt, Sie haben mein Herz aufs Tiefste verwundet. Sie haben den rettenden Balsam in Ihren Händen und können mich so leiden sehen?

Wenn ich das könnte, dann würde ich Sie weniger fürchten, versetzte Louise.

Mich fürchten Sie, mich, den Sie zu ihrem Sclaven machen, den Sie mit einem Blick Ihrer Augen beherrschen?

Das Gespräch wurde durch die Dazwischenkunft der Frau v. Esche unterbrochen. Ein ganz eigenthümliches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie die Aufregung des jungen Prinzen sah und Louisens Herz laut pochen hörte. Aber das Lächeln verschwand sehr bald vor einem erheucheltem Ernst, mit welchem sie zu dem Mädchen sagte:

Louise, ich bitte Dich, heute nicht mehr zu tanzen; Du warst diesen Morgen etwas unpäßlich. Meinen Sie nicht auch, gnädigster Prinz, daß Louise sich ein wenig schonen muß?

Allerdings, versetzte der Prinz; ich werde Sie darum sehr bitten, gnädiges Fräulein.

In diesem Momente ging Marquard an der gnädigen Frau vorüber. Er unterhielt sich mit Herrn v. Kinski. Die Frau v. Esche nahm seinen Arm und machte, sich mit Marquard angelegentlich unterhaltend, eine Promenade durch den Saal.

Der Mann hat für mich etwas sehr Unangenehmes in seiner Physiognomie und in seinen Manieren, sagte der Prinz.

Der Herr Marquard? fragte Louise.

Ja, so heißt er wohl.

Es soll ein sehr intelligenter Finanzmann sein, versetzte Louise.

Die Frau v. Esche scheint sehr viel Gewicht auf ihn zu legen.

Ich glaube wohl, daß sie ihm in ihren Geldangelegenheiten unbedingtes Vertrauen schenkt.

Kommt er häufig zu Ihnen? fragte der Prinz.

Ziemlich oft.

Er scheint auch sehr aufmerksam gegen Sie zu sein?

Das habe ich nicht gerade bemerkt.

Der Prinz sah das Mädchen mit einem glühenden Blick an.

Wir wollen fortfahren, wo wir abgebrochen haben, sagte er. Wann und wo kann ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen, theure Louise?

Mein Gott, gnädigster Prinz, — wann, wo — ich bin ja niemals allein; ich muß meine Tante darum bitten, daß sie mich allein ausgehen läßt.

Das ist naiv; dann würde sie es gewiß nicht zugeben.

Ja, aber auf andere Weise geht es nicht.

Sie haben einen Garten?

Ja, Prinz.

Wir haben schon schöne Abende; Sie werden doch wohl im Garten allein spazieren gehen können?

Ich glaube, daß selbst das nicht gut gehen wird.

Können Sie Ihr Zimmer unbemerkt verlassen?

Vielleicht.

Vielleicht? Dann ist es gewiß. Wenn Sie nur wollen, theure Louise.

O, ich will, ich will nur zu gern, Prinz, wenn es mir möglich ist. Aber meine Tante schläft mit mir in einem und demselben Zimmer.

Die Schlafenden sind leicht zu hintergehen.

O, es würde jedenfalls sehr spät werden.

Und wenn es auch um Mitternacht wäre.

Und wie wollten Sie ins Haus kommen?

Ich werde hineinkommen, theure Louise, ohne Sie zu compromittiren; darauf haben Sie mein Wort.

Louise schlug die Augen nieder.

Sie schien mit sich zu kämpfen.

Theure Louise, sprechen Sie das Wort aus, das mich überglücklich machen würde!

Und mich gewiß sehr unglücklich, versetzte Louise.

Sie können mir vertrauen — ich bin kein schlechter Mensch.

Aber nichtsdestoweniger gefährlich.

Jedoch nicht für Sie.

Eben vielleicht nur für mich.

Niemals für Sie! — O, kommen Sie, Louise, kommen Sie!

Nun, wohlan, ich werde es mir überlegen.

Sie wollen noch überlegen? Bestimmen Sie diese Nacht. Ihre Tante ist ermüdet, erschöpft. Sie wird bald und gewiß sehr fest schlafen.

Ich will es versuchen; aber ich kann nicht versprechen, daß es mir gelingen werde.

Dem Muthigen hilft Gott! sagte der Prinz.

Zu dem, was ich thun will, darf ich auf Gottes Beistand nicht hoffen, entgegnete Louise.

Es wäre sehr grausam, wenn er Ihnen jemals fehlen sollte, sagte der Prinz. Sie kommen! Ich erwarte Sie!

Louise nickte bejahend; der Prinz verließ sie. Er war gegen die Gesellschaft liebenswürdiger als je, tummelte sich noch ein Viertelstündchen herum, und ließ dann seinen Wagen vorfahren.

Eine halbe Stunde später waren die Säle leer, öde, dunkel, nur in zwei Stuben brannte noch Licht, im Schlafcabinet der gnädigen Frau und in Alwinens Stübchen.

Alwine hatte eine traurige Nacht durchlebt; weinend saß sie auf ihrem Bette; soeben hatte sie einen

Brief an ihre Mutter vollendet, worin sie ihr geschrieben, daß sie ihr Haus verlassen würde, um nimmer dahin zurückzukehren.

Nachdem sie sich ausgeweint, trat sie ans Fenster und blickte zu dem gestirnten Himmel empor. Die Sterne blickten traulich auf sie hernieder. Alwine kniete nieder und betete; als sie sich wieder erhob, war es ihr, als hörte sie eine Stimme rufen: „Gott mit Dir!"

So verrann Stunde auf Stunde; Alwine packte ihre wenigen Habseligkeiten zusammen; da machte sie ein Geräusch im Garten stutzig. Es dämmerte bereits und sie konnte vom Fenster aus sehr gut beobachten, was unten vorging.

Louise und der Prinz waren im Garten.

Mit stürmischer Gluth preßte er das Mädchen an seine Brust — Louise sträubte sich nicht.

Sie machen mich unglücklich, lispelte sie; schonen Sie meiner.

Louise, entgegnete der Prinz, ihre Hand an seine Brust pressend, glücklich will ich Sie machen, so glücklich, als ich nur irgend vermag. Vertrauen Sie mir.

Ich vertraue Ihrem Herzen, versetzte Louise; aber es giebt Verhältnisse, welche der Stimme des Herzens Schweigen auferlegen. Sie sind zu hoch gestellt, um rücksichtslos wählen zu können, und je aufrichtiger Sie es mit mir meinen, desto unglücklicher werde ich sein.

Nicht durch mich, theure Louise, versetzte der Prinz; denn ich liebe Sie, Louise, ich liebe Sie über Alles, gehören Sie mir an, gehören Sie mir ganz an.

Ich habe Ihnen verrathen, daß Ihnen mein Herz gehört, versetzte Louise, ich habe mehr gethan, als ich durfte. Ich bin grenzenlos elend; denn ich muß Sie vergessen. Daß Sie auch mich vergessen, das ist Alles, was ich von Ihnen jetzt erbitte. Leben Sie wohl, Prinz!

Louise wollte sich entfernen.

Der Prinz hielt ihre Hand fest in der seinen.

Ich lasse Sie nicht, sagte er; nein, ich lasse Sie nicht, ohne daß Sie mir die Hoffnung gewähren, Sie wenigstens noch einmal unter vier Augen sprechen zu dürfen.

Niemals mehr, sagte Louise; ich werde meine Tante bitten, daß Sie mich schon morgen von Berlin fortschickt.

Sie wollen mich fliehen?

Nur mich selbst.

Sie tödten mich, Louise!

Ich bedaure Sie; — aber ich kann nicht anders handeln.

Ich werde Ihnen folgen, wohin Sie auch gehen.

Ich werde Sie fliehen, und wäre es auch bis in die Wellen.

Sie hassen mich, Louise! Sie hassen mich!

Könnte ich das, ich würde es zu Ihrem und meinem Heile versuchen.

Und warum fürchten Sie mich denn? Warum wollen Sie nicht glücklich sein, und auch mich beglücken? Es steht in Ihrer Macht.

Ja, es stünde bei mir, die Verachtung der Welt hinzunehmen, wenn ich egoistisch genug sein könnte, mein Glück mit einem bessern Selbst zu erkaufen. Hören Sie, Prinz, ich habe es meiner Tante gestanden, daß ich — Sie liebe.

Louise! Louise! Sie lieben und hassen mich zugleich!

Hören Sie mich aus, Prinz! Meine Tante war von meinem Bekenntnisse nicht überrascht, sie wußte und ahnte Alles. Ich habe schon an Deine Rettung gedacht, sagte sie, ehe Du selbst über die Regungen Deines Herzens im Klaren mit Dir warest. Wir werden bald Berlin verlassen. Aber zuvor soll noch etwas geschehen, das Deine Stellung in der Welt sichern wird. Du wirst hoffentlich einwilligen. Herr Marquard hat bei mir um Deine Hand angehalten — und ich habe sie ihm zugesagt.

Louise — und das sagen Sie mir so ruhig? Sie haben doch auf das Entschiedenste gegen ein solches Ansinnen, gegen eine solche Seelenverkäuferei protestirt?

Nein; denn meine Tante hat wohl daran gethan, auf diese Weise für mich zu sorgen, versetzte Louise.

Sie sind mir unbegreiflich, Louise!

Es ist mir gleichgültig, wem ich meine Hand reiche, versetzte Louise, wenn der Mann, dessen Namen ich führen werde, nur respectabel ist.

Louise, versetzte der Prinz mit dumpfer Stimme; diesen Marquard sollen und dürfen Sie nicht heirathen. Ich renne ihm den Degen durch den Leib, wenn er es wagen sollte, als Ihr Verlobter aufzutreten.

Wenn er das sein wird, so werden Sie ihn als solchen respectiren, Sie werden es thun, weil ich es bin, die Sie innig darum bittet.

Prinz, rief in diesem Augenblick eine Stimme, Sie handeln unverantwortlich!

Die Frau v. Esche stand vor ihm.

Sie spielte ihre Rolle mit vollendeter, wahrer Virtuosität. Ohne ein Wort weiter zu sagen, ergriff sie Louisens Hand, um sie fortzuführen.

Gnädige Frau, rief der Prinz, ich fühle, daß ich Ihrer Verzeihung bedarf, aber Sie selbst verschulden es, daß ich diesen Ort zu einem Rendez-vous gewählt habe. Das, was ich Louisen sagen wollte, konnte ich ihr sogar in Ihrer Gegenwart sagen, und ich will es jetzt wiederholen. So mögen Sie denn hören, daß ich Ihre Nichte liebe, und daß ich nicht zugeben will, daß ihr ein Mann aufgedrungen werde, den sie nicht liebt, den sie nicht lieben kann. Hier unter Gottes freiem

Himmel gelobe ich es Ihnen, daß ich mich lieber zum Bettler machen, als gestatten will, daß diese Perle in Marquards Besitz gelange.

Louise, sagte Frau v. Esche mit strengem Tone, Du warst mit meinem Vorschlage zufrieden. Ich glaubte nicht, daß Du Dich beklagen würdest.

Das hat Ihre Nichte auch nicht gethan, entgegnete der Prinz; sie ist vollkommen resignirt, aber ich — resignire nicht.

Prinz, sagte die Frau v. Esche, Sie haben kein Recht, sich in meine Vormundschaft zu mischen. Ich werde thun, was meine Pflicht erheischt. Leben Sie wohl, zürnen Sie mir, wenn es Ihnen Ihr Edelmuth gestattet. Ich hoffe doch, dereinst bei Ihnen gerechte Würdigung zu finden.

Sie ging.

Louise wandte sich noch einmal um, sah den Prinzen einen Augenblick stumm an, und sagte dann mit gepreßter Brust:

Leben Sie wohl, Prinz!

Sie schwebte ins Haus hinein.

Vortrefflich! sagte die gnädige Frau in ihrem Zimmer angelangt; wenn Du fortfährst Deine Rolle so meisterhaft durchzuführen, dann haben wir gewonnenes Spiel, Louise. Der Prinz ist unser.

Mein! sagte Louise ganz leise.

Die Schülerin übertraf bereits ihre Lehrerin.

Alwine hatte vom Fenster aus die so eben beschriebene Scene zwischen dem Prinzen und Louisen wenig-

stens theilweise beobachten können. In ihrer ruhigen, stillen Weise hatte sie das Verhältniß, insofern ihre Mutter dabei eine Rolle spielte, längst durchschaut, und jetzt war sie entschlossen, das leichtsinnige Mädchen um jeden Preis zu warnen.

Der Tag war längst angebrochen; Alwine war zum Aufbruche bereit; leise begab sie sich in das Schlafcabinet ihrer Mutter.

Die gnädige Frau schlief fest. Kein böser Traum schien ihren Schlummer zu beunruhigen; — und ihre Tochter, ihr einziges Kind stand vor ihrem Bette, tiefgebeugt, unsäglich elend, verrathen, verkauft und im Begriffe, sie für immer zu verlassen.

Weinend wandte sich Alwine von dieser Mutter ab, und trat an die nicht minder fest schlummernde Louise heran. Sie erfaßte ihre Hand und rief sie leise beim Namen.

Louise regte sich, aber sie vermochte sich nicht zu ermuntern.

Louise! rief Alwine etwas lauter, erwachen Sie; Sie müssen mich hören! Wer ist da? rief die gnädige Frau jetzt laut aufschreiend.

Ihre Tochter! versetzte Alwine.

Was willst Du hier? rief die gnädige Frau sich im Bette empor richtend.

Ich will ein paar Worte mit Louisen sprechen; entgegnete Alwine, Louise, wachen Sie?

Ich wache; ſagte Louiſe halb im Schlafe.

Dann bitte ich Sie; ſagte Alwine, dann beſchwöre ich Sie, dieſes Haus zu verlaſſen. Sie ſind dem Verderben geweiht. Sie werden, wenn Sie hier bleiben, ſo elend und unglücklich werden, wie ich es bin. O, Sie werden noch viel, viel elender werden, als ich; — denn ich bin weniger ſchön, und Gott hat mich mit mehr Ruhe und Ueberlegung begabt, als er Ihnen gegeben! Fliehen Sie, ich beſchwöre Sie nochmals, dieſes Haus, welches nur das Grab Ihrer Ehre, Ihres guten Namens und Ihrer Tugend werden kann!

Die gnädige Frau unterbrach ihre Tochter mit keiner Silbe; ſie ſah ſie nur mit einem tödtlichen Blick des Haſſes an; dann ſchellte ſie.

Ich werde meine Dienerſchaft dafür verantwortlich machen; rief ſie aus, daß ſie uns ſo früh von dem einfältigen Geſchöpfe ſtören läßt.

Ihre Dienerſchaft, verſetzte Alwine mit gedämpfter Stimme, wird Sie durch mich nicht mehr ſtören laſſen. Gott verzeihe Ihnen, Mutter!

Sie ging.

Und kaum zehn Minuten ſpäter verließ die Unglücklichſte aller Waiſen das mütterliche Haus, um bei einer armen Freundin anzupochen, — an Emma Detlows Thür.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Vierter Band.

Die gnädige Frau.

Vierter Theil.

Leipzig,
Gustav J. Burfürst.
1867.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten!

Der Autor.

Erstes Kapitel.

Der Prinz.

Der Commissionär und ehemalige Gutsbesitzer hatte so eben mit einem Beine das Bett verlassen und war schon im Begriff, auch das andere flott zu machen, als an seine Thüre gepocht wurde.

Herein! rief Jacobs mit einer Stimme, welche Todte hätte erwecken können.

Dieses Herein mochte sehr ehrlich gemeint sein; aber der Pochende machte nichtdestoweniger vergebliche Anstrengungen, der Einladung des Commissionärs Folge zu leisten, denn die Thür war verschlossen.

Es ist ja zu! hallte es von draußen.

Ah — so! sagte Jacobs, dafür kann ich nichts, nur ein wenig Geduld!

Jacobs beeilte sich so wenig, die Thür zu öffnen, daß der Pocher die Geduld zu verlieren schien, denn er rief mit lauter Stimme:

Ich bin Elz!

Elz kann warten! versetzte Jacobs, indem er vor den Spiegel trat und seine Toilette zu ordnen begann.

Ich komme vom Prinzen! rief die Stimme von draußen wieder.

Der Prinz muß warten; verſetzte Jacobs eben ſo laut und mit einem ſo unverſchämten Geſichte, als verkehrten täglich mindeſtens einige Könige bei ihm.

Inzwiſchen hatte Jacobs ſeine Toilette beendet, ſein weißes Halstuch feſtgeknotet, ſein Haar geordnet und machte ſich nun endlich, einen Fidibus in der Hand und eine Cigarre im Munde, daran, die Thür zu öffnen.

Nun was giebt's? fragte Jacobs den Eintretenden mit der gleichgültigſten Miene von der Welt.

Elz junior war ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, mit einem ziemlich einfältigen Geſicht, welches bei gewiſſen Leuten aber für klug gelten konnte.

Dieſer junge Mann, von dem ſein Vater hoffte, daß er mittelſt ſeiner hohen Pathen eine glänzende Carière machen würde, übergab dem Commiſſionär einen Brief.

Jacobs überlas den Brief, der übrigens nicht mehr als vier bis fünf Worte enthielt, dann ſagte er mit den Wolken eines tiefen Denkers auf der Stirn:

Elz, machen Sie dem Prinzen mein devotes Compliment; ich werde mich einſtellen.

Elz empfahl ſich, aber niemand dachte weniger daran, als Jacobs, den jungen Mann ſchon fortzulaſſen.

Noch einen Augenblick, Elz! ſagte er.

Elz wandte sich wieder um.

Ich glaube, fuhr Jacobs fort, Ihr habt diesen Morgen noch keine Cigarre geraucht.

Nein; sagte Elz.

Es thut mir leid, daß ich gerade keine andere Sorte, als meine echte Havannah, das Stück zu zwei Silbergroschen, im Hause habe.

Elz sperrte den Mund sehr weit auf, und dachte wahrscheinlich, daß er eine so theure Cigarre auch nicht verachten würde.

Da, nehmt nur, fuhr Jacobs fort, zündet sie Euch an, und sagt mir mal, Elz —

Elz nahm die Cigarre und sah dem Commissionär, welcher mitten im Reden inne hielt, erwartungsvoll in den Mund, als wollte er seine Zähne zählen.

Sagt mir mal, Elz, fuhr der Commissionär fort, wo war der Prinz gestern Abend?

Bei der Frau v. Esche.

Ah — bei der Baronin! Charmante Frau. Ungeheuer reich. Große Güter in Schlesien. Hübsche Nichte!

Ja, die muß sehr hübsch sein; sagte Elz.

Der Prinz poussirt sie; — he?

Elz nahm eine pfiffige Miene an und nickte bejahend mit dem Kopfe.

Ich weiß das; fuhr Jacobs fort, er ist bis über die Ohren in sie verliebt.

Noch weiter hinaus; sagte Elz, indem er die Hände bis über den Kopf emporstreckte.

Das weiß ich alles; entgegnete Jacobs. Habt Ihr den Prinzen gestern abgeholt?

Zweimal; sagte Elz sehr bedeutsam.

Versteht sich, zweimal. Das weiß ich alles. Brennt Eure Cigarre, Freundchen?

Elz guckte seine Cigarre an und bejahete das.

Das weiß ich alles; fuhr Jacobs fort. Das erste Mal —

Jacobs hielt inne, als erwarte er, daß Elz fortfahre, und Elz schwieg, als erwarte er, daß Jacobs fortfahre.

Das erste Mal war er dort, nicht wahr? — zum Besuche der Frau v. Esche.

Ja, es war des Fräuleins Geburtstag.

Das weiß ich alles, ein kostbares Geschenk, nicht wahr?

Ja, der Bediente des Juweliers taxirte den Schmuck auf Zweitausend Thaler.

Zweitausend Einhundert und fünfundzwanzig Thaler, sagte Jacobs mit einer Bestimmtheit, die gar keinen Zweifel aufkommen ließ, daß er die Rechnung gesehen haben mußte.

Elz machte große Augen und sah den allwissenden Commissionär mit einer Art Bewunderung an.

Und diese Nacht, fuhr er etwas zögernd fort —

Weiß es, fiel Jacobs wieder ein, bei ihr gewesen, he?

Ja, bei ihr gewesen, bestätigte Elz, aber es ist ein großes Geheimniß.

Ob! Wenn ich nicht der Vertraute des Prinzen wäre, würde ich's auch nicht wissen. Aber lange war er nicht bei ihr — eine halbe Stunde.

Ja, so lange ungefähr dauerte es.

St! Bleibt um Gottes Willen verschwiegen! sagte Jacobs, Ihr verliert sonst Euren Dienst, Freund. Mir könnt ihr natürlich Alles sagen — aber sonst keiner Mutterseele. Der Prinz war wohl nicht sehr angenehm gestimmt, als er gestern Nacht nach Hause kam?

Er schien mir sehr melancholisch, sehr unzufrieden zu sein — es scheint wohl — verstehen Sie mich? —

Elz machte eine Pantomime, welche durchaus unverständlich war und welche er selbst vielleicht nicht zu deuten vermochte; nichtdestoweniger gab sich der Commissionär das Aussehen, als hätte er sie verstanden und antwortete nun ebenfalls mit einem für Elz völlig unverständlichen Zeichen; und so unterhielten sich Beide wie ein paar Taubstumme einige Zeit durch Panto-

mimen und Geberden, welche der Commissionär endlich mit den Worten unterbrach:

Er wird sie doch noch herumkriegen.

Elz gab durch sein Kopfschütteln zu verstehen, daß er dies ebenfalls meinte und endlich entließ ihn Jacobs mit der Miene eines Mannes, der mindestens einige Fürstenthümer zu verschenken hatte.

Nachdem der Commissionär sehr sorgfältig seine Toilette gemacht und sein Frühstück mit gewohnter Gemüthlichkeit zu sich genommen hatte, begab er sich auf dem kürzesten Wege zum Prinzen. Der hohe Herr saß eine Cigarre rauchend in seinem Lehnstuhle; seine sonst freundlichen und wohlwollenden Züge waren verdüstert; er erhob sich, als Jacobs gemeldet wurde und bald darauf eintrat, mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit, faßte den Commissionär beim Arm und sagte mit zitternder Stimme:

Jacobs, Sie sind mit dem Schurken Marquard befreundet?

Gnädigster Prinz, versetzte Jacobs, ich bin dem sehr ehrenwerthen Banquier Marquard allerdings bekannt.

Gut. Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen.

Zu Befehl, Hoheit; versetzte Jacobs.

Der Prinz warf sich wieder in seinen Sessel und winkte Jacobs mit der Hand, sich ebenfalls niederzulassen; Jacobs folgte ohne Umstände dieser Einladung.

Sie erinnern sich der Zeit, fuhr nun der Prinz mit etwas ruhiger, doch immer noch bewegter Stimme fort, als ich zum ersten Male ein engelschönes Mädchen an Ihrem Arme sah, dieses Mädchen nicht eher aus meinen Augen ließ, bis ich wußte, wo ich es wieder finden konnte und am andern Tage bei Ihnen nachforschen und Sie zu mir bitten ließ.

Ich erinnere mich dessen sehr gut, gnädigster Prinz.

Sie erinnern sich ferner auch, welche Auskunft Sie mir über dieses Mädchen gegeben haben? Sie erklärten mir, daß die Dame völlig frei wäre, daß Sie als Freund ihres verstorbenen Vaters einen großen Einfluß auf sie ausübten und versprachen mir, denselben zu meinen Gunsten zu verwenden. Es scheint aber, fuhr der Prinz fort, daß Ihr Einfluß durch den der Frau v. Esche völlig paralysirt worden ist.

Frau v. Esche ist eine Dame, welche es versteht, Herzen an sich zu ketten; versetzte Jacobs.

Ich erinnere Sie aber an Ihr Versprechen; fuhr der Prinz heftig auf. Frau v. Esche ist mir entschieden entgegen, und Fräulein Louise läßt sie vollständig über sich verfügen.

Daraus folgert, entgegnete Jacobs, daß Fräulein Louise das Haus der Dame verlassen muß.

Wie? — Wohin wollen Sie die junge Dame bringen? fragte der Prinz hastig.

Auf eins der Güter der Frau v. Esche.

Und diese würde sie dann natürlich dorthin begleiten? fragte der Prinz heftig.

Vielleicht nicht, gnädigster Prinz.

Oder ein anderer; etwa dieser widrige, fatale Marquard der sie heirathen will?

Will, gnädigster Prinz, sagte Jacobs, er will — aber sie will nicht.

Sie will allerdings, sie hat es mir ja selbst gesagt, daß sie will, sie hat es mit einer solchen Festigkeit erklärt, daß ich gar nicht mehr daran zweifeln kann

Dann muß Fräulein Louise ihren Willen plötzlich geändert haben, entgegnete Jacobs, denn erst vorgestern erklärte sie mir mit der größten Entschiedenheit, daß sie den Herrn Marquard nie und nimmer heirathen würde.

Das hat sie Ihnen erklärt?

Auf das Bestimmteste, gnädigster Prinz.

Marquard hat also schon früher einen Antrag gemacht?

Wenn nicht durch seinen eigenen, so doch durch den Mund der Frau v. Esche. Uebrigens, gnädigster Prinz, muß ich eingestehen, daß, wenn Fräulein Louise nicht eine solch' entschiedene Abneigung gegen Herrn Marquard kundgegeben hätte, ich ebenfalls, wie Frau v. Esche, bei Fräulein Louise für ihn geworben haben würde.

Mann, sagte der Prinz auffahrend, Sie vergessen, was Sie mir zugesichert haben!

Gnädigster Prinz, sagte Jacobs mit einer Miene, die classisch zweideutig und unverschämt war, als Freund ihres seligen Vaters liegt mir die materielle Sicherstellung des jungen Mädchens vor allem am Herzen. Der Banquier Marquard wäre gewiß keine schlechte Partie für Fräulein Louise, und wenn er wirklich die feste und ehrliche Absicht hat, sie zur Frau zu nehmen, und Fräulein Louise ihre Abneigung gegen ihn überwinden könnte, dann halte ich es für meine Pflicht, Marquard's Bewerbung zu unterstützen. Nur für den Fall, gnädigster Prinz, daß Eure Hoheit die ernste Absicht haben —

Ich glaube, versetzte der Prinz, daß Fräulein Louise über meine Gefühle für sie und über meine Absichten nicht mehr in Zweifel sein kann.

Ich bin auch überzeugt, entgegnete Jacobs, daß Fräulein Louise dieselben Gefühle für Eure Hoheit hegt. Aber sie ist ein seltenes und seltsames Mädchen, das durchaus mit keinem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden kann. Wenn sie sich inzwischen entschieden hat, Marquard's Hand anzunehmen, so kann dies nur aus dem Grunde geschehen sein, sich selbst zu entfliehen.

Es trat eine Pause tiefen Schweigens ein.

Der Prinz saß mit nachdenklichem Gesichte und gebeugtem Haupte da; Jacobs sah ihn mit einer Miene an, die es nicht schwer errathen ließ, daß er diese Pause damit ausfüllte, die Revenüen des Prinzen zu berechnen.

Hören Sie, Jacobs, nahm der Prinz endlich wieder das Wort, wir müssen diesen Marquard um jeden Preis beseitigen, sei es mit Güte, sei es mit Gewalt. — Bieten Sie dem Menschen für mich so viel Sie wollen. Ich gebe Ihnen vollkommen freie Hand. Nur soll er sich verpflichten, das Haus der Frau v. Esche zu meiden und das Mädchen in Ruhe zu lassen. Ich glaube der Mann wird gern hierauf eingehen, denn er scheint mir durch und durch ein Geldmensch zu sein.

Das ist er allerdings; entgegnete Jacobs, aber auch solche Leute haben zuweilen großmüthige Launen, auch diese Klasse ist Amors Pfeilen nicht unerreichbar.

Sprechen Sie mir nicht von Liebe, wenn Sie von diesem Menschen reden, entgegnete der Prinz heftig. Eitelkeit ist's, gemeine Eitelkeit, wie sie bei diesen Geldsäcken zuweilen vorkommt. Er will mit seiner hübschen Frau prahlen und dann schmeichelt es der Eitelkeit dieses elenden Patrons, mir Concurrenz zu machen. Das ist es. Und diese Eitelkeit wird er sich bezahlen lassen. Eilen Sie, Jacobs, gehen Sie zu ihm und machen Sie die Sache in Ordnung. Auf meine Dankbarkeit können Sie rechnen.

Und Frau v. Esche? fragte Jacobs. Sie hütet das Mädchen mit Argusaugen und ist unbestechlich.

Allerdings können wir dieser Dame kein Geld bieten, aber vielleicht wird sie andern Dingen nicht unzugänglich sein; vielleicht hegt sie irgend einen nicht leicht erfüllbaren Wunsch, und wo nicht, dann bleibt uns nur ein Mittel, das ich allerdings gern vermeide, weil es Eclat machen würde — ich müßte Fräulein Louise entführen.

Obwohl Jacobs diese Wendung erwartet hatte und sich im Herzen darüber freuete, so prallte er doch wie vor Ueberraschung zurück.

Entführen? sagte er, das wäre zu weit gegangen, das könnte ich unmöglich zugeben, gnädigster Prinz!

Aber es wird geschehen, versetzte dieser, mit oder ohne Ihre Hilfe. Thun Sie was sie vermögen. Gehen Sie sogleich ans Werk. Ich habe außerdem einen Brief an Fräulein Louise geschrieben, der bereits in ihren Händen sein muß. Ich erwarte noch heute ihren Bescheid. Ich muß, ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, wissen woran ich bin, und was ich zu thun habe.

Der Prinz machte eine verabschiedende Bewegung. Jacobs ging mit einer sehr nachdenklichen und wie er sich den Anschein gab, sehr beunruhigten Miene.

Elz, der draußen stand, wurde von ihm, wahrscheinlich absichtlich, gar nicht bemerkt. Als Jacobs auf der

Straße war, da streckte er seinen Kopf so weit empor als wollte er über die ganze Stadt hinwegsehen.

Das ist ein Fang! murmelte er. Jetzt sollst Du bluten, Marquardchen. Jetzt hab' ich Dich, wie noch niemals, zwischen meinen Fingern.

Er richtete jetzt seine Schritte nach dessen Wohnung.

Zweites Kapitel.

Ein Strich durch die Rechnung.

Marquard wohnte nicht mehr in seiner bestaubten Stube, in welcher wir zuerst seine Bekanntschaft gemacht haben.

Er hatte sich, wenn auch nicht glänzend, so doch respectabel eingerichtet. Es sah comtoirmäßig bei ihm aus, sein Geschäftsbetrieb hatte bedeutend an Umfang gewonnen, aber Marquard versah nach wie vor seine Geschäfte ganz allein. Nach wie vor lebten die drei Wesen, die sich längst in einander eingelebt hatten, in einem Zimmer beisammen, Marquard, die geschnörkelte Schwarzwälderin und der schwarze Kalender.

Es war fast Mittag, als Jacobs zu Marquard eintrat.

Der Commissionär hatte heute etwas in seinem Wesen, was sofort erkennen ließ, daß er sich für den Herrn der Situation hielt.

Er ließ sich mit einer Feierlichkeit nieder, als wollte er eine Thronrede halten.

Marquard war aufs Aeußerste auf das, was Jacobs sagen würde, gespannt, aber er zündete sich gleichmüthig eine Cigarre an, blies den Rauch von sich, und ging ein paar Schritte im Zimmer auf und ab.

Jacobs nahm eine Prise.

Was glaubt Ihr, Marquard, was dieser, mein jetziger Besuch werth ist? fragte er endlich.

Keinen Heller; sagte Marquard.

Jacobs pfiff.

Ihr werdet, sagte er dann gedehnt, mir tausend blanke Thaler dafür aufzählen.

Vielleicht; entgegnete Marquard ironisch.

Nicht? — Nun Ihr werdet Zweitausend geben.

Auch möglich; sagte Marquard.

Es ist auch möglich, Freundchen, daß Ihr mir Dreitausend gebt; fuhr Jacobs fort.

Warum nicht gleich Zehntausend? fragte Marquard immer mit derselben Ironie.

Jacobs erhob sich, legte zwei Finger seiner rechten Hand auf Marquards Schultern und sagte bedeutsam:

Ihr würdet auch zehntausend Thaler geben, ohne Euch bitten zu lassen.

Jetzt riß Marquard der Geduldfaden.

Zum Teufel, sagte er, redet mit mir deutsch oder laßt mich in Ruhe!

Auf Jacobs Gesicht zeigte sich wieder jenes siegreiche Lächeln, welches bei ihm nur sichtbar wurde, wenn das eintrat, was er vorhergesehen.

Schließt die Thür ab; sagte er dann.

Die Thür ist zu; versetzte Marquard.

Jacobs schob den Riegel vor, mit welchem die Thür des Comtoirs außer einem halben Dutzend Schlossern versehen war.

Dann setzte sich Jacobs wieder aufs Sopha und sagte:

Ich komme so eben vom Prinzen.

So? entgegnete Marquard.

Er hat mich heute ganz früh zu sich rufen lassen.

So?

Und die Sache ist reif, fuhr Jacobs fort. Der Schlingel Elz hat mir alles gesagt, und ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört. Louise hat ihre Rolle ausgezeichnet gespielt, der Prinz ist so verliebt,

daß er sich von uns bis aufs Hemde ausziehen lassen wird. Es hängt jetzt alles von mir ab.

Von Euch? fragte Marquard.

Nur von mir, versetzte Jacobs; von keinem andern. Ihr alle seid nur Marionetten in meiner Hand. Aber versteht mich wohl, Marquard, ich theile mit Euch. Ihr seid ein kluges Kerlchen und ich gebrauche Euch.

So? Ihr gebraucht mich also? — sagte Marquard, indem er den Commissionär mit einem hämischen, stechenden Blick ansah.

Jacobs ließ sich durch diesen Blick durchaus nicht stören. Ich gebrauche Euch, fuhr er fort, und wenn wir die Sache pfiffig anfangen, dann sind wir beide gemachte Leute. Es ist aber nicht ganz leicht. Wir haben es mit einem paar Frauenzimmern zu thun, die uns noch tausend Querstriche machen können, und wenn wir uns nicht sehr versehen — haben wir das Nachsehen.

Das könnte sein; sagte Marquard.

Also die Sache steht so: fuhr Jacobs fort. Der Prinz will Euch kaufen, will Frau v. Esche kaufen, will unsere Louise kaufen und will uns alle kaufen. An Geld dazu fehlt es ihm nicht. Ich habe ihm die Sache so plausibel gemacht, daß er die entsetzlichste Angst vor Euch hat. Er hat Furcht vor Euch, Mar-

quard, ich sage Euch Furcht. Findet Ihr Euch nicht sehr geschmeichelt?

Nicht im Geringsten; sagte Marquard.

Ihr seid ein Fuchs, Marquard; Ihr haltet stets hinter dem Berge, aber wir verstehen uns. Also kurz, der Prinz stellt Euch die Alternative —

Jacobs erhob sich, trat an die Thür, blickte durchs Schlüsselloch auf den Flur hinaus, und überzeugte sich, daß niemand horchte.

Stellt Euch also die Alternative, fuhr er dann fort, folgendermaßen: Entweder Ihr laßt Euch gefälligst den Hals umdrehen oder die — Hand. Im letzten Falle könnt Ihr fordern, was Ihr wollt.

So? — sagte Marquard trocken, ohne eine Miene zu verändern.

Wenn Ihr funfzigtausend Thaler Abstandsgeld fordert, sagte Marquard, ich bin ein Schurke, wenn er's Euch nicht giebt; vorausgesetzt, Louise spielt ihre Rolle auf dieselbe geschickte Weise wie bisher fort.

Funfzigtausend Thaler, sagte Marquard verächtlich, das ist sehr lumpig!

Jacobs sah Marquard etwas verdutzt an.

Marquard erhob sich.

Es war ihm anzusehen, daß er jetzt von einem großen Gedanken beherrscht wurde.

Jacobs, sagte er, indem er sich vor den Commissionär

kerzengerade hinstellte und um einige Zoll zu wachsen schien, Ihr seid ein Stümper. Jetzt könntet Ihr einmal einen guten Fang thun, und Ihr seid wahrhaftig im Stande, Euch mit einer solchen Lumperei abfinden zu lassen. Ich sage Euch aber, ich werde das Mädchen heirathen.

Versteht sich; entgegnete Jacobs lächelnd.

Was lacht Ihr? sagte Marquard. Ich werde das Mädchen heirathen, sage ich Euch. Der Prinz kann mir, wenn er Lust hat, den Hals umdrehen. Ich werde ihm zeigen, daß ich auch ein Prinz bin, wenn ich mich auf meinem Terrain befinde. Er liebt das Mädchen? Gut; ich liebe es auch! Und ich will mal sehen, wer es mir streitig machen wird. Wenn Ihr der Dolmetscher des Prinzen seid, so sagt ihm gefälligst, daß ich das Mädchen heirathen werde — und dann wollen wir verhandeln.

Jacobs war ein verschmitzter Mensch, er war klug und berechnend, aber in diesem Augenblick stand er vor Marquard, wie ein gezüchtigter Schüler vor seinem Lehrer.

Ihr wollt sie heirathen, Marquard! — sagte er dann, ich glaube Ihr seid toll, Freundchen!

Ich werde sie heirathen und zwar sehr bald, darauf habt Ihr mein Wort.

Jacobs sah Marquard noch immer höchst betroffen an.

Das wäre wirklich ein Spaß, sagte er, aber Louise wird sich bedanken, Marquardchen! — Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth.

Wartet's ab, sagte Marquard kalt.

Marquardchen, Ihr überschätzt Euch; wandte Jacobs ein, oder Ihr habt Euren sonst so klaren Blick völlig verloren. Glaubt Ihr, Frau v. Eiche wird es so weit kommen lassen? Da kennt Ihr sie schlecht.

Sie wird mich nicht hindern; sagte Marquard.

Ob sie wird! Sie wird natürlich begreifen, daß Ihr durch diese Heirath ganz allein den Vortheil aus der Sache ziehen würdet. Ich sehe auch gar nicht ein, warum Ihr ein armes Mädchen heirathen wollt. Was Ihr aus dem Prinzen herauspressen wollt, das könnt Ihr auch ohne Heirath aus ihm herauspressen. Ich sage Euch, ich mache ihn zu allem willig.

Der Commissionär sprach fast in einem bittenden, Tone, so sehr war er durch Marquards seltsamen Entschluß außer Fassung gerathen.

Gebt Euch keine Sorge, sagte Marquard, indem er Jacobs beim Arm faßte, die Geschichte wird richtig, sowohl das Prinzchen als auch Frau v. Eiche wird mit allen zehn Fingern zufassen. Und ich mag das Mädchen leiden. Ich liebe diese hübsche, geistreiche Person. Wenn mir der Prinz Millionen bietet, so bekommt er sie dennoch nicht.

Jacobs lachte laut auf.

Was ist da zu lachen? sagte Marquard mit einem eisernen Gesichte. Ich liebe sie, wiederhole ich und das Mädchen wird sich freuen, eine gesicherte Existenz zu bekommen.

Und der Prinz? — fragte der Commissionär.

Der Prinz wird mir gefälligst erlauben, zu heirathen, wen ich will.

Es ist also Euer Ernst, Marquard? fragte Jacobs.

Seid Ihr gewohnt, mich spaßen zu sehen? versetzte Marquard.

Nun, dann wünsche ich viel Glück! sagte Jacobs ironisch. Ich hoffe, daß Ihr mich zu Eurer Hochzeit einladen werdet.

Als Jacobs auf der Straße war, begann er laut mit sich selbst zu sprechen, und ein über das andere Mal auszurufen: Marquardchen! Marquardchen!

Dann monologisirte er weiter:

Du willst sie heirathen? Wirklich? — Desto besser, dadurch erst wird die Sache piquant. Jetzt werde ich mit dem Prinzen anders sprechen. Zunächst aber muß ich mich mit Frau v. Eiche verständigen. Sie wird anbeißen, wahrhaftig. Wir drehen Dir ein Naschen, Marquardchen, die Heirathslust soll Dir vergehen!

Er stand vor der Schwelle der Frau v. Eiche.

Drittes Kapitel.

Das Kleeblatt.

Es war etwas, was den Commissionär, als er bei der gnädigen Frau eintrat, stutzig machte, ohne daß er sich über die Ursache dieser Bewegung Aufklärung geben konnte. Es war ein Gefühl, welches ihm sagte, daß sich hier etwas verändert haben mußte.

Es hatte sich seit einigen Stunden allerdings manches geändert.

Ein Wesen, welches bisher in diesem unruhigen Hause still gewaltet, ein Wesen, welches in diesem Wohnorte der Lüge, ein stilles Märtyrerthum gelitten, dieses unglückliche Wesen war aus dem Bereiche der Arglist, der Intrigue und Coquetterie entflohen.

So still und bescheiden Alwine auch stets gewirkt hatte, so war dennoch jetzt eine große Lücke in dem Hause der gnädigen Frau bemerkbar. Es fehlte an allen Ecken. Es herrschte Confusion, Unordnung, Unbehaglichkeit, mit einem Worte, es fehlte die Seele.

Die gnädige Frau war wüthend. Der Brief, welchen Alwine zurückgelassen, sagte ihr, daß sie das mütterliche Haus verlassen hatte, um niemals wieder zurückzukehren.

Erst jetzt fühlte sie den Werth ihres so arg miß-

handelten Kindes, an welchem sie nichts auszusetzen vermochte, als daß es zu wahrhaft, zu weiblich, zu bürgerlich, zu bescheiden und anspruchslos gewesen.

Aber Frau v. Esche erlitt durch Alwinens Entfernung noch einen anderen Verlust, denn sie konnte auf ihren zukünftigen Schwiegersohn nun nicht mehr speculiren, und im ersten Augenblick wäre sie deshalb auch zu dem Aeußersten fähig gewesen. Sie wollte die Polizei allarmiren und ihre Tochter zur Rückkehr in ihr Haus zwingen.

Doch nach und nach gewann die kalte Besonnenheit wieder die Oberhand bei ihr, um so mehr, da sie für den Augenblick mit einer andern sehr wichtigen Angelegenheit beschäftigt war. Jacobs fand sie ruhig und gemessen, und selbst seine äußerst wichtige und viel verheißende Miene schien sie nicht aus ihrem erheuchelten Gleichmuth zu bringen.

Ist es wahr, fragte er, ich höre so eben, daß das Fräulein Ihr Haus verlassen hat?

Welches Fräulein? fragte Frau v. Esche.

Ist außer Louise noch ein Fräulein hier? fragte er befremdet.

Ach, Sie meinen Louise! freilich ist sie fort.

Der Commissionär sah die gnädige Frau ungläubig an.

Ja, sie ist fort; wiederholte sie ganz ruhig.

Mein Gott, wohin? fragte Jacobs.

Die Gnädige lächelte, und schien sich über die Betroffenheit des Commissionärs nicht wenig zu ergötzen.

Seien Sie unbesorgt, sagte sie dann, Louise ist uns nicht davon gelaufen, aber ich habe sie in Sicherheit gebracht, damit sie uns keinen Querstrich machen kann.

Oh, das ist etwas anderes, entgegnete Jacobs, dagegen habe ich nichts einzuwenden; verschließen Sie das Mädchen hinter hundert Thüren, wenn Sie nur die Schlüssel behalten. Aber wo ist sie denn?

Sie ist vor einer Stunde zu meiner Freundin nach Dresden gereist.

Nach Dresden — hm! sagte Jacobs, das ist allerdings weit genug von hier entfernt. Weiß Marquard davon?

Nein. Ich habe mich sehr kurz entschieden. Sie wissen allerdings nicht, was diese Nacht vorgefallen ist, ich werde es Ihnen mittheilen.

Die gnädige Frau erzählte nun dem Commissionär die Begebnisse der vergangenen Nacht. Jacobs dagegen theilte ihr die Ergebnisse seiner Besuche beim Prinzen und bei Marquard mit.

Die Gnädige gerieth in den heftigsten Zorn.

Hören Sie mich jetzt aufmerksam an, nahm Jacobs wieder das Wort, dieser Marquard ist ein Fuchs, ein Gauner erster Klasse. Er will uns Alle betrügen.

Die Gnädige wurde sehr nachdenklich.

Wenn er das Mädchen heirathet, fuhr Jacobs fort, ist er Herr der Situation. Er schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Er hat eine hübsche Frau und zugleich einen vornehmen Liebhaber für sie, den er auszubeuten wissen wird, darauf können Sie sich verlassen. Und wir haben dann das Nachsehen.

Aber glauben Sie, daß Louise im Ernste darauf eingehen würde, seine Frau zu werden? fragte die Gnädige.

Das ist leicht möglich; Marquard ist reich, sie wäre auf jeden Fall versorgt — warum sollte sie nicht wollen?

Wenn Sie das also glauben und ich glaube es auch, fuhr Frau v Esche fort, dann ist es an uns, ihm entgegen zu arbeiten und die Geschichte zu Ende zu bringen. Marquard darf nicht erfahren, wo Louise ist, er darf sie weder sehen noch sprechen, noch überhaupt in einen schriftlichen Verkehr mit ihr treten.

Das ist auch meine Meinung; entgegnete Jacobs, der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.

Es ist nun Ihre Sache, fuhr die Gnädige fort, die Verhandlung mit dem Prinzen zu einem für uns ersprießlichen Ziele zu führen. Ich weiß, daß der Prinz ein kleines Gut in Schlesien besitzt, welches nicht mehr

als höchstens hunderttausend Thaler werth ist. Ich habe mich über die Beschaffenheit dieses Gutes genau instruirt. Sie können also dem Prinzen dreist sagen, daß ich es besucht, es reizend gefunden habe und zu kaufen wünsche.

Das wollen wir machen, entgegnete Jacobs mit einer höchst zuverlässigen Miene, das Gut ist unser.

Wenn ich es habe, dann wollen wir weiter sehen, Jacobs. Sie erhalten von mir sofort eine Hypothek von zehntausend Thaler auf das Gut.

Sagen wir Fünfundzwanzigtausend! fiel Jacobs ein.

Und wo bleibt Louise? fragte die Gnädige. Glauben Sie, daß sie nicht auch nach ihrem Antheil fragen wird?

Das Mädchen wird schon für sich sorgen.

Nein, das geht nicht; wenn wir uns ihrer völlig versichern wollen, dann muß sie auch wissen, daß sie Antheil an unserem Gewinne haben wird.

Das ist freilich wahr.

In diesem Moment wurde der Herr Banquier Marquard gemeldet.

Während die gnädige Frau Marquard aufs Freundlichste empfing, stand Jacobs schmunzelnd da und freute sich schon im Voraus auf das lange Gesicht, welches jener beim Empfang der frohen Botschaft, die seiner wartete, machen würde.

Mein lieber Freund, sagte Frau v. Esche mit der ruhigsten Miene von der Welt, es ist gut, daß Sie kommen. Es ist eine wahre Misère — ich gebrauche Geld.

Verschaffen Sie sich welches; versetzte Marquard gleichgültig.

Allerdings will ich mir welches verschaffen, entgegnete die Gnädige und zwar durch Sie.

Durch mich? Rabe ist Ihnen näher.

Guter Freund, fuhr die Gnädige fort, mit dem Manne wird es wohl vorbei sein, — meine Tochter ist mir davon gelaufen.

So holen Sie sie wieder.

Das wird schwerlich gehen, denn ich kenne meine Tochter, sie ist fest und consequent.

Wo ist sie denn? fragte Marquard.

Das weiß ich nicht. Sie hat mir das nicht gesagt und ich werde sie auch nicht wieder bei mir aufnehmen, denn sie geniert mich.

Weiß es Rabe schon? fragte Marquard.

Nein, aber ich muß es ihn natürlich wissen lassen. Wir brauchen auch jetzt den guten Mann nicht mehr. Wir sind jetzt weit genug mit dem Prinzen; ich glaube, ich habe die Mittel in Händen, eine erkleckliche Summe von ihm herauszubekommen.

Marquard sah die Gnädige durchbohrend an; der Commissionär lächelte.

Ich habe neulich mit Ihnen ausgemacht, nahm jetzt Marquard das Wort, daß Sie eher keinen rothen Dreier mehr von mir bekommen, bis für uns Alle ein baarer Gewinn herausgekommen ist.

Die Flucht meiner Tochter aber hat einen Querstrich durch unsere Rechnung gemacht; wandte die Gnädige ein, und ich brauche Geld. Es handelt sich also darum, ob Sie mir zur Tilgung meiner Schulden einige tausend Thaler geben wollen, oder nicht?

Keinen Heller! sagte Marquard.

Ergebene Dienerin! versetzte die Gnädige und machte gegen Marquard eine höhnische Verbeugung.

Marqard war weit entfernt zu gehen.

Führen Sie doch keine Farcen auf, sagte er, auf den Commissionär einen giftigen Blick werfend, ich sage Ihnen, daß Sie sich völlig verrechnen. Ich gehe sofort von hier zum Prinzen und werde ihm gefälligst eine genau detaillirte Mittheilung von der gnädigen Frau, und ihrem Schützling, der schönen Louise, machen. Ich will dann sehen, ob ihn dies kalte Bad nicht ein wenig abkühlen wird. Ich gebrauche den Prinzen nicht, ich habe Geld genug, ich verliere nicht viel, wenn die Geschichte schief geht. Ich lasse Ihnen bis morgen Bedenkzeit. Ergebener Diener!

Marquard ging

Jacobs hörte auf zu lächeln und die Gnädige wurde nachdenklich.

Rufen Sie ihn zurück; sagte sie dann zu Jacobs.

Es hat keine so große Eile, sagte Marquard zu Jacobs, der ihn zurückrief, ich habe heute keine Zeit mehr. Ihr könnt es Euch mit der gnädigen Frau bis morgen überlegen.

Mit diesen Worten ging er davon.

Fuchs! murmelte Jacobs verdrießlich, indem er zur Gnädigen zurückkehrte.

Als Marquard eben das Haus der Frau v. Esche verlassen hatte, begegnete ihm der junge Elz.

Wohin so eilig? fragte ihn Marquard, der gute Witterung hatte und den junzen Menschen kannte.

Zur Frau v. Esche! rief Elz, indem er ins Haus treten wollte.

Was haben Sie denn? fragte Marquard ihn am Arme festhaltend; Sie sehen ja so echauffirt aus.

Nicht einen Augenblick Zeit! entgegnete Elz wichtig; der Prinz hat eben eine Depesche bekommen, in einer Stunde sind wir nicht mehr in Berlin.

Sie haben einen Brief vom Prinzen an die Frau v. Esche? fragte Marquard noch immer den Arm des Bedienten haltend.

Ja; halten Sie mich um Gottes willen nicht länger auf, Herr Marquard!

Halte Sie gar nicht auf; hier, nehmen Sie das für Ihre kleinen Dienste, die Sie mir dann und wann geleistet haben. Geben Sie her, ich muß doch noch einmal zur Frau v. Esche zurückgehen, ich werde ihr den Brief einhändigen.

Mit diesen Worten steckte Marquard dem jungen Elz einen Thaler in die Hand und dieser gab ihm den Brief.

Desto besser, sagte er, die Frau v. Esche konnte mich auch noch aufhalten. Meinen schönsten Dank, Herr Marquard.

Elz entfernte sich um so zuversichtlicher, da er sah, daß Marquard sich in das Haus der Frau von Esche begab; aber der Fuchs wartete nur wenige Augenblicke, bis Elz sich fortbegeben hatte; dann verließ er das Haus wieder, stieg in eine Droschke und öffnete hier das Schreiben des Prinzen. Es enthielt im Wesentlichen folgendes:

„Gnädige Frau! Eine Depesche, die ich in diesem Augenblicke empfing, ruft mich sofort an das Krankenbett meines Vaters. Es ist mir nicht vergönnt, Sie und Fräulein Louise, wenn auch nur auf einen Augenblick vor meiner Abfahrt zu sehen. Aber ich beschwöre Sie, ehe Sie einen Schritt thun, der

mich unglücklich machen würde, meinen nächsten Brief abzuwarten."

Der Brief schloß mit den feurigsten Betheuerungen seiner Liebe und mit der dringendsten Bitte an die gnädige Frau, doch nicht zuzugeben, daß ein Mensch wie Marquard, die holde Blume pflückte, über welche Sie das Geschick zur Hüterin gemacht.

Während Marquard diesen Brief las verzerrte sich sein braunes, häßliches Gesicht zu einem wahrhaft teuflischen Lächeln, dann murmelte er vor sich hin:

Wir wollen doch sehen, wer diese holde Blume zuerst pflücken wird, der Prinz oder ich! —

Marquard ließ sich nach dem anhaltischen Bahnhofe fahren und verweilte dort im Wartezimmer dritter Classe so lange, bis er den Prinzen in den Wagen steigen und abfahren sah. Nun begab er sich zu Louisen's Tante, blieb daselbst wohl eine Stunde lang und als er dann endlich Frau Mundt verließ, stieg er mit einem triumphirenden Lächeln in die nächste Droschke.

Er fuhr zur Frau v. Esche.

Viertes Kapitel.

Banquerott.

Das menschliche Herz ist glücklich genug, die Vergangenheit vergessen zu können. Selbst das Schrecklichste nimmt einen milderen Charakter an, wenn der Strom der Zeit es allmählig weit und weiter uns entrückt. Ja, es findet sogar der ernstere und reifere Mensch eine Genugthuung darin, die überschrittenen Pfade noch einmal zu betrachten, um aus dem Bewußtsein der in vergangenem Unglück bewiesenen Stärke frischen Lebensmuth und neue Zuversicht zu schöpfen.

Wenn Ida über ihre Vergangenheit nachdachte, dann kam es ihr vor, als habe sie eine große, lange Seereise überstanden, während welcher ihr Lebensschiff fortwährend mit den vom Sturme gepeitschten und empörten Elementen zu kämpfen hatte.

Das Alles war vorbei; hinter ihr lag das weite, trügerische Meer mit seinen Strudeln, Klippen und Abgründen. Sie befand sich am sichern Gestade, sie ruhte in den Armen einer treuen mütterlichen Freundin. Wenn Ida sich oft dem Nachdenken über ihr Schicksal überließ, dann gedachte sie voll innigen Mitleids der Unglücklichen, welche in ähnlicher Lage keine rettende Hand gefunden hatten und der Versuchung, der Sünde, und der Schande

verfallen waren. Dann blickte sie dankbar zum unergründlichen Auge Gottes empor, der unter Unzähligen sie auserwählt und in wunderbarer Fügung gerettet hatte.

Es versteht sich von selbst, daß weder Fräulein Rademacher, noch Ida sich geneigt fühlten, das Wöllnersche Haus noch ferner zu betreten. Indessen war Fräulein Rademacher durch ein sehr wesentliches Band an dasselbe geknüpft.

Sie hatte nämlich, wie wir bereits wissen, Herrn Wöllner, der allgemein für einen geschickten und umsichtigen Finanzmann galt, etwa den vierten Theil ihres Vermögens anvertraut. Fräulein Rademacher pflegte in Geldangelegenheiten mit großer Behutsamkeit zu Werke zu gehen, und durfte sich auch in diesem Falle keineswegs der Unvorsichtigkeit zeihen. War Wöllner nicht als vermögend und rechtschaffen bekannt? Hatte sie endlich nicht vollkommen sicher stellende Dokumente über die ausgehändigten Summen in Händen? Es war Alles notariell abgemacht. Außerdem stand es dem Fräulein frei, jederzeit zu kündigen und mußte dann die Rückzahlung innerhalb weniger Wochen stattfinden.

Fräulein Rademacher erhielt regelmäßig nach Ablauf jedes Quartals ihre Zinsen von Herrn Wöllner. Gewöhnlich erschien die ehrenwerthe Gemahlin desselben in der Wohnung des alten Fräuleins, nahm aus dem grünseidenen Pompadour das Geld und zählte es unter

anmuthigem Lächeln auf. Bei dieser Gelegenheit pflegte sie häufig, wie absichtslos, hinzuwerfen, daß es denn doch sehr vortheilhaft für Fräulein Rademacher wäre, wenn sie ihr ganzes Vermögen der umsichtigen Verwaltung ihres Gatten anvertraute.

„Wir Frauen verstehen nichts von Geschäften," pflegte Madame Wellner zu sagen, „und mein Mann behauptet, daß Sie Ihre jährlichen Einnahmen verdreifachen könnten, wenn Sie auf eine andere Art über Ihre Kapitalien disponirten."

„Ich habe nicht, also ich bedarf," antwortete Fräulein Rademacher dann wohl, meine Bedürfnisse sind sehr gering."

„Allerdings," pflegte dann die listige Verführerin fortzufahren, „ich kenne nur zu gut Ihre Anspruchslosigkeit; indessen weiß ich auch andererseits, wie wohl die Mildthätigkeit Ihrem Herzen thut, und bei einer Erweiterung Ihrer Mittel würde es Ihnen leicht sein, in erhöhtem Maße der Armuth und dem Unglück beizustehen!"

Inzwischen Fräulein Rademacher widerstand selben dieser wider ihr Herz gerichteten Ueberredungskunst und suchte gewöhnlich das Gespräch abzulenken, ohne sich entschieden ausgesprochen zu haben.

Gerade zur Zeit, als Madame Wellner sich vergeblich bemüht hatte, die arme, verlassene Ida zu verdächtigen und gewissermaßen im Herne von Fräulein

Rademacher geschieden war; gerade zu dieser Zeit bereitete die Börsen-Speculation mehr als je ihre dämonischen Schwingen über Berlin aus. Es war, als ob der bessere und besitzende Theil der Bevölkerung wie von einem plötzlichen Zauber und Golddurste ergriffen wurde. Alles drängte sich nach der Börse, nicht nur derjenige Theil der höheren Stände, dem eine mäßige Anstrengung anderweitigen Erwerb verschaffte, sondern auch Leute, welche gewohnt waren, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, stürzten mit dem Sparpfennigen, welche sie ihrem ganzen Lebenstagewerke abgerungen, zu dem großen Spieltisch, den der Staat nicht aufzuheben vermag und an dem der *Teufel des Goldes* die Karten mischt.

Auch Wollmer hatte sich an den Actienspeculationen betheiligt; Anfangs mäßig und vorsichtig. Das Glück wollte ihm wohl — er gewann nicht unbeträchtliche Summen, und der Erfolg machte ihn unternehmender. Er überließ sich gewagteren Speculationen, und niemand feuerte ihn dazu mehr an, als seine treue Lebensgefährtin, welche plötzlich die langersehnte Möglichkeit, ein wahrhaft vornehmes Haus zu führen, vor Augen sah. Sie erblickte sich selbst schon im Geiste mit Brillanten bedeckt, auf den prächtigsten Festen glänzend, sie hörte schon im Geiste das Rollen des Wagens, in dem sie in fürstlichem Schmuck die Linden herunterfahren würden,

und wie die Leute einander zuflüsterten: Das ist die Frau des reichen Banquier Wöllner.

Die Gedanken dieser ehrgeizigen und selbstsüchtigen Frau richteten sich fortan nur auf das Börsenspiel, und die Commissionäre, welche das Wöllnersche Comtoir unaufhörlich belagerten, hatten Privat-Audienzen bei ihr, in welchen sie selbst ihnen ihre besondere Anweisungen zu geben pflegte.

Das Glück stand Wöllner zur Seite, sein Vermögen hatte sich in wenigen Monaten verzehnfacht, und der sonst ziemlich gleichmüthige, gemessene Mann befand sich in einer fieberhaften Aufregung, in einer unaufhörlichen Unruhe, welche ihn hin und her, von Plan zu Plan, von Unternehmungen zu Unternehmungen trieb. Sollte man wohl glauben, daß auch von dem Strahle des Glücks das Haar des Menschen frühzeitig erbleichen kann, daß eine rastlose Vermehrung des Besitzes vor der Zeit den Nacken des Menschen zu beugen vermag?

Und doch war dem so in diesem Falle, wie in vielen anderen.

In der kurzen Zeit, während welcher ihn der Dämon des Geldes mit seinen gierigen Krallen mehr denn je gepackt hatte, war er um ein Jahrzehend gealtert. Madame Wöllner hörte nicht auf, ihn anzueifern, sie hatte nicht Rast nicht Ruhe. Mit dem Courszettel in der Hand wachte sie auf, sie träumte von nichts als Pre-

senen, um welche die Papiere, in deren Besitz sich ihr Mann befand, geflogen waren.

Aber auf jeden Paroxismus folgt naturgemäß eine Reaction und eines schönen Mittags fand Madame Wollner, als sie von einem Besuche bei einer sehr vornehmen Freundin nach Hause kam, ihren Mann todtenbleich, aufs entsetzlichste abgespannt, auf dem Sopha liegen.

Mein Gott, was ist Dir? rief Madame Wollner.

Ihr Gatte sah sie eine Zeit lang an, bewegte die Lippen und vermochte nicht zu reden.

So sprich! sprich doch! rief seine Frau, was ist Dir begegnet? Du siehst ja entsetzlich aus —

Wollner richtete den Kopf empor und sah seine Frau so befremdet an, daß diese vor ihm erschrak.

Dann stammelte er mit kaum hörbarer Stimme:

Banqueroute!

Madame Wollner erstarrte; sie sah ihren Mann mit einem Blicke an, als wollte sie ihn verwünschen. Dann packte sie seinen Arm und rief wie rasend:

Mann, was sagst Du da? — Du lügst! — Du lügst! —

Banqueroute! wiederholte Wollner mit klangloser Stimme, die letzte Spekulation ist uns mißglückt, wir haben Alles verloren — Alles! —

Alles? fragte Madame Wollner mit wildem Blick,

hast Du nicht das Vermögen der Rademacher in Deinem Besitze?

Dies Geld ist mir bereits gekündigt, und in wenigen Tagen muß ich es ihr zurückzahlen.

Mußt Du? — Wer sagt Dir, daß Du mußt? — rief Madame Wöllner. Kannst Du nicht auch ihr Geld verspeculirt haben? —

Das hätte allerdings leicht sein können; sagte Wöllner.

Du wirst also dieses Geld wie das Deine betrachten, die Rademacher bekommt es nie und nimmer wieder, magst Du glücklich oder unglücklich speculiren. Ist Alles darauf gegangen, fallen wir, dann soll sie mit uns fallen, mit uns, denn ich hasse dieses Weib, hörst Du, Mann, ich hasse sie! — Sie darf nicht einen Heller von ihrem Gelde wiedersehen. Und nun richte Dich auf. Geh morgen an die Börse, als wärst Du nicht im Geringsten von Deinen Verlusten niedergebeugt. Geh aufrecht und mit stolzer Miene einher, täusche die Welt, täusche Dich selbst meinetwegen — vielleicht lächelt uns das Glück wieder.

Wöllner schüttelte bedenklich das Haupt.

Wie? Du zweifelst daran? rief Madame Wöllner. Ja, ich weiß es, daß Du ein Feigling bist, daß Du nicht einen Funken Männlichkeit, nicht einen Funken Muth in Deiner Hasenseele hast! Aber ich will, daß Du so handeln sollst. — Ich will, daß Du wieder

reich werden sollte. Hörst Du, Mann? — Ich will nicht arm sein und sollte ich zur Diebin, zur Mörderin an Gott weiß wem werden!

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl. Wellner saß noch immer bleich, noch immer stumm und in sich gekehrt da. Er schien vergehen zu wollen.

Es verstrich eine geraume Zeit, während welcher das Ehepaar, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, da saß.

Plötzlich erhob sich die Wellner wieder und fragte: Wie viel hast Du von der Rademacher in Händen? —

Wellner starrte noch immer vor sich hin.

So ermanne Dich doch! rief seine Frau, indem sie ihn heftig zu schütteln begann. Du sitzest ja da wie ein Besenstiel, jetzt wo es Zeit zu handeln wäre. Ich frage Dich, wie viel Du von der Rademacher in Händen hast?

Nichts! versetzte Wellner kaum hörbar.

Nichts? — Was soll das heißen? — schrie Madame und warf auf ihren Mann einen vernichtenden Blick.

Ich habe ihr Geld bereits angegriffen; versetzte Wellner, mit der verzweiflungsvollen Resignation eines Menschen, der sein Haupt zum Todesstreiche hinhält, es ist alles verloren. — —

Madame Wellner hatte diese Hiobsbotschaft kaum empfangen, als sie ohnmächtig zusammen sank.

Zwölftes Kapitel.

Noch ein Gesellschaftsabend in Wöllners Hause.

Es ist eigenthümlich, daß die Kraft des Mannes da zusammenbricht, wo die Zähigkeit des Weibes sich aufrecht erhält.

Nachdem Madame Wöllner eine Zeit lang, wie dies bei dergleichen Anlässen gewöhnlich war, ohnmächtig dagelegen, erholte sie sich allmählig wieder und ließ sich in ihr Zimmer führen.

Hier schloß sie sich ein und setzte sich an ihren Schreibtisch.

Madame Wöllner schrieb Einladungen an ihre Freunde und Bekannten. Sie wollte ein großes Fest froher Erinnerung feiern.

Auch Fräulein Rademacher und Ida erhielten ein Billet folgenden Inhalts:

Meine liebe Rademacher!

„Obwohl in der letzten Zeit Mißhelligkeiten zwischen uns vorgefallen sind, die Niemand tiefer als mich betrüben können, und obwohl ich die ganz unschuldige Veranlassung bin, so ist mir Ihre Freundschaft doch so sehr zum Bedürfniß geworden, daß ich Sie an einem meiner schönsten Festtage unmöglich vermissen kann. Ich bitte und be-

schwöre Sie daher, Ihren Groll, den Sie etwa gegen mich noch hegen mögen, fahren zu lassen und mir zu verzeihen, wenn ich Sie gekränkt habe. Es lag nichts weniger in meiner Absicht, als Sie oder Ihren Schützling zu beleidigen. ich bitte also aufs Freundlichste, mir meine Bitte nicht abzuschlagen und uns am Sonnabende, um 6 Uhr, nebst Fräulein Ida zu beehren."

Fräulein Rademacher war aber keineswegs gesinnt, mit Madame Wöllner wieder in irgend ein freundschaftliches Verhältniß zu treten. Sie hatte, wie gesagt, bereits ihr Kapital gekündigt und war entschlossen ganz mit ihr zu brechen. Sie schrieb daher kurz und bündig, sie bedauere ihrer Einladung nicht Folge leisten zu können.

Madame Wöllner hatte diesen Brief erwartet, sie war darauf gefaßt, ja, sie hatte sogar auf eine abschlägige Antwort spekulirt.

Während sie nun zu dem bevorstehenden Feste alle möglichen Vorbereitungen machte, war in Wöllners Comptoir ein geheimnißvolles Treiben. Wenn Alles schon im Hause ruhte, dann saßen Herr und Madame Wöllner noch in der Comptoirstube. Man hörte Geld zählen bis spät in die Nacht. Es war auch am Tage mehr Frequenz als je. Allerlei sonderbare Gestalten und verdächtige Menschen gingen ein und aus. Leute,

die man gewohnt war zu sehen, wo der Banquerott im Anzuge ist, eine Schaar von Blutsaugern, welche sich um ein fallendes Haus wie die Raben um das Aas versammeln, um ihre Henkersmahlzeit daselbst zu halten. Auf der Börse erschien Herr Wöllner nach wie vor mit demselben sorglosen Gesicht, mit derselben Grandezza eines glücklichen Speculanten. Wie trostlos es in seinem Innern aussah, bemerkte Niemand. Man beneidete ihn, man pries ihn glücklich. Daß er viel gewonnen hatte, wußte jeder, wie viel er verloren hatte, konnte ihm nicht so leicht nachgewiesen werden. Sein Credit war noch unerschüttert. Bis Ultimo konnte er noch stehen, konnte er sich noch halten durch Kunststücke, bei denen ihm jene Raben beistanden, die ihn auf so geheimnißvolle Weise besuchten.

Es war am Abende vor dem Feste, welches Madame Wöllner geben wollte, als sie wiederum mit ihrem Gatten in der Comptoirstube saß, in derselben Stube, in welcher Ida einst umsonst um Barmherzigkeit gefleht, und in welchem sie so grausam zurückgestoßen worden. In demselben Zimmer, in welchem Ida klagend, weinend und verzweifelnd gestanden, wo Herr Wöllner ihr behaglich den Dampf ins Gesicht geblasen und seine blanken Thaler gezählt hatte; in demselben Zimmer, in welchem die seidenbekleidete Madame Wöllner Ida hochmüthig verhöhnt, — da saßen Beide jetzt mit bleichen

Gesichtern und hörten demüthig auf den Vortrag eines Menschen, der ihnen allerlei gute Lehren zu geben schien.

Dieser Mensch war Idas Bruder, — Moritz Marquard.

Er war in das Geheimniß eingeweiht. Er wußte, daß Wöllner bauauerott war, er wußte noch mehr. Er wußte, daß dieser noch für rechtschaffen gehaltene Mann ein Spitzbube war, daß er auf Betrug ausging, daß er seinen künstlich noch aufrecht erhaltenen Credit ausbeutete, um sich ein Vermögen, vielleicht größer, als das verlorene, zu verschaffen und dann — der Gerechtigkeit davonzulaufen.

Marquard hatte dabei die Hand im Spiele. Dieser Mensch verstand es ja im Trüben zu fischen, ohne irgend einer Gefahr ausgesetzt zu sein.

Es war spät in der Nacht, als Marquard sich von dem Ehepaar trennte. Er hatte seinen Gewinn bereits in der Tasche, obgleich am folgenden Tage noch ein Hauptschlag ausgeführt werden sollte.

Als Marquard sich entfernt hatte, war das Ehepaar noch beschäftigt zu packen, als rüste es sich zu einer Reise. Im Hause glaubte man, daß dies Vorbereitungen zur Festivität sein sollten. Es fiel dies Scharwerken daher nicht auf.

Und am andern Tage sah es in der That festlich

und glanzend wie noch niemals bei Wöllner's aus. Alle guten Freunde und Feinde fanden sich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ein. Selbst die Dame, die ihre Uhr verloren hatte, blieb nicht aus, weil sie sich doch wenigstens einigermaßen durch gutes Essen für den Verlust entschädigen wollte. Die silbernen Leuchter verbreiteten wieder ihren magischen Glanz, man fand abermals Gelegenheit, eine Menge Dinge zu bewundern. Man fand auch heute wiederum, daß Madame Wöllner jeden Tag hübscher und Herr Wöllner immer jünger wurde. So lange die Leute an unserem Tische essen, haben sie nur Sinn für Schmeicheleien, welche die gewöhnliche Würze solcher Gastereien sind; denn wenn auch die Speisen nicht piquanter dadurch werden, so sind diese Schmeicheleien doch gewöhnlich nur der einzige karge Dank, welchen der Wirth davon trägt. Hätten diese guten Leute übrigens gewußt, wie es im Innern dieses trügerischen Prachtbaues aussah, sie würden sicherlich in Wöllners Zügen alle möglichen Krankheiten entdeckt haben.

Die gesellschaftliche Lüge aber ist so dumm, daß sie fortwährend sich selbst schlägt.

Uebrigens mußte man gestehen, daß Herr Wöllner, der bisher wirklich ein leidlich rechtlicher Mann war und ohne den Rath seiner Frau vielleicht niemals ein Spitzbube geworden wäre, seine Rolle gar nicht schlecht spielte. Allerdings war er jetzt so weit gegangen, daß

er nicht mehr zurück konnte, und während oft stärkere Seelen vor dem letzten Schritte erbeben, that ihn Wöllner mit einer Sicherheit und Ruhe, als wäre er in Schurkereien groß geworden.

Und nun gar Madame Wöllner! Sie sah wirklich glücklich aus und war fast ausgelassen. Es ist kein Wunder flüsterte man sich zu — Wöllner hat wieder an der Börse ungeheure Summen gewonnen.

Er könnte mir in diesem Falle wohl meine Uhr ersetzen; sagte Frau Geheimräthin Pix.

Ach ja, apropos! bemerkte die Frau Kanzlei-Secretärin, wer hat denn Ihre Uhr nun eigentlich gestohlen, liebe Geheimräthin? —

Wer sie gestohlen hat? entgegnete Frau Pix. Ich weiß es ganz genau, ich habe mir es nun bei einer Kartenlegerin sagen lassen.

Bei einer Kartenlegerin? Ach gehen Sie.

Ich sage Ihnen, daß sie es mir ganz unzweideutig gesagt hat, und daß sie recht hat.

Nun, wen nannte sie denn? Sie können es mir dreist sagen, Sie wissen, wie verschwiegen ich bin.

Mit diesen Worten neigte die Frau Kanzlei-Secretärin ihr Ohr zu der Geheimräthin hinab, aber diese brachte keinen Laut über ihre Lippen.

Nun, sagen Sie es doch! ermahnte die Secretärin

Endlich öffnete die Geheimrathin den Mund und sagte sehr geheimnißvoll:

Die Uhr hat Jemand genommen, der sie noch gegenwärtig hat.

Und wer hat sie denn?

Und wer sie hat, wird sie wieder herausgeben.

Wer ist es aber? darum handelt es sich ja.

Warten Sie nur, es kommt Alles an den Tag!

Alles! sagte Madame Wellner, welche jetzt an die beiden Damen herantrat. Belieben Sie und Sie, Frau Kanzlei-Secretärin, morgen mit mir eine Vergnügungsfahrt nach Neuhaus-Eberswalde?

Wieso?

Es ist so schönes warmes Wetter.

Aber doch noch zu früh zu solchen Fahrten.

Wir werden vielleicht einige Tage dort bleiben; sagte die Wellner.

Einige Tage?

Ja, wir stehen in Unterhandlung wegen Ankaufs einer Villa.

Die beiden Frauen wußten nicht, wie weit sie vor Verwunderung den Mund aufreißen sollten.

Eine Villa in Neuhaus-Eberswalde, das ist wahrhaftig nicht übel! sagte die Alte, darum beneide ich Sie, Liebste, obwohl ich heute zum Neide weder Neigung noch Ursache habe.

Das glaube ich wohl, eine Villa in Neustadt-Eberswalde könnten Sie sich wohl auch kaufen. Wie wäre es, wenn Sie den Sommer mit mir dorthin zögen, denn meinetwegen kauft sich mein Mann dort an. Er würde aber dort dort keine Geduld haben — er macht eine Reise nach Paris.

Was, Sie wollen nicht mit ihm dorthin reisen? fragte die Frau Secretärin.

Nein, ich ziehe meine Villa vor.

Madame Wöllner entfernte sich wieder und Frau Geheimräthin Pix sagte zur Secretärin:

Diese Frau hat doch ein rasendes Glück.

Und dabei ist sie so häßlich! sagte die Secretärin.

Und so albern finde ich sie! fuhr die Pix fort.

Ja, und höchst geschmacklos!

So ordinär möchte ich sagen!

Ja, solche Leute haben gewöhnlich Glück! Das ist immer so.

Wie sie sich wichtig macht. Thut sie nicht gerade so, als sollte es ihr jedermann ansehen, daß sie eine halbe Million im Vermögen hat?

Eine halbe Million? So viel ist es wohl nicht.

Nicht so viel? Man sagt, Wöllner soll in den letzten drei Jahren über eine Million an der Börse gewonnen haben.

Ueber eine Million! das wäre ja entsetzlich, das wäre unerhört!

Ja, er hat aber in der letzten Zeit auch wieder einige Verluste gehabt, indessen muß er doch in dieser Woche wieder sehr glücklich speculirt haben, sonst wären sie nicht so froh und aufgeräumt.

Man kann doch an der Börse ungemein viel gewinnen.

Ei! Ich habe Wellner fast mein ganzes Geld gegeben, damit er es in Papieren anlegen soll. Ich rathe Ihnen, machen Sie es ebenso; Wellner ist ein sehr gewandter Geschäftsmann, er speculirt mit so vieler Zuverlässigkeit — ich habe dies von allen Seiten bestätigen hören.

Ja, ich möchte ihm in der That die paar tausend Thaler, die ich gerade liegen habe und die ich eigentlich hypothekarisch anlegen wollte, übergeben.

Sie thun so am Besten. Wer giebt heute sein Geld auf Hypotheken? wer macht sein Geld zu Stein? — Zu Papier müssen Sie es machen, Liebste!

Aber das Papier ist noch trügerischer, als der Stein, meine Liebe!

Das ist bloßer Aberglaube. Ich wette mit Ihnen, daß weit mehr an Hypotheken, als an Papieren verloren geht. Heutigen Tages muß man das Geld beweglich, lebendig, in Fluß erhalten — dann kann man

es verdoppeln, verzehnfachen. Glauben Sie mir, alle Leute, die heute reich sind — wodurch sind sie es geworden? — durch das Papier!

Aber ich muß gestehen, daß ich mit diesen Geschäften sehr wenig vertraut bin. Ich kenne die Papiere nicht. Man wird dabei ganz confus. Und dann bringen Sie gewöhnlich nur wenig Procente.

Aber das Kapital schwillt ungeheuer an, das bedenken Sie nur. Uebrigens findet man sich sehr bald in diese Wissenschaft hinein. Mir soll kein Banquier etwas erzählen. Wäre es Sitte, ich würde täglich nach der Börse gehen und meine Geschäfte selbst besorgen. Wissen Sie, was das Erste ist, was ich jeden Morgen thue?

Nun?

Ich lese den Courszettel.

Frau Geheimräthin Pix und Frau Kanzlei-Secretärin vertieften sich immer mehr in dieses interessante Gespräch, in Folge dessen Letztere zu Wellner ging und ihn fragte, ob er ihr einige tausend Thaler in Papieren anzulegen rathe, und ob sie überhaupt recht thue, sich auf ein solches Wagniß einzulassen.

Herr Wellner rieth ihr natürlich, dies zu thun, und machte sie so sicher, daß die Dame nicht anders glaubte, als sie habe das Doppelte ihres angelegten Kapitals schon in der Tasche.

Die Gesellschaft wurde nun sehr heiter. Nur Madame Wellner schien etwas von ihrer bisherigen Fröhlichkeit verloren zu haben. Das hatte aber auch seinen guten Grund. Ihr Mann hatte ihr erzählt, daß die Frau Secretärin ihm einige tausend Thaler geben wollte, das hätte nun frühestens morgen erst geschehen können — aber morgen — —

Und sollten, durften sie dieser geringen Summe wegen ihr Vorhaben verschieben?

Das war im höchsten Grade gefährlich.

Aber die Habsucht siegte über die Vorsicht.

Und während die Frau Secretärin mit Madame Wellner auf gegenseitiges Wohl und Glück anstieß, war diese damit beschäftigt, einen Plan zu erfinden, um jene um ihr Vermögen zu betrügen.

Endlich hatte man gegessen und getrunken, sich unterhalten und gelacht; die Gesellschaft war müde und abgespannt.

Man rüstete sich zum Aufbruch.

Herr und Madame Wellner waren so glücklich, noch beim Abschiede einen Schwall von Complimenten, Schmeicheleien und Freundschafts-Versicherungen in Empfang zu nehmen, und endlich waren die Lichter ausgelöscht, die Zimmer verdüstert, die Leute zu Bette.

Aber Herr und Madame Wellner waren noch wach, zwei böse Geister, die Unheil brüteten.

Sollen wir noch einen halben Tag warten? so fragten sie sich.

Nur noch einen halben Tag!

Ich meine, daß wir es wagen können; sagte Madame Wellner. Morgen sollst Du ja das Geld von ihr abholen lassen, und wir können dann sofort reisen.

Jetzt ist ein halber Tag Verspruug etwas Ungeheueres, wandte Wellner ein, den die Habsucht weniger blind machte, ein halber Tag kann leicht über unser Schicksal entscheidem.

Aber Madame Wellner war eine zu große Freundin von der Frau Secretärin, als daß sie es hätte über sich gewinnen können, ihr nicht noch einen letzten Freundschaftsdienst zu erweisen.

Wir werden aber dennoch einen halben Tag bleiben; sagte sie. Es vergeht mindestens eine Woche, bis Alarm gemacht wird. Inzwischen sind wir längst in England.

Gegen den unerschütterlich ausgesprochenen Willen seiner Frau halfen Wellner's Proteste nichts. Er war in der letzten Zeit zu sehr daran gewöhnt worden, sich dem Willen seiner Frau unterzuordnen. Er mußte auch diesmal gehorchen.

Es war ein eigenthümliches Gefühl, als das Ehepaar an diesem Abende, nachdem es ein so glänzendes Fest gegeben, zu Bette ging. Sie sollten also sehr

Nacht zum letzten Male in ihrer behäbigen Wohnung schlafen. Ueber alle diese schönen Meubel sollte in wenigen Tagen der Hammer des Auctions-Commissarius entscheiden, und viele von den Personen, welche hier frohe Stunden verbracht, sollten fluchend diese eleganten Divans und Stühle betrachten, auf welchen sie so vergnügt bei einander gesessen.

Viele Stimmen werden sich dann aus dem Grabe getäuschter Freundschaft erheben und rufen:

Wer hätte das gedacht! —

Ja, habt Ihr überhaupt je gedacht?

Es würde sicher Vieles anders sein, wenn die Gesellschaft, statt auf das Studium der Lüge, sich auf das Studium der Wahrheit legte. Ihr würdet dann diesen Leuten, deren Ihr jetzt in Haß gedenkt, weniger geschmeichelt haben! Ihr würdet Euch weniger zu manchen Festlichkeiten drängen! Ihr würdet dann überhaupt den dummen, aufgeblasenen Geldstolz, der keine andere Großthat aufzuweisen hat, als seinen gefüllten Kasten, weniger höfisch umflattern! Ihr würdet manchen Ehrenmann nicht zu Grunde gehen lassen! Ihr würdet Euch nicht um Schurken und verächtliche Menschen drängen und sie in dem Wahn bestärken, daß in der Welt nur noch Eines Geltung habe: Geld! Geld! Geld!

Fünftes Kapitel.

Flucht und Fluch.

Es sah in der Stadt so sonntäglich aus, wie es eben nur aussehen konnte. Die Glocken ertönten so feierlich und riefen die Leute zur Kirche, als gäbe es nichts als Heilige in der Stadt, und als trügen sie die reinen, frommen und guten Gedanken aller dieser Leute gen Himmel.

Aber es sah nur so aus; die Kirchen waren leer, die Glocken läuteten nicht für allzu Viele, die Menschen hatten Sonntagsröcke an, ohne ihre Alltagsgesinnung abgelegt zu haben.

Auch in Wöllners Hause sah es sehr sonntäglich aus. Madame hatte sich sehr geputzt, sie ging in Sammt und Seide und hatte eine schwere goldene Kette um den Hals, Brillantringe in den Ohren und an den Fingern. Es wurde zur Abreise nach Neustadt-Eberswalde gerüstet. Es fiel nicht auf, daß zu dieser kleinen Reise so große Koffer gepackt wurden, denn es hieß ja, daß Madame dort bleiben und sofort von der Villa Besitz nehmen würde.

Inzwischen hatte sich Herr Wöllner schon früh zu der Frau Kanzlei-Secretärin begeben und von ihr dreitausend Thaler in Empfang genommen, worüber er ihr

Quittung gab. Es war ein schönes Päckchen Kassenscheine, welche Wöllner als Beute heim trug und die gute Frau wünschte ihm glückliche Reise, als er davon ging; sie hoffte ihn übrigens am Montage schon wieder zu sehen, sagte sie.

Wöllner meinte, es könne leicht kommen, daß er einige Tage, ja vielleicht die ganze Woche, wegbliebe, denn ein so bedeutendes Arrangement erfordere Zeit, zumal da mit der Villa ein großer Landbesitz verbunden sei, aber das thue nichts zur Sache. Seine Agenten handelten für ihn und der Telegraph sei der beste Correspondent; sie solle wegen der guten Anlage ihres Kapitals außer Sorge sein. Er würde ihr sehr bald die dafür gekauften Papiere einhandigen.

Frau Secretärin war damit einverstanden, bedankte sich bei Herrn Wöllner im Voraus für seine gütigen Bemühungen und wünschte ihm nochmals Glück zu seinem vorhabenden Geschäft.

Wöllner war durchaus nicht gerührt, er hatte sich bereits in seine Lage so hineingelegen, daß es ihm ganz natürlich war, von der Frau Secretärin dergleichen Danksagungen zu erhalten. Keine innere Stimme wurde in ihm laut, welche ihn erheben gemacht hätte — er wollte in der That reisen und bedurfte dazu sehr viel Glück.

Als er aber hinaus kam auf die Straße, und die

Glocken so feierlich läuten hörte, da wurde ihm peinlich zu Muthe. Es war ihm, als riefen sie ihm das Gewissen wach, als ermahnten sie ihn, umzukehren auf dem Wege des Verbrechens, als wollten sie die rächende Nemesis gegen ihn aufrufen, wenn er seine böse That vollendete.

Aber es war zu spät — sie war bereits geschehen.

Er eilte nach Hause, seine Frau erwartete ihn mit Ungeduld.

Hast du es? fragte sie ihn schon auf der Treppe.

Wöllner nickte bejahend mit dem Haupte.

Wie viel?

Dreitausend!

Gut. — Jetzt ist es Zeit.

Sie eilten ins Comtoir. Das Geld wurde eingepackt, es war ein schönes Sümmchen, welches Wöllner bei sich führte. Eben so viel trug Madame unter ihren Kleidern. Sie waren in der That noch reiche Leute, vielleicht reicher als jemals — aber es war nicht ihr Eigenthum — es war Diebstahl, Raub.

Schon wollten sie gehen. Schon war die Droschke vor der Thür, sie nach dem Stettiner Bahnhofe zu bringen, denn sie wollten wirklich nach Eberswalde reisen, um die Dienerschaft irre zu machen, und dann mit dem nächsten Zuge wieder umkehren und mit dem Nachtzuge nach Hamburg reisen. Aber eben als sie gehen wollten,

hielt sie plötzlich eine Erscheinung auf, die sie erbleichen machte. —

Es war Marquard.

Halt! sagte er, eilt nicht so. Wir haben noch etwas mit einander abzumachen.

Ich dächte, wir sind mit einander fertig, sagte Madame Wöllner, halten Sie uns nicht länger auf, es ist für uns Alle nicht gut.

Ist's nicht gut? fragte Marquard. Freilich ist es nicht gut, und eben deshalb hätten Sie Ihr Versprechen halten und schon am Morgen abreisen sollen. Sie haben gegen unsern Vertrag gehandelt, das war sehr Unrecht. Meine Sicherheit wird dadurch gefährdet und somit der Preis meines Beistandes höher. Ich bitte mir kurz und gut noch Fünftausend Thaler aus.

Keinen Heller! rief Madame in höchster Wuth — keinen Heller erhalten Sie mehr von uns!

Nicht? — Nun, wie Sie wollen. Darüber wird sich Mancher freuen, denn Sie kommen nicht vom Flecke.

Und wenn es mich das Leben kostet! rief die Wöllner. Sie haben genug von uns bekommen. Sie Blutsauger! —

Mein Gott, schrei doch nicht so! rief Wöllner entsetzt, die Leute können draußen ja Alles hören.

Besinnen Sie sich fünf Minuten lang; sagte Mar-

quard mit der größten Ruhe. Sie haben eben noch einen guten Fang gemacht. Ich weiß Alles. Ich fordere nicht viel mehr, als diese Summe. Sie schleppen über Dreißigtausend Thaler mit sich fort. —

Und Zwanzigtausend haben Sie Blutsauger erhalten! schrie die Wöllner außer sich.

Das ist sehr wenig, versetzte Marquard mit der größten Ruhe, dafür kommen Sie in Sicherheit und ich bleibe zurück. Ich habe für Sie Alles in Ordnung gebracht. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie mit der größten Gemüthlichkeit nach London reisen können, ich habe Ihren Kredit an der Börse erhalten. Genug, Sie haben es mir zu verdanken, daß Sie, statt als Bettler in der Stadtvoigtei zu sitzen, als reicher Mann eine Vergnügungsreise nach London unternehmen können. Machen Sie also keine Faxen. Fünftausend Thaler ist nicht viel für Dreißigtausend.

Wöllner hatte sich schon längst daran gemacht das Geld aufzuzählen. Marquard ließ sich indessen ruhig nieder und warf einen prüfenden Blick umher.

Es ist Schade um die schönen Sachen; sagte er dann, eine noble Einrichtung. Etwas werde ich wohl an mich kaufen, da ich im Begriffe stehe, mich zu verheirathen. Wenn es nicht zu gefährlich wäre, hätten Sie mir die ganze Wirthschaft verschreiben müssen, dann wäre ich mit einem Schlage fix und fertig gewesen. Käme mir

gerade gelegen. Nun, da ich Ihr Haupt-Gläubiger bin, laßt es sich vielleicht noch machen.

Die Wöllner schoß giftige Blicke auf Marquard. Hätte sie diesen Menschen jetzt vernichten können, es würde gewiß geschehen sein. Aber ihre eigene Existenz war in Gefahr. Sie konnte kein Haar auf seinem Haupte krümmen, ohne sich selbst ins Unglück zu stürzen. So blieb ihr nichts Anderes übrig, als ihre Wuth zu verbeißen. Es war eine seltsame Scene, die jetzt in Wöllners Comtoir vorging. Der Blick manches Vorübergehenden blieb an den blanken Spiegelscheiben der langen Zimmerreihe neidvoll haften. Wenn diese Leute in die Herzen der Menschen hier hätten hineinsehen können! — Schweigend zählte Wöllner das Geld auf. Schweigend zählte ihm Marquard nach. Schweigend saß Madame Wöllner während dessen auf dem Sopha da, aber in ihrem Innern kochte es. Ein tiefer Haß gegen das Geschlecht der Marquard brannte in ihrer Brust. Die Schwester dieses Mannes gab die erste Veranlassung zu ihrem Sturze. Von da ab, so glaubte sie, begann ihr Unglück. Wenn Marquards Schwester sich nicht in die Gunst der Rademacher eingedrängt hätte, so dachte sie, würde diese ihrem Manne gewiß ihr ganzes Vermögen gegeben haben, während sie jetzt nur einen geringen Theil davon einbüßte.

Ja, Fluch über dieses Geschlecht Marquard! rief sie

in ihrem Innern: wenn es mir einmal möglich sein sollte, mich zu rächen, dann, das schwöre und gelobe ich mir heilig, will ich es im vollen Maße thun! —

Marquard mochte wohl errathen, was im Innern der Madame Wöllner vorging; er blickte sie einen Moment ironisch lächelnd an. Herr Wöllner zählte eben:

Dreitausend!

Madame Wöllner erhob sich.

Es ist genug; sagte sie, ich glaube, daß der Mann damit zufrieden sein kann. Dreitausend Thaler ist kein Spaß.

Das ist richtig; sagte Marquard, und fünftausend ist ganz gewiß noch weit weniger ein Spaß.

Stecken Sie das Geld ein; drängte die Wöllner, Sie können doch nun wohl zufrieden sein.

Fünftausend! rief Marquard ohne sich zu rühren. Verzögern Sie Ihre Abreise nicht noch mehr.

Das ist mir sehr gleichgultig: schrie die Wöllner, unsere Gefahr ist auch die Ihre.

Nicht so ganz; versetzte Marquard, nicht so ganz; besinnen Sie sich! Ich bin vollständig vor jeder Beschuldigung gesichert.

Herr Wöllner fuhr fort zu zählen.

Madame biß sich in die Lippen und setzte sich wieder.

Endlich hatte Wöllner Fünftausend Thaler aufgezählt.

Marquard ſtrich das Geld ruhig und gelaſſen ein.

Jetzt iſt's Zeit; ſagte er. Ich werde Sie bis an den Bahnhof begleiten. Machen Sie keine dummen Streiche und ſehen Sie beruhigt aus. Trinken Sie lieber ein Glas Wein, ſorgen Sie aber, daß es nicht zu viel wird, Madame. Nun kommen Sie.

Marquard trat hinaus, das Ehepaar Wöllner folgte ihm. Der Bediente ſtand ſchon längſt wartend da.

Der Wagen rollte davon.

Sie kamen noch eben zeitig auf dem Bahnhof an.

Madame Wöllner's Antlitz aber verzerrte ſich plötzlich wie im Krampfe.

Vor ihr gingen Fräulein Rademacher und Ida; die beiden Damen ſchienen ebenfalls im Begriffe zu ſein, mit demſelben Zuge nach Neuſtadt-Eberswalde zu reiſen.

Ida erkannte ihren Bruder. Sie hatte ihn ſeit jenem entſetzlichen Tage, wo er ſie gerettet hatte, um ſie in den Sumpf der Schande zu ſtoßen, nicht wieder geſehen. Marquard blickte ſie in höchſter Verwunderung an.

Ida war ſchön, ſo ſchön wie noch nie. Ihre einfach elegante Toilette hob ihren edlen und zarten Wuchs nur noch mehr hervor. In ihren Zügen lag etwas ſo unendlich Wohlwollendes, daß man in dieſes Antlitz nicht zu ſchauen vermochte, ohne ſich angezogen und gefeſſelt zu fühlen.

Madame Wöllner trat an Fräulein Rademacher heran und begrüßte sie mit der ungezwungensten Freundlichkeit. Herr Wöllner war etwas befangener. Seine Frau fragte, ob sie ebenfalls erster Klasse führen, dann könnten sie beisammen sitzen. Fräulein Rademacher versetzte, daß sie gewohnt sei, nur die zweite Klasse zu benutzen. Es war keine Zeit mehr, man trennte sich und stieg in's Coupé. Marquard stand noch immer da und sah seine Schwester unverwandt an.

Aber Ida hatte ihn weiter keines Blickes gewürdigt. Eine Thräne jedoch hing an ihren Augenwimpern.

Fräulein Rademacher bemerkte es.

Ida, wer ist der Mann? fragte sie.

Mein Bruder Moritz! versetzte sie.

Der Mensch mißfällt mir sehr; erwiederte die Rademacher, wenn Dein Harry auch so aussieht —

O nein; versetzte Ida, der hat ganz andere Züge. Er sieht Dir nicht ein bischen ähnlich.

Das haben die Leute immer gesagt.

Es ist seltsam. Ihr seid doch richtige Geschwister?

Das ist wohl nicht so außergewöhnlich; meinte Ida. Es haben Geschwister sehr oft gar keine Aehnlichkeit mit einander.

Wie er da steht; sagte die Rademacher, und wie er noch immer nach Dir hinblickt! Dieses Gesicht beun-

ruhigt mich eigentlich. Armes Kind, daß dieser Mensch auch Dein Bruder sein muß!

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Inzwischen hatte Marquard sich bei Wöllner nach der Begleiterin seiner Schwester erkundigt.

Wer ist die Dame? fragte er.

Das reiche Fräulein Rademacher.

Rademacher? alle Teufel, wie kommt denn meine Schwester zu dieser Bekanntschaft?

Gleich und gleich gesellt sich gern; sagte die Wöllner spöttisch und warf sich vornehm in die Kissen ihres Sitzes zurück.

Der gellende, durchdringende Ton der Locomotivpfeife machte sich hörbar und der Zug ging vorwärts.

Bis jetzt war Madame Wöllner ziemlich ruhig und gleichmüthig geblieben, aber dieser gellende Ton drang ihr durch Mark und Bein.

Sie fuhr erbleichend und erbebend zusammen.

Marquard warf noch einmal einen Blick auf sie und indem er sich ironisch verbeugte, rief er: Ich wünsche viel Vergnügen!

Er wandte sich fort, um seine Schwester noch einmal an sich vorübergehn zu sehen.

Ihr Blick begegnete dem seinen.

Es war der Blick eines Engels, der auf einen verlorenen Sünder herniederschaut.

Teufel! brummte Marquard, das Mädel hat sich herausgemacht — sie ist wahrhaftig noch hübscher, als Louise — aber sie wollte ja nicht — die Närrin!

Mit diesen Worten entfernte er sich vom Bahnhofe und kehrte in die stille, sonntägliche Stadt zurück, den Gewinn berechnend, welchen ihm Wöllners Schurkerei und seine eigene eingebracht.

Noch immer läuteten die Glocken, aber Marquard hörte nur einen Klang in seine Ohren tönen, den Klang des Goldes.

Sechstes Kapitel.

Verlobung und Hochzeit.

Das eine Geschäft hatte Marquard glücklich abgemacht; jetzt galt es das zweite Hauptgeschäft, wozu die Einleitungen bereits getroffen waren, ebenfalls zu einem guten Ende zu führen.

Er hatte Louisens Tante über den Aufenthalt ihrer Nichte Nachricht gegeben und ihr die Gefahr gezeigt, in welcher sich das junge Mädchen befand. Sich selbst stellte er natürlich als einen soliden und ehrbaren Menschen dar, der das junge Mädchen ganz zufällig auf einem Balle bei Frau v. Eiche kennen gelernt hatte.

Frau Mundt war außer sich. Zwar hatte Louise, um zu verhüten, daß die Tante die Polizei alarmire, als sie zur Frau von Esche ging, einen Brief zurückgelassen, in welchem sie erklärte, daß sie sich nicht länger von dem eifersüchtigen Alfred wollte plagen lassen; aber wohin sie ging war in diesem Abschiedsschreiben nicht zu lesen, und mithin wußte die Tante nicht das Geringste über den jetzigen Aufenthalt ihrer leichtsinnigen Nichte.

Frau Mundt wollte sich nun sofort zur Frau v. Esche begeben, aber Marquard hielt sie von der Ausführung dieses Entschlusses zurück, indem er erklärte, daß er die Absicht habe, das schöne, leichtsinnige Mädchen zu heirathen. Er bat die Tante, ihm vorläufig alle Maßregeln in Bezug auf ihre Nichte zu überlassen. Es ist mit dem losen Mädchen im Bösen nicht auszukommen, sagte er, wenn Sie die guten und redlichen Absichten, die ich in Betreff Ihrer Nichte habe, nicht durchkreuzen wollen, dann lassen Sie mich gewähren, verhalten Sie sich vorläufig vollständig passiv. Sobald Ihre Hilfe und Unterstützung nöthig sein wird, werde ich mich beeilen, solche in Anspruch zu nehmen.

Auf diese Weise gelang es Marquard, die Tante für sich zu gewinnen, und als er sich nun zur Frau v. Esche begab, begehrte er kurz und bündig Fräulein Louise zu sprechen.

Louise ist fort: versetzte Frau v. Esche eben so kurz.

Binden Sie mir kein Mährchen auf; entgegnete Marquard, ich will Ihnen nur sagen, daß die Geschichte mit dem Prinzen zu Ende ist. Ich komme soeben von ihm her, er weiß jetzt alles.

Frau v. Esche erbleichte.

Sie können sich davon überzeugen; fuhr Marquard fort, senden Sie Jemand in die Wohnung des Prinzen, und Sie werden dann ersehen, daß derselbe vor einer Stunde fortgereist ist. Ja, meine Gnädige, der Prinz hat Berlin verlassen, ohne Abschied von Ihnen und von Louisen zu nehmen. Es hat sich ausgeprinzt! —

O, Parfüm! rief Frau v. Esche, indem sie nach ihrem Riechfläschchen griff. Sie sind ein abscheulicher Mensch!

Nicht so schlimm wie Sie glauben; entgegnete Marquard, Sie sehen, daß Geld nicht allein bei mir eine Rolle spielt; ich liebe das Mädchen, sage ich Ihnen, ich will das leise, leichte Kind zu meiner Frau machen — und habe mir deshalb meinen prinzlichen Nebenbuhler vom Halse geschafft. Ich denke, das war gut und uneigennützig operirt.

Die Gnädige lachte höhnisch auf.

Lachen Sie nur; fuhr Marquard fort, Sie werden mich durch nichts beirren, ich muß das Mädchen besitzen, und Sie werden meine Bewerbung unterstützen! —

Frau v. Esche warf einen boshaften Blick auf den seltsamen Brautwerber.

Sie werden gefälligst bedenken; fuhr dieser mit eiserner Ruhe fort, daß ich Sie jetzt im Handumdrehen vernichten kann. Sie sind meine Schuldnerin, Ihre Wechsel sind fällig und Sie haben nicht einen Groschen mir zu geben. Was sich in Ihrer Wohnung befindet, ist mein — es bedarf nur eines Winkes mit dieser meiner Hand, die ich Louisen, die ich Ihnen zur Unterstützung anbiete, um Sie als Bettlerin aus diesem Hause zu treiben. Ich bin hier Herr, ich, meine Gnädige! — Und was wird aus dem Mädchen werden? — Bald genug wird sie den kostbaren Schmuck, den ihr der Prinz schenkte, vergeudet haben. Sie ist allerdings bei Ihnen in einer guten Schule gewesen. Sie wird sich zu verwerthen wissen; aber was haben Sie davon? — Wenn Sie mir dagegen behilflich sind, daß das Mädchen meine Frau wird, dann zerreiße ich Ihre Wechsel und bezahle Ihre Schulden Sie bleiben dann wenigstens im Besitz aller dieser kostbaren Mobilien. Ich denke, daß ich Ihnen Ihre Unterstützung eben so generos bezahle, wie der Prinz. Aber gleichviel, ich liebe dieses lose, leichtsinnige, blondgelockte Mädchen und ich hoffe, sie wird meine Hand nicht ausschlagen, wenn Sie dabei Ihr Möglichstes thun. Ich bin ein reicher Mann, ihre Existenz ist ihr durch mich gesichert, und wenn sie auch

ferner ihren tollen Launen nachhängen will, ich werde sie dabei nicht stören. Darauf gebe ich ihr mein Wort. Aber sie soll die meine werden! — Jetzt bin ich fertig. Nun senden Sie in die Wohnung des Prinzen, damit Sie und Louise sich überzeugen können, daß der Prinz wirklich fort ist.

O, das ist nicht nöthig; rief da plötzlich eine Stimme, und Louise stand vor Marquard. Ich habe Alles gehört, fuhr sie, gegen Frau v. Esche gewendet, fort. Es ist ein ganz gemeiner, abscheulicher Mensch, dieser Marquard; aber es amüsirt mich, daß er mich zu seiner Frau machen will. Wahrhaftig, das ist ein colossaler Spaß, liebes Tantchen. Ich soll Frau Banquier Marquard werden! — Es ist doch etwas, wenn man nun einmal nicht Prinzessin sein kann! Gut, mein Freund, hier ist meine Hand. Ich bin gerührt von Ihrer Liebe! Welche Opfer Sie meinetwegen bringen, Sie! — Es ist wahrhaftig höchst possierlich. Also wir werden ein Paar; aber baldmöglichst, bitte ich. Jedoch ich halte Sie in Allem beim Wort. Sie gewähren Frau v. Esche alle die Vortheile, welche Sie ihr versprochen, und was unser Verhältniß anbetrifft, behalte ich mir auch als Ihre Frau die vollkommenste Freiheit vor, zu thun und zu lassen, was ich will. Sind Sie damit zufrieden? —

Sie sind ein kleiner Schelm; entgegnete Marquard, Ihnen gegenüber kann man sich nicht genug vorsehen; es ist

meine ehrliche Meinung, daß man mit Ihnen am Besten fährt, wenn man Ihnen die Zügel schießen läßt. Also topp! —

Gut, topp! sagte Louise lächelnd.

Marquard ging siegesstolz wie ein Imperator. Aber jetzt galt es, zu verhindern, daß die Briefe des Prinzen — denn daß er schreiben würde, war vorauszusehen — nicht in Louisens Hand gelangten. Marquard mußte seine Braut von Frau v. Esche entfernen; Louise sollte zu ihrer Tante zurückkehren; aber hierzu war Louise nicht zu bewegen; jedoch ging sie darauf ein, eine andere Wohnung zu beziehen, und Frau v. Esche wurde von Marquard zu einer Reise veranlaßt, indem er vorgab, während ihrer Abwesenheit ihre Angelegenheiten mit ihren Gläubigern besser regeln und eine nicht unbedeutende Summe für sie retten zu können.

Diese Maßregeln waren binnen zwei Tagen getroffen, denn da sich Frau v. Esche überzeugt hatte, daß der Prinz in der That Berlin verlassen und sie keine Ahnung von seinem Abschiedsbriefe hatte, so sah sie wohl ein, daß sie sich Marquard auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, so sehr auch Haß und Grimm gegen diesen Menschen in ihrem Innern loderten; und am selben Tage, an welchem Louise die Wohnung der gnädigen Frau und diese Berlin verließ, fand sich Marquard wieder bei der Tante ein.

Die Sache ist in Ordnung; sagte er zu dieser. Ihr Nichtchen hat die intriguante Baronesse verlassen, und ist jetzt eingesperrt.

Eingesperrt? fragte Frau Mundt erstaunt.

Seien Sie ganz ruhig; versetzte Marquard lächelnd, sie ist nicht etwa in der Stadtvogtei oder im Ochsenkopf.

Die Tante wurde feuerroth, als sie diese Namen nennen hörte.

Daran habe ich auch nicht im Entferntesten gedacht; sagte sie.

Nein, im Ochsenkopf oder in der Stadtvogtei ist sie nicht; wiederholte Marquard, aber sie ist dennoch eingesperrt, rathen Sie von wem?

Ich verstehe Sie wirklich nicht; sagte die Tante.

Von mir selbst.

Aber warum denn?

Warum? entgegnete Marquard immer lächelnd, weil Ihre Nichte ein kleines, loses Mädchen ist, das man wohl hüten muß, ein muthwilliges Kind — ja, wahrhaftig, wenn ich sie nicht einsperrte, würde sie mir jeden Augenblick davonlaufen. Sie macht sich daraus nichts und lacht mich noch obendrein aus. Sie sagt, ich sei abscheulich eifersüchtig und das bin ich auch und das bleibe ich, sie mag es nun anfangen wie sie will.

Aber wenn Sie mit Louisen nicht glücklich sein können, warum bestehen Sie darauf, sie zu heirathen?

Nicht glücklich? — O, sehr glücklich! versetzte Marquard mit verstellter Einfalt. Die Eifersucht macht mich gerade glücklich, das ist recht interessant, das amüsirt mich und Ihre Nichte; wir werden wie die Tauben miteinander leben. Und Sie sind natürlich doch damit einverstanden.

Aber ich muß auf jeden Fall erst mit Louisen sprechen; sagte die Tante.

Ich bringe Ihnen einen Brief von ihr; entgegnete Marquard, indem er Frau Mundt denselben übergab.

Dieser Brief lautete:

„Liebe Tante!

Indem ich Dich um Verzeihung für all den Kummer bitte, den ich Dir absichtslos — wie Du überzeugt sein wirst — zugefügt habe, hoffe ich Dich mit der frohen Botschaft zu beglücken, daß der Ueberbringer dieses, Herr Banquier Marquard um meine Hand geworben und — meine Einwilligung erhalten hat. Es fehlt nur noch die Deine. Gern wäre ich selbst gekommen, um sie mir zu holen, aber ich gestehe Dir, daß ich ein nochmaliges Zusammenkommen mit Herrn Alfred vermeiden möchte und nicht eher Dein Haus betreten mag, bis ich verheirathet bin. Wenn Du aber darauf bestehen solltest, werde ich morgen Abend mit meinem Bräutigam zu Dir kommen.

Die Hochzeit ist auf den dritten Montag von heute festgesetzt. Wenn Du also die Güte haben willst, alle nöthigen Papiere zu besorgen, dann wirst Du Deine Louise über drei Wochen — als Frau Banquier Marquard begrüßen können. Herzlichst grüßt und küßt Dich

Deine Louise."

Nachdem die Tante diesen Brief gelesen hatte, sagte sie zu Marquard:

Ich will jetzt mit meiner Nichte nicht rechten; wenn sie glaubt, mit Ihnen glücklich sein zu können, nun dann in Gottes Namen, ich gebe von ganzem Herzen meinen Segen. Ich werde alles Nöthige besorgen, aber ich erwarte morgen meine Nichte und hoffe, daß sie bis zu ihrer Verheirathung bei mir bleiben wird.

Dagegen muß ich mich entschieden erklären; entgegnete Marquard. Da ihr ehemaliger Bräutigam Ihnen gerade gegenüber sein Domicil hat, kann und werde ich nicht zugeben, daß Louise bei Ihnen wohnt, denn ich wiederhole es Ihnen, daß ich sehr eifersüchtig bin.

Die Tante seufzte.

Sie mochte wohl denken, wie unglücklich ihre muthwillige und leichtsinnige Nichte an der Seite eines so eifersüchtigen Mannes sein würde. Daß Louise diesen Mann nicht lieben konnte, sondern nur durch seinen Reichthum sich hatte bestimmen lassen, daran zweifelte

sie nicht. Sie sah im Geiste schon alle die Folgen einer solchen Ehe herankommen. Sie sah ihre Nichte sich in ein Meer von Zerstreuungen stürzen, sah sie alle Excesse begehen, zu welchen sie durch ihre Ausgelassenheit, durch die unerfüllte Sehnsucht nach Liebe an der Seite eines solchen Mannes hingerissen werden mußte, sah sie vollkommen unglücklich, zerfallen mit sich und der Welt, tyrannisirt von einem Manne, der ihr keine von den besseren Empfindungen einflößen konnte, welche ein Weib zu erheben, zu stützen, zu sich selbst zurückzuführen vermögen. Sie sah die schwärzesten, dunkelsten Bilder im Hintergrunde dieses trügerischen Glanzes. Um reich zu sein, hatte Louise alles hintenangesetzt, alles unberücksichtigt gelassen, was wohl sonst das Herz eines jungen Mädchens zu bestimmen pflegt.

Doch es war nichts dabei zu thun, das sah die Tante ein. Sie wollte es aber wenigstens versuchen und noch einmal recht ernst mit ihrer Nichte reden, obwohl sie nichts mehr hoffte. Ohne Marquard ihre eigentliche Absicht zu verrathen, ließ sie sich Louisens Wohnung sagen, und am andern Tage fand sie sich zur Börsenzeit bei ihrer Nichte ein.

Louise war oder stellte sich wenigstens sehr bewegt, als sie ihre Tante wiedersah; sie weinte sogar, als diese ihr die ernstesten Vorstellungen machte, aber dennoch blieb sie bei der festen Erklärung stehen:

Du haſt vollkommen recht, liebes Tantchen, ich liebe allerdings dieſen häßlichen Marquard nicht; da ich aber den Mann, den ich wahrhaft liebe, nicht bekommen kann, iſt mir jeder andere recht, ſobald er mir nur die Mittel gewähren kann, an ſeiner Seite wenigſtens nach meinen Launen zu leben.

Frau Mundt hatte das ihrige gethan, nunmehr ließ ſie der Sache ihren Lauf, zumal, da Alfred mit ihr und Louiſen gänzlich gebrochen hatte; und wenige Wochen ſpäter, an einem Montage, ſtand in derſelben Wohnung, in welcher einſt das Ehepaar Wöllner im Glanze gelebt, in derſelben Wohnung, wo Marquard bei der Buberei geholfen, durch welche eine Menge Leute an den Bettelſtab gebracht worden waren, in derſelben Wohnung, in welcher noch vor wenigen Tagen der Hammer des Auctionscommiſſarius Marquard zum Eigenthümer der prächtigen Mobilien gemacht hatte, welche Wöllner zurückgelaſſen, in demſelben Zimmer, in dem ſeine Schweſter Ida einſt eine ſo grauſame, mitleidsloſe Behandlung erduldet hatte — da ſtand heute der Prieſter, einen Ehebund einzuſegnen, der, jedes ſittlichen Motives bar, nur dem Fluche anheim fallen konnte.

Es war vier Uhr, als Louiſe Madame Marquard wurde. Die wenigen Gäſte, welche zu dem Trauacte eingeladen waren, entfernten ſich bald, auch die Tante

ging, nachdem sie ihrer Nichte unter Thränen ihren Segen gegeben hatte.

Louise war jetzt allein.

Allein! — nicht in traulicher Umarmung, voll Liebe und Hingebung, beglückend und beglückt!

In ihrem Brautkleide saß sie auf demselben schwellenden Divan, auf dem ehemals Madame Wöllner gesessen hatte, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben ernst und nachdenklich.

Ach, wenn er doch jetzt hier wäre; seufzte sie, wenn er mich sähe, eine junge Frau, harrend auf ihn. Ach, wenn er doch käme! —

Da öffnete sich die Thür; es war Marquard. Louise schrak zusammen.

Sie hatte diesen Menschen nie leiden können; sein Gesicht war ihr stets zuwider gewesen, aber niemals hatte sie solchen Ekel wie in diesem Augenblick beim Anblick seines häßlichen, bartlosen Gesichtes empfunden.

Er näherte sich seiner jungen Frau leise, schleichend wie eine Katze.

So nachdenklich, mein Bräutchen? sagte er.

Er wollte seine junge Frau umarmen.

Aber diese erhob sich und setzte sich ans Fenster.

Was sollen diese Possen? rief Marquard aus. Du trägst jetzt meinen Namen, Du bist mein Weib.

Louise sah Marquard kalt und verächtlich an.

Das ist ein interessanter Hochzeitstag; fuhr Marquard spöttisch fort, es ist aber wahr, ich werde ebenfalls bei Dir zum Narren; ich hätte es selbst von mir nie geglaubt, denn ich bin sonst kalt wie Stein, aber Du bist schön, Du bist wahrlich schön, mein Weibchen!

Marquard starrte seine junge Frau mit einem dämonischen Gesichte an, plötzlich schien eine eigenthümliche Wuth sich seiner zu bemächtigen, er ergriff Louisens Arm und versuchte, sie vom Fenster fortzuziehen.

Komm, komm; sagte er, heute bin ich Dein Prinz!

Hilfe! Hilfe! schrie Louise.

In diesem Momente wurde mehrmals heftig geklingelt. Das Dienstmädchen mußte nicht anwesend sein.

Wer ist denn das? rief Marquard zornig.

Ein guter Genius, der mich vor Ihrer Brutalität schützen wird! rief Louise.

Marquard stürzte hinaus und öffnete die Thür.

Vor ihm stand bleich, athemlos und im höchsten Grade aufgeregt ein junger Mann.

Es war Alfred.

Seit dem Tage, da er von Louisen so schnöde abgewiesen worden war, hatte sich der junge Mann, Zerstreuung suchend, in den Wirbel der Residenzfreuden gestürzt. Sein Gehalt reichte für die Bedürfnisse seiner Leidenschaften nicht aus.

Schon um Louisens Gunst durch reiche Geschenke zu

gewinnen, hatte er sich in Schulden gestürzt. Die Mahner wurden drängend.

Der junge Mann, gehetzt von allen Seiten, that einen verbrecherischen Griff in die ihm anvertraute Kasse.

Plötzlich, gerade an Louisens Hochzeitstage, von dem er keine Ahnung hatte, wurde eine Revision vorgenommen, und ein nicht unbedeutendes Defizit in seiner Kasse entdeckt.

Sein Amt war unwiederbringlich für ihn verloren; aber er konnte wenigstens seine bürgerliche Ehre noch retten, denn sein Vorgesetzter, welcher dem jungen Manne wohl wollte, gewährte ihm die Möglichkeit, sich durch sofortigen Ersatz der veruntreuten Gelder zu rehabilitiren.

Verzweiflungsvoll verließ nun Alfred das Büreau und suchte bei Marquard, mit dem er schon so manches traurige Geschäft gemacht, wenn auch mit den größten Opfern, Hilfe zu erlangen.

Alfred war von guter Herkunft, und seine Familie, die leider nicht in Berlin war, würde ihn in solcher Noth nicht im Stiche gelassen haben. Marquard konnte also mit ziemlicher Gewißheit auf Rückzahlung hoffen.

Als Marquard Alfreds Aufregung sah, wurde sein Gesicht bleich wie der Tod, denn er vermuthete einen ganz andern Grund dieses Besuches.

Was wollen Sie? fragte er barsch, wie können Sie zu einer solchen Zeit zu mir kommen?

Alfred ergriff krampfhaft Marquards Arm.

Rettung! stammelte er, Rettung! —

Sind Sie verrückt? rief Marquard, was giebts? Was wollen Sie? —

Geld! Geld! Geld! rief Alfred verzweiflungsvoll, indem er ein Terzerol aus der Tasche nahm — Geld, oder ich — tödte mich in Ihrer Wohnung.

Geld! — sagte Marquard, plötzlich wieder zu Stein geworden — also Geld? — so spät? — das ist ja komisch! —

Fünfhundert Thaler! rief Alfred, nicht mehr, aber diese muß ich sofort erhalten!

Mehr nicht? sagte Marquard höhnisch. Kommen Sie gelegentlich wieder.

Mensch, helfen Sie mir; rief Alfred, oder ich gehe nicht lebendig von hinnen!

Sie sind ein Narr; sagte Marquard, ich habe oben Hochzeit; stören Sie mich nicht.

Sie verweigern mir Ihre Hilfe? fragte Alfred verzweiflungsvoll.

Keinen Pfennig! versetzte Marquard. —

Alfred sah den Wucherer mit einem Blick an, der selbst diesen steinernen Menschen erbeben machte, dann wandte er sich ab, ein Schuß erdröhnte.

In diesem Moment öffnete sich die Thür des Brautgemaches, und Louise im Hochzeitsgewande stand vor dem blutend daliegenden Alfred.

Siebentes Kapitel.

Eine Taufe.

In einer der vielen Kirchen Berlins, in welchen schon so viele Ehen zum Glück und Unglück durch die Priester geweiht worden, in welchen schon so viele fromme Gelübde ausgesprochen und wie leerer hohler Schall verklungen sind, in einer dieser Kirchen stand um den Altar herum — es war an einem Sonntage — eine Schaar von Frauen und Männern aus allen Ständen mit kleinen Säuglingen auf den Kissen liegend, um sie durch die Taufe in den Bund der christlichen Kirche aufzunehmen.

Auch der kleine Detlow, Emma's Schmerzenskind, lag auf einem schneeweißen Kissen, welches ein anderes Schmerzenskind, Alwine v. Esche hielt, und neben ihr stand der alte Thomas, alle mit so andächtigen, feierlichen Gesichtern, daß man es ihnen ansah, wie ernst sie es mit dieser Ceremonie meinten.

Ja, es war für den alten Thomas ein wichtiger

Augenblick und keine bloße Form. Die heilige Pflicht, bei diesem Kinde Vaterstelle zu vertreten, so lange ihm der rechte Vater fehlte, diese wahre, zum leeren Schalle, zur nichtssagenden Ceremonie gewordene Bedeutung der Pathenschaft, hatte sich seiner ganzen Seele bemächtigt, und sein Gelöbniß war mehr als gedankenlose Gewohnheit.

Und als die Ceremonie vorüber war, gingen sie heim, die Waisen mit dem Waisen, um welche die Weihe der Taufe ein zweites heiliges Band geschlungen hatte.

Mit rührendem Lächeln empfing Emma ihren Knaben und preßte ihn an die Mutterbrust, eine Thräne fiel auf die kleine Wange — ein Tropfen von jener heiligen Taufe, die aus dem reinen Quell der Liebe träufelt.

Es war ein rührendes Bild, als sie alle jetzt um den Tisch saßen, Thomas oben an und Annchen an seiner Seite, dann Emma, Alwine und Agnes. Sie tranken Chokolade und aßen Kuchen dazu. Gar viel Leid trugen sie in ihren Herzen, aber sie saßen da, Gott ergeben, Gott vertrauend, zusammenhaltend, verschwistert und sich gegenseitig stützend — eine Familie, fester verbunden durch das Geschick, als durchs Blut. Es herrschte mehr Feierlichkeit als Frohsinn in dem kleinen Kreise.

Alwine hatte bei Emma die herzlichste Aufnahme gefunden und sich bald bei ihrer neuen Freundin häuslich eingerichtet. An Arbeit fehlte es nicht, und mit ver-

einem Fleiße und bei der gewissenhaftesten Sparsamkeit erschwangen sie genug für ihre bescheidenen Bedürfnisse.

Thomas wohnte nicht mehr bei seiner Nichte, er hatte Steffens Wohnung bezogen. Mit Alwinen war aber noch ein anderer guter Geist bei Emma eingezogen, der nun täglich kam, um sich nach seines gnädigen Fräuleins Wohlbefinden zu erkundigen, der Wasser holte und viele andere kleine Dienste leistete, der Annchen auf seinem Schooße wiegte und mit dem kleinen Knaben spielte, kurz, der alles that, leistete und besorgte, was sonst Thomas gethan hatte, freudig, springend, singend und tanzend.

Dieser guter Geist war Runkelchen.

Noch am selben Tage, an welchem Alwine das mütterliche Haus verlassen hatte, war Runkelchen wie durch Zauberei bei Emma erschienen. Er mußte mit den Gnomen in Verbindung stehen oder selbst einer sein. Wie hätte er sonst wissen können, was bei der Gnädigen vorgefallen war? Oder war er dem Mädchen stets nahe geblieben, ohne daß sie es wußte, ohne daß er sich hatte sehen lassen?

Es war nicht anders möglich, und Alwine freute sich nicht wenig, als sie das Männchen, ihren dienstbaren Geist, wieder sah. Sein Gesicht erglänzte vor Freude, er war so kindlich vergnügt und wohl zwanzig Mal wiederholte er:

Ah, das sein vernünftig! das war nich zum Aushalten nich! haben's klug gemacht, gnädiges Fräulein!

Dieses kleine Kerlchen war es also, welches jetzt den alten Thomas gewissermaßen ersetzte. Und auch an diesem Tage war er schon früh dagewesen, hatte die Stube mit Blumen geschmückt und seine gewöhnlichen Dienste verrichtet. Am Abend versprach er wiederzukommen. Er kam auch wirklich und mußte sich an den Tisch setzen, was er jedoch erst that, als ihn der alte Thomas fast mit Gewalt dazu zwang. Es kam dem kleinen Manne ganz sonderbar vor, daß er mit dem gnädigen Fräulein an einem und demselben Tische sitzen sollte; er rückte fortwährend auf seinem Stuhl hin und her, als müsse er jeden Augenblick wieder aufstehen; auf jeden Wink Alwinens war er dienstbereit.

Eigenthümlich war das Verhältniß zwischen ihm und dem alten Thomas. Dieser nannte Runkelchen nicht anders als seinen Sohn und schien es sehr dankbar aufzunehmen, daß der kleine Mann sich für seine Familie so sehr interessirte. Uebrigens war der alte Thomas einsilbiger und tiefsinniger als je geworden, und wenn er sprach, dann hatten seine Worte stets einen etwas pietistischen Character.

So saß denn die Gesellschaft jetzt ernst und sinnig bei einander. Emma dachte viel an ihren Mann, Alwine an ihre Mutter, Agnes an ihren daheimgegangenen

Großvater. Runkelchen spielte mit Annchen, welches sich mit dem Zwerg bereits vollkommen vertraut gemacht hatte, Thomas sprach nur dann und wann einige Worte und schien fortwährend zu grübeln.

Da plötzlich wurde geklingelt. Runkelchen beeilte sich, zu öffnen, und kaum war dies geschehen, als eine Person ins Zimmer trat, welche Emma erbleichen machte.

Es war der Executor Elz.

Unmittelbar hinter ihm folgte aber noch eine andere Person, Fräulein Wangenroth. Sie trug ein gelbseidenes Kleid; ein Hut mit purpurrothem Band und einem ganzen Blumengarten garnirt, schmückte ihr jungfräuliches Haupt.

Thomas hatte sich zornig erhoben.

Elz lächelte sehr geheimnißvoll.

Ihr habt mich allerdings nicht eingeladen, begann Fräulein Wangenroth, Ihr habt fremde Pathen genommen, aber so viel haben wir noch immer, um ein Pathengeschenk machen zu können.

E, ja, so viel haben wir noch! sagte Elz schmunzelnd.

Herr Gutsbesitzer Elz, mein Bräutigam! sagte das Fräulein, den Executor vorstellend.

Wir kennen uns bereits, wir hatten schon das Vergnügen; nahm der Ex-Executor und Gutsbesitzer in spe, sich gegen Thomas wendend, das Wort, damals sah es

bei Ihnen zwar hübscher aus, aber heute sind Sie ganz gewiß zufriedener. Wir haben unsere Bekanntschaft gerade nicht unter sehr angenehmen Verhältnissen gemacht — na, das hat nichts auf sich. Es muß Jeder seine Pflicht thun. Aber Ihr seid ein Mordskerl, wahrhaftig, ich hatte Respect vor Euch. Wie Ihr den Stock zu führen wußtet! Hätte ich mich nicht vorgesehen, Ihr hättet meine Nase eklig in die Klemme gebracht. Na, das hat nichts auf sich, deshalb keine Feindschaft!

Elz war eben im Begriff sich neben Thomas niederzulassen, als ihn das Fräulein Wangenroth an ihre Seite rief.

Elz; sagte sie, lege meinen Hut dort hin — aber nimm ihn ja in Acht.

Elz verbeugte sich sehr galant gegen seine Dame und faßte den Hut so zart wie er irgend vermochte, aber wohl nicht ganz an der rechten Stelle an.

Elz! rief das Fräulein entrüstet, wie kannst Du meinen Hut so anfassen! Glaubst Du, daß er ein abgepfändetes Stück Möbel ist? Wahrhaftig, er hat schon eine Beule!

Das hat nichts auf sich; versetzte Elz.

Du wirst schon sehen, was es auf sich hat! rief die Wangenroth. Wenn Du auf so tölpelhafte Weise mit meinen Sachen umgehst, dann kannst Du nur lieber

Executor bleiben. Ich verlange durchaus eine zarte Behandlung.

Oh! sagte Elz, ich denke, davon hast Du Beweise.

Nimm mein Tuch, — hier mußt Du es anfassen. Was für executorische Finger dieser Mann hat!

Ja, was die haben, halten sie fest; versetzte Elz schmunzelnd.

Aber mich nicht, Du Narr; entgegnete das Fräulein, mich sollst Du nicht festhalten — ich sage Dir, mich hältst Du nicht fest, wenn Du Dich nicht besserst.

Das hat nichts auf sich; entgegnete Elz.

Du lieber Himmel, fuhr die Wangenroth fort, indem sie sich niederließ, mein Vater soll auch ein großer Taugenichts gewesen sein, aber meine Mutter wußte ihn zu curiren. In der ersten Zeit hat sie viel leiden müssen, und sie meinte, jede Frau müsse ihre Lehrzeit durchmachen — aber dann, dann wußte sie ihn zu nehmen. Er hatte mehr Furcht vor ihr, als wir vor ihm, und sie sagte immer, die Frau, welche ihren Mann nicht unter den Pantoffel zu bekommen weiß, verdient tyrannisirt zu werden.

Das ist wahr; sagte Elz, die Sache hat ihre Richtigkeit, damit bin ich ganz einverstanden. Ein bischen Pantoffel gehört nun einmal zur Ehe. Das hat nichts auf sich.

Elz holte seine Dose hervor und präsentirte sie dem alten Thomas.

Dieser dankte.

Nun, was macht denn mein kleiner Pathe? sagte jetzt die Wangenroth, indem sie in ihrem Pompadour zu kramen begann, ich habe etwas für ihn mitgebracht.

Wohl wieder eine Ruthe? rief Thomas, dessen Zorn aufzubrausen schien.

Nun, die wäre auch nicht schlecht; entgegnete die Wangenroth, indem sie den alten Thomas mit ihren beiden Zifferblättern herausfordernd ansah.

Endlich hatte sie den Gegenstand glücklich aus der Tiefe des Pompadour hervorgeholt. Elz sah die ganze Gesellschaft der Reihe nach mit einem sehr vielsagenden Lächeln an, als wollte er sie auf die Ueberraschung, die ihrer wartete, ganz besonders aufmerksam machen.

Die Wangenroth begann das Papier zu öffnen, welches den wahrscheinlich höchst kostbaren Gegenstand umhüllte.

Es war in der That ein keineswegs ganz werthloses Geschenk, eine silberne Sparbüchse.

Aber diese silberne Sparbüchse schien eine Ironie auf die Gesellschaft und den kleinen Täufling zu sein.

Dieser lag jetzt lächelnd in der Wiege und die Wangenroth trat an ihn heran und sagte, indem sie ihm die Sparbüchse vor die Augen hielt:

Hier, mein Jüngchen, sollst Du etwas haben, was

Dich an mich erinnern wird. Mache es, wenn Du einmal größer wirst, so wie ich, und nicht, wie Dein Vater. Meine Eltern waren ganz arme Leute, sie aßen sich nicht satt, aber sie sparten. Mein Vater hatte zwar auch einige Anlagen zum Verschwenden, aber meine Mutter wußte es ihm abzugewöhnen. Wenn er unnütz Geld ausgab, ließ sie ihn hungern, während sie gut aß und trank, und wenn er wieder zu Gelde kam, nahm sie es ihm des Nachts heimlich aus der Tasche, während sie ihm einredete, daß er es verloren hätte. Mein Vater ergab sich zuletzt gänzlich dem Trunke und nun erst mußte er einsehen, was es heißt, Geld haben, denn er war ganz und gar von der Gnade meiner Mutter abhängig. Er war nicht Herr eines Dreiers, während meine Mutter sich ein schönes Vermögen gesammelt hatte. Aber lebte sie deshalb in Saus und Braus, wie es gewisse Leute gemacht haben? Ließ sie deshalb mehr aufgehen, als unumgänglich nothwendig war? Wahrhaftig, ich habe manchen schönen Tag Hunger gelitten. Ich habe manchmal in allen Winkeln nach einem Krumen Brod gesucht, und dabei bin ich dick und fett geworden. Sehe ich aus wie eine Verhungerte?

Nein, wahrhaftig nicht, sagte Elz schmunzelnd.

Also, mein Jüngelchen, fuhr die Wangenroth fort, wünsche ich Dir, daß Du werdest wie meine Mutter und wie ich —

Und wie ich! fiel Elz ein.

Und nicht wie Dein Vater und Deine Mutter; fuhr die Wangenroth fort, denn sie brauchte heute nicht in solcher Misère zu sitzen, wenn sie meinem Rathe gefolgt ware und einen Mann geheirathet hätte, der mit Geld umzugeben weiß. Hoffentlich geht es ihr jetzt besser, und wenn sie ordentlich spart, wozu ich ihr jetzt die beste Gelegenheit biete, — denn sie hat nun eine Sparbüchse — dann kann sie in ihrem Alter eben so sorgenlos leben wie meine Mutter, und wie ich hoffentlich dermaleinst leben werde.

Das Fräulein wollte nun ihr Pathengeschenk überreichen, aber Emma war weit davon entfernt, es anzunehmen; vielmehr blickte sie mit ängstlicher Geberde auf den alten Thomas, welcher das Fräulein zornigen Blickes und mit geballten Fäusten ansah, während Elz beifällig lächelnd eine Prise zwischen den Fingern hielt.

In diesem Augenblicke erhob sich Thomas, trat mit Blitzesschnelle auf die Wangenroth zu und entriß ihr, ehe sie sich dessen versah, die Sparbüchse. Diese auf die Erde niederwerfen und mit dem Fuße zertrümmern war die Sache eines Momentes, aber im selben Augenblicke schob Agnes aufschreiend den Fuß des alten Thomas bei Seite und hob die zertrümmerte Sparbüchse weinend auf.

O, was haben Sie da gethan, lieber Großpapa; sagte sie zu dem erstaunten Alten, das ist ja meine Buchse! Diese Büchse habe ich von meiner seligen Mama zum Geburtstags-Geschenke erhalten, aber später ist sie uns abgepfändet worden. Ich habe mich deshalb so sehr gegrämt, denn ich hatte sie so lieb, und nun liegt sie da zerbrochen und zertrümmert.

Das Kind weinte bitterlich.

Ja; sagte Elz, das kann wohl sein; ich habe diese Sparbüchse vor vielen Jahren von einem meiner Collegen gekauft. Wir Executoren kaufen oftmals abgepfändete Sachen wenn wir sie nämlich gerade recht billig bekommen können. Ich hatte damals die Sparbüchse für meinen Jungen bestimmt, der ist aber jetzt ein großer Mann und Kammerdiener bei einem Prinzen, mit dem er auf ganz vertrautem Fuß lebt.

Was kostet diese Büchse? fragte Thomas, indem er in seine Tasche griff.

Sie kostet einen Esel! schrie die Wangenroth und sah den alten Mann mit ihren Zifferblättern entsetzlich böse an. Komm, Elz; sagte sie zu dem Executor, was sollen wir bei diesen verrückten Menschen machen. Sie wissen es nicht zu schätzen, wenn ihnen reiche und erfahrene Leute ihre Freundschaft schenken.

Nein, sie wissen es nicht zu schätzen; bekräftigte Elz und streckte seine Faust, welche die Tabacksdose fest um-

schlossen hielt, drohend gegen Thomas aus, der Mann hätte schon längst im Irrenhause sein müssen; das hat was auf sich, einen solchen Menschen frei herumlaufen zu lassen. Und es ist immer mißlich, solch' armes Volk zu besuchen, wenn man nicht seine Staatsuniform an hat und sich als Beamter legitimiren kann. Nun, das hat nichts auf sich. — Wir werden hoffentlich unbeschädigt aus dieser Mördergrube wieder herauskommen.

Und schnell hatte die Wangenroth ihren Hut wieder aufgesetzt, der kleinen Agnes die platt getretene Büchse aus der Hand genommen, den Arm des Executors erfaßt, und Beide verließen das Zimmer, ohne irgend jemanden noch eines Blickes oder eines Abschiedswortes zu würdigen.

Achtes Kapitel.

Die Hyäne.

Es war neun Uhr, als Thomas die Wohnung seiner Nichte verließ.

Als er ganz unten auf der Treppe war, erfaßte ihn plötzlich Jemand beim Rocke und eine heisere Stimme flüsterte:

Sind Sie es, Herr Nachbar?

Was wollt Ihr? fragte Thomas, welcher die Stimme des Blinden erkannte.

Nehmt mich mit Euch; sagte dieser in fast flehentlichem Tone und umklammerte die Hand des alten Thomas, sonst werde ich diese Nacht gemordet, ich werde ganz gewiß gemordet!

Wer will Euch morden? fragte Thomas.

Die Alte! — Sie hat mich wieder ausgesperrt, sie will nicht, daß ich sehen soll, was sie jetzt drinnen thut!

Daß Ihr sehen sollt? fragte Thomas.

Ja! Ich sehe Alles, sagt sie. Sie will mir meine blinden Augen ausreißen, sie hat einen entsetzlichen Eid geleistet, mich in dieser Nacht abzumucken.

Thomas besann sich einen Augenblick.

Ihr seid ein hinterlistiger Mensch; sagte er dann, es ist Euch nicht zu trauen.

O, ganz gewiß; betheuerte der Blinde, ich meine es ehrlich!

Ihr laßt Euch von dem Weibe zu allen Schlechtigkeiten gebrauchen; fuhr Thomas fort.

Ja, weil sie mir droht; entgegnete der Blinde, und weil ich Furcht vor ihr habe.

Schämt Euch! Ein Mann muß vor einem Weibe niemals Furcht haben.

Ach, Sie kennen dies Weib nicht; sagte der Blinde,

sie ist zu Allem fähig, wenn sie wüthend ist. Sie würden auch Furcht vor ihr haben.

Was hat sie denn jetzt mit Euch vor? —

Seit jenem Abend, an welchem Sie bei uns waren —

Wo Ihr auch eine sehr niederträchtige Rolle gespielt habt; fiel Thomas ein.

Oh, rief der Blinde, ich mußte es thun, die Alte ist zu entsetzlich!

Nun? fragte Thomas.

Also seit jenem Abend muß sie über irgend einer Schandthat brüten.

Thomas sah den Blinden forschend an.

In derselben Nacht blieb sie mäuschenstill. Sie schmeichelte mir, sie herzte mich, sie hatte mich so ungeheuer lieb; aber obwohl ich nicht sehen kann, glaubte ich doch zu erkennen, wie tückisch sie mich dabei ansah. Sie versprach mir einen ganzen Eimer Branntwein. Mir wurde angst und bange, denn wenn die Alte mir große Versprechungen macht, führt sie immer etwas Schlimmes im Schilde.

Und was wollte sie also von Euch?

Wo ich das Geld gelassen hätte? fragte sie mich.

Welches Geld?

Ja, das Geld, welches sie selbst versteckt hatte, damit ich es nicht finden sollte. Sie meinte, ich müßte

es mit meinen blinden Augen ausspionirt und Euch verrathen haben.

Und was sagtet Ihr?

Ich beschwor es hoch und theuer, daß ich nichts wüßte. Nun ließ sie mich in Ruhe. Den ganzen folgenden Tag war sie nicht zu Hause, und ich blieb eingesperrt; kaum, daß ich etwas zu essen erhielt. Ich weiß nicht, wo sie war. Tags darauf war sie auch wenig zu Hause, aber es kamen dann und wann Leute zu ihr, mit denen sie heimlich sprach; Ihren Namen hörte ich oftmals nennen. Auch hörte ich, daß Sie von hier fortgezogen seien.

Auch wohin? fragte Thomas.

Nein, aber heute wurden allerlei Vorkehrungen von meiner Alten getroffen, ich vernahm so seltsame Dinge.

Seltsame Dinge? fragte Thomas.

Ja, die Alte brummte so tolles Zeug. Nun ist die Geschichte reif, sagte sie, nun soll er daran. Nun will ich meinen Arm bis an den Ellenbogen in Blut tauchen.

Und Ihr glaubt, es war die Rede von Euch? —

Ja, ganz gewiß von mir.

Thomas ging nun still und nachdenklich neben dem Blinden; endlich hatte er seine Wohnung erreicht; es sah hier noch ganz so wie früher aus. Die wenigen Habseligkeiten, welche der alte Steffen besessen, waren Thomas

in Rücksicht darauf, daß er für Steffen die Begräbnißkosten bezahlt hatte, belassen worden.

Thomas bereitete dem Blinden ein Lager, dann legten sich Beide nieder.

Am andern Morgen verließ Thomas schon sehr früh seine Wohnung.

Er ließ dem Blinden Alles zurück, wessen er bedurfte.

Kaum war er aber fort, da begann der Blinde überall herumzutappen.

Es war seltsam, mit welchem Instinkt dieser Mensch alle Winkel der Wohnung durchstöberte.

Es sah wirklich so aus, als könnte er vollkommen gut sehen; nichts entging ihm; er fand alle Verstecke; er prüfte jeden Gegenstand, wo er auch immer stehen mochte.

Nachdem er auf diese Weise einige Stunden gesucht hatte, setzte er sich ganz erschöpft nieder und begann etwas Brod zu essen.

Es ist hier gar nichts, brummte er, gar nichts! Wo hat er das viele Geld gelassen? Die Alte schlägt mich wirklich todt, wenn ich ihr keine gute Nachricht bringe. Wenn sie das Geld nicht zurück erhält, dann ist es um mich geschehen.

Er versank in ein dumpfes Brüten.

Ich werde wirklich hier bleiben; fuhr er dann fort.

Ich gehe nicht wieder fort. Nein, ich will nicht wieder zu meiner Alten gehen. Ich werde es hier besser haben. Und ich bekomme auch Branntwein. Ah — wenn ich nur einen einzigen Tropfen hätte!

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und die struppige Schwarze trat ins Zimmer.

Sie streckte erst vorsichtig den Kopf vor und als sie sah, daß der Blinde allein war, kam sie wie eine Katze mit einem Satz bis zu ihm heran.

Alterchen; sagte sie, hast Du etwas gefunden?

Der Blinde fuhr zusammen und nahm eine sehr bestürzte Miene an.

Nein; sagte er mit gesenktem Haupte, ich habe nichts gefunden.

Die Schwarze schleuderte dem Blinden einen entsetzlichen Blick zu; dann sagte sie:

Jetzt will ich suchen.

Aber sie vermochte mit ihren bösen, katzengrauen Augen nicht mehr zu sehen, als der Blinde.

Hast Du mich verrathen? fragte sie, hast Du ihm gesagt, daß ich werde suchen kommen?

Nein, wahrhaftig nicht! rief der Blinde, von dem Tone, in welchem die Schwarze diese Worte aussprach, erschreckt; ich will stumm werden, wenn ich ihm etwas anders gesagt habe, als was Du mir befohlen hast.

Dann muß das Geld auch da sein! schrie die Schwarze,

Ja es muß da sein; entgegnete der Blinde, aber es ist nicht da.

Es ist nicht da? rief die Schwarze und fuhr auf den Alten zu, es ist nicht da? — Wartet nur, Ihr Complettirer!

Das Weib machte ein entsetzliches Gesicht.

Aber trotz ihrer verzerrten Züge begann sie plötzlich ihren Arm um den Nacken des Blinden zu legen und hielt ihm eine Branntweinflasche unter die Nase.

Alterchen; sagte sie, was ist das?

O, o, o! rief der Blinde und griff gierig danach.

Möchtest Du? fragte sie, Da, nimm einen Schluck, aber nicht mehr.

Der Blinde griff mit den Händen in die leere Luft, denn die Alte war leise einige Schritte nach der Thüre hin zurückgewichen

Komm! sagte sie.

Ach, gieb mir Branntwein! Gieb mir Branntwein!

Komm! wiederholte die Schwarze.

Und wie ein Rind lockte sie den Blinden aus der Wohnung heraus. Als er draußen war, versetzte sie ihm einen derben Puff ins Genick, packte ihn beim Arme und zog ihn die Treppe herunter.

O, o! rief der Blinde, das ist kein Branntwein!

Wenn wir zu Hause sind, sollst Du Branntwein haben; sagte die Schwarze.

Nein, ich gehe nicht wieder mit Dir; entgegnete der Blinde, ich bleibe hier.

Wie, Du willst nicht mit mir gehen? rief die Schwarze knirschend.

Nein! erwiederte der Blinde ganz entschieden.

Die Schwarze sah sich um.

Es war nicht daran zu denken, den Alten mit Gewalt nach Hause zu bringen. Bei dem geringsten Leid, welches sie dem Blinden zugefügt hätte, würde er um Hilfe gerufen haben, und die Leute wären sicher auf seine Seite getreten.

Sie verbiß also ihren Grimm.

Alterchen; sagte sie, indem sie zärtlich seinen Arm erfaßte, sei kein Narr. Du weißt ja, wie gut ich Dir bin. Ich kann ohne Dich nicht leben, ich kann gewiß ohne Dich nicht leben, und Du sollst ganz gewiß Branntwein haben, so viel Du willst.

Ich glaube Dir nicht; versetzte der Blinde.

Wie, Du glaubst mir nicht? rief das Weib, und ihr Gesicht farbte sich kirschroth; komm, dort am Ende der Straße ist eine Destillation, dort wollen wir einkehren und Du sollst trinken so viel Du willst!

So viel ich will? Gut!

Der Blinde schritt schnell voraus, die Schwarze folgte ihm mit tückischen Blicken.

Es war in der That am Ende der Straße eine

Destillation, in welche jetzt die Schwarze den Blinden hineinführte.

Sie ließ ihn so viel trinken, daß er sich kaum auf seinen Beinen erhalten konnte, aber sie brachte ihn glücklich in ihre Wohnung.

Hier angelangt, schloß sie Thüren und Fensterladen zu, und ihr Gesicht nahm einen grausenerregenden Ausdruck an.

Es war in der Wohnung, obwohl es noch heller Tag war, jetzt vollkommen dunkel. Das Weib zündete die Lampe an.

Der Blinde lag in der heitersten Stimmung auf dem Fußboden.

Altes Weib, alte Hexe, wo bist Du? rief er mit stammelnder Zunge.

Ich bin hier, ich bin bei Dir, mein Männchen; versetzte die Schwarze grinsend.

Was machst Du denn? — Du bist ja so ruhig? —

Ich mache Grog, mein Männchen!

Grog? — Ach — was Du für ein charmantes Weibchen bist! Komm doch zu mir, ich will Dir einen Kuß geben.

Gleich, mein Männchen; rief die Schwarze, welche so eben einige Stricke zusammenlegte.

Ich bin so fidel! Ich bin so fidel! rief der Blinde, indem er sich zu erheben suchte. Ach, was Du für ein

hübsches Weibchen bist! Es ist mir, als könnte ich Dich sehen. Was Du für ein paar Augen hast!

Der Blinde drehte den Kopf nach der Seite hin, wo die Schwarze stand.

Es sah wirklich aus, als blickte er sie an.

Gieb mir meinen Leierkasten! rief er, ich will dudeln und Du sollst tanzen, alte Bettel!

Versteht sich, mein Männchen; sagte die Schwarze grinsend, indem sie ihre Stricke in die Hand nahm und sich dem Blinden näherte.

Sie setzte sich jetzt neben ihn auf die Erde.

Da, hier bin ich; sagte sie, es kommt auch gleich flotte Gesellschaft, junge Dirnen kommen, Alterchen; sollst Dich mit ihnen recht lustig machen. Ich will heute nicht ein bischen eifersüchtig sein.

O, Du! — Und nachher bekomme ich wieder Schläge.

Ganz gewiß nicht, Alterchen, Du bist ja so liebenswürdig heute. So mag ich Dich leiden.

Was Du für eine charmante alte Hexe bist! rief der Blinde.

Aber sag' mir, Alterchen, was hast Du denn wirklich mit dem vielen Gelde gemacht, welches Du mir genommen hast?

Das habe ich versoffen, Alles versoffen!

Alterchen, mein fideler Junge, wie hast Du es denn

herausbekommen, daß ich das Geld unter den Baum vergraben habe?

O, ich sehe Alles!

Und das hast Du dem alten närrischen Kauz, der ein eben so fideler Junge ist wie Du, wiedererzählt, und der hat sich's geholt und irgendwo vergraben — vielleicht in der Hasenhaide, he?

Ja, in der Hasenhaide, da liegt's!

Das Gesicht der Schwarzen wurde immer unheimlicher.

Siehst Du, wie ich's weiß; sagte sie. Ich sehe auch Alles, Alterchen. Du weißt, daß ich die Karten legen kann, und daß ich Alles herausbekomme; ich kann Dir auch den Ort zeigen, wo das Geld vergraben ist. Ich weiß es eben so gut wie Du!

Ja, Du weißt es gewiß eben so gut, wie ich; sagte der Blinde.

Aber Du sollst es mir erzählen, Du sollst mir den ganzen Hergang der Sache ausführlich erzählen, Alterchen. Wenn Du das thust, sollst Du Dich acht Tage lang jeden Tag zehnmal besaufen. Du sollst leben wie ein Sultan von Tausend und Eine Nacht!

Besaufen! rief der Blinde, ja das will ich. Es geht nichts über die Heiterkeit. Wo ist die Dirne? Wo ist das hübsche Mädel? Ich will es küssen.

Ja, die spanische Jungfrau soll Dich küssen! rief

die Schwarze, die ihren Grimm nicht länger zu bemeistern vermochte. Ich reiße Dir jetzt Glied nach Glied ab, Glied nach Glied, sag' ich Dir, wenn Du mir nicht bekennst, was aus meinem Gelde geworden ist, das ich draußen im Garten vergraben hatte, und das mir gestohlen worden ist. Nur Du kannst es verrathen haben. Gesteh' es mir oder ich martere Dich zu Tode. Ich mache mir nichts daraus, wenn mich auch der Henker holt. Und wenn ich morgen das Schaffot besteigen muß, und wenn ich zehnmal gekeyst werden soll, ich morde Dich! ich martere Dich! ich zerstückele Dich!

Die Schwarze warf dem Blinden plötzlich einen Strick um den Hals.

Mein Gott, was willst Du mit mir machen? rief er.

Was ich mit Dir machen will? Das sollst Du jetzt erfahren, mein lieber Sultan. Ich will Dir Mährchen aus Tausend und Eine Nacht erzählen, entsetzliche Geschichten von einer Frau, mein Alterchen, der man ihren sauer erworbenen Sparpfennig gestohlen hat. Du und der Schuft von oben, der auch seine Tochter bestohlen hat, Ihr Beide seid die Diebe, und nun will ich mit Euch Hochzeit feiern; aber mit Dir wird der Anfang gemacht.

Ich bin ganz unschuldig, bei meiner Seligkeit, ich bin unschuldig! schrie der Blinde.

Diesem Ausruf folgte ein lauter Schrei.

Die Schwarze hatte ihm in die Hand gebissen.

Thut das weh? fragte sie. O, ich hab' Dich so lieb, mein Alterchen, ich könnte Dich auffressen vor Liebe. Gieb noch ein Stück, noch ein Schluckchen, mein Alterchen!

Es erfolgte abermals ein lauter Schrei.

Schreie doch nicht so, Alterchen, es geschieht ja nur aus Liebe! rief die Schwarze mit einem grausenerregenden Gesichte.

Ihre Augen funkelten, und es schien in der That der Blutdurst einer Hyäne über sie gekommen zu sein.

Ja, ich fresse Dich auf, ein Stück Fleisch nach dem andern reiß ich Dir ab! Gieb Pfötchen!

Sie ergriff die Hand des Blinden und biß mit den wenigen Zähnen, die sie noch hatte, so tief hinein, daß das Blut sofort aus der Wunde drang.

Hülfe! Hülfe! brüllte der Blinde.

Schreie nur; wenn auch Leute kommen, ich frage nichts danach. Die Thür ist fest verschlossen. Bis sie hier hereinkommen, habe ich Dich zerstückelt. Willst Du bekennen?

Ich weiß nichts! schrie der Blinde und suchte sich, jedoch vergeblich, emporzuraffen.

Du weißt nicht? Nun, so komm', mein Alterchen!

Diesmal biß sie nicht, sie legte nur ihre Finger auf das Gesicht des Blinden.

Jetzt; grinste sie, reiße ich Dir Deine blinden Augen aus, ich ziehe Dir die Haut vom Gesichte herunter. Da!

Der gellende Schrei, welcher jetzt aus der Brust des Blinden drang, wurde übertönt durch ein lautes, donnerndes Pochen an der Thür.

Die Schwarze horchte auf. Mag klopfen, wer da wolle; sagte sie dann, ich lasse nicht ab von Dir. Ich will mein Geld, mein schönes, blankes Geld. Geld! Geld! Geld!

Die Wuth des entsetzlichen Weibes hatte sich bis zur höchsten Raserei gesteigert.

Sie warf sich über den Blinden, sie biß ihn, sie zerrte, würgte und riß an ihm. Der Unglückliche heulte und würde ihrer Wuth ganz gewiß erlegen sein, wenn nicht in diesem Augenblick das Fenster eingeschlagen worden und dem Blinden Hülfe gekommen wäre.

Zwei Schutzleute sprangen ins Zimmer.

Sie rissen das Weib, welches sich in den Blinden gänzlich verbissen hatte, mit großer Anstrengung von diesem los, und da sie fortfuhr zu rasen und ihre Wuth sich gegen die Beamten kehrte, so blieb diesen nichts übrig, als sie mit ihren eigenen Stricken zu binden.

Eine Stunde später befanden sich Beide, die Schwarze und der Blinde, in der Stadtvogtei, während die Polizeibeamten in der Wohnung der Schwarzen eine Haussuchung hielten. Man fand einen nicht geringen Vor-

rath an gestohlenen Gegenständen, welche sie für geringes Geld an sich gekauft hatte.

Eine von jenen vielen Hehlerspelunken, an denen Berlin so reich ist, war wieder aufgefunden. —

Neuntes Kapitel.

Ein Ehepaar.

Fräulein Rademacher und Ida saßen behäbig in ihrem traulichen Stübchen, und waren mit Stickereien beschäftigt, als heftig geklingelt wurde, und bald darauf Frau Geheimräthin Bir mit bleichem Gesichte ins Zimmer stürzte.

Hier sank sie ohnmächtig auf einen Stuhl nieder.

Mein Gott, was ist Ihnen? Was führt Sie hierher? fragte Fräulein Rademacher. Ida, gieb mir rasch die Eau de Cologne, auch das Brausepulver gieb mir, liebe Ida. Sie hat eine ganz barbarische Ohnmacht.

Frau Geheimräthin Bir schien in der That eine tiefe Ohnmacht zu haben, sie überließ sich ganz willenlos den Experimenten des Fräuleins; die Rademacher hätte sie seciren können, die Geheimräthin würde mit keiner Augenwimper gezuckt haben; sie schien wirklich todt sein zu wollen.

Aber Fraulein Rademacher überschüttete sie derart mit Eau de Cologne und wirkte so energisch durch noch ein Dutzend andere Reizmittel auf das Nervensystem der Ohnmächtigen, daß diese selbst vom Tode wieder hätte erwachen müssen.

Aber das Aussehen der Frau Geheimräthin Pix, als sie die Augen aufschlug, war furchterweckend.

Sechzehntausend Thaler! rief sie mit hohler Stimme, mein ganzes Vermögen, ich bin arm, ich bin am Bettelstabe, ich will todt sein, laßt mich sterben!

Dann schloß sie die Augen wieder und sank abermals ohnmächtig zurück.

Aber Fräulein Rademacher protestirte so energisch gegen eine zweite Ohnmacht, welche der ersten so schnell folgte, was ihr in ihrer Praxis noch nicht vorgekommen war, daß Frau Geheimräthin Pix auch alsbald die Augen wieder aufschlug.

Jetzt kommen Sie mir aber nicht wieder mit einer Ohnmacht; sagte Fräulein Rademacher, ich helfe Ihnen wahrhaftig nicht wieder. Wie kann eine Frau so unmannlich sein! Ich bitte, mich vernünftig anzusehen. Und nun erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet ist.

Ich will sterben, ich will nichts als sterben! rief Frau Geheimräthin Pix, und schien in der That sich eine dritte Ohnmacht zuziehen zu wollen.

Liebe Ida, sagte die Rademacher, setze einen Eimer

Wasser in Bereitschaft, ich habe nicht Lust mein Kölnisches Wasser noch weiter zu verschwenden.

Ach, wenn Sie wüßten, ächzte die Geheimräthin, dann würde es Ihnen nicht um ein Haar besser ergehen!

Ich bin in der That sehr neugierig; versetzte die Rademacher.

Und Sie wissen noch gar nichts? frägte die Geheimräthin.

O, ich weiß sehr viel, nur nicht, was Sie eigentlich von mir wollen.

Wir sind Beide sehr zu bedauern! rief die Geheimräthin aus und ließ ihr Haupt an die Brust des Fräuleins sinken.

Ich glaube nicht, daß ich es bin; erwiederte die Rademacher.

Mit einem Male eine Bettlerin! O, es ist schändlich, niederträchtig! Und wir haben Eisenbahnen und wir haben Telegraphen, und wir haben Auslieferungsgesetze — und wir haben doch nichts!

Sie scheinen Ihren Verstand verloren zu haben; sagte die Rademacher.

Sie werden auch schon wüthend werden! rief die Geheimräthin. Sie werden schon wüthend werden, ich bürge Ihnen dafür, wenn Sie hören, daß Wöllner banquerott ist, daß er sich mit einer großen Summe Geld aus dem Staube gemacht, daß er mich und Sie

und eine Menge andrer Leute um ihr Hab und Gut betrogen und sich nach England geflüchtet hat!

Die Rademacher sah die Geheimräthin mit ihren großen Augen ruhig an.

Sie glauben mir nicht? rief die Geheimräthin außer sich.

Ich glaube' Ihnen allerdings, versetzte die Rademacher, Ihre Mittheilung überrascht mich nicht, da ich aber noch genug übrig behalte, um anständig zu leben, werde ich diesen Verlust wohl mit Seelenruhe ertragen können.

Aber ich, ich bin eine Bettlerin! rief die Pix.

Ich bedaure Sie; entgegnete die Rademacher, aber Ihre Verzweiflung wird Ihre Lage nicht bessern. Kommen Sie zu sich und dann wollen wir sehen, was zu thun und ob was zu thun ist.

Frau Geheimräthin Pix begann jetzt zu weinen, und Ida wurde von ihren Thränen wirklich gerührt und suchte sie zu trösten; aber Frau Pix war jedem Troste unzugänglich und entfernte sich endlich, indem sie betheuerte, daß sie diesem niederträchtigen Wöllner bis über das todte Meer hinaus nachreisen und nicht eher ruhen würde, bis sie ihm und seine Frau die Augen ausgekratzt habe.

Ida; sagte die Rademacher, als jene von dem Geleite, das sie der Geheimräthin gegeben, zurückkehrte,

glaubst Du auch daran, daß das Gute schon hienieden seine Belohnung findet?

O, wohl; versetzte Ida, ich glaube fest daran.

Daran thust Du auch recht. Weißt Du, wem ich es zu verdanken habe, daß ich jetzt nicht ebenfalls, wie die Pix, eine Bettlerin bin!

Ida sah das Fräulein fragend an.

Dir hab' ich es zu verdanken, — oder vielmehr meiner Liebe und Neigung zu Dir. Denn ohne Deine Dazwischenkunft hätte ich mich mit Wöllner wahrscheinlich noch tiefer eingelassen. Du bist höchst wahrscheinlich die Retterin meines Vermögens, und deshalb wollen wir es auch als unser gemeinschaftliches Eigenthum betrachten.

Ich danke dem Himmel; versetzte Ida mit Innigkeit, daß ich, wenn auch ohne mein Verdienst, Ihnen Ihre Liebe in etwas vergolten habe, aber ich glaube nicht, daß Sie Ihr ganzes Vermögen diesem Manne anvertraut haben würden.

Vielleicht doch, mein Kind. Jedenfalls hätte ich ihm noch eine recht anständige Summe gegeben. Und deshalb bin ich auch so ruhig und gleichmüthig; ich hätte viel, viel mehr, wo nicht Alles verlieren können und will daher zufrieden und froh sein, daß ich mit einem blauen Auge davon gekommen bin.

In diesem Momente wurde abermals geklingelt.

Ida öffnete wiederum, aber gleich darauf kam sie mit einem Briefe in der Hand zurück.

Von Deinem Bruder; sagte das Fräulein, als sie den Brief geöffnet und flüchtig übersehen hatte.

Von Harry? rief Ida freudig erschreckt auf.

Nein, von dem andern.

Was will er von Ihnen? fragte Ida.

Er macht mir die Anzeige, daß er es übernommen habe, die nöthigen Schritte zu Wollners Verfolgung zu thun, da er eine bedeutende Summe von ihm zu fordern habe. Er ladet mich zu einer Conferenz ein, die sämmtliche Gläubiger, so weit sie ihm bekannt, morgen Vormittag abhalten würden. Aber ich werde nicht gehen; fügte das Fräulein hinzu, der Herr Moritz Marquard soll mir vom Leibe bleiben; ich mag diesen Menschen nicht sehen — und ich will die ganze Geschichte vergessen.

In der That begann Fräulein Rademacher schon im nächsten Augenblicke sich mit Ida über die gleichgültigsten Dinge zu unterhalten.

Am andern Morgen wurden sie abermals von der Frau Geheimräthin Pix heimgesucht, welche inzwischen ebenfalls Marquards Brief empfangen hatte.

Sie wollte die Rademacher abholen und war nicht wenig erstaunt, als diese erklärte, sie würde um die ganze Geschichte keinen Schritt thun. Verloren sei verloren.

Aber mein Gott! rief die Pix. Wir könnten Wöllners ja vielleicht noch habhaft werden, und er hat eine große Summe Geldes mit fortgeschleppt.

Gut; versetzte die Rademacher, versuchen Sie es, ob Sie ihn bekommen, was mich betrifft, so will ich den Erfolg Ihrer Schritte abwarten. Ich gebe zu Allem im Voraus meine Zustimmung.

Die Frau Geheimräthin Pix war sehr piquirt über die Gleichgültigkeit der Rademacher und meinte, es müsse doch ein ganz eigenes Bewandniß haben, daß Fräulein Rademacher ihren Verlust so leicht zu verschmerzen vermöge.

Das Fräulein erwiederte hierauf mit einem höchst ruhigen und phlegmatischen Gesichte und wünschte der Frau Geheimräthin Pix viel Glück.

Uebrigens kam es, wie die Rademacher vorausgesehen hatte; denn es lag durchaus nicht in Marquards Interesse, die Sache ernstlich zu betreiben; er hatte wichtigere Dinge zu thun.

Er hatte den Eigensinn einer jungen Frau zu brechen.

Als nämlich Louise Alfred blutend daliegen sah, schrie sie laut auf, sank über ihn hin und rief ihn unter heißen Thränen bei seinem Namen, denn sie glaubte, daß Alfred aus Verzweiflung über seine verschmähte und hoffnungslose Liebe Hand an sich gelegt hatte.

Marquard selbst stand im ersten Augenblick bestürzt

da; erſt als er ſich überzeugt hatte, daß Alfred noch lebte, faßte er ſich wieder und ſandte ſofort nach dem nächſten Polizeibüreau und zugleich nach einem Arzte.

Das ganze Haus gerieth in Bewegung.

Gehe in Deine Stube; ſagte Marquard zu Louiſen, Du haſt hier nichts zu thun.

Gehen Sie ſelbſt; verſetzte Louiſe, welche damit beſchäftigt war, das Blut zu ſtillen, welches aus Alfreds Wunde floß; ich werde hier bleiben, bis der Arzt kommt.

Mache Dich nicht lächerlich, ſagte Marquard, weißt Du, weshalb dieſer Menſch Hand an ſich gelegt hat? — Nun, ich werde Dir's ſagen, weil ich mich weigerte, ihm Geld zu borgen.

Das iſt eine ſchändliche Lüge! rief Louiſe aus.

Eine Lüge? — Nun, ich danke; das iſt höflich geſprochen, Frau Gemahlin; aber morgen wirſt Du es in allen Blättern leſen.

Die Erſcheinung des Arztes machte dieſem Zwiegeſpräch ein Ende; er erklärte Alfreds Wunde zwar für gefährlich, aber nicht für abſolut tödtlich. Er legte den Verband an, und als bald darauf auch der Polizeilieutenant des Reviers erſchien, wurde Alfred in einen Traglorb gelegt und in ſeine Wohnung gebracht.

Jetzt waren der Herr Gemahl und die Frau Gemahlin wieder allein mit einander; auf dieſe letztere hatte der blutige Vorfall einen tiefen Eindruck gemacht.

Herr Marquard, sagte sie, daß Sie ein geldgieriger, habsüchtiger Egeist sind, das wußte ich; aber ich habe nicht geglaubt, daß Sie mit solcher Unmenschlichkeit gegen einen Verzweifelten handeln könnten. Warum haben Sie mich nicht gerufen? — Warum haben Sie den Unglücklichen nicht an mich gewiesen? —

An Dich? rief Marquard hohnlachend; freilich, für Deinen ehemaligen Liebhaber hättest Du Deinen prinzlichen Schmuck aufs Leihhaus gebracht; nun Du kannst es ja noch thun.

Das werde ich auch; rief Louise, ich werde sofort die nöthigen Schritte thun, den Unglücklichen zu retten, wenn es möglich ist.

Louise wollte sich entfernen.

Du wirst bleiben! rief Marquard jetzt, indem er Louisen den Weg vertrat, ich bin es, der Dir zu befehlen hat. Du bist meine Frau, Du hast Dich nach meinen Anordnungen zu richten.

O, Sie werden mich nicht hindern! entgegnete Louise kalt.

Ich bin Dein Herr, Dirne! rief Marquard die Faust ballend, ich könnte Dich halten, wenn ich wollte, aber ich will nicht. Du magst gehen. Ja, Du magst gehen wie Du zu mir gekommen bist. Lege also zuvor dieses Atlaskleid ab, welches ich Dir angeschafft habe, laß Dir von meiner Magd ein anderes Kleid geben, und dann

gehe, wohin Du willst. Ich werde Dich schon wieder finden, auf der Gasse, wenn es zu dunkeln beginnt! —

Louise wurde feuerroth, sie trat auf Marquard zu, streckte die Hand aus und schlug ihm ins Antlitz.

Marquard knirschte, aber im selben Augenblick, in welchem er gegen seine Frau wüthend auffahren wollte, wurde an die Thür gepocht.

Louise zog sich ins Nebenzimmer zurück, und gleich darauf trat Thomas leise und bedächtig ins Zimmer. Er hatte eine Rolle Papier in seiner Hand.

Sind Sie allein? fragte er mit leiser Stimme.

Nein; versetzte Marquard barsch, was wollen Sie?

Wenn Sie nicht allein sind, wenn da drinnen Jemand ist, der mich hören kann, lassen Sie ihn hinausgehen.

Die drinnen sind, die bleiben drinnen; versetzte Marquard trocken.

Es ist Ihretwegen, daß sie hinausgehen sollen; sagte Thomas.

Sagen Sie mir kurz, was Sie wollen; versetzte Marquard ungeduldig, ich habe keine Zeit.

Sie haben keine Zeit; sagte Thomas kopfschüttelnd, nein, Sie haben keine Zeit. Die Uhr läuft für jeden einmal ab.

Verrückt wie immer! sagte Marquard vor sich hin.

Ich habe da Papiere, begann Thomas nun, die für

Sie großen Werth haben, und ich frage Sie, ob Sie diese Papiere einlösen wollen?

Marquard horchte hoch auf.

Papiere? sagte er, die Hand darnach ausstreckend.

Fassen Sie nicht an; Ihre Finger sind Feuer! rief Thomas aus.

Der alte Mann trat einige Schritte zurück und fuhr dann fort:

Hier sind die Beweise, daß Sie gewuchert haben, daß Sie mehr als gewuchert haben, daß Sie gestohlen haben! Mann, daß Sie gestohlen haben! schrie Thomas mit lauter Stimme.

Jetzt begann Marquards zigeunerbraunes Gesicht sich gelb zu färben.

Es ist nicht genug, daß Sie meinen Schwiegersohn ins Verderben, daß Sie seine Familie an den Bettelstab gebracht, daß Sie viele gute, anständige Familien systematisch ausgesogen und ausgezogen haben, — Sie haben gestohlen, Mann! Sie haben gestohlen!

Mensch! rief Marquard drohend.

Und ich will schreien, daß die stummen, ohnmächtigen Gesetze, welche schlafen, wenn schlaue, niederträchtige und reiche Schurken den Schein der Ehrlichkeit um sich zu verbreiten wissen, wach werden sollen! — Sie haben gestohlen! Sie haben geraubt!

Beweise! sagte Marquard, gewaltsam an sich haltend.

Die Beweise sind hier in meiner Hand; diese Papiere habe ich in dem Nachlasse eines Mannes gefunden, mit dem Sie vormals in einem und demselben Hause wohnten. Sie und sein niederträchtiger Bruder haben sich mit seinem Vermögen bereichert. Hier steht es geschrieben. Sie haben Wittwen bestohlen, Sie haben Waisen beraubt, — Sie, der Sie hier auf Sammet sitzen und im Golde wühlen!

Marquard sah den alten Thomas mit einem steinernen Gesichtean.

Keine Miene verrieth, was in seinem Innern vorging.

Ich hätte Ihnen schon früher einen Besuch gemacht, fuhr Thomas fort, aber gut Ding will Zeit haben. Ich bin gründlich zu Werke gegangen. Ich habe die Schriftstücke genau durchstudirt, ich habe das arme Kind zu mir genommen und bin sein Vormund geworden. Ich werde jetzt in seinem Namen als Kläger auftreten. Wenn Sie mir nicht gleich die ganze Summe, die Sie sich unrechtmäßig angeeignet haben, hier auf den Tisch hinzählen, dann sind diese Schriftstücke binnen einer Stunde in den Händen des Gerichtes.

Der Alte schwieg jetzt und stand ruhig und ernst da.

Und was verlangt Ihr für Eure Papiere? fragte Marquard mit einem ironischen Lächeln.

Fünfzig Tausend Thaler! versetzte Thomas.

Fünfzig Tausend, nicht mehr? rief Marquard laut auflachend. Ihr werdet wohl noch ein paar Thaler davon ablassen.

Sie wollen nicht? sagte Thomas. Es ist gut. Wir sprechen uns an einer andern Stelle wieder, denn ich leiste hier nochmals den feierlichen Schwur, nicht eher zu ruhen, bis Sie Schurke in den Händen des Gerichtes sind!

Nun lassen Sie sich auch von mir etwas sagen; fuhr Marquard auf, gehen Sie gefälligst ins Tollhaus oder lassen Sie sich wenigstens einen Maulkorb anlegen.

Jetzt loderte der Zorn des alten Mannes hell empor. Er warf die Papiere, welche er in der Hand hielt, hinter sich auf die Erde und packte Marquard mit seinen beiden Fäusten so fest, daß dieser sich kaum regen konnte.

Bube! rief er, ich zermalme Dich. Jetzt sollst Du den Raub herausgeben, jetzt gleich!

Marquard setzte sich zur Wehre und strengte alle seine Kräfte an, sich von dem alten zornigen Manne loszuringen.

Der Lärm, welcher hierdurch verursacht wurde, drang zu Louisens Ohren, sie trat ins Zimmer.

Als Thomas die junge Frau sah, schien sich sein Zorn zu entwaffnen, er ließ Marquard los.

Höre, sagte er, um dieser armen jungen Frau willen, ja, um dieser armen jungen Frau willen, will ich mich noch

einige Zeit gedulden. Ich will noch acht, ich will noch vierzehn Tage warten. Bedenk' es wohl. Noch weiß es kein Mensch außer mir. Aber auch diese Frau soll es wissen, damit sie Dich ermahnen und Deine Verstocktheit brechen hilft. Poche nicht darauf, daß die Beweise nicht deutlich genug sind, Dich an den Pranger zu bringen. Daß Sie es wissen, Madame, dieser Mann hat schlimme Dinge begangen; er hat betrogen, er hat gestohlen, er hat geraubt, er hat einen falschen Eid geschworen. Ich will nichts von ihm, als daß er das gestohlene Gut wieder herausgeben soll, ohne daß ich die Justiz anrufen muß. Ich will der Sache schnell ein Ende machen. Das verlange ich. Weiter nichts.

Thomas schwieg und sah die junge Frau mitleidig an, dann legte er seine Hände auf ihr Haupt.

Wenn Sie so gut sind, sagte er, wie Sie hübsch sind; wenn Sie den Engel im Herzen tragen, der auf Ihrem Antlitze schwebt, dann bessern Sie diesen Menschen! Gott hat ihn mit viel Verstand und andern guten Gaben gesegnet. Er wird, selbst wenn er mir was ich verlange auszahlt, noch immer ein reicher Mann sein und noch viel erwerben können. Sagen Sie ihm, daß er seine Hände reinige von dem Wucher, der daran klebt. Sagen Sie ihm, daß er mit seinem Gelde nicht so viel Böses ausüben möge. Böses thun mit dem, was Gottes Segen ist, mit dem man so viel Gutes

zu thun vermag, das ist niederträchtig. Gott segne Sie! Gott segne Sie!

Thomas ging.

Aber kaum hatte dieser das Zimmer verlassen, als sich schon ein neuer, vielleicht noch verhängnißvollerer Besuch einfand, — denn Marquard stand ganz überrascht und verdutzt da.

Es war ein junger Mensch von ungefähr sechsundzwanzig Jahren; sein blasses, geniales Gesicht war von einem rabenschwarzen Bart und langgelocktem Haupthaar umschlossen. Seine Kleidung verrieth, daß der junge Mann nur wenig Werth auf sein Aeußeres legte, obwohl seine Wäsche äußerst sauber und fein war; es lag in der ganzen Erscheinung etwas Burschikoses; man mußte fast glauben, einen Künstler vor sich zu sehen.

Er trat auf Marquard zu und umarmte ihn; dieser nahm dieses zärtliche Willkommen sehr kühl auf.

Wie kommst Du hieher? fragte er mit einem Tone, in welchem Befremdung und Vorwurf lag.

Ich bin seit heute Nachmittag fünf Uhr hier und komme von London.

Von London? Da hättest Du bleiben sollen. Was willst Du hier? Wer in London nicht fortkommt kommt auch in Berlin nicht fort.

Mit diesen Worten maß Marquard den jungen Mann vom Kopf bis zur Sohle.

Madame, sagte dieser, sich gegen Louise wendend, da sich mein Bruder so wenig beeilt, mich Ihnen, seiner Gattin, wie ich muthmaße, vorzustellen, so bin ich so frei, dies selbst zu thun.

Louise war äußerst überrascht.

Ich wußte gar nicht, daß Herr Marquard einen Bruder hat, sagte sie. Wir haben überhaupt noch sehr wenig miteinander über Familienverhältnisse gesprochen; und bisher ist mir kein Verwandter Ihres Bruders vorgestellt worden.

Aber meine Schwester werden Sie doch kennen?

Ihre Schwester? Herr Marquard hat eine Schwester in Berlin? Ich weiß es nicht.

Das ist in der That sonderbar; sagte der junge Mann. Sie kennen meine Schwester Ida nicht?

Ich habe sie wenigstens noch nicht gesehen, versetzte Louise, so wenig, wie ich von Ihnen irgend etwas erfahren habe.

Ist es Mamsel nicht gefällig, sagte Marquard mit spöttischer Miene, in ihr Zimmer zu gehen? Ich habe mit Dem da ein paar Worte zu sprechen.

Meinst Du mich? fragte der junge Mann.

Ja, Dich! versetzte Marquard.

Ich werde gehen, ich werde gewiß gehen; sagte Louise, indem sie sich gegen Marquards Bruder verbeugte und dann das Zimmer verließ.

Marquard schloß die Thür.

Vielleicht belauscht sie uns, sagte er, die Canaille ist zu Allem fähig.

Ist sie denn nicht Deine Frau? fragte der junge Mann.

Marquard lachte.

Sie ist meine Frau, sagte er dann, wie Du z. B. mein Bruder Harry bist, und wie Ida meine Schwester ist. Hättet Ihr meinen Rath nicht verachtet, dann würde es besser um Euch stehen.

Das war immer Deine Rede, versetzte Harry, und was Dich anbetrifft, so scheinst Du es in der That weit genug gebracht zu haben. Du weißt aber, daß ich von Aeußerlichkeiten nie viel gehalten habe. Ich bin kein Verehrer des Mammons; für mich hat das Geld nur als Mittel zu großen, edlen Zwecken einen Werth; der Reichthum an und für sich, um nur mir selbst Annehmlichkeiten zu schaffen, hat nie einen Reiz für mich gehabt. Aber über diesen Punkt werden wir uns nie verständigen. Wo ist Ida? Was treibt sie?

Das weiß Gott! versetzte Marquard gleichgültig.

Wie? Du weißt nichts von ihr? Hast Du Dich denn nicht um sie bekümmert?

O ja. Sie hätte ihr Glück machen können, aber sie ist eine Närrin — ich ließ sie laufen.

Und Du weißt nicht, wo sie jetzt ist?

Ich habe sie vor einiger Zeit zufällig mit einer Dame gesehen; sie war ganz hübsch angekleidet. Sie scheint also einen ganz guten Dienst zu haben.

Einen Dienst? — Ida wird doch nicht dienen?

Was wird sie denn? fragte Marquard höhnisch. Sie hätte allerdings eine Prinzessin sein können, aber sie zog es vor, um das bischen Brod — eine Magd zu sein.

Das verstehe ich nicht; versetzte Harry. Ida war immer ein vernünftiges und braves Mädchen und hatte stets einen für das Edle und Erhabene äußerst empfänglichen Sinn. Es kann nichts Gutes sein, was Du ihr vorgeschlagen hast!

Nichts Gutes, nein, es war eine große Bosheit von mir. Ich wollte weiter nichts, als sie zur Geliebten eines jungen, liebenswürdigen und sehr reichen Prinzen machen.

Der junge Mann trat entsetzt zurück, und starrte seinen Bruder eine Weile sprachlos an.

Moritz, sagte er dann, wir haben uns oft um Dinge gestritten, über welche wir gänzlich verschiedene Ansichten hatten, wir konnten uns niemals mit einander verständigen. Es ging Jeder seinen Weg. Aber nimmer hatte ich geglaubt, daß Du im Stande sein würdest, Deiner Schwester, Deinem eignen Fleisch und Blut, den

Weg der Schande zu zeigen. Pfui über Dich elenden Menschen! Ich betrete Deine Schwelle nie wieder!

Der junge Mann wollte sich entfernen.

Bleib', Harry, bleib', Du Narr! rief Marquard, ich möchte nur noch ein paar Worte mit Dir reden!

Ja, auch ich will noch ein paar Worte mit Dir reden! rief Harry, sich umwendend. Ich will Dir noch sagen, daß, wenn Ida durch Dich verkauft worden, wenn ihre Tugend nicht stark genug gewesen wäre, sie gegen Deine schändlichen, nichtswürdigen Rathschläge zu schützen, dann —

Nun? fiel Marquard ein, ich bin auf das dann begierig!

Dann, so wahr wir einen Gott im Himmel haben! — hätte ich Dir das erste beste Messer durch das Herz gestoßen!

Das wäre römisch gewesen; versetzte Marquard mit schneidendem Hohne, ich glaube so etwas kommt im Livius vor, den Du stets so emsig gelesen hast. Nun will ich Dir aber noch sagen, daß, wenn Du römisch sein willst, Dir jetzt die beste Gelegenheit dazu geboten ist. Ja, sieh mich nur an! Du hast recht, wenn Du sagst, daß unsere Wege stets verschieden waren; was aber Ida anbetrifft, so irrst Du sehr, wenn Du glaubst, daß ich ihr einen schlechten Rath gegeben habe. Es ist doch immer noch ein Avancement von der Dirne eines

subalternen Beamten zur Maitresse eines Prinzen, glaub' ich.

Mensch, rief Harry und erhob drohend den Arm, begeifere unsere Schwester nicht. Ida ist keiner gemeinen Handlung fähig!

Aber einer allgemeinen! entgegnete Marquard kaltblütig lachend. Ich will das Mädchen nicht schlecht machen, Ida ist mehr dumm als schlecht, aber sie ist ein Frauenzimmer, hat sich mit einem armen Teufel eingelassen, und die Folgen davon waren wie immer.

Das Antlitz des jüngern Marquard entfärbte sich mehr und mehr.

Ida! rief er schmerzvoll aus, indem er die Hände zusammenschlug.

Nun was ist da? fuhr Marquard fort. Sind wir Beide nicht auch die Kinder unserer Mutter? Was starrst Du mich so an, Du Narr? — Ich nehme es dem Mädchen wahrhaftig nicht übel, daß sie sich hat zur Mutter machen lassen. Aber, daß sie sich mit einem solchen armen Teufel eingelassen hat, der nicht einmal an eine Heirath denken kann, das war eine Erbärmlichkeit!

Harry richtete sich auf, krampfhaft zitterten seine Arme, seine Lippen bebten, er erfaßte den Arm seines Bruders und vermochte kaum aus gepreßter Brust die Worte auszustoßen:

Wer ist der Mensch?

Darnach mußt Du Ida fragen; entgegnete Marquard, ohne im Geringsten aus seinem Gleichmuth zu kommen. Ich kenne ihn nicht, habe nie nach seinem Namen gefragt, und will ihn auch nicht kennen.

Höre, sagte Harry mit dumpfer Stimme und faßte seinen Bruder bei der Brust, Dich verfluche ich! Du bist schuld an dem Unglück des Mädchens. Du! — Du hattest niemals ein Herz für uns, Du hast kein Herz für irgend etwas, was nicht nach Geld abgeschätzt werden kann. Du hattest Vermögen, Du kennst die Welt, Du kennst Berlin, Du kennst die Männer — und dennoch ließest Du das arme, engelreine Mädchen untergehen. Nichtswürdiger, ich könnte Dich zertreten!

Marquard riß sich von seinen Bruder los, und dieser, von seinen Gefühlen übermannt, sank auf den Stuhl und helle Thränen flossen über seine Wangen herab.

Du bist ein Weib! höhnte Marquard und stellte sich kerzengerade vor Harry hin, indem er fortfuhr:

Wärst Du nicht ein so unaussprechlich großer Schlemihl, ich würde mit Dir anders sprechen, ich würde Dir Geschichten erzählen. Aber Du warst von jeher ein dummer, einfältiger Bücherwurm. Ich kenne die Welt, ich kenne Berlin, ich kenne die Menschen und eben deshalb bin ich, was ich bin. Für mich existirt nur ein Gott auf Erden — Gold! Und mögt Ihr Idealisten predigen, bis Euch die Zunge am Gaumen kleben

bleibt; mögt Ihr schreien, daß man es hören kann von einem Endpol der Welt bis zum andern; mögt Ihr klug schmusen, wie die sieben Weisen Griechenlands: im Grunde Eures Herzens habt Ihr Alle doch nur ein Ziel — Geld und Gold! Was hilft Euch Eure Tugend, wenn sie in Ohnmacht liegt? Was hilft all' Euer Wollen, wenn es ein Nichtkönnen ist? Was helfen Euch Eure guten Herzen bei leeren Taschen, was hilft Euch Eure Büchergelehrsamkeit bei knurrendem Magen? — Da, sieh her! Da drüben auf der Straße geht ein dummer Junge, ich kenne ihn; er kann nicht schreiben, er kann nicht einmal das einfachste Exempel, ohne seine Finger zu gebrauchen, rechnen, er weiß nicht, wer ihn geboren hat, aber er weiß, was Geld und Gold ist und ist jetzt ein reicher Mann, hält sich sein Reitpferd, fährt in seiner Equipage wie ein Prinz und ist an der Börse wie Rothschild geachtet. Darin liegt Verstand, und der dumme Junge hat ganz Recht, wenn er jetzt glaubt, daß er nach Napoleon der klügste Mann sei. Er hat wahrhaftig recht, denn er ist es auch! Geld wiegt schwerer als Gehirn, und ein Thaler ist mir lieber, als ein Dutzend gelehrter Köpfe mit geleerten Taschen.

Harry war so sehr mit dem Unglücke seiner Schwester beschäftigt, daß er diese Litanei seines Bruders nicht hörte. Wie vernichtet saß er da, der Schmerz schien ihn vollständig entmannt zu haben.

Ich habe Dich so sehr gebeten, als ich fortging, unsere Schwester zu hüten! Sie war ein so braves, engelreines Mädchen — aber sie war eine Waise.

Wenn Du denn ein so guter Bruder bist, fuhr Marquard fort, warum hast Du Ida verlassen? Warum bliebst Du nicht hier und bewachtest sie? Warum hast Du meinen Vorschlag nicht angenommen, in mein Geschäft einzutreten? Dann hättest Du Dich und sie ganz anständig ernähren können.

Elender! rief Harry aufspringend, Dein Schachergeist lebt nicht in mir, ich verstehe mich nicht auf die Kunst aus Pfennigen Thaler zu machen. Ich bin kein Falschmünzer!

Ich auch nicht; versetzte Marquard, mein Gold und Silber hält die Probe aus, es ist ganz ächt.

Ein Falschmünzer bist Du! rief Harry, Falschmünzer seid Ihr Alle, die Ihr Geld auf jedmögliche Weise zusammenscharrt, die Ihr nichts respectirt als das goldene Kalb! Falschmünzer seid Ihr, die Ihr die Menschheit wollt glauben machen, daß Gott seine große herrliche Welt, daß er den Menschen darauf geschaffen hat, damit der Teufel des Goldes sie beherrschen soll! Fluch über Dich Elenden! Ich will es vergessen, daß das Blut Derjenigen, an deren Brust ich groß gesäugt bin, in Deinen Adern strömt, ich will es vergessen, daß ein Schooß uns getragen, daß wir unter einem Herzen gelegen

haben! Gehe Deinen Weg, mag er Dich an den Pranger der Achtung Deines Gleichen oder an den Pranger der Verachtung der Bessern führen, — ich will Dich nicht mehr kennen! mein Bruder bist Du nicht!

Halt! rief Marquard, als Harry gehen wollte; halt, die Thüre ist verschlossen, ich werde sie Dir öffnen. Aber ehe Du gehst, will ich Dich noch um einen Gefallen bitten. Du bist doch ein guter Mensch, Du wirst mir meine Bitte erfüllen, ich weiß es. Ja, Du bist ein guter Mensch, Du wirst es thun! Sage keinem Menschen, daß ich Dein Bruder bin; prahle nicht mit mir und ziehe Dir wenigstens einen andern Rock an. Ich sehe, Du kommst so armselig zurück, wie Du fortgegangen bist. Das Glück lächelt den Schlemihlen nicht. Ich habe da noch einen guten Anzug aus meinem früheren Geschäfte hängen, den will ich Dir schenken, ich will ihn Dir für den Fluch geben, den Du soeben über mich ausgesprochen hast. Und wenn Dich einmal hungern sollte, und das wird wahrscheinlich nicht lange ausbleiben, dann wende Dich zuerst an mich, ehe Du fremde Leute ansprichst. Thue mir den Gefallen, Du bist ja ein so guter Mensch, Du wirst's wohl thun. Wenn Dich also so recht ingrimmig hungert, dann komm' zu mir. Ich werde noch immer so viel haben, um Dich satt zu machen, und Philosophen pflegen keine Gourmands zu sein. Also komme nur. Adieu!

Und mit einem ironischen Lächeln schloß nun der ältere Marquard die Thür auf. Harry stürzte hinaus. Erst draußen besann er sich, daß er nun doch nicht wisse, wo Ida war. Das Einwohner-Melde-Amt war schon geschlossen, wo sollte er den Aufenthalt seiner Schwester erfahren? —

Er mußte bis am andern Morgen warten.

Es war eine entsetzliche Nacht, die der junge Mann durchwachte und durchweinte.

Zehntes Kapitel.

Einsam und verlassen.

In dem Hause der Frau v. Eiche war es seit Kurzem so still, einsam und öde geworden; die Freude, der Glanz, diese Schminke kleinlichen Erdenlebens, war in nichts zerronnen.

Als Frau v. Eiche von ihrer Reise wieder heimkehrte, zu welcher Marquard, unter der Vorspiegelung, daß er mit ihren Gläubigern zu ihren Gunsten verhandeln wolle, sie verlockt hatte, fand sie ihre Wohnung fast gänzlich ausgeräumt.

Verschwunden waren die Bedienten in Livrée, verschwunden die gebrauten Geräthschaften, verschwunden

Alles, was die Gier zu glänzen und zu heucheln hier zusammengeschleppt hatte. In der großen Wohnung sah es trostlos aus. Die Wände waren kahl, die Zimmer leer, die Fenster ohne Gardinen. Jeder hatte rasch das Seine fortgeschleppt, man konnte von einem Zimmer ins andere gehen, ohne irgend etwas anderes zu finden als die stummen Wände.

Es war nicht ein einziger Freund hier geblieben, um der gnädigen Frau das Leid tragen zu helfen, dem sie anheim gefallen war; nur dann und wann kam unter der Maske der Theilnahme eine oder die andere Freundin, um sich an der traurigen Lage der ehemals so flotten Dame zu weiden.

Auch Herr von Kinski kam nicht mehr, denn welches Interesse hatte er, die gnädige Frau, der er bisher gehuldigt, noch jetzt zu besuchen? Sie war weder hübsch, noch liebenswürdig. Er hatte es ihr zwar tausendmal betheuert, daß sie es sei — aber sie hatte damals noch Geld.

Mit diesem waren alle ihre Reize bis auf das letzte Atom verschwunden. Herr v. Kinski's Magen war aber noch immer in seiner früheren Verfassung. Er aß gern viel und gut; von den Klagen der gnädigen Frau konnte er nicht satt werden, und die gnädige Frau hatte zwar viel zu klagen, aber nichts zu essen mehr.

So saß denn die ehemals so reiche, glänzende Dame

in einer der hintersten Stuben ihrer großen Wohnung, zusammengekauert, brütend; Haß, Grimm und Rachedurst waren die Gefühle, welche in ihr wühlten.

Wäre Alwine noch bei ihr gewesen, die Gnädige würde wenigstens für ihre Wuth und ihren Grimm einen Gegenstand gehabt haben — ein Wesen, das sie hätte quälen, peinigen und beschimpfen können. Bei ihrem dämonischen Charakter war es ganz natürlich, daß die schändlichsten und scheußlichsten Gedanken in ihrer Seele rege wurden. Sie entwarf Pläne, welche einer Bremer würdig gewesen wären. In ihrem Hasse wollte sie Alle, die ihr im Leben nahe gestanden und sie jetzt verlassen hatten, vernichten, alle „diese falschen, schändlichen Menschen", wie sie sagte.

Ihre eigene Falschheit und Schändlichkeit vergaß sie mit auf die Rechnung zu bringen.

Ja, Gift! rief sie in sich hinein. Gift soll meine Waffe sein! Das Gift, welches ich aus der Gesellschaft gesogen, das Gift, welches ich unter diesen gleisnerischen Geschöpfen eingeathmet habe, das Gift will ich ihnen mit Gift vergelten! Vergiften will ich Jeden, der mir nahe kommt; vergiften will ich sie Alle, diese Ratten; sie sollen den Lohn ihrer Heuchelei nicht genießen, während ich im Elende dasitze und darben muß!

Es ist das würdigste Geschäft, der einzige Beruf, der mir noch ziemt: Giftmischen! Und mag es mich

mein Leben kosten, das doch keinen Reiz mehr für mich hat, mag ich auf dem Schaffotte sterben, aber zuvor werde ich es laut ausschreien: Eure Schmeicheleien sind Gift! Eure Freundschaft ist Gift! — Ich habe Euch Gift für Gift gegeben, nun sind wir quitt!

Die Gnädige sprang auf; niemals hatte sie so dämonisch ausgesehen, wie jetzt. Ihre Wangen flammten, unheimlich blitzten ihre Augen, sie sah wie eine Furie aus.

Dieses Weib, welches nicht mehr so viel hatte, den nagenden Hunger, der sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte, zu stillen, dieses Weib war jetzt damit beschäftigt, einen Plan zu ersinnen, der wahrhaft teuflisch war.

Wer in meine Hände fällt; sagte sie, wen ich nur irgend erreichen kann, der ist meinem Gifte verfallen. Sie sagen, daß es eine Manie gebe, eine Manie zum Vergiften, zum Morden, zum Stehlen, ich fühle es, wie diese Manie mich fortan beherrschen wird. Die Aerzte und die Richter mögen sich dann später einmal die Köpfe darüber zerbrechen, ob ich von dieser Manie beherrscht gewesen, oder ob es mein freier Wille war, der mich zum Verbrechen trieb.

Sie durchmaß jetzt ihre große verödete Wohnung, und suchte in allen Winkeln nach einer Kruste, nach einem Krumen Nahrung; aber sie fand nichts, nicht einmal ein Stückchen trockenes, schwarzes Brod.

Also Hungertod! rief die gnädige Frau in einem entsetzlichen Tone mit einem Grausen erregenden Lachen, also Frau von Esche stirbt aus Mangel an Nahrung! Das ist nicht übel, das ist wahrhaftig nicht übel! Ah, Parfüm! Parfüm!

Ein Riechfläschchen mit etwas Eau de Cologne gefüllt, das war Alles, was sie von ihrem früheren Reichthum noch hatte. Sie roch daran, aber der flüchtige Aether war nicht im Stande, den knurrenden Magen zu betäuben.

Sie stand jetzt in der kleinen, traulichen Stube, welche Alwine bewohnt hatte. Hätte irgend ein mütterliches Gefühl in dem Herzen dieser Frau Platz finden können, sie würde an der Schwelle dieser Stube, wie vor der Schwelle eines Tempels von heiligem Schauer ergriffen und vielleicht gerettet worden sein.

Sie würde sich daran erinnert haben, was ihr ihre Tochter, trotz des mütterlichen Hasses, der sie bedrückte, gewesen, welches Märtyrerthum das arme Mädchen zwischen diesen vier Wänden gelitten hatte. Das Gefühl ihrer jetzigen Vereinsamung und Verlassenheit würde sie vielleicht vermocht haben, ihr verstoßenes und so schwer geprüftes Kind wieder aufzusuchen, und sich ihm vertrauungsvoll und treuig hinzugeben, und vielleicht noch glücklich zu sein in der Erkenntniß: daß die Liebe eines einzigen biedern und edlen Herzens den Verrath

und das Hohnlacheln der falschen, gleisnerischen Freundschaft, die nur dem Glanze und dem Glücke huldigt, aufzuwiegen vermag.

Aber das verödete, hohle, von Eitelkeit verschrumpfte Herz der Gnädigen war keiner solchen Regung fähig.

Da fiel ihr Blick auf den kleinen Tisch, an welchem Alwine zu arbeiten pflegte; noch immer lag hier der Brief, den diese in ihrer letzten Schmerzens- und Thränennacht, ehe sie das Haus ihrer Mutter verlassen, an diese geschrieben hatte. Damals hatte Frau von Eiche diesen Brief kaum eines Blickes gewürdigt, jetzt nahm sie ihn in die Hand und die ersten Worte, die sie las, lauteten:

> Solltest Du dereinst — doch ich wünsche es nicht — einer Stütze bedürfen, dann — ich bitte Dich Mutter — erinnere Dich, daß Du noch eine Tochter hast, die gern ihr Herzblut für ein Fünkchen mütterlicher Liebe hingeben würde!

Wären diese edlen Worte selbst jetzt noch nicht im Stande, diese unnatürliche Mutter zu erschüttern? —

In diesem Augenblick näherten sich Tritte, und der Executor Elz, von dem Hauswirthe und noch zwei Leuten begleitet, trat ein.

Die gnädige Frau sah diese Leute groß an.

Es ist fast nichts mehr hier, sagte der Wirth zu

dem Executor, ich kann also nichts verabfolgen lassen; die wenigen Sachen, die noch vorhanden sind, nehme ich für die Miethe in Beschlag.

Alles? fragte Elz, indem er dem Wirthe eine Prise anbot.

Alles? Ich glaube nicht, daß ich zu viel haben werde.

Das hat nichts auf sich; versetzte Elz, der Hauswirth geht natürlich allen andern Gläubigern vor.

Ach Parfüm! Parfüm! rief die gnädige Frau, welche in Ohnmacht sinken wollte.

Das hat nichts auf sich! sagte Elz lächelnd, indem er die gnädige Frau festhielt und dann sachte zur Erde gleiten ließ; an dergleichen sind wir gewöhnt. Ohnmachten gehören bei uns zur Tagesordnung. Ich versichere Ihnen, daß, wenn ich einmal eine Woche lang keine Ohnmacht gesehen habe, mir ordentlich etwas fehlt; besonders jetzt, wo ich sehr viel mit vornehmen Leuten zu thun habe. Das ordinaire Volk zankt und wird knüppelgrob, so daß ich stets auf meiner Hut sein muß. Diese Sorte aber, von der Die da ist, die hilft sich mit Ohnmacht, oder mit Plärren. Das hat Alles nichts auf sich.

Die gnädige Frau lag wirklich in einer tiefen Ohnmacht.

Es war der Hunger.

Sie sollte eigentlich schon gestern hinaus; sagte der Wirth, aber ich exmittire sie nur ungern.

So? haben Sie das Erkenntniß? — fragte Elz, dem Wirth abermals seine Dose reichend.

Freilich. Ich habe es schon seit einer Woche.

Dann hätten Sie gar nicht so lange warten sollen; entgegnete Elz. Sobald Sie das Erkenntniß der Exmission in der Tasche haben, müssen Sie die Leute hinauswerfen, und wenn sie auch Prinzessinnen sind. Das hat nichts auf sich. Im Namen des Königs!

Und Elz lüftete seine Mütze und berührte die Gnädige mit der Spitze seines Stockes.

He? — Wie thut's? rief er. Haben Sie ausgeohnmachtet? — Sie sollen nach Hause gehen, gnädige Frau.

Ja; sagte der Wirth lachend, wenn Sie nur ein Haus hätte.

Ach, das hat nichts auf sich; entgegnete Elz, wozu haben wir in Berlin Ochsenköpfe?

Sie wird schon Leute finden, die sie aufnehmen; erwiderte der Wirth, sie ist doch immer eine Gnädige.

Elz lächelte sehr bedeutsam.

Sie sollen sehen; sagte er, hier zieht sie arm und lumpig fort, und übermorgen wohnt sie vielleicht unter den Linden mit einer Schildwache vor der Thür. O, das wissen wir Executoren am besten.

He! rief er dann, die gnädige Frau etwas unsanfter berührend als das erste Mal, stehen Sie doch auf, es ist

ja bald Zeit zum Mittagessen. Gehen Sie ins Hotel du Nord zur Table d'hôte!

Die Gnädige vermochte sich noch immer nicht zu erheben.

Habt Ihr keine Pumpe zur Hand? fragte Elz lächelnd, indem er sich umsah, ein kaltes Bad thut Wunder.

In diesem Moment schlug die Gnädige die Augen auf, sah die beiden Männer wie wahnsinnig an, und erhob sich.

Ach, Parfüm! stöhnte sie dann, indem sie ihr Riechfläschchen wieder an die Nase führte. Dann ordnete sie ihre Toilette und verließ lautlos das Haus, in welchem sie eine so glänzende Rolle gespielt hatte, arm, elend, hungernd, vereinsamt und verlassen.

So befand sie sich auf den Straßen Berlin's, mitten im Gewühl der Stadt, in der glänzendsten, elegantesten Gegend; Jedermann sah sie an, keine Hand streckte sich aus, ihr ein Stückchen Brod zu geben, das ihr jetzt ein Labsal gewesen wäre.

So wankte sie nach Jacobs' Wohnung hin.

Elftes Kapitel.

Alte Freundschaft.

Als Marquard am Morgen nach seinem Hochzeitstage erwachte, war ihm so wüst im Kopf, als hätte er die Nacht beim Zechgelage verbracht.

Die Ereignisse des vergangenen Tages, der unerwartete Widerstand seiner schönen jungen Frau hatten ihn aus seiner sonst so festigen Ruhe gebracht, sein kaltes Blut war in Wallung gerathen, vergebens hatte er es versucht, sich seiner jungen Frau zu nähern: sie hatte sich eingeschlossen und schlief fest und ruhig wie ein unschuldiges Kind, während ihr Gemahl in fieberhafter Aufregung die halbe Nacht durchwachte und erst gegen Morgen matt und erschöpft einigen Schlaf fand.

Aber Marquard war nicht der Mann, der sentimentalen Empfindungen lange nachzuhängen vermochte; er schlug sich Alfred, Thomas, Harry und zuletzt auch die Liebe aus dem Kopfe, kleidete sich rasch an, ließ sich den Kaffee bringen, zündete sich eine Cigarre an und begann, im Zimmer auf und niederschreitend, ein Selbstgespräch mit sich selbst.

Sie hat mich angeführt, sagte er, sie hat mich überlistet, sie wollte meinen Namen, weiter nichts — aber —

Marquard hemmte seine Schritte und blieb dem Spiegel gegenüber stehen.

Was aber? fuhr er dann fort. Kann ich mich an dem Frauenzimmer rächen, ohne mir selbst wehe zu thun? — Nein! — Es würde ein Schnitt in mein eigenes Fleisch sein. Im Gegentheil. Ich muß der Narr sein, ich muß eine gute Miene zum bösen Spiel machen, ich muß ihr ihren Willen thun. Muß ich? — —

Marquard blickte und sah sich im Spiegel, er schrak vor sich selbst zurück, so blaß und verzerrt sah sein sonst so braunes, bronzenes Gesicht aus.

Ja, ich muß; fuhr er dann in seinem Monologe fort; aber ich werde zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, ich werde mich rächen, ohne mir wehe zu thun.

Und Marquard wurde plötzlich stumm, als habe er Furcht vor den Wänden, als fürchte er, seine eigenen Lippen könnten ihn verrathen.

Er setzte sich nieder und begann an seine Frau zu schreiben:

„Du hast mich schändlich hintergangen; aber ich liebe Dich zu sehr, um Dir böse sein zu können; ich werde Dir Zeit lassen, Dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Du mein Weib bist. Wie sehr ich Dich liebe, wirst Du aus den Anstrengungen ermessen können, die ich gemacht habe, um mich meines gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen. Ich will Dir nur bekennen, daß der Prinz nicht ohne Abschied von Dir zu nehmen, abgereist ist,

sein Brief ist aber in meine Hände gefallen; ich sende ihn Dir anbei. Spätere Briefe, die er höchst wahrscheinlich an Dich geschrieben haben wird, konnten nach den Veranstaltungen, die ich getroffen hatte, nicht in Deine Hände gelangen! — Du hast geglaubt mit meinem Namen Dein lockeres Leben fortsetzen oder erst recht beginnen zu können, aber sei versichert, ich werde Dich mit Argusaugen bewachen, und meine Rechte als Ehemann nicht aufgeben. Das soll meine Rache sein! Nun bedenke, ob Du Dein lächerliches Benehmen gegen mich noch länger fortsetzen willst? Ich werde auf einige Tage verreisen; Du hast also Zeit zur Ueberlegung und zur — Buße. Einliegend Hundert Thaler zur Bestreitung Deiner Bedürfnisse während meiner Abwesenheit. Marquard."

Als Louise diesen Brief nebst der Einlage durch das Dienstmädchen empfangen und gelesen hatte, wurde sie bleich wie der Tod. Sie hatte offenbar keine Ahnung von Marquards List und es währte lange bis sie sich fassen konnte.

Sie machte Toilette und fuhr zu Jacobs hin.

Der Commissionär war nicht wenig überrascht, als er Louisens Eröffnung hörte und die Briefe las. Er rieth der jungen Frau, das Verhältniß mit dem Prinzen sofort wieder anzuknüpfen, und erbot sich die Ver-

mittelung zu übernehmen und an den Prinzen zu schreiben. Louise aber bestimmte Jacobs zur Reise und gab ihm funfzig Thaler, um seine Kosten zu decken. Aber Jacobs verlangte außer diesen Funfzig Thalern noch einen Kuß von der schönen jungen Frau, den er auch wirklich erhielt.

Weiß der Teufel; sagte er, Sie gefallen mir als Madame Marquard um hundert Procent besser als früher. Wie niedlich Ihnen alles steht! Wie schelmisch Sie aussehen! Ja, bei Ihnen mußte sich Marquard schon ganz anders sichern. Sie sind eine ungeheure Spitzbübin! Weiß Gott, man muß sich bei Ihnen vorsehen. Haben mich angeführt, wie einen Schuljungen, Sie Sapperloterin! Warten Sie nur. Dafür muß ich wenigstens noch ein Küßchen haben.

Jetzt lassen Sie mich in Ruhe; sagte Louise, indem sie des Commissionärs vorgebeugten Kopf zurückstieß.

Wie Sie knausern! rief Jacobs aus. Werden noch Küßchen genug in Ihrem Leben geben. Solch' ein schöner Mund ist ein Californien der Küsse.

Louise lachte laut auf.

Ich glaube gar, Sie fangen an sentimental zu werden; sagte sie.

Man kann's leicht Ihnen gegenüber werden; versetzte Jacobs. Es ist ein Glück für Sie, daß ich nicht Marquard bin.

Auch vielleicht für Sie; entgegnete Louise.

Freilich auch das. Sie würden mir den Kopf gänzlich verdrehen, Sie würden mit mir Fangeball, Seifenblase, Kreisel, und Gott weiß was vielleicht noch Alles spielen.

Vielleicht auch Drachen.

Na, lassen Sie es gut sein; Sie geben mir zur letzten Besiegelung unserer Freundschaft noch ein Kußchen. Wenn es gilt, Marquardchen einen Streich zu spielen, bin ich stets mit Seel' und Leib der Ihre. Aber klug, meine kleine Schlange, klug müssen Sie es anfangen, denn Marquardchen ist ein Filou, das wissen Sie.

Er ist vielmehr ein Ciel; sagte Louise.

Nehmen Sie ihn nicht zu leicht, mein Puppchen! Marquard ist ein ganz schlauer und gewitzter Junge.

Und ich werde ihm zeigen, daß alle seine Klugheit ihm nichts nutzen wird.

Nun, was ich dabei machen kann, wird gemacht, das wissen Sie. Vergessen Sie aber das Kußchen nicht. Sie sind heute zu hübsch!

Louise konnte diesmal den Commissionär nicht hindern; sein Mund fiel auf ihre Wange, ehe sie sich dessen versah. Aber sie revanchirte sich dafür mit einer nicht allzusanften Ohrfeige.

Pfui! rief Jacobs, indem er sich die Wange rieb, für ein bischen Kuß so viel Ohrfeige; das ist stark!

Wenn wir nicht für immer geschiedene Leute sein wollen; sagte Louise, dann lassen Sie die Thorheiten.

Sie selbst haben mich dazu verführt; rief Jacobs, Sie haben ja den Anfang gemacht.

Ich?

Nun freilich. Sie küssten und umarmten Sie mich, als Sie ihr vis-à-vis ärgern wollten.

Ah; sagte Louise, plötzlich ernsthaft werdend, Sie erinnern mich da an etwas. Also Jacobs, Sie reisen Nachmittags und schreiben mir sofort, wenn Sie bei dem Prinzen eine Audienz gehabt.

Sofort, mein Puppchen!

Als Louise wieder nach Hause kam, war Marquard bereits verreist. Wenigstens hatte er das Haus mit einer Reisetasche in der Hand verlassen, und nun war Madame Marquard Herrin im Hause; nur das Comptoir hatte Marquard fest verschlossen, und an die Thür war ein Zettel angeklebt, welcher die Anzeige enthielt: „Auf acht Tage verreist."

Desto besser; sagte Louise, als sie diesen Zettel las, und begab sich in ihre Zimmer.

Es wurde aber der jungen Frau ganz eigenthümlich zu Muthe, als sie jetzt zum ersten Male in ihrem Leben sich ganz als ihre eigene Herrin und doch so einsam und verlassen fand.

Nachdenklich und tiefsinnig saß sie jetzt in demselben

Zimmer, in welchem vor nicht allzulanger Zeit Madame Wellner sich in Rachepläne vertieft hatte, um eine unglückliche, arme Waise zu vernichten.

Von dem Augenblicke an, da sie den Prinzen zum ersten Male gesehen hatte bis jetzt, hatte sie seltsame Phasen durchgemacht; groteske, phantastische Bilder zogen an ihrem Geiste vorüber, sie begann ihr eigenes Leben wie einen Traum zu betrachten. Es fiel ihr centnerschwer aufs Herz, daß sie jetzt an die Seite eines Bösewichts, eines kalten herzlosen Schurken gefesselt, daß sie die Gattin eines Menschen war, den sie haßte.

Und weshalb war sie dieses unnatürliche Verhältniß eingegangen? Um ihrer Existenz willen; und der nächste Augenblick konnte Marquard zu einem armen, verachteten Menschen machen.

Zum ersten Male in ihrem Leben schauderte Louise vor sich selbst zurück; sie erkannte, daß sie sich leichtsinnig in einen Abgrund gestürzt hatte. Einen Menschen, den sie verachtete, vor dem sie stets den größten Abscheu empfunden, einen solchen Mann hatte sie zu ihrem Gatten gemacht.

Die Reue begann in ihrem Innern zu wühlen; sie fing an, es zu begreifen, daß Marquard recht hatte mit seiner Rache. Die Zeit der Buße und der Reue schien für die leichtsinnige Louise in der That gekommen zu sein.

Mit peinigender Ungeduld erwartete Louise von Tag zu Tag Jacobs' Brief; aber schon waren acht Tage verflossen und noch hatte der Commissionär nichts von sich hören lassen. Bange Zweifel folterten die Harrende.

O, wenn der Prinz mich nicht mehr liebt; rief Louise weinend aus, dann hat das Leben keinen Reiz mehr für mich; dann will ich sterben!

Diese sentimentale Stimmung hielt Louise aber keineswegs ab, Zerstreuungen aller Art aufzusuchen, täglich ihre Spaziergänge unter den Linden zu machen und, in Kranzlers Conditorei sitzend, die hübschen Officiere vor sich Revue passiren zu lassen.

Am achten Tage seit Marquards Abreise machte Louise auch bei ihrer Tante einen Besuch, während dessen sie ihre Droschke vor der Thür halten ließ.

Alfred befand sich noch immer in seiner alten Wohnung, und die Tante bemerkte, wie er jetzt mühsam ans Fenster herankroch und herüberstarrte.

Auch Louise bemerkte ihn und sie erschrak sichtbar über sein krankes, verfallenes Aussehen.

Mein Gott! rief sie, wer sitzt da drüben? Wer ist der Mensch, der wie wahnsinnig hier herübergotzt?

Nun, es ist Alfred Jaques; entgegnete die Tante.

Alfred? — Nicht möglich. Der Mensch sieht ja aus, als käme er aus dem Grabe.

Nun, er ist noch immer sehr krank.

Der arme Mensch! sagte Louise mit ungeheucheltem Mitleid, und kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie betreten vom Fenster zurückwich.

Alfred hatte zu ihr empor geblickt, anbetend, voll Ehrfurcht, wie man zu einem Engel emporblickt, der uns aus schweren Gefahren erlöst hat.

Wie? — Wurde sie doch noch von Alfred geliebt? War sie von Marquard belogen worden? War sie die Veranlassung des versuchten Selbstmordes gewesen? — Hatte er wirklich die Kasse angegriffen, die ihm anvertraut war? —

Es hieß ja allgemein, daß der Bestand der Kasse richtig befunden worden sei.

Der arme Mensch mag recht in Noth sein; sagte Louise, er hat gewiß gar keine Pflege. Es geht ihm wohl sehr traurig, Tante?

Daß ich nicht wüßte; versetzte diese, es scheint ihm im Gegentheil an nichts zu fehlen.

Höre, liebe Tante; sagte Louise, wenn Du etwas erfahren solltest, daß Alfred Noth leidet, dann theile mir's sofort mit.

Dir? entgegnete die Tante befremdet, was geht Dich jetzt Alfred an?

Er geht mich nichts an; versetzte Louise, aber ich will mich für ihn interessiren, und ihm Unterstützung zukommen lassen, wenn er deren bedarf.

Aber das finde ich seltsam von Dir.

Liebe Tante, es ist Alles seltsam. Glaube mir, es giebt kein dümmeres Ding in der Welt, als der Mensch.

Und lachend küßte Louise ihre Tante, nahm Abschied von ihr, hüpfte die Treppe hinab und wollte davon.

Und da drüben befand sich noch immer am Fenster der blasse, kranke Alfred und schaute wehmüthig dem Wagen nach — und eine Thräne hing an seinen Augenwimpern. Was wollte, was dachte, was hoffte, was glaubte er? Welche Empfindung erpreßte ihm diese Thräne? — —

— — — — — — — — — — — —

Als Louise nach Hause kam, meldete ihr das Dienstmädchen, daß sie schon seit einer Stunde von einer fremden Dame, die sie durchaus sprechen wolle, erwartet würde.

Louise trat rasch in ihr Zimmer und zuckte wie erschreckt zusammen.

Auf dem Sopha lag ächzend und stöhnend eine Dame, die sie sehr gut kannte.

Es war Frau von Eich; sie sah bleich wie ein Gespenst aus, und als Louise sich ihr näherte, erfaßte sie krampfhaft deren Hand und hielt sie eisenfest.

Mein Gott, wie kommen Sie hierher? Und in welchem Zustande! Was ist Ihnen begegnet?

Ach, Parfüm! rief die Gnädige. Ich bitte, gieb Dein Flacon! Du konntest mich, die ich es so gut mit Dir gemeint habe, so schmählich verlassen, Louise! Deine Schuld ist es, daß ich jetzt so unglücklich bin. Deinetwegen habe ich mich in Schulden gestürzt. Deinetwegen habe ich gelogen und betrogen!

Meinetwegen? fragte Louise bestürzt.

Ja, Deinetwegen! Und jetzt verkomme ich und habe nicht einmal so viel, um meinen Hunger zu stillen.

Sie leiden doch nicht etwa Noth? fragte Louise.

Noth? — O, ich habe seit gestern nichts gegessen; ich besitze nichts mehr als das, was ich am Leibe habe. Wenn Du mich nicht bei Dir behältst, dann weiß ich nicht, wo ich mein Haupt niederlegen soll, denn ich bin exmittirt!

Mein Gott; sagte Louise, so schlimm steht es mit Ihnen?

Sie verließ das Zimmer und kehrte sehr bald mit Wein, Fleisch und Brod zurück.

Seien Sie heiter; sagte sie, Sie sollen nicht so elend bleiben, wie Sie jetzt sind. Ich helfe Ihnen so viel ich vermag. Ich bin ja die Frau des Herrn Banquier Marquard und lebe, wie Sie sehen, auf großem Fuße. So schlau Herr Marquard auch ist, er hat sich sehr verrechnet in Bezug auf mich. — Die größten Spitzbuben machen oft die dümmsten Streiche, das ist so

Nemesis. Und es macht mir Spaß, mit diesem Menschen ein wenig Nemesis spielen zu können. Jetzt ist er verreist und er ließ mir eben nicht allzuviel zurück, dieser Geizhals; aber er braucht mir gar nichts zu geben, ich bekomme auf seinen Namen überall geborgt. Wissen Sie, daß ich schon über dreihundert Thaler Schulden habe? — Die Augen werden ihm übergehen, wenn er die Rechnung bekömmt.

Ach, charmant! rief die Gnädige, deren Augen sich von dem genossenen Wein wieder zu beleben begannen. Du hast sehr Recht, Louise, mache nur Schulden so viel Du kannst; ich will Dir gern dabei helfen.

Jetzt wollen wir vor Allem sehen, wie Sie am besten untergebracht werden; entgegnete Louise, Sie werden natürlich vorläufig Chambre garnie wohnen müssen. Kommen Sie, wir werden durch die nobelsten Straßen fahren und ein Logis für Sie suchen.

Einige Minuten später hielt eine Droschke vor Marquards Thür, Louise und Frau von Esche stiegen ein, und nach Verlauf von wenigen Stunden lag die gnädige Frau in einem der nobelsten Häuser nachlässig auf einem schwellenden Divan ausgestreckt

Vor ihr stand ein Tischchen, auf welchem sich Kuchen und eingemachte Früchte befanden; ein Roman und das unvermeidliche Kölnische Wasser fehlten ebenfalls nicht.

Sie lag da wie in ihren besten Zeiten, als habe sie niemals gehungert, niemals um eine Mahlzeit betteln müssen; vergessen war die entsetzliche Stunde, wo sie obdachslos durch die Straßen wankte.

Sie war wieder dieselbe eitele, coquette, intrigante und verschrobene Salondame, um vielleicht schon morgen unter den auf sie eindringenden Nöthen wieder kraft- und haltlos zusammenzubrechen.

Und während die Gnädige sich in ihren Roman versenkte, studirte Louise das Telegramm, welches sie soeben von Jacobs erhalten hatte, und welches die lakonischen Worte enthielt:

„Er kommt."

Zwölftes Kapitel.

Auf stillem Wasser.

Es war am Abend kurz vor zehn Uhr, als bei Thomas geklingelt wurde.

Der alte Mann glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er seine Schwiegertochter vor sich sah, welche fast mit weinerlicher Stimme und mit traurig gesenktem Haupte ihm einen „guten Abend, Väterchen" bot.

Thomas' bleiche Wangen färbten sich, und mit zorniger Stimme fragte er:

Was willst Du?

Väterchen, sei nicht mehr böse; sagte Gertrude, wenn ich Dir Böses zugefügt habe, dann geschah es wirklich nicht mit meinem Willen. Mein Mann hat mich dazu gezwungen, Du kennst ihn ja. Du weißt ja, wie schlecht er ist. Du hast es ja selbst oft genug gesehen, wie er mich behandelte. Er drohte mir, mich zu ermorden, wenn ich das Geld nicht wieder schaffte; deshalb gehorchte ich ihm.

Und wenn er Dich morden wollte; sagte Thomas, so hättest Du dennoch gegen mich die Hand nicht aufheben dürfen.

Ich hätte Dir auch ganz gewiß nichts anthun lassen, Väterchen; entgegnete Gertrude. Ich war entschlossen, wenn es zum Aeußersten käme, Dir beizuspringen und mich lieber schlagen, als Dir ein Haar krümmen zu lassen.

Du schienst mir nicht diese Absicht zu haben; sagte Thomas. Du benahmst Dich noch viel abscheulicher als Dein Mann. Du bist ein schlechtes Weib — Du hast den Fluch verdient, geh, trag' ihn mit Dir fort!

Väterchen, es geschah ganz gewiß aus Furcht und aus Liebe zu Dir.

Aus Liebe zu mir? fragte Thomas und sah seine Schwiegertochter mit seinen großen Augen starr an.

Ja, wahrhaftig, aus Liebe zu Dir! Ich glaubte, daß, wenn ich mich recht böse gegen Dich stellte, mein Mann ferner kein Mißtrauen gegen mich haben, und daß ich Dich dann um so besser vor seiner Wuth würde schützen können.

Der alte Thomas schüttelte ungläubig das Haupt.

Väterchen, es ist wahr, es ist gewiß wahr! rief das Weib. Ich schwöre es Dir bei unserm Herrgott! Wie würde ich wohl sonst jetzt zu Dir kommen, um Dich zu bitten, mit mir aufs Schiff zu gehen, wo mein Mann auf den Tod liegt. Er kann nicht ruhig sterben, bis Du ihm verziehen hast.

Auf des alten Thomas' Antlitz zeigte sich der ganze Schmerz, der seine Seele jetzt durchfuhr. Er sah seine Schwiegertochter lange an, dann setzte er sich nieder und saß eine Weile tief in Gedanken versunken da.

Mein Mann; fuhr das Weib fort, hat das Unglück gehabt, von einem schweren Baumstamm getroffen zu werden. Er ist lebensgefährlich verletzt und glaubt nun, daß dies Gottes Strafgericht sei für das, was er Dir angethan hat. Er glaubt ganz gewiß, den morgenden Tag nicht zu überleben, wenn Du nicht kommst, damit er Dir Abbitte thun könne und Du ihm verzeihest.

Obwohl Gertrude bei diesen Worten die Miene

einer reuigen Sünderin annahm, wäre einem erfahrenen Beobachter doch nicht entgangen, daß ein gewisses schadenfrohes Lächeln sich auf ihrem häßlichen Gesichte abspiegelte.

Gottes Strafgericht; sagte Thomas, ja, Ihr habt es im vollsten Maaße verdient, und es wird nicht ausbleiben.

Väterchen, sei nicht grausam, sei nicht hart! rief Gertrude, den Arm ihres Schwiegervaters ergreifend, verzeihe, wie Gott verzeiht.

Gut, gut; entgegnete Thomas, bessert Euch und ich werde Euch verzeihen.

Er hat ja große Reue, Väterchen, ich bitte Dich, komm mit mir!

Thomas erhob sich.

Wo liegt das Schiff? fragte er.

Bei Moabit; entgegnete Gertrude.

Thomas sah seine Schwiegertochter durchdringend an.

Das ist weit; versetzte er, es ist schon sehr spät.

Wir haben keine Wohnung in der Stadt; fuhr Gertrude fort, weil wir die Miethe sparen wollen; wir wohnen auf dem Kahne. Aber wir brauchen nicht bis Moabit zu gehen; ich bin auf unserm Boote hierhergekommen; wir brauchen nur bis nach den Zelten zu gehen.

O, ich kann Dir nicht glauben; sagte Thomas kopfschüttelnd, Du hast mich schon so oft belogen.

Es ist wahr bei meiner Seligkeit! rief Gertrude.

Du bist immer schlecht und nichtswürdig gewesen; murmelte Thomas, ich weiß es wohl; aber Dein Mann ist von meinem Fleisch und Blut, ich will keine solche Niederträchtigkeit von ihm glauben, daß er seinen alten Vater hinauslocken will, indem er vorgiebt, auf dem Sterbebette zu liegen. Ich will mit Dir gehen. Komm'!

Thomas verließ seine Wohnung. Der Himmel war ganz finster, ein Gewitter zog heran, es begann zu blitzen; aber das Verbrechen schritt vorwärts auf seiner schlüpfrigen, abschüssigen Bahn.

Wer Berlin kennt, der wird wissen, daß nicht nur jene gepflasterten, mit Trottoirs und Gaslaternen versehenen Straßen der Residenz, sondern auch die Wasserstraßen, welche Berlin umschlängeln, sehr oft ihre mysteriösen Geschichten haben.

Als der alte Thomas sich der Stelle näherte, wo nach der Angabe seiner Schwiegertochter der Kahn seines Sohnes liegen sollte, sah er eine Gestalt, die er in der ziemlich dichten Finsterniß nicht genauer zu erkennen vermochte, vor der Kajüte stehen. Zugleich bemerkte Thomas, wie Gertrude diesem Menschen fortwährend Winke und Zeichen gab, die dieser aber nicht zu beachten schien.

Der Pinsel! murmelte sie, indem sie ärgerlich das Ruder einsetzte.

Nun erkannte Thomas seinen Sohn und die Falle,

welche ihm dieses arglistige Weib gestellt hatte. Rings herum herrschte die tiefste Stille; es konnte hier ein Mord verübt werden, Niemand würde es gesehen und gehindert haben.

Während der alte Mann, von Zorn und Kummer über diesen ihm gespielten schändlichen Betrug überwältigt, im ersten Moment fast gänzlich seine Fassung verlor, hatte der Schiffer seinem Weibe ein Tau zugeworfen und das Boot an den Kahn herangezogen.

Nun nahm Gertrude plötzlich die Maske ab.

Steig' hinauf, alter Dieb! befahl sie ihrem Schwiegervater.

Stille! Stille! entgegnete Thomas; wir haben ja noch Zeit, ich wenigstens, denn ich werde nicht auf das Schiff hinaufgehen.

Du willst nicht, alter Spitzbube? schrie das Weib wüthend.

Nein! Du hast mich wieder niederträchtig belogen; Dein Mann ist, wie ich sehe, ganz gesund.

Ja, er ist gesund! schrie Gertrude; er ist gesund genug, um Dir den Hals abzuschneiden. Jetzt bist Du in unserer Gewalt.

Und in wessen Gewalt seid Ihr? fragte Thomas ruhig.

Das werden wir Dir zeigen, in wessen Gewalt wir sind! schrie der Schiffer, indem er in das Boot herabsprang. Dies war aber auf eine so hastige und unvorsichtige Weise geschehen, daß das Boot zu schwanken

begann und in Folge dessen Gertrude, welche soeben auf Thomas zuspringen wollte, das Gleichgewicht verlor und ins Wasser fiel. Sie versank sofort und kam erst in einiger Entfernung vom Boote, indem sie einen markdurchbebenden Angstschrei ausstieß, wieder zum Vorschein.

Gott will sie züchtigen; sagte Thomas, indem er sich gegen seinen Sohn wendete, während dieser nach der Stelle ruderte, wo Gertrude aufgetaucht war.

Nochmals ertönte ihr klägliches Hülfsgeschrei; aber es war, als wenn eine unsichtbare Hand sie in die Tiefe zöge. Denn obwohl ihr der Schiffer schon so nahe war, daß er sie mit seiner Hand fast erreichen konnte, und obwohl auch der alte Thomas fast mit eigener Lebensgefahr sich über das Boot lehnte, um seinem Sohne im Rettungswerke beizustehen, verschwand die Unglückliche dennoch vor ihren Augen in das Wellengrab.

Es blieb unheimlich still; sie suchten wohl eine Stunde lang; nicht einmal den Leichnam des von Gott getroffenen Weibes schienen die Wellen wieder herausgeben zu wollen.

Obwohl der Schiffer eben keine große Liebe zu seinem Weibe hatte, so schien ihn doch ihr unerwarteter, plötzlicher Tod mit Grausen zu erfüllen. Er stieg ans Land, um wo möglich noch mehr Leute herbeizuholen und die Nachforschungen fortzusetzen. Während dessen

fuhr Thomas fort, stromabwärts zu rudern. Plötzlich sah er einen dunklen Gegenstand vor sich her schwimmen, es gelang ihm, denselben zu erfassen und aufs Boot zu ziehen.

Es war Gertrudens Leichnam.

Bald darauf kam der Schiffer zurück. Zwei Beamte folgten ihm in einiger Entfernung. Thomas rief ihm schon von Weitem zu:

Ich habe sie gefunden!

Hier ist die Leiche Deines Weibes; fuhr er fort, als sein Sohn ins Boot gestiegen war, Gottes Gericht hat sie getroffen. Ich habe sie aus dem Wasser geholt, aber es ist zu spät. Sie wollte mir Böses thun; Gott hat gerichtet. Wenn Du kannst, dann bessere Dich. Unthat bringt nimmer gute Frucht; die gerechte Strafe wird Dich früher oder später ereilen. Jetzt begrabe Dein Weib, ich will alles vergessen, was zwischen uns bis heute vorgefallen ist. Verlasse den bösen Pfad, auf dem Du wandelst! Ich habe Euch Alles hingegeben, um es Euch möglich zu machen, daß Ihr ehrlich bleiben solltet. Ich habe lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen, nein, ich wollte es nicht glauben. Aber ich weiß Alles. Ich habe mehr gesehen, als ich sehen wollte. Ich hatte mir vorgenommen, wenn es mich auch mein Leben kosten würde, noch einmal als Vater mit Euch zu sprechen, deshalb folgte ich Deinem Weibe,

obwohl ich an ihren Worten zweifelte. Sie hat den Lohn ihrer Schlechtigkeiten dahin. Mein Zorn gegen sie ist von mir gewichen, sie steht jetzt vor einem bessern und weisern Richter. Noch einmal, begrabe Dein Weib und bessere Dich!

Ich will's mir überlegen, was Ihr da eben gesprochen habt; sagte der Schiffer finster.

Thomas stieg ans Land.

Bessere Dich! Bessere Dich! Thue es nicht um meinetwillen, sondern um Deinet- und Gotteswillen! rief Thomas noch einmal und entfernte sich dann.

Am folgenden Tage konnte man unter den amtlichen Nachrichten des Intelligenzblattes lesen:

„Die Frau eines Schiffers verunglückte, als sie von einem Boote auf ihren Kahn steigen wollte, wobei sie ins Wasser fiel und ertrank. Ihr Leichnam wurde später von ihrem Manne aufgefunden."

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Fünfter Band.

Die gnädige Frau.

Fünfter Theil.

Leipzig,
Gustav J. Burfürst.
1867.

Uebersetzungsrecht vorbehalten

Der Autor.

Erstes Kapitel.

Graf Rokus.

Louise lag im Boudoir ihrer schönen Villa, die ihr der Prinz geschenkt, auf schwellender Ottomane und las einen Brief von Jacobs, dessen wichtigster Inhalt wie folgt lautete:

Der Frau von Eicke geht es wieder sehr traurig; all' das Geld, welches Sie ihr gesandt haben, war wie ein Tropfen auf heißem Stein. Bei der letzten Summe, die ich ihr in Ihrem Namen einhändigte, sagte ich ihr, daß sie nun auf keine Unterstützung von Ihnen mehr rechnen dürfe; sie möge sparsam sein. Aber diese Ermahnung hat nicht das Geringste gefruchtet. Nun ist sie wieder am Bettelstab, ihre Gläubiger werden unangenehm. Sie wollte zu Ihnen reisen, ich aber sagte ihr, daß Sie in der Schweiz wären, und gab ihr ganz unbefangen Ihre, natürlich falsche Adresse. Gestern war sie dreimal

bei mir; ich habe mich verleugnen lassen, weil ich ihrer ewigen Bettelei müde bin. Auch Herrn von Kinski geht es jämmerlich schlecht. Er ist in einen schlimmen Handel verwickelt. Vor einiger Zeit nämlich wurde ein altes Weib, eine gewisse Harmsen, als Hehlerin festgenommen. Unter den gestohlenen Sachen, die man in ihrer Spelunke fand, soll sich nun auch eine goldene Schnupftabaksdose befunden haben, als deren Eigenthümer sich unser Freund Rabe bei der Polizei meldete. Nun aber behauptet die Harmsen, daß ihr diese Dose von Herrn von Kinski verpfändet worden sei. Auf diese Weise kam Kinski's Name in diese unsaubere und mysteriöse Geschichte mit hinein. — Nun komme ich zu dem interessantesten Theile meines Briefes, zu unserm theuren Freunde. Marquardchen lebt wie immer in bescheidener Stille und scharrt geräuschlos sein Geld zusammen. Ich sinne Tag und Nacht darüber nach, wie ihm beizukommen ist, denn bluten muß er. Das habe ich mir fest vorgenommen. Ich werde es nie vergessen, wie er uns überlistet hat. Thut als wenn er verreist wäre der Fuchs und sitzt ruhig in Berlin, läßt mich für sich arbeiten und die Angelegenheit mit Ihnen und dem Prinzen in Ordnung bringen, und schießt in einem Augenblick auf Sie los, wo

Sie ihn tausend Meilen weit zum Teufel gewünscht hätten. Der Prinz hat sich wahrhaftig nobel genug gezeigt und Sie ihm theuer abgekauft. Auf diese Weise hat der Schlaumeier doch seinen Willen bekommen. Ich habe mich mit dem verrückten Thomas in Verbindung gesetzt. Vielleicht ist doch an der Geschichte von wegen Steffen etwas Wahres. Daß Ihre Tante noch immer von meinen Heirathsanträgen nichts wissen will, sich aber sonst sehr wohl befindet, und daß Monsieur Alfred wieder gänzlich hergestellt ist und jetzt mehr als je nach dem Fenster hinüberblinzelt, wo die Blumen stehen, welche Sie mit Ihren hübschen Händen alltäglich begossen haben, das habe ich Ihnen bereits geschrieben. Damit schließe ich für heute, und küsse Sie im Geiste, mein schönes Puppchen, mit der Bitte, mir recht hold zu bleiben, der ich Sie lieben werde als Bruder, Vater, Sohn, Mutter, Schwester, Tante und — Prinz.

Ihr gnädigster Jacobs,

Gutsbesitzer in spe.

P. S. Ich rathe Ihnen, die Frau von Eiche ganzlich fallen zu lassen. Sie kann einen Brunnen ausschöpfen und hundert Prinzen in einem Jahre blutarm machen. Ich höre ungeheuerliche Dinge

von ihr. So soll sie wegen einer Equipage in Unterhandlung gestanden haben und beabsichtigt jetzt, Ihnen nachzureisen. Um alles in der Welt lassen Sie sich nicht mehr mit ihr ein. Es ist an dieser Frau nichts verloren. Sie rast.

D. O.

P. S. Nr. 2.

Ich muß den Brief noch einmal öffnen, um Ihnen noch eine Neuigkeit mitzutheilen. Soeben höre ich, daß auch der alte Thomas abgeholt worden ist. Er soll der Harmsen nach deren Aussage ebenfalls einige Sachen verkauft haben, die notorisch gestohlen sind. Das ist fatal! — —

Einige Tage nach Empfang dieses Briefes reiste Louise nach Karlsbad, wo sie mit dem größten Glanze auftrat.

Zur selben Zeit hatte der Prinz vom Grafen Rokus einen Brief erhalten, in welchem er von diesem an seine Wette erinnert wurde. Der Graf drang darauf, ihm den Zeitpunkt zu bestimmen, bis zu welchem ihre Wette gelten sollte; falls aber der Prinz sie fallen lassen wollte, erklärte er sich damit einverstanden.

Der Prinz schrieb zurück:

„Sie werden wissen, lieber Graf, daß ich ein weibliches Herz gefunden habe, das mich, ich baue darauf, meiner selbst willen liebt. Sie kennen

meine Dame, für deren Treue ich Alles, was mein ist, einsetze. Zweifeln Sie? — Dann mögen Sie den Gegenstand unserer Wette als gefunden betrachten."

Der Graf antwortete:

„Mein Prinz, wohlan, es gilt!"

Und einige Tage später war Graf Rokus ebenfalls in Karlsbad.

An einem schönen Morgen, ungefähr am fünften Tage ihres dortigen Aufenthaltes, trat ein Mann auf Louise zu, welcher wie Vulkan lahmte und sicher nicht hübscher als dieser war.

Ei, das ist ja charmant; sagte er, nun habe ich keine Furcht mehr, hier allzusehr gelangweilt zu werden. Jetzt wird mir der Aufenthalt noch einmal so interessant.

Doch nicht etwa durch mich? fragte Louise lachend.

Nur durch Sie. Ich habe mich hier so sehr gelangweilt, daß ich schon entschlossen war, wieder abzureisen

Seit wann sind Sie denn hier, mein lieber Graf? fragte Louise erstaunt.

Nun, seit einer Stunde.

Und klagen schon über Langeweile?

Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, haben Sie unter all' den Damen schon eine bemerkt, in welche man sich aufrichtig verlieben könnte?

Das ist also Ihr ganzer Kummer! rief Louise la-

chend aus, Sie wollen sich verlieben? Das ist in der That ein triftiger Grund für eine Badereise.

Ich hatte mir fest vorgenommen, entgegnete der Graf, mich binnen spätestens vier Wochen zu verlieben, und ich glaubte, daß es mir eben nicht sehr sauer gemacht werden würde. Aber ist es nicht seltsam? — Seitdem ich mir's vorgenommen habe, mich zu verlieben, hat mich eine wahre Apathie befallen. Statt mich zu verlieben, bin ich ein Weiberhasser geworden.

Das ist in der That seltsam; entgegnete Louise.

Und doch hat es seinen guten Grund; fuhr der Graf fort.

Die Damen sind vielleicht nicht sehr passionirt für Sie; fiel Louise lächelnd ein.

Sehr schmeichelhaft, meine Liebenswürdige; entgegnete der Graf, nein, das ist es nicht. Ich bin durchaus nicht eitel, aber ich könnte Ihnen versichern, wenn ich darüber reden wollte, daß ich bei den Damen stets viel Glück gehabt habe. Weshalb, das weiß ich selbst nicht. Daß ich nicht schön bin, das sagt mir der Spiegel; ich habe sogar ein Gebrechen, ich bin ein ganz infam häßlicher Kerl, und wenn ich ein Weib wäre, ich würde nie im Stande sein, glaub' ich, mich in einen Mann, wie ich bin, zu verlieben.

Ein offenes Geständniß; sagte Louise.

Es wäre eine Thorheit, wenn ich ein Geheimniß

aus meinem Gesicht machen wollte; entgegnete der Graf, sieht es nicht Jedermann?

Aber vielleicht mit anderen Augen, als Sie selbst.

Nein, ich glaube kaum; häßlich kann nie schön sein.

Aber wer sagt Ihnen denn, daß wir Frauen uns stets nur von der äußeren Schönheit eines Mannes in unseren Neigungen bestimmen lassen?

Nein, das will ich gar nicht behaupten, ich müßte dann leugnen, daß es geistreiche Frauen giebt; aber dies Alles ist der Grund nicht, warum es mir so schwer wird, mich zu verlieben. Schelten Sie mich arrogant, ich werde es Ihnen gewiß nicht verargen — aber ich finde kein Weib, das meinen Anforderungen entspricht, und seitdem ich mich wirklich verlieben will, finde ich keines, das meinem Ideal nur nahe kommt. — Ich finde mit einem Worte kein Weib, das mich an seinen Triumphwagen zu ketten vermöchte.

Nun freilich, so rasch geht das nicht.

Ich fürchte, daß es nie der Fall sein wird.

Sie fürchten?

Aber sehen Sie denn nicht, daß ich schon bei Jahren bin, daß ich nicht mehr der Thorheit fähig bin, mich zu verlieben, wenn ich keine Gegenliebe zu erlangen vermag? An unfruchtbaren Experimenten würde ich mich nicht mehr ermüden.

Das heißt mit andern Worten, man soll Ihnen entgegenkommen.

Das meine ich nicht; wenn ich das Weib gefunden habe, das mich zu fesseln vermochte, würde ich ganz gewiß mit einem offenen Liebesgeständnisse hervortreten, und wenn ich eine Antwort erhalte, die mir gefällt, d. h. bestimmt und unzweideutig, dann bin ich mit Leib und Seele der Sklave meiner Angebeteten. Aber, wie gesagt, ich fürchte, daß sich keine Schöne finden wird, die mich so hinzureißen vermöchte.

Nun, vielleicht doch; suchen Sie.

Hier?

Hier oder anderswo.

Hier wäre nur ein Weib, für das ich mich interessiren könnte, aber dieses eine Weib ist für mich verloren.

Ei warum?

Weil sie schon die Geliebte eines Andern ist.

Aber wissen Sie auch, ob dieser Andere geliebt wird?

Ja, ich glaube.

Sie glauben? Sie müssen sich Gewißheit verschaffen.

Ich fürchte diese Gewißheit.

Ein Mann wie Sie, sich fürchten!

Ja, eben ein Mann wie ich fürchtet sich vor Enttäuschungen.

Nun, ich will für Sie handeln.

Sie?

Der Graf lachte laut auf.

Warum lachen Sie?

Wenn Sie wußten warum, — Sie würden auch lachen.

Lassen Sie hören.

Ein ander Mal.

Aufschub? Das ist nicht artig.

Nur allzuartig, meine Schöne; wissen Sie denn, wer die Dame ist, die ich meine?

Nein, wie soll ich das errathen?

Kurz und gut —

Nun, kurz und gut?

Sie sind es!

Ich?

Jetzt lachte Louise laut auf.

Sehen Sie! — Ich sagte ja, Sie würden lachen; — und weil ich nun einmal dabei bin — so lassen Sie mich gleich mein Schicksal wissen. — Sie lieben den Prinzen, nicht wahr?

Ja!

Dann wollen wir von andern Dingen reden; fuhr der Graf fort, das Gespräch, welches wir soeben mit einander geführt haben, ist vergessen.

Der Graf ging nun auf die unbefangenste Weise zu einem andern Gegenstand über. Er entwickelte eine solche Liebenswürdigkeit auf der Promenade, die er in Louisens

Gesellschaft machte, daß diese wenigen Stunden ihr wie ein Traum vorübergingen, und sie mußte sich gestehen, daß sie noch niemals mit einem geistreicheren Manne gesprochen hatte.

Es vergingen acht Tage; der Graf war tagtäglich einige Stunden mit Louisen zusammen, er entfaltete immer mehr sein großes geselliges Talent. Kein Wort, keine Sylbe verrieth, daß er irgend eine Empfindung für das hübsche Weib im Busen trug, er überschritt die Grenze der Galanterie nicht um eine Linie. Louise fand dies sehr bewundernswerth, es war originell, seltsam, neu; — die Gesellschaft des Grafen wurde ihr mit jedem Tage mehr zum Bedürfniß, und im Umgange mit dem geistreichen Manne begannen ihr die Briefe des Prinzen schaal zu erscheinen.

Wie finden Sie den Prinzen? fragte sie eines Tages den Grafen.

Sie fragen mich? Sie kennen ihn besser als ich; entgegnete der Graf.

Nein, im Gegentheil; mein Urtheil über ihn ist ganz gewiß befangen.

Ich finde ihn sehr liebenswürdig; versetzte der Graf mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, und Sie?

Ich auch; versetzte Louise lächelnd, so lange er mir treu ist.

Er wird es sein, so lange Sie es sind.

Daran zweifele ich sehr.

Sie thun dem Prinzen unrecht; — ich glaube er liebt Sie innig und leidenschaftlich.

Ja, gegenwärtig.

Nun freilich, für alle Zeiten liebt kein Mann.

Kein Mann? — Das wäre schlimm; dann müßten alle Ehen unglücklich sein.

Nicht alle, aber viele sind es in der That; und es würde noch schlimmer damit stehen, wenn die Gewohnheit nicht oft die Liebe ersetzte.

Freilich; entgegnete Louise, ich glaube auch, daß der Prinz mich nicht immer, — vielleicht nur sehr kurze Zeit lieben wird.

Sie irren!

Nein, gewiß nicht; der Prinz ist leidenschaftlich und die leidenschaftlichen Männer sind unbeständig.

Ich wünsche, daß die Zeit Sie Lügen strafen möge.

Sie wünschen das?

Zu Ihrem Besten; denn was wollten Sie beginnen, wenn der Prinz aufhörte, Sie zu lieben, während Sie in Ihrer Neigung zu ihm beharrlich blieben?

Nein, das würde ich nicht, ich suchte mir sofort einen andern Gegenstand.

Das wäre doppelt schmerzhaft für mich; sagte der Graf, dem Prinzen weiche ich gern, weil er mein Freund

ist: Sie in dem Besitz eines Anderen zu sehen, würde mich betrüben.

Sie werden dieses Unglück mit stoischem Gleichmuth zu tragen wissen; entgegnete Louise, indem sie den Grafen leise auf die Achseln schlug, und das Gespräch wurde abermals abgebrochen.

Einige Tage später erschien der Graf sehr früh bei Louisen.

Zu ihrer Verwunderung war er ganz reisefertig angekleidet.

Was ist das? fragte Louise erstaunt.

Ich komme, um von Ihnen Abschied zu nehmen; entgegnete der Graf.

Wie? Sie wollen fort? — das ist recht schlecht von Ihnen. Ich werde mich, wenn Sie fort sind, zu Tode langweilen.

Ich muß fort; sagte der Graf, das muß ganz eigenthümlich betonend.

Wer zwingt Sie?

Sie!

Ich? — Das ist ja mehr als wunderlich!

Ihre Nähe ist für mich gefährlich, ich kann nicht länger bei Ihnen verweilen.

Wenn Sie keinen andern Grund für Ihre Abreise haben, dann befehle ich Ihnen, zu bleiben.

Sie befehlen! — Sie wissen nicht, was Sie thun

Ich nehme alle Folgen auf mich.

Das hieße, mir ein zwiefaches Leid auferlegen.

Sie bleiben wenigstens so lange, lieber Graf, bis mein Prinz kommt; also noch vier bis fünf Tage. Ich bitte Sie darum.

Sie begehen eine Tyrannei, indem Sie mich bitten; denn ich kann, ich darf Ihren Wunsch nicht erfüllen; je schneller ich Sie vergesse, göttliche Louise, desto besser für mich!

Lieber Graf, Sie thun wirklich, als fürchteten Sie sich vor mir. Seien Sie ganz unbesorgt, Sie werden völlig unversehrt von hier fortkommen. Bleiben Sie wenigstens noch zwei Tage. Ich langweile mich sonst zu Tode. Also abgemacht.

Der Graf ließ sich überreden und versprach zu bleiben. Sie machten jetzt eine gemeinschaftliche Promenade. Der Graf war liebenswürdiger und geistreicher als je.

Louise war ungemein heiter und angeregt, sie kam aus dem Lachen gar nicht heraus; aber plötzlich erbleichte sie und wurde still und ernst.

Was ist Ihnen, gnädige Frau? fragte der Graf.

O, nichts! versetzte diese, indem sie wieder zu lachen versuchte, sehen Sie, der junge Mann, der soeben vorüberging —

Und von Ihrer Schönheit so betroffen schien, daß

er noch jetzt wie an den Boden angewachsen dasteht und sich fortwährend nach Ihnen umsieht —

Nun, es ist ein alter Bekannter.

Oder vielmehr ein junger: fiel der Graf lächelnd ein. Er sieht sehr traurig aus.

Nun; er wollte sich erschießen.

Ihretwegen? — Das kann ich ihm nicht verdenken.

Glücklicher Weise wurde er wieder hergestellt, und sucht hier wahrscheinlich vollständige Genesung.

Aber Sie werden seine Wunden wieder aufreißen, Sie werden ihn tödten. Er steht noch immer da.

Kommen Sie rasch, lieber Graf; der Mensch ist mir unausstehlich.

Sie Grausame!

Louise schritt rasch vorwärts, und einige Minuten später hatte sie ihre frühere Laune wieder. Sie amüsirte sich an der Seite des Grafen „göttlich," wie sie sagte.

Aber der Tag der Trennung kam heran; Louise sah den Grafen mit großem Bedauern scheiden, aber sie vermochte ihn nicht länger zurückzuhalten. Er versprach ihr jedoch, sie später zu besuchen.

Kaum war der Graf gegangen, als Louisen der Besuch des Herrn Alfred Jaques gemeldet wurde, und ehe sie eine Antwort geben konnte, stand der junge Mann schon vor ihr.

Mein Gott, was wollen Sie? rief Louise, indem sie sich erhob. Warum verfolgen Sie mich? Ich sollte meinen, daß wir Beide hinlänglich Ursache haben, uns gegenseitig zu vergessen.

Louise; sagte Alfred mit dumpfer Stimme, ich kann und werde Sie nicht vergessen; aber ich komme nicht, um mich Ihnen hier aufzudrängen, um Sie an mich zu erinnern. Ich will nichts, als Ihnen sagen, daß ich den barmherzigen Engel kenne, der mich vom Verderben gerettet hat. Louise, ich komme nur um Ihnen zu danken und — zu verzeihen.

Sie haben mir durchaus nichts zu verdanken und eben so wenig etwas zu verzeihen; entgegnete Louise, aber ich würde ihnen sehr dankbar sein, Herr Jacques, wenn Sie mich so schleunig wie möglich verlassen wollten. Ich erwarte jeden Augenblick meinen Mann.

Sie erwarten Ihren Mann? versetzte Alfred mit dumpfer Stimme. Es ist nicht wahr, Louise, es ist nicht wahr! O, ich weiß Alles! Es ist nicht Ihr Gatte, den Sie erwarten — es ist ein Prinz!

Nun, ich glaube doch nicht, Ihnen Rechenschaft geben zu müssen; sagte Louise, indem sie sich erzürnt erhob, ich glaube nicht, daß wir jemals so mit einander standen, daß Sie das Recht hätten, meinen Schritten nachzuspüren.

Louise; versetzte Alfred, ich beanspruche nichts, denn

Sie haben mich längst aus meinem Himmel gerissen. Um Ihretwillen habe ich meine Carriere verscherzt, meinen guten Namen geschändet. Aber ich mache Ihnen deshalb keine Vorwürfe. Sie haben mich entwaffnet. Die sinnige und so äußerst zarte Theilnahme, die Sie mir während meiner Krankheit bewiesen, giebt mir ein Recht, wieder an Ihr Herz, an Ihre Liebe zu glauben. Ich weiß, daß Sie jetzt nicht glücklich sind, daß Sie einen Menschen geheirathet haben, den Sie niemals werden lieben können. Diesem Gatten — und das verarge ich Ihnen nicht — sind Sie untreu geworden und haben sich zur Puppe eines Prinzen hingegeben. Er wird mit Ihnen spielen, so lange Sie ihm Zeitvertreib machen, und dann stehen Sie in der Welt vereinsamt, verunehrt: das traurigste Schicksal steht Ihnen bevor.

Und welches Loos vermag mir Herr Alfred Jacques zu bieten? fragte Louise spöttisch.

Alfred schwieg eine Weile, dann aber begann er mit leiser Stimme:

Welches Loos ich Ihnen zu bieten vermag, Louise? — Ich weiß es nicht. Ich hatte den redlichsten Willen, Sie glücklich zu machen, aber das Glück steht nicht immer dem guten Willen zur Seite. Aber ich biete Ihnen ein Herz, welches warm für Sie schlägt, welches Sie wahrhaft und innig liebt. Lassen Sie uns Hand in Hand Europa verlassen. Ihr Gemahl wird Sie

nicht zurück halten; — will er es, so überlassen Sie es mir, die Flucht glücklich auszuführen. Kommen Sie mit mir, Louise, in das Land, wo wir Beide, fremd und unbekannt, ein neues Leben beginnen können. Ich will für Sie arbeiten, Louise, ich will für Sie tagelöhnern, wenn es sein muß; nur bleiben Sie an meiner Seite, kommen Sie mit mir, werden Sie die meine!

Sie sind ein Schwärmer; entgegnete Louise, aber ein bösartiger Schwärmer. Ich habe Ihnen schon erklärt, daß ich keine Sympathie für Sie habe.

O, Sie verleugnen sich! fiel Alfred ein.

Herr, es ist wahr! Ich habe nicht die geringste Sympathie für Sie! Ich würde niemals ein Verhältniß mit Ihnen angeknüpft haben, wenn es mir nicht Spaß gemacht hätte, mit Ihnen zu spielen, wie Sie mit Andern gespielt haben. Haben Sie noch kein Herz gebrochen? Haben Sie Anspruch auf treue felsenfeste Liebe? Sie sagen, meine Theilnahme habe Ihnen ein Recht gegeben, an meine Liebe zu glauben. Meine Theilnahme? Ich versichere es Ihnen hiermit nochmals aufs Feierlichste, daß ich mich, seitdem ich Sie zum letzten Male gesehen, nicht im geringsten um Sie bekümmert habe!

Sie wollen Ihr besseres Selbst durchaus verleugnen! rief Alfred.

Nein, und hundertmal nein! rief Louise, ich rede

vollkommene Wahrheit. Einen Augenblick, ich gestehe es, beschlich eine gewisse Theilnahme für Sie mein Herz. Es war, als ich Sie von der Stube meiner Tante aus bleich, abgezehrt und elend am Fenster sitzen sah; als ich fast glaubte, Marquard habe mich belogen, und Sie wollten sich an jenem Abende aus Liebesverzweiflung das Leben nehmen. Aber später erfuhr ich, daß Marquard mich nicht belogen hatte. Sie haben die Ihnen anvertraute Kasse mit schlechten, leichtfertigen Dirnen durchgebracht, mein Herr, und Sie wollten sich tödten, um der Schande zu entgehen. Mag die Welt mich leichtfertig nennen, ich will mich nicht besser machen, als ich bin; aber ich werde mich nie einem Manne hingeben können, vor dem ich keine Achtung hegen kann. Gehen Sie in Gottes Namen, wohin Sie wollen. Sie sind noch jung; Sie können sich wieder aufraffen; Sie werden eine Gattin finden, die Sie liebt — ich liebe Sie nicht! Mir sind Sie eine durchaus gleichgültige Person, und ich schwöre es Ihnen, wenn Ihnen Wohlthaten erwiesen worden sind, so müssen Sie nach einer andern Quelle suchen, denn ich bin völlig unschuldig an allem Guten, was Ihnen während Ihrer Krankheit bewiesen worden ist.

Schwören Sie nicht; sagte Alfred mit dumpfer Stimme, ich glaube Ihnen, obwohl ich nicht zu errathen vermag, welchem Engel ich meine Rettung zu verdanken

habe. Sie waren es nicht, ich erkenne es wohl, Sie konnten es nicht sein. Aber ich werde es zur Aufgabe meines Lebens machen, ihn zu finden — ich werde ihn finden. Leben Sie wohl! —

Alfred ging.

Wenige Minuten später lag der Prinz zu Louisens Füßen.

Zweites Kapitel.

In der Stadtvogtei.

Laßt uns jetzt einen flüchtigen Blick in das finstere, unheimliche Gebäude am Molkenmarkte werfen, wo das Leben seine Rechte an Sonne, Luft und Freiheit verloren hat, und wo das Gesetz, — welches hier in der Staatslivrée mit rothen oder blauen Kragen, in Frack oder mit Büttelstock und Handschelle, als allergnädigster oder allerunbarmherzigster Herr, seine absolute Herrschaft ausübt, — vielleicht nicht weniger Sünden auf dem Gewissen hat, als die ihm wehrlos Verfallenen.

Der unglückliche Thomas saß, nur auf die Beschuldigungen der selbst verdächtigen und in Haft genommenen Schwarzen hin, schon eine hübsche Reihe von Wochen in Untersuchungshaft. Die Herren Untersuchungsrichter

und Inquirenten wußten nicht recht, was sie aus dem alten Manne machen sollten: einen Narren oder einen Verbrecher; einen Verrückten oder einen Heuchler; einen Betrogenen oder einen Betrüger.

Leider kam die Präsumtion des Schlimmern, die Theorie, welche die preußische Polizeipraxis zu der ihren gemacht hat, auch bei Thomas in Anwendung, zumal dessen Aussagen in der That etwas seltsam und höchst romanhaft klangen, und man in seiner Wohnung nicht nur verschiedene verdächtige Schlossergeräthschaften und Werkzeuge, sondern auch einen in der Küche versteckten Beutel mit Geld gefunden hatte, welcher den Nachforschungen des Blinden und der Schwarzen entgangen war.

Woher dieses so verdächtig versteckte Geld? fragte natürlich der Untersuchungsrichter, und Thomas antwortete ehrlich, woher er es genommrn hatte.

Nun wurde die Schwarze deshalb befragt, und diese, welche den ehrlichen Erwerb des Geldes nicht nachzuweisen vermochte, leugnete beharrlich die Thatsache, das Geld im Garten hinter ihrer Wohnung vergraben zu haben. Der alte Thomas, sagte sie, sei ein ganz abscheulicher Spitzbube und Dieb; und ebenso sei seine Nichte, die Detlow, ein stolzes aufgeblasenes Ding, die ewig Frauenzimmer bei sich habe und den Alten gewiß bei seinen Gaunereien unterstütze, denn von ihrer Nähterei könne sie nicht so flott und lustig leben.

Arme Emma! Welch ein Unglück in den bösen Leumund eines solchen Weibes zu kommen!

Es war ein Glück für Thomas, daß es einen Zeugen gab, welcher die Wahrheit seiner Aussage bestätigte; dieser Zeuge war der Blinde.

Scharf ins Verhör genommen, gestand er endlich, was er wußte, und nun konnte man an der Aussage des alten Mannes nicht mehr zweifeln, zumal dessen bisherige gänzliche Unbescholtenheit ihm doch einige Glaubwürdigkeit selbst den verfänglichsten Indicien gegenüber, geben mußte.

Nun wurden unter der Hand auch über Emmas Führung und Lebensweise Erkundigungen eingezogen; und es war abermals ein Glück für den alten Thomas, daß Emmas Hauswirth ein unbefangenes und verständiges Urtheil abzugeben vermochte. Dennoch wurde Emma nach dem Molkenmarkt beschieden.

Auch diesen Wermuthstrank sollte die unglückliche Frau noch kosten; seitdem sie das Schicksal ihres Onkels erfahren hatte, lebte sie in der größten Angst und Besorgniß.

Als Thomas nämlich sich mehrere Tage bei ihr nicht hatte sehen lassen, war sie unruhig geworden, und Runkelchen hatte ihr versprochen, sich nach dem alten Manne umzusehen. Der arme Zwerg war wie niedergedonnert, als er von Thomas' Nachbarn die entsetzliche Mittei-

lung vernahm. Er eilte nach der Stadtvogtei, um sich von der Wahrheit dieser Mittheilung, die er nicht glauben wollte, zu überzeugen und als er nach langem Hin- und Herfragen die traurige Gewißheit erlangte, ging er trübselig von dannen.

Als er aber zu der armen Detlow eintrat, vermochte er kein Wort hervorzubringen, und es währte einige Zeit, bis er sich mühsam verständlich machte. Emma erbleichte; aber es war einem Gottesurtheile gleich, als Alwine und Agnes zu gleicher Zeit ausriefen:

Es ist nicht wahr! Es ist eine Lüge! Der alte Mann ist fälschlich angeklagt! Der gute Thomas ist kein Dieb!

Die beiden Mädchen stürzten zu Emma hin, welche starr wie eine Bildsäule dasaß. Es währte lange, bis ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft machte, und sie verzweiflungsvoll ausrief:

O, Gott, meine Ahnung!

Die beiden Mädchen suchten die schwergeprüfte Frau zu trösten, aber Emma weinte bitterlich; sie theilte nicht den guten Glauben ihrer Trösterinnen.

Ich fürchte, der arme Mann hat sich von seinem frommen Eifer, guten Menschen Gutes zu thun, zu weit hinreißen lassen! schluchzte sie. Ich fürchte, mein armer Onkel ist vor dem Gesetze nicht ganz schuldlos!

Und nun erzählte Emma, wie seltsam ihr in der

letzten Zeit das Benehmen des alten Thomas vorgekommen war. Ich fürchte; sagte sie, daß sich der arme Mann den Verlust seines Vermögens, in Folge dessen er nichts für meinen Mann zu thun vermochte, allzusehr zu Herzen genommen, und daß sein Verstand gelitten hat. Ich muß sofort nach der Stadtvogtei hin, um seine Richter hierüber aufzuklären.

Runkelchen erbot sich, Emma zu begleiten. Aber es war nicht so leicht, den Beamten aufzufinden, der die Untersuchungssache gegen Thomas in Händen hatte; erst nach einem fast einstündigen Aufenthalte in der Stadtvogtei, kam Emma mit dem Bescheide nach Hause, daß sie in dieser Sache bald eine Vorladung erhalten würde.

Mit Thomas zu sprechen, war ihr nicht gestattet worden.

Aber es vergingen Wochen, ehe Emma eine Vorladung erhielt; und als sie endlich vor dem Verhörsrichter erschien und ihm in schlichter, aufrichtiger Weise Auskunft über Thomas gab, selbst da wurde ihr noch nicht gestattet, ihn mit einem Worte des Trostes und der Theilnahme aufzurichten.

Dumpf in sich hineinbrütend, saß der bedauernswerthe alte Mann in seiner Zelle: er dachte voll Wehmuth an Emma und die armen Kinder, an seine Mündel Agnes

und an die Trauer, in welche diese hülflosen und guten Menschen durch sein Schicksal wiederum versetzt waren.

Und dann dachte er daran, daß der Schurke Marquard, der die Wittwen und Waisen beraubt hatte, triumphirte, während er, der ehrliche Mann, wie ein gemeiner Verbrecher im Gefängnisse schmachten mußte; und verzweiflungsvoll streckte er die Arme gen Himmel empor und forderte Gerechtigkeit von oben.

Es wurde dunkel und immer mehr versank der unglückliche Greis in seine finsteren, zornigen Gedanken; es war Zeit zum Schlafengehen und der Gefängnißwärter trat in die Zelle. Der alte Mann erhob sich, und vom Zorne übermannt rief er aus:

Warum läßt man die Schurken frei herumlaufen? Warum sperrt man hier nicht die Spitzbuben ein, welche ein falsches Spiel mit der Gerechtigkeit und dem Gesetze treiben, welche von Blut und Thränen leben, und die Ehre rechtlicher Menschen zerfetzen? Warum sperrt man diese nicht ein?

Der Aufseher trat an den alten Thomas heran, und indem er ihm einen Schlag auf den Nacken versetzte, rief er mit donnernder Stimme:

Wißt Ihr nicht, daß man hier das Maul halten muß? Habt Ihr Lust auf dem Fuchs zu reiten?

Thomas sah den Aufseher mit seinen großen Augen ruhig an und sagte dann mit zorniger Stimme:

Dessen Herz überströmt, dessen Zunge kann nicht schweigen! Gott will's nicht — Gott kann's nicht wollen. Eure Gerechtigkeit ist Stümperei! Ich bin hier kraft der Gewalt, nicht kraft des Rechtes! Möge Gott denen die Augen öffnen, welche über Menschen zu richten haben. Aber wenn ich hier reden könnte, wie ich wollte, ich würde all' den Leuten, welche hier im Gefängnisse schmachten, sagen: Weint, klagt, laßt Eure Schmerzen laut werden, damit ich erkenne, wo Recht und wo Falschheit ist!

Ihr sollt das Maul halten! donnerte der Aufseher abermals, Ihr werdet Euren Lohn für Eure lose Zunge schon bekommen!

Thut mit mir, was Ihr wollt; entgegnete Thomas, der sich erhob, aber ich will jetzt reden! Meine Rede wird mir nützlicher sein, als mein Schweigen. Ja, ich will mit Euch von draußen reden, wo es den Bösewichtern so wohl ergeht!

Der alte Thomas sprach nicht weiter; der Aufseher packte ihn beim Kragen, zerrte ihn aus der Zelle heraus und stieß ihn in eine finstere Lattenzelle hinein.

Es war wieder ruhig geworden zwischen den Mauern, wo todtes Leben sein trauriges, eintöniges Dasein hinschleppt. Draußen schlug die Uhr, und die Glocken begannen zu tönen und läuteten zum Sonntage. Alles was lebte, gesund und frei war, athmete auf unter dem

Gefühle, von der wöchentlichen Frohnerei auf einen Tag erlöst zu sein.

Die Glockentöne drangen bis an Thomas' Ohr, und er hob in seiner schwarzen finstern Zelle die Hände empor, indem er betete:

Herr Gott! gieb, daß Gerechtigkeit auf Erden walte!

Es wurde dem alten Mann so wehe um's Herz, er sank ermattet zusammen. In seinem Kopfe tauchten wirre, phantastische Bilder auf; es war ihm zu Muthe, als wollte er sterben, und plötzlich befiel ihn eine erdrückende Angst, der Schweiß träufelte ihm von der Stirn herab. Er hätte laut um Hülfe rufen mögen; umsonst versuchte er es mit seinen zitternden Füßen zu stampfen, um ein draußen vernehmbares Geräusch zu machen — er sank nieder, seine Augen schlossen sich, seine Hände, sein Gesicht färbten sich blau, und am folgenden Morgen fand der Beamte den alten Mann am Boden liegend, wie es schien, mit dem Tode ringend.

Drittes Kapitel.

Ein drohendes Gespenst.

Während Thomas also verlassen in der finsteren Zelle der Stadtvogtei dalag, hatte sich in der Wohnung

seiner Nichte eine nicht weniger trübselige Scene begeben.

Versunken in ihren Schmerz und trauernd um das Elend, welches das Geschick ihr auferlegt, ging Emma noch einmal das Buch ihrer Vergangenheit durch.

Alwine und Agnes waren beschäftigt. So wehe es ihnen auch ums Herz war, sie durften die Hände nicht müßig in den Schooß legen; so gleichgültig ihnen auch das Leben in diesem Augenblick sein mochte, sie lebten und mußten für ihre Existenz arbeiten.

Mehr als je dachte Alwine in diesem Augenblicke an ihre Mutter, welche sie seit jenem Morgen, an welchem sie ihr Haus verließ, nicht wieder gesehen hatte. Von ihrer jetzigen traurigen Lage hatten sie keine Ahnung.

Es kommt im Leben ja so oft vor, daß, wenn man sich im Geiste mit Personen beschäftigt, diese sich plötzlich bei uns einfinden, und so ging es jetzt auch Alwinen. Es wurde geklingelt, Alwine ging hinaus und sah mit nicht geringer Ueberraschung ihre Mutter vor sich stehen.

Frau von Esche war soeben abermals von ihrem Hauswirthe vor die Thür gesetzt worden; alle ihre Hülfsquellen waren versiegt; Louise befand sich noch immer im Bade; Herr von Rinski war unsichtbar geworden und konnte selbst von der Polizei nicht aufgefunden werden, die schon längere Zeit nach ihm suchte.

Von den andern Freunden der gnädigen Frau wollte auch Niemand etwas von ihr wissen, da sie in Aller Augen als Schwindlerin dastand.

So weit war es also mit dieser eitlen und thörichten Frau gekommen, daß sie bei ihrer mißhandelten Tochter jetzt eine Zuflucht suchen mußte, aber selbst in dieser traurigen Lage, vermochte sie nicht ihren Haß gegen Alwine zu unterdrücken.

Ich muß doch einmal sehen, wo Du steckst; sagte sie höhnisch, wo Du Dich eingenistet hast. Wahrlich ein hübscher Aufenthalt für die Tochter der Frau von Esche. Drei Treppen hoch im Hofe! Diese Frau dort ist wohl die Wirthin? Nun, es mag ein einträgliches Geschäft sein, junge Mädchen bei sich aufzunehmen. Sie sollte nur auf hübschere Gesichter sehen. Ich glaubte immer, daß meine Tochter für ein solches Geschäft zu häßlich wäre.

Emmas bleiches Gesicht wurde feuerroth, als sie diese Worte hörte. Alwine zitterte.

Sie wollen mich auch jetzt noch verfolgen; sagte sie mit schwankender Stimme, auch diese so bescheidene Zuflucht wollen Sie mir nicht gönnen! Sie haben mich um die schönsten Tage meiner Jugend gebracht; Sie haben mir den Morgen meines Lebens verbittert; Sie haben mit Wermuth mein trostloses Dasein getränkt! — Und selbst jetzt noch, da ich das mütterliche Haus,

diese heilige Zufluchtsstatte eines Kindes, Gott weiß es, mit welchen Empfindungen verlassen habe, hören Sie nicht auf, mich zu kränken und tragen Ihre unnatürliche Tyrannei bis unter dieses bescheidene und friedliche Dach! — Wohlan, Mutter, ich sage es Ihnen jetzt, daß ich mich nicht mehr als Ihre Tochter betrachte, und daß ich vor Ihnen fliehen werde, so weit mich die geringen Mittel, die ich besitze, nur immer zu bringen vermögen.

Alwine schwieg, aber ihre Brust arbeitete heftig; das sonst so ruhige Mädchen befand sich in einer fieberhaften Aufregung.

Du besitzest Mittel; sagte Frau von Esche, nun das ist ja schon! Es freut mich, wenn Du erwerbsfähig bist, es ist dies mehr, als ich Dir zugetraut habe. Du besitzest also Mittel, um so besser, dann ist uns ja Beiden geholfen, denn ich besitze nichts, gar nichts! Ich habe Hunger, Alwine! Gieb mir Etwas zu essen; aber etwas Vernünftiges, etwas Gutes! Ich habe Lust, ein Glas Wein zu trinken, und etwas Caviar zu essen. Nun, was siehst Du mich so an? Ich dächte, es kann Dich nicht befremden, mich in einem solchen Zustande zu sehen. Bist Du doch Schuld daran. Ich habe Dir ja Alles vorgestellt. Ich habe es Dir gesagt, daß Du durch Deine Weigerung, den Rentier Rabe zu heirathen, mich in die größte Noth stürzen würdest.

Seit Deiner Flucht war ich dem größten Elende preisgegeben. Alle meine Sachen sind mir abgepfändet worden; ich bin exmittirt! Selbst vom Schuldenmachen kann ich nicht mehr leben. Ich habe, wie gesagt, kein Obdach mehr, und ich frage Dich nun, ob Du mich in dieser elenden Lage verlassen, ob Du es sehen willst, daß ich von Haus zu Haus betteln gehe? Aber nein, davor behüte mich Gott! Es giebt noch Mittel, solcher Schande aus dem Wege zu gehen. Die Frau von Esche wird zu sterben wissen. Auf Dein Haupt komme die Schmach meines Todes!

Mit diesen Worten warf sich die Gnädige aufs Sopha, schloß die Augen und stöhnte: Ach, Parfum! Ich ersticke!

Alwine sprang ihrer Mutter bei, obwohl sie an dergleichen Anfälle bei ihr gewöhnt war. Agnes eilte nach der Apotheke; auch Emma war in voller Thätigkeit.

Endlich schlug Frau von Esche die Augen wieder auf und begehrte Limonade. Dann verlangte sie zu essen; Alwine brachte Semmel und Sardellen.

Emma hatte sich bereit erklärt, die gnädige Frau vorläufig bei sich zu behalten; Alwine nahm seufzend dies Anerbieten an. Sie kannte ihre Mutter: dennoch war sie froh, ihr eine Zuflucht bieten zu können.

Die Gnädige that, als verstände sich dies von selbst. Sie ließ sich gehen, als befände sie sich zu Hause, von

ihrer Dienerschaft umgeben. Als Runkelchen kam, gab sie ihm eine Menge Aufträge, wobei sie erklärte, er möge sich von ihrer Tochter Geld geben lassen. Runkelchen sah sein gnädiges Fräulein traurig an. Aber Alwine erklärte ihrer Mutter sehr entschieden, daß sie für das Nothwendige, so weit ihre bescheidenen Verdienste reichten, nach Kräften sorgen würde, daß aber von Luxusausgaben nicht die Rede sein könne.

O, ich wußte es wohl; rief die Gnädige die Nase rümpfend, wie entsetzlich es für mich sein würde, von Deiner Gnade leben zu müssen!

Für die unglückliche Alwine begann nun wiederum ein Leben voller Qual, denn sie wurde ganz so, wie früher, von ihrer Mutter tyrannisirt. Emma war hierüber empört, aber Alwine zeigte eine himmlische Geduld; sie wußte ja, daß ihre Mutter jetzt ohne ihren Beistand verloren sein würde, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß die anspruchsvolle Frau sich wohl endlich in ihre dürftigen Verhältnisse finden würde.

Doch vergeblich war Alwinens Engelsgeduld, vergeblich alle ihre Aufopferung. Das arme Mädchen wurde zur Verzweiflung getrieben. Es war, als wenn mit ihrer Mutter der Fluch ins Haus gekommen wäre. Die sonst so fleißigen Hände ruhten, die Arbeit ging nicht mehr von Statten, es herrschte eine Unruhe, eine Unordnung im Hause, welche hemmend und lähmend auf

die sonst so regsam schaffenden Hände wirkte. Dazu kam noch das Unglück des alten Thomas, der aus seiner Haft noch immer nicht entlassen war, und sich in der Krankenstation der Stadtvogtei befand.

In diesen schweren Tagen bekam Emma eine polizeiliche Vorladung. Mit pochendem Herzen leistete sie derselben Folge. Es wurde ihr eröffnet, daß der Zustand des alten Thomas sehr bedenklich, und daß man daher jetzt nicht mehr abgeneigt sei, auf ihren Wunsch, den sie früher geäußert, einzugehen und den kranken Mann ihrer Pflege zu überlassen.

Emma zauderte nicht einen Augenblick, ihre Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben; allerdings mußte sie nun Alwine bitten, ihre Mutter aus ihrer Wohnung fortzuschaffen, da die bescheidene Räumlichkeit nicht mehr für Alle ausreichen würde. So lieb Emma aber auch die unglückliche Alwine gewonnen hatte, so würde ihr doch auch ohne diesen Zwischenfall nichts anderes übrig geblieben sein, als sich von ihr zu trennen, denn sie hatte das Benehmen der gnädigen Frau, von der sie wie eine Magd behandelt wurde, nicht länger ertragen können.

Um den kranken Thomas vor allen nachtheiligen Folgen, welche das Gebahren der Frau v. Esche auf ihn ausuben konnte, zu schützen, eilte sie nach Hause und setzte Alwine von ihrem Vorhaben in Kenntniß

Das unglückliche Mädchen hatte bereits selbst daran gedacht und in aller Stille eine Wohnung für ihre Mutter gemiethet; sie traf nun sofort ihre Anstalten, Emmas Wohnung zu verlassen.

Nun beeilte sich Emma, den armen Thomas zu holen; sie fuhr entsetzt zusammen, als sie ihn jetzt wieder sah. Welch' eine Veränderung war mit dem alten Manne in dieser kurzen Zeit, seit welcher sie ihn nicht gesehen, vorgegangen. Sein Gesicht war gänzlich eingefallen, seine Augen waren noch einmal so groß und stier wie früher; seine sonst so kräftige Gestalt war völlig zusammengeschrumpft. Der Kummer, seiner Nichte nicht mehr zur Seite stehen zu können; der Grimm von Marquards Bestrafung abstehen zu müssen; die Behandlung, welche er in der Stadtvogtei erduldet, wo er wie ein überführter Verbrecher gehalten wurde, — alles dieses hatte den alten Mann während der kurzen Zeit seiner Haft um ein Jahrzehnt altern lassen und, wie es schien, an den Rand des Grabes gebracht.

Als er Emma sah, vermochte er kein Wort hervorzubringen; er stierte sie lange mit seinen großen Augen an, dann erhob er sich mühsam und wurde von dem Krankenwärter und Runkelchen in die Droschke gebracht.

Als der kranke Mann aber in Emmas Wohnung war, und Annchen zu ihm heransprang, verklärte sich plötzlich sein Blick, das stiere Aussehen verlor sich, er

legte seine Rechte auf des Kindes Köpfchen und murmelte: Gott segne Dich! Gott segne Dich!

Dann rief er seine Nichte und die beiden Mädchen an sein Bette, segnete auch sie und fügte mit schwacher Stimme hinzu: Gott weiß es, was ich wollte, doch er ist ein besserer Vater der Wittwen und Waisen, als es irgend ein Mensch, und wäre es der beste und mächtigste, zu sein vermag. Ich war vermessen. Ich wollte etwas sein, wozu mir die Macht und die Kraft gebrach. Weint nicht um mich, wenn ich sterbe. Ich empfehle Euch Gottes Schutz und Gnade, der Herr wird mit Euch sein. Verzweifelt nicht! —

Nach diesen abgebrochenen Sätzen, die Thomas nur mühsam hervorbrachte, wandte er sich um und sank in einen tiefen Schlaf. Emma blieb an seinem Bette sitzen. Die beiden Mädchen verließen die Stube. Es herrschte die größte Ruhe. Frau von Esche war bereits ausgezogen; Alwine nahm nun ebenfalls Abschied von Emma. Es war eine rührende Scene. Wie weibevoll waren ihre Thränen; welch eine Welt von Schmerz, Entsagung und Liebe lag darin! —

Drittes Kapitel.

Wiedersehen.

Fräulein Rademacher und Ida saßen wie gewöhnlich, arbeitend und plaudernd, beisammen; es konnte nichts Gemüthlicheres geben als die Unterhaltung der beiden seelenverwandten Freundinnen.

Selbst Mine, die böse Katze, hatte sich sogar mit Ida befreundet und knurrte behäbig neben ihr. Das Thier hatte es eingesehen, daß Ida, statt ihm die Gunst des Fräuleins zu rauben, vielmehr ihre eigene Liebe auf dieses neidische vierbeinige Geschöpf übertrug, und es pflegen und seine Portionen verdoppeln half. Trotzdem konnte das böse Thier nicht unterlassen, das Mädchen dann und wann recht tückisch anzusehen, jedoch mehr aus Gewohnheit, als aus wirklich schlimmer Absicht.

In diesem Augenblick meldete das Mädchen, daß draußen ein junger Herr sei, welcher Fräulein Rademacher ganz allein zu sprechen wünsche.

Fräulein Rademacher ging hinaus und erschrak nicht wenig, als sie den jungen Mann mit dem Christuskopfe vor sich sah, von dem sie geträumt hatte, und der sich ihr als Harry Marquard zu erkennen gab.

So gefaßt Fräulein Rademacher auch sonst sein mochte, jetzt hatte sie alle Fassung verloren, sie stand sprachlos da.

Wenn ich, wie ich hoffe, recht unterrichtet bin; sagte Harry mit der größten Ungezwungenheit, hat meine Schwester Ida das Glück, unter Ihrer freundlichen Obhut zu stehen. Sie zu sehen, mich von ihrem Wohlergehen, von ihrem Glücke zu überzeugen, sie an mein Herz zu drücken, wenn sie — und ich vermag nicht daran zu zweifeln — noch dieselbe ist, welche sie war, als ich sie verließ — das ist der Zweck, weshalb ich komme.

Fräulein Rademacher hatte sich von ihrer Ueberraschung erholt, und indem sie ihr großes dunkles Auge auf Harry heftete, sagte sie:

Treten Sie ein. Ich werde sogleich wieder zu Ihnen zurückkehren.

Mit diesen Worten ließ sie Harry in ihr bestes Zimmer treten und kehrte dann zu Ida zurück. Nicht mit einer Miene verrieth sie, was in ihrem Innern vorging.

Ida; sagte sie, es ist ein fremder Herr da, mit dem ich wahrscheinlich eine längere Unterredung haben werde. Später mehr davon. Laß Dir indessen die Zeit nicht lang werden.

Sie küßte das Mädchen und ging hinaus.

Als Fräulein Rademacher nun wieder zu Harry eintrat, setzte sie sich ihm gegenüber und sah ihn eine Zeit lang schweigend an.

Harry that ein Gleiches in Bezug auf sie.

Mein Herr; sagte sie dann, wenn Sie Ihre Schwester sehen wollen, das mag une will ich Ihnen nicht wehren; aber ich muß Ihnen zuvor sagen, daß es nur einmal geschehen wird und nicht wieder; und Sie werden mir Ihr Versprechen geben, daß Sie sich um Ihre Schwester nicht mehr bekümmern wollen.

Harry wurde über und über roth.

Ich hoffe; entgegnete er entrüstet, daß ich es nur den Schlüssen, die Sie etwa von dem Charakter meines Bruders auf mich ziehen, zu danken habe, daß Sie mir einen solchen Antrag zu machen wagen. Was aber meine Schwester anbetrifft, die Sie, ich weiß noch nicht aus welchem Grunde, mir vorenthalten wollen, so erkläre ich hiermit, daß ich sie zur Stelle fortan unter meine Obhut nehme.

Unter Ihre Obhut? sagte das Fräulein und sah den jungen Mann ernst und feierlich an, unter Ihre Obhut, sagen Sie? — Mein Herr, haben Sie ein Recht, auf Ihre brüderliche Liebe zu pochen? Sie wollen die Schwester unter Ihre Obhut nehmen, die Sie jämmerlich verlassen haben? — Ihre Schwester ist mein, und sie wird bei mir bleiben!

Harry sah das Fräulein erstaunt an. Sein Zorn verschwand, seine gereizte Stimmung legte sich, sein Auge wurde feucht.

Ich habe meine Schwester nicht verlassen; sagte er, und das kann meine Schwester nicht gesagt haben, nein, Ida hat es nicht gesagt. Sie hat nie gelogen, sie kann nicht lügen, sie konnte es nie. Ich ließ sie, als ich ging, unter dem Schutze meines älteren Bruders zurück, und obwohl ich wußte, daß dieser nicht allzu brüderlich gesinnt war, glaubte ich dennoch, daß er den Bruder nicht so ganz verleugnen würde, wie er es leider gethan hat. Es war ein Irrthum meinerseits; ich kann nichts dafür. Ich ging, nicht um mich meiner Bruderpflicht zu entledigen, nein, ich ging, um mein Brod zu suchen. Ich glaubte, meine Schester ihrem guten Genius überlassen zu dürfen, ich kannte sie zu gut, und ich glaube fest, daß ich ihr nicht zu viel zugetraut habe.

Nein, gewiß nicht; entgegnete die Rademacher, ihr haben Sie nicht zu viel zugetraut, aber sich selbst, mein Herr! Ida hat mehr geleistet, als man von einem schwachen Mädchen verlangen darf. Aber Sie durften nicht glauben, daß die Männer eben so edel, eben so großmüthig wie wir Frauen seien. Sie gehören dem Geschlechte an, welches sich das Recht anmaßt, schlechter sein zu dürfen, als wir; und Ida hat mir angeloben müssen, mit keinem Mann, wer es auch sei, in einen freundschaftlichen Verkehr zu treten, und Sie sind ebenso wenig ausgenommen, wie jeder Andere.

Ich weiß es nicht; sagte Harry, ob Ihnen das Recht

zusteht, also mit mir zu reden; ich glaube nicht, daß die Wohlthaten, welche Sie meiner Schwester gespendet haben mögen, diese von ihrer schwesterlichen Liebe zu mir entbinden können. Uebrigens laß ich meine Schwester mir nicht nehmen, ich werde mit ihr nach England reisen, und — wenn Sie in der That meine Schwester so innig lieben, wie es den Anschein hat, — dann ist Alles, was ich Ihnen gestatten kann, uns nach England zu folgen, und ich werde es mir dann zur freudigsten Pflicht machen, Ihnen meine Dankbarkeit für die Güte, welche Sie meiner Schwester bewiesen haben, nach Kräften zu beweisen.

Sie wollen Ihre Schwester mit nach England nehmen? entgegnete das Fräulein, und worauf ist Ihre Existenz begründet, daß Sie das arme Mädchen, welches bei mir vollkommen sorgenfrei lebt, seiner glücklichen Lage entreißen wollen?

Hoffentlich wird meine Schwester mit mir einverstanden sein; versetzte Harry, daß man, um glücklich zu sein, nur sehr wenigs bedarf, um unglücklich zu sein — sehr viel. Das, was wir bei bescheidenen Ansprüchen bedürfen, um sorgenlos zu leben, das werde und kann ich meiner Schwester gewähren — und das genügt.

Nein; fiel Fräulein Rademacher ein, ich protestire, das genügt Ihrer Schwester nicht. Sie hat das Bedürfniß, Gutes zu thun. Es genügt ihr nicht, glücklich zu sein

für sich, sie will auch Andere beglücken. Sie ist weit entfernt von jenem behaglichen, genügsamen Egoismus, welcher von der Bescheidenheit lebt und zufrieden ist, nur zu existiren. — „Ich habe ihr die Mittel gewährt, ihrem Hange, wohlzuthun, Folge leisten zu können. „Ida wird nie glücklich sein, wenn sie nichts mehr in dieser Welt zu thun hat, als sich zu sättigen und ihre Kleider zu flicken.

„Ich sehe in der That; versetzte Harry mit bewegter Stimme, daß meine Schwester in guten Händen ist, und ich hoffe, wir werden uns verständigen. „Ich riskire nichts bei Ihnen, ich erkenne es. So überlassen Sie es denn einem anderen Augenblicke, daß wir unsern Streit ausfechten. Sie werden meine Schwester nicht von meinem Herzen reißen wollen, ich will nichts, als sie glücklich wissen; so lassen Sie mich denn „Ida sehen, entziehen Sie ihr und mir die Freude des Wiedersehens nicht länger.

Harry hatte die Hand der Rademacher ergriffen und diese stand einen Augenblick nachdenklich da. Sie schien etwas zu überlegen. Dann ging sie hinaus, und wenige Minuten später flog Ida mit einem Schrei der Freude in Harrys Arme.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Eine ganze Stunde sprachen die Geschwister mit

einander. In dieser Stunde erfuhr Harry Alles, was Ida auf dem Herzen hatte. Sie verschwieg ihrem Bruder nichts.

Harry hörte in tiefster Bewegung Idas Erzählung an.

Als sie vollendet hatte, entstand eine lange, feierliche Pause.

Dann ergriff Harry Idas Hand und fragte:

Liebst Du ihn noch immer, meine Schwester?

Mein Bruder; sagte Ida, er war der erste Mann, den ich liebte, der erste Mann, der jene beseligenden Gefühle in meinem Busen wachrief, die mich so unaussprechlich glücklich machten — und so schlecht er auch gegen mich gehandelt haben mag — ich habe ihm Alles verziehen — mein Herz spricht noch immer für ihn.

Du würdest ihm also Deine Hand reichen können, wenn er reuig zu Dir zurückkehrte?

Wenn er reuig zurückkehrte; sagte Ida, und in ihren Augen glänzte eine Thräne, wenn er durch die Schule des Unglücks, die er durchgemacht, geläutert zu mir zurückkehrte; wenn er sein besseres Selbst wieder gefunden hätte; wenn er zur Erkenntniß gekommen wäre, daß er mich verkannt hat; wenn er die Thatkraft zum Guten in dem Maße hätte, ein neues Leben zu beginnen, und die Schmach, die jetzt an seinem Namen haftet, männlich wieder gut zu machen — dann würde ich ihn lieben

heiß und innig wie ehemals, als den Vater meines Kindes, das im Grabe ruht.

Und wenn dies Alles nicht ist? fragte Harry.

Dann werde ich um ihn weinen und trauern mein Leben lang!

Du würdest keinem andern braven Manne Deine Hand geben können?

Niemals!

Du hast Recht; sagte Harry tief bewegt, ein ächtes Weib kann nur einmal lieben.

Wenn Alfred; fuhr Ida fort, noch so viel Herz, noch so viel Seelenadel und Männlichkeit besitzt, wie ich ihm zutraue, dann wird er nicht untergehen, dann wird er sich von seinem Falle erheben, dann kehrt er zurück zu mir.

Gott möge Deine Hoffnung in Erfüllung gehen lassen; versetzte Harry gerührt, und nun Ida, bist Du nicht begierig, meine Geschichte zu vernehmen?

O, wie sehr! entgegnete Ida. Aber ich möchte, daß Du nun zu uns ins andere Zimmer hinein kommst. Meine Freundin wird doch auch wohl Deine Geschichte hören können?

Gewiß, ich denke sogar in ihren Augen sehr dadurch zu gewinnen. Und darum ist mir sehr zu thun. Ich sah es ihr auf den ersten Augenblick an, daß sie ein seltenes und seltsames Weib ist. Es versteht sich wohl

von selbst, daß ich sie liebe und verehre und als meine beste Freundin und Schwester nächst Dir betrachte.

Sie traten nun Beide zu Fräulein Rademacher hinein. Das Fräulein saß auf dem Sopha und las.

Wir haben uns bereits verständigt; sagte Ida, mein Bruder weiß, was Sie mir sind, und wird mich nicht von Ihrer Seite reißen. Ich habe meinen Bruder gebeten uns zu erzählen, wie es ihm bisher ergangen ist; es wird Ihnen gewiß Vergnügen gewähren, seine Erlebnisse kennen zu lernen.

Gewiß, versetzte Fräulein Rademacher; doch ehe Sie zu erzählen beginnen, will ich Ihnen, Herr Marquard, eine Zeichnung zeigen, die ich zur Erinnerung an einen seltsamen Traum entworfen habe; und ich will Sie fragen, ob Sie sich vielleicht jemals in einer solchen Lage befunden haben?

Mit diesen Worten holte Fräulein Rademacher eine Zeichnung herbei, welche Ida nie gesehen hatte; aber diese schrie laut auf, als sie das Bild sah, und Harry selbst stand sprachlos und betroffen da.

Die Zeichnung stellte nämlich einen jungen Mann dar, welcher mit Harry die auffallendste Aehnlichkeit hatte. Er lag, mit dem Rücken an einem kahlen, eingeschneiten Baum gelehnt, schlummernd da. Der Todesengel schien ihn in seinem gefährlichen Schlafe zu umschweben.

Mein Gott; rief Harry aus, wie kommen Sie dazu? Das Bild ist Wahrheit! Ermüdet von einem weiten Gange, wollte ich mich ein wenig ausruhen, es war mitten im Winter und hatte stark gefroren, meine Neigung zum Schlafe war unwiderstehlich, einige Minuten später wäre ich sicher eine erstarrte Leiche gewesen; aber ein zufällig des Weges kommender Mann rettete mich.

O, nun müssen wir doch wohl an überirdische Einflüsse und an unsere Beziehungen mit dem Geisterreiche glauben! rief Fräulein Rademacher aus. Erinnerst Du Dich noch, Ida, als ich eines Morgens, laut aufschreiend, erwachte und Dir dann mein Traumbild erzählte? Ich hatte Deinen Bruder ganz genau in dieser Situation gesehen; es war als rief mich eine Stimme, ihn aufzurütteln und zu wecken. Ich mochte Dir den Traum nicht erzählen, um Dich nicht zu ängstigen; aber ich entwarf, als Du schliefst, diese Scene, um sie nie aus dem Gedächtniß zu verlieren.

Und was nicht minder wunderbar war; nahm Harry wieder das Wort, mein Retter war ein Landsmann, den die traurigsten Verhältnisse gezwungen hatten, Weib und Kinder zu verlassen und sein Glück in fremdem Lande zu suchen. Seine Baarschaft war ihm gestohlen worden, und er irrte, als er mich fand, verzweiflungsvoll und planlos umher. Es gelang mir, ihm die Mittel zur Reise nach Amerika zu verschaffen, und hoffentlich geht

es ihm jetzt gut. Ich werde natürlich seine Familie hier aufsuchen, ich habe doppelte Verpflichtung gegen sie. Doch ich werde ja Alles gleich ausführlich erzählen.

Harrys Erzählung währte lange. Wie es ihm im Anfange sehr traurig ergangen, wie er aber im Vertrauen auf Gott, seinen redlichen Willen und seine Kenntnisse muthig gegen sein Schicksal angekämpft, endlich eine einträgliche Stelle in einer Schule erhalten und dann, fortwährend vom Glücke begünstigt, sich ein anständiges Einkommen errungen hatte, dies Alles berichtete er ausführlich und gewissenhaft. Es war ein rührender Moment, als Harry, nachdem er seine Geschichte beendet hatte, sich erhob. Ida ruhte weinend an seinem Halse, als wollte sie ihn nimmer wieder lassen. Auch Fräulein Rademacher war sehr bewegt, und als Harry spät am Abend sie verlassen hatte, fiel Ida ihrer Freundin in die Arme und sagte in tiefer Bewegung:

O, wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mich einem solchen Bruder erhalten haben!

Zwölftes Kapitel.

Geld oder Leben.

Marquard war, wie gewöhnlich, wenn er zu Hause war, in seinem Comptoir beschäftigt. Es herrschte laut-

lose Ruhe in seiner Wohnung; Niemand als er selbst befand sich darin; seit Louise ihn verlassen hatte, lebte er wieder als Junggeselle. Das Dienstmädchen war abgeschafft, die Prunkgemächer waren geschlossen, des Morgens kam die Aufwärterin, die Comptoirdienste versah ein Laufbursche.

Marquard rechnete und zahlte wie immer. Eine Summe von nicht weniger als sechszig Tausend Thalern in Papierwerthen lag vor ihm. Die vergelbte Schwarzwälderin, welche kaum wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt worden war, und die schwarze Kalenderziffer, welche wieder ihren unglückseligen, fatalen Strich sehen ließ, schienen mit ihrem Herrn und Meister wie immer zu sympathisiren.

Es war beinahe zehn Uhr.

In diesem Moment wurde geklingelt.

Marquard wußte, daß noch Jemand zu ihm kommen mußte, dessen Wechsel fällig war, und welcher das Geld bis gegen Abend zu bringen versprochen hatte. Es war allerdings schon später, — aber dergleichen Fälle waren bei ihm nicht ungewöhnlich. Arme, ehrliche Handwerker, welche mit Mühe und Noth das Geld zusammengeholt, kamen oft so spät, um ihre Reputation und ihren Credit zu retten und Proteste zu vermeiden.

Aber es war nicht der erwartete Schuldner, sondern Herr von Rinsli.

Obwohl Marquard den Polen sofort erkannte, wich er doch einige Schritte vor ihm zurück. Der Mensch sah so verwildert aus, daß ihm auf offener Straße gewiß Jedermann ausgewichen wäre; auch Marquard hätte ihn sicher nicht in seine Wohnung hineingelassen, wenn er nicht schon drinnen gewesen wäre; denn von Rinski war so rasch eingetreten, daß Marquard nichts mehr thun konnte, als ihn nach der Ursache seines Besuches zu fragen.

Ich bin nicht gewohnt mich im Corridor zu unterhalten; versetzte v. Rinski, führen Sie mich in Ihr Comptoir, dort werde ich Ihnen sagen, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin.

Und mit diesen Worten trat der Pole ohne Umstände ins Comptoir. Marquard folgte ihm rasch, denn sein Geldschrank stand geöffnet da, und obwohl er hinter den Zahltisch trat und sich nach einer Waffe umsah, fragte er doch scheinbar ganz ruhig:

Nun, was wollen Sie?

Ich weiß nicht, ob Sie erfahren haben, wie es mit mir steht; entgegnete v. Rinski, nun, ich werde es Ihnen mit wenigen Worten sagen: äußerst schlecht, verzweifelt! Ich bin daher entschlossen, durch Ihre Hülfe aus meiner verzweifelten Lage heraus zu kommen, oder — Sie zu ermorden.

Marquard erbleichte; aber er lachte laut auf. Doch nur mit meiner gefälligen Erlaubniß; sagte er höhnisch.

Sie werden es mir wohl erlauben müssen; entgegnete der Pole, denn ich bin ganz resignirt, wie Sie sehen. Ich fürchte mich vor nichts und bin auf das Aeußerste vorbereitet. Verzichten Sie also auf jeden Widerstand. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich Alles in meinen Calcül gezogen habe. Bei dem geringsten Versuche, den Sie machen würden, um Hülfe herbeizurufen — hier sehen Sie! — —

Mit diesen Worten griff von Rinski in seine Brust; Marquard sah ein Messer blitzen.

Es ist haarscharf; sagte der Pole, und sehen Sie hierher!

Marquard konnte jetzt auch den Lauf einer Pistole erkennen.

Und was wollen Sie nun von mir? fragte Marquard, alle seine Kaltblütigkeit zusammen nehmend.

Ich mache eine mäßige Forderung. Sie geben mir fünfhundert Thaler, dann werde ich Sie nie mehr belästigen. Morgen bin ich in Hamburg, übermorgen auf dem Wege nach Amerika.

Das ist sehr rasch; versetzte Marquard spöttisch.

Es ist Alles vorbereitet, die Legitimation habe ich bereits — ich muß fort. Ich bin in eine unangenehme Geschichte verwickelt. Ich mache kein Hehl daraus, denn

Sie sollen erkennen, wie verzweifelt meine Lage ist. Wenn ich in Berlin bleibe, wird eine Untersuchung wegen Diebstahls gegen mich eingeleitet werden. Es handelt sich um eine Lappalie, um eine goldene Dose. Ich war gerade in einer sehr großen Verlegenheit und nahm das Ding dem verdammten Rabe fort. Aber ich versetzte die Dose nur und hatte die beste Absicht, sie ihm wieder zu geben.

Natürlich erst dann, wenn Sie einen Andern bestohlen haben würden.

Seien Sie still! Es kann Ihnen schlimm bekommen, meine Wuth zu reizen. Sie treiben den Diebstahl freilich im Großen; gegen Sie bin ich ein elender Stümper ein erbärmlicher Wicht. An einer Schnupftabaksdose haben Sie sich noch nie vergriffen, Sie haben mit einem Griff gleich Tausende genommen. Doch das kümmert mich nichts. — Geben Sie mir fünfhundert Thaler und bestehlen Sie meinetwegen den lieben Herrgott.

Und worauf hin verlangen Sie dieses Geld von mir? fragte Marquard.

Worauf hin? Ich verlange es, weil ich es brauche, und weil ich weiß, daß Sie es haben, und weil ich sonst Niemanden kenne, an den ich mich wenden könnte.

Sie sind allerdings in einer verzweifelten Lage; sagte Marquard, und obwohl ich nicht die geringste Furcht

vor Ihnen habe, nicht die geringste — wiederholte Marquard gedehnt, so bin ich doch nicht abgeneigt, Ihnen zu helfen. Ich will Ihnen zweihundert Thaler geben, aber mehr keinen Deut. Sehen Sie dann, wie Sie glücklich von hier fortkommen. Wollen Sie aber mehr von mir erpressen, dann werde ich mich meiner Haut gegen Sie so gut ich kann wehren.

Obwohl Marquard noch immer seinen Gleichmuth zu bewahren suchte, so sah er sich doch mit einem sehr besorgten Blicke um; er schien es mit seinen zweihundert Thalern keineswegs ernst zu meinen.

Sie geben mir fünfhundert Thaler, sagte v. Kinski entschlossen, ich nehme nicht weniger.

Aber ich gebe nicht mehr; versetzte Marquard ebenso entschlossen.

Ist es Ihr letztes Wort? fragte v. Kinski.

Sie wissen, daß ich nicht viel Federlesens mache.

Gut, sagte v. Kinski und zog sein Pistol hervor.

Marquard sah den Polen durchdringend an, wandte aber bald den Blick von dessen drohenden Augen ab.

Spannen Sie den Hahn nicht zu straff; sagte er dann, übereilen Sie nicht, ich spreche als Freund zu Ihnen. Ich weiß doch, daß Sie weder mich niederstechen, noch sich erschießen werden; ich erkläre Ihnen fest und bestimmt, daß ich nicht mehr als zweihundert

Thaler gebe. Nun schießen Sie, nun stechen Sie, hier bin ich!

Marquard, sagte v. Minski, ich habe nicht viel Zeit zu verlieren; nur noch einige Minuten gebe ich Ihnen Bedenkzeit. Ich werde Sie allerdings weder niederschießen noch niederstechen. Diese Waffen sind im äußersten Falle nur für mich. Für Sie habe ich dieselben nicht nöthig. Ich erwürge Sie. In einer Minute ist es abgethan. Entschließen Sie sich also rasch.

Marquard zitterte vor Wuth.

Sie haben sich das sehr hübsch ausgemalt, sagte er, doch wir haben, glaub' ich, Schaffotte in Preußen; übrigens sehe ich jetzt ein, daß Sie betrunken sind.

Der Pole versetzte nichts; er legte plötzlich seine Hände um Marquards Hals. Diese Bewegung war so rasch geschehen, daß Marquard nicht Zeit hatte, auch nur die geringste Anstrengung zu seiner Vertheidigung zu machen.

Ich frage Sie noch einmal, sagte v. Minski, ob Sie meinem Begehr willfahren wollen? Ich denke, ein Leben, wie Sie es führen können, ist fünfhundert Thaler werth.

Marquard schnappte nach Luft, als ihn der Pole wieder los ließ.

Sie sind ein Bandit, schrie er, Sie sind ein ganz nichtswürdiger Räuber!

Aber kein solcher Schelm wie Sie, entgegnete der

Pole. Also keine Flausen. Wenn Ihre Kehle zum zweiten Male unter meine Finger kommt, lasse ich sie nicht wieder fahren.

Marquard hatte sich jetzt ganz genugend davon überzeugt, daß von Kinski wirklich zum Äußersten entschlossen war, aber eben so fest entschlossen war auch er, dem Polen nicht einen Pfennig zu geben. Aber seine Lage wurde mit jedem Augenblick gefährlicher; es mußte gleich zehn schlagen, dann schloß der Nachtwächter das Haus, und von Kinski wollte sich gewiß nicht einschließen lassen. Wer hatte ihn jetzt gehindert, Marquard niederzustechen, sich seines ganzen Kassenbestandes bemächtigen und zu entfliehen?

Was konnte es dann ihm, dem Gemordeten, noch nützen, wenn auch sein Mörder das Schaffott besteigen mußte?

Diese Gedanken gingen blitzschnell durch Marquards Kopf; nur eine List schien ihn vor dem verzweifelten Menschen retten zu können.

Hören Sie v. Kinski; sagte er, ich sehe wohl, daß Ihre Lage verzweiflungsvoll sein muß; es sei denn. Hier, kommen Sie her; ich werde Ihnen die verlangte Summe geben.

Marquard nahm ein Bäckchen Papiergeld in die Hand und legte es auf den Tisch, in der Erwartung,

daß von Rinski zahlen würde; aber dieser rührte das Geld nicht an.

Zählen Sie selbst; sagte er zu Marquard.

Dieser begann zu zählen, als er bei vierhundert hielt, hörte er den Nachtwächter die Thür schließen. Marquard wurde noch blasser, als er bisher war, aber er zählte ruhig weiter; er schien seiner Wuth und seiner Angst vollständig Herr geworden zu sein.

Fünfhundert! sagte er jetzt. So haben nun Ihren Willen. Jetzt gehen Sie mit Gott. Ich muß mich allerdings bei Ihnen bedanken, daß ich so billig wegkomme. Warten Sie, ich muß Ihnen das Haus aufschließen.

Marquard nahm den Hausschlüssel; in demselben Moment aber, in welchem v. Rinski über die Schwelle des Corridors getreten war, schlug Marquard die Thür zu. Er war jetzt drinnen in seiner Wohnung, der Pole draußen. Ins Comptoir stürzen, das Fenster öffnen, mit brüllender Stimme um Hülfe schreien, war die Sache eines Momentes.

Es wurde lebendig auf der Straße und im Hause; an Marquards Thür wurde gepocht; es waren Leute aus dem Hause; Marquard stürzte hinaus, um den Polen suchen zu helfen. Endlich kamen auch der Nachtwächter und einige Schutzleute herbei. Jeder Winkel

im Hause wurde durchsucht, aber v. Kinski war nirgends zu finden.

Plötzlich fiel es Marquard ein, daß er im Eifer, des Polen habhaft zu werden, denn Corridor zu verschließen unterlassen hatte. Er eilte in seine Wohnung zurück, aber Entsetzen ergriff ihn, als er in sein Comptoir treten wollte und die Thür geschlossen fand. Er wußte, daß er sie ebenfalls nicht zugeschlossen hatte, der Schlüssel mußte ja von drinnen im Schlüsselloche stecken. Auf sein Geschrei kamen die Hausbewohner herbei; die Thür wurde gewaltsam geöffnet — ein brandichter Geruch drang ihnen entgegen — das Licht war auf dem Tische umgefallen oder umgeworfen — sämmtliches Papiergeld zu Asche verkohlt — das Fenster geöffnet —

Marquard stand wie versteinert da.

Die Nemesis hatte ihn erreicht.

Sechstes Kapitel.

Die Flucht.

Während Marquard die Treppe hinuntergestürzt war, weil er glaubte, daß von Kinski sich in den Hof

geflüchtet habe, war dieser vom Boden heruntergekommen, in die offene Wohnung und ins Comptoir eingedrungen. Er schloß die Thür von innen und setzte sich dann mit der größten Kaltblütigkeit die Pistole vor die Stirn.

Es geht also zu Ende mit mir; sagte er, es ist gut, daß ich darauf vorbereitet bin. Mein Leben ist nichts mehr werth.

Er wollte losdrücken.

Aber halt! rief er dann aus. Ich Thor. Bald wäre ich wie der erbärmlichste Stumper aus der Welt gegangen: ich habe es in meiner Gewalt, mich zu rächen und vergesse es beinahe.

Er trat an den Geldschrank, in welchem sich die Geldpapiere und die Geschäftsbücher befanden und zündete Alles an. Die Flamme schlug hell auf; aber dieselbe helle Flamme beleuchtete plötzlich das Fenster und zeigte ihm einen Rettungsweg. Schnell entschlossen öffnete er es, sprang in den Garten hinab, kam glücklich auf dem Erdboden an, schwang sich über eine niedrige Planke und rannte vorwärts.

Da aber hallte plötzlich der Ruf durch die Nacht: „Haltet den Dieb!“ Der Pole hörte die Schritte seiner Verfolger hinter sich. Da sah er zwei Frauengestalten, die so eben ihre Hausthür aufgeschlossen hatten und im Begriffe waren, ins Haus einzutreten.

Er drängte sich mit ihnen zugleich hinein. Es

war die höchste Zeit. Ein lauter Schrei aus weiblichem Munde hinderte ihn nicht, daß er mit bittender Stimme rief:

Schließen Sie zu! Retten Sie mich!

Wer sind Sie? fragte die Aeltere von den beiden Damen.

Ein ehrlicher aber unglücklicher Mann. Haben Sie Mitleid mit mir!

Wenn Sie unschuldig sind; sagte wieder die ältere Dame, was hätten Sie dann zu fürchten?

Lassen Sie mich in Ihre Wohnung eintreten; versetzte von Kinski, gestatten Sie mir nur eine Stunde Aufenthalt.

Ich kann um diese Zeit unmöglich einen ganz fremden Mann bei mir aufnehmen.

Fürchten Sie nichts; ich bin ein Edelmann.

Ein Edelmann? sagte die ältere Dame. Das ist keine Bürgschaft. Ich kenne einen sehr niederträchtigen Edelmann. Bleiben Sie meinetwegen hier im Hause, aber ich muß Sie bitten, nicht in meine Wohnung zu treten.

Die Sprecherin wandte sich an ihre jüngere Begleiterin.

Komm, Ida! sagte sie, indem sie die Treppe hinauf ging.

Jetzt hörte man lautes Geräusch. Die Thüren der

Nachbarschaft schienen geöffnet, die Häuser untersucht zu werden.

Um Gottes Willen; sagte v. Rinski mit dumpfer, leiser Stimme, retten Sie mich, wenn Sie nicht wollen, daß hier ein Unglück geschehen soll!

Fräulein Rademacher — denn diese war es — war schon die Treppe hinauf, Ida war ihr gefolgt; v. Rinski drängte sich ihnen nach.

In diesem Moment wurde die Hausthür von der Straße aus durch den Nachtwächter aufgeschlossen; Fräulein Rademacher schloß fast zu gleicher Zeit ihre Wohnung auf.

Gehen Sie hinein! flüsterte Ida dem Polen zu, indem sie bittend die Hand ihrer Freundin ergriff.

Das Fräulein gab keine Antwort, aber sie ließ es geschehen, daß v. Rinski eintrat. Im selben Augenblick kam ein Schutzmann die Treppe herauf.

Licht! rief er, wir müssen sehen, wer hier ist!

Was giebt es? fragte Fräulein Rademacher. Wer ist da?

Wohnen Sie hier? fragte der Schutzmann.

Aber wer sind Sie? — Was wollen Sie hier? — Zünde rasch Licht an, liebe Ida!

Wir suchen einen Dieb; sagte der Schutzmann, dem der Nachtwächter gefolgt war.

Einen Dieb? sagte Fräulein Rademacher, wie kommen Sie dazu, bei mir einen Dieb zu suchen?

Hier muß er ſtecken oder nirgends, ſagte der Nachtwächter.

Nun, in meiner Wohnung wird er hoffentlich nicht ſein. Wir kommen ſo eben aus einer Geſellſchaft nach Hauſe, und ich ſchließe ſoeben die Thür auf; aber es wäre mir doch lieb, wenn Sie nachſuchten.

Er wird wohl auf dem Boden oder im Hofe ſtecken; ſagte der Schutzmann, gehen Sie nur in Ihre Wohnung und ſchließen Sie Ihre Thüre zu.

Fräulein Rademacher ſah Ida bedenklich an; dieſe aber warf einen ſo flehentlichen Blick auf ihre Wohlthäterin, daß Fräulein Rademacher nicht umhin konnte, ihre Thür zuzuſchließen.

Wo iſt der Menſch? fragte jetzt Fräulein Rademacher.

In der Schlafſtube, glaube ich, ich weiß es ſelbſt nicht genau, wohin er in ſeiner Angſt gerathen iſt; entgegnete Ida.

Aber, Ida, wenn es nun wirklich ein Dieb, ein Spitzbube iſt — — ?

Er beſchwor es zu hoch und heilig, daß er unſchuldig ſei.

Wenn Du darauf bauen willſt, mein Kind! Das thun alle Böſewichter. Ich bleibe dabei, daß ein unſchuldiger Menſch ſich nicht zu verſtecken braucht.

Es können beſondere Umſtände obwalten; wandte Ida bittend ein. Ich denke ſoeben daran, in welcher

Gefahr ich mich einst befunden habe, als Diebin in Verdacht zu kommen.

Das ist wahr; fiel Fräulein Rademacher ein, Du bist aber jeder Bezüchtigung furchtlos entgegengetreten.

Nein, nicht furchtlos; entgegnete Ida, ich hatte nur auf Ihre Großmuth vertraut.

Nun, wir wollen uns einmal den Menschen ansehen — noch suchen sie im Hause; wenn er verdächtig aussieht, rufe ich sofort Leute herbei und laß' ihn festnehmen.

Fräulein Rademacher und Ida traten ins andere Zimmer: v. Rinsky hatte sich, erschöpft von den Anstrengungen der Flucht, auf einen Stuhl niedergelassen. Als die Damen mit dem Lichte hineinkamen, blickte er zu ihnen auf, aber zu gleicher Zeit entfiel Idas Hand der Leuchter und Fräulein Rademacher floh, laut aufschreiend, wieder ins andere Zimmer hinein.

Ida; sagte das Fräulein, auch Du kennst diesen Menschen?

Ja; versetzte Ida erröthend, es ist derselbe Mann, der an jenem unglücklichen Abende bei dem blinden Lehrmann war.

Der Abscheuliche! rief das Fräulein, und diesem Menschen sollen wir Schutz gewähren! — Rufe die Leute herbei, rufe sie herbei, nicht einen Augenblick länger darf er bei uns verweilen! Gehen Sie! rief sie dann, in das Zimmer zurückkehrend, verlassen Sie

uns, Sie sind schlimmer als ein Dieb, schlimmer als ein Einbrecher, Sie haben meine Schwester um ihr Lebensglück betrogen. Fort von hier, daß ich nicht zur Verrätherin an Ihnen werde!

Sie werden mich nicht verrathen; entgegnete v. Rinski, der sich rasch gefaßt hatte, und ich gehe nicht — gutwillig nicht. Sie sind mir verschwägert, Sie sind es Ihrer Schwester im Grabe schuldig, mich zu retten. Hören Sie mich! Ich will Ihnen erzählen, auf welche unverschuldete Weise ich in diese fatale Lage gekommen bin; Sie müssen mich retten, es ist ein Wink des Schicksals, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin, und ich hoffe, Sie werden gegen mich nicht grausam sein.

Ida; sagte Fräulein Rademacher, weißt Du, wer dieser Mensch ist? Er ist der Elende, der meine Schwester ins Grab gebracht hat — ihr Mann!

Und sich nun gegen den Polen wendend, sagte sie so entschieden, daß man wohl sehen konnte, sie spreche ihr Ultimatum aus:

Sie verlassen mein Haus — lebendig oder todt; gutwillig oder im Bösen; mir ist es gleich. Gehen Sie!

Ich werde nicht gehen; sagte v. Rinski eben so entschieden.

Nun dann gehen wir; entgegnete das Fräulein; komm Ida!

Ida sah ihre Freundin zögernd an.

Laß diesen Menschen hier rauben, laß ihn stehlen, laß ihn plündern! — Gutwillig geb' ich ihm nichts, und nicht eine Sekunde bleibe ich mit ihm unter einem und demselben Dache! rief Fräulein Rademacher.

In diesem Moment wurde stark geklingelt.

Herr v. Kinski schrak zusammen, er zog sich rasch in das andere Zimmer zurück.

Das Fräulein öffnete.

Ida stieß einen Freudenschrei aus, denn es war ihr Bruder Harry.

Er hatte, von einem Besuche bei einen alten Freunde heimkehrend, sich gerade in der Nähe von Fräulein Rademachers Wohnung befunden, als die ganze Straße alarmirt wurde; aus dieser Veranlassung hatte er sich zu dem Fräulein hinaufbegeben.

Herr Marquard; sagte Fräulein Rademacher, Sie kommen im rechten Augenblick. Hier ist ein Elender, welcher die Verachtung aller guten Menschen in hohem Grade verdient. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich von seiner Gegenwart befreiten.

Mit diesen Worten wollte Fräulein Rademacher die Thür des Zimmers öffnen, in welchem sich v. Kinski befand, aber sie war von innen verriegelt.

Herr Marquard; sagte Fräulein Rademacher, ich überlasse es Ihnen, meine Wohnung von diesem Menschen zu säubern.

Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Thür von drinnen geöffnet wurde und v. Rinski heraustrat.

Marquard ist hier? rief er, indem er wild vor sich hinblickte. Wo ist er?

Hier! sagte Harry.

Sie? Nein, ich suche den Wucherer und Spitzbuben Moritz Marquard. Sie sind es nicht.

Harry warf einen ernsten Blick auf den Mann, der vor ihm stand.

Seien Sie ruhig; sagte er dann, treten Sie wieder ins andere Zimmer; wir werden uns näher kennen lernen.

Der Pole, dem Harrys sanfte Ruhe imponirte, trat ins andere Zimmer; Harry folgte ihm.

Sie sprachen eine volle Stunde miteinander.

Es war im Hause und auf der Straße indessen ganz still geworden.

Die Verfolgung schien längst aufgegeben zu sein.

Als Harry endlich wieder in die Stube trat, sagte er zu Fräulein Rademacher:

Ich weiß jetzt Alles. Es ist ein schlechter und gemeiner Mensch; er verdient Ihre Verachtung; aber geben Sie ihm noch für ein Stündchen Asyl.

Fräulein Rademacher schien eine Weile mit sich selbst zu kämpfen; dann sagte sie ruhig und fest:

Handeln Sie nach Ihrem Ermessen; ich lasse Sie aber nicht ohne ihn fort.

Gut; sagte Harry, ich werde drinnen bei dem Manne bleiben, bis er geht.

Nach einer Stunde verließ v. Rinoli Fräulein Rademachers Wohnung; er wollte von ihr Abschied nehmen, aber sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, bis er fort war, und als er das Haus verlassen hatte, sagte sie zu Ida:

Mein Kind, niemals werde ich die Stube wieder betreten, in welcher dieser Elende sich wider meinen Willen aufgehalten hat. [illegible] ihm meine Schwester im Grabe verzeihen, so lange mein Herz schlägt wird es ihn hassen und verachten.

Sechstes Kapitel.

Nemesis.

Es währte eine lange Zeit, bis Marquard von dem ersten starren Schrecken sich zu erholen vermochte.

Der Eigenthümer des Hauses und der Polizeihauptmann des Reviers waren bei der Scene gegenwärtig.

Vor ihren Augen entfaltete sich ein seltsames Schauspiel.

Marquard sank zu Füßen des Polizeihauptmanns nieder und umfaßte seine Kniee, als sei er die göttliche Allmacht, von der sein Dasein abhinge.

Lieber guter Mann! rief er mit einer Stimme und mit Zügen, in welchen sich die Schatten des Wahnsinns immer bestimmter ausdrückten: retten Sie mich! Ich bin ruinirt; Es ist eine halbe Million, eine halbe Million, die sie mir gestohlen haben! Ich bin ganz ruinirt! Ich bin gemordet! Sie können mich retten, wenn Sie nur wollen, die Polizei kann Alles — kann Alles! — Nehmen Sie Ihre Schutzleute, ziehen Sie alle Spitzbuben ein, lassen Sie jedes Haus durchsuchen, Herr Stieber wird schon wissen, er wird den Dieb schon kennen! Wenn ich mein Geld nicht wieder bekomme, dann ist kein Mensch, dann ist der König selbst nicht mehr sicher! Dann holen sie das Geld aus der Münze, dann bestehlen sie die Bank, die Bergwerke, — dann ist es um die Sicherheit der Bürger und des Staates geschehen! Ich muß mein Gut wieder haben. Ich muß mein Gut wieder haben! Ja, ich fordere es von der Polizei, ich fordere es von Stieber, von dem Polizei-Präsidenten, von dem Könige — denn sie müssen mein Gut schützen! Eine halbe Million! Million! Million! — — —

Marquard begann zu weinen. Die Umstehenden waren entsetzt und sprachlos. Es lag auch in der That

etwas Erschütterndes in dem Wahnsinn des bestohlenen Millionärs.

Fassen Sie sich, Herr Marquard; sagte der Hauptmann. Es ist allerdings ein ungemein hartes Unglück, von dem Sie betroffen worden sind, aber wir werden gewiß Alles aufbieten, Ihnen wieder zu dem Ihrigen zu verhelfen. Vor allen Dingen aber ist es nöthig, daß Sie selbst die Ruhe und Besonnenheit bewahren; denn Sie können am meisten dazu mitwirken, um den Verbrecher ausfindig zu machen. Auch werden Sie im Stande sein, die Nummern und die Liste der verbrannten Papiere anzugeben und so die Wiedererstattung derselben zu ermöglichen. Ja, es hängt von Ihrer Mitwirkung sogar Alles ab. Vor Allem aber ist es uns um die nöthigen Anhaltspunkte zu thun, auf welche wir unsere Recherchen stützen können. Wir wollen ein ausführliches Protokoll aufnehmen, das ist das, was wir zunächst thun müssen.

Protokoll? rief Marquard, was soll mir ein Protokoll! — Was sollen mir die Schreibereien! Ach, lieber guter Herr Hauptmann, haben Sie Erbarmen, ich will ja nichts weiter, als mein Gut, mein sauer erworbenes Gut! Ich will ja nur Gerechtigkeit! Gerechtigkeit in Preußen!

Aber mein Gott! rief der Hauptmann, es ist doch nöthig, daß wir ein Protokoll aufnehmen. Das ist das

Nothigste, damit wir mittelst öffentlichen Anschlages das Publikum sofort unterrichten können, und damit die Papiere nicht in andere Hände übergehen und verwerthet werden können.

Ich kann nicht; sagte Marquard, ich bin unfähig zu Allem, bis ich mein Geld wieder habe! Schreiben Sie, was Sie wollen; Ich werde den Dieb und Mordbrenner verfolgen. — Ich stoße ihm ein Messer durchs Herz; ich werde mich rächen!

Marquard wollte hinausstürzen; der Hauptmann hielt ihn zurück.

Ich bitte Sie um Alles in der Welt; rief er, kommen Sie doch zu sich. Auf diese Weise steht Ihre Sache schlecht. Das Verfolgen überlassen Sie doch uns.

Fragen Sie mich nicht! ächzte Marquard. Ich will nur mein Geld! — Mein Geld und nichts weiter!

Der Hauptmann begann zu schreiben und sagte dem Hauswirth, daß er eine Handlung der Menschlichkeit begehen würde, wenn er die Nacht bei Marquard bliebe. Dann wollte er sich entfernen.

Aber Marquard hielt ihn fest.

Ich gebe mit; sagte er, ich lasse Sie nicht los, bis ich mein Geld wieder habe! Ich halte mich an Sie, ich halte mich an die Polizei, ich will so lange ein Gefangener sein, bis ich mein Gut wieder habe. Ich gebe mit! — —

Der Polizeihauptmann wurde ärgerlich. Er wies Marquard mit kurzen scharfen Worten zurück, der Hauswirth faßte ihn beim Arme und suchte ihn zu beruhigen; aber Marquard gebehrdete sich wie ein Rasender, alle Trostworte des Wirthes waren vergebens; er riß sich von ihm los, stürzte auf die Straße und eilte nach der Stadtvogtei.

Als sich der wachhabende Schutzmann über sein Anliegen aufgeklärt hatte, stattete er Rapport ab. Er brachte Marquard den Bescheid, daß bereits eine telegraphische Meldung eingegangen sei, und daß das Weitere ihm durch den Polizeihauptmann seines Reviers insinuirt werden würde. Aber Marquard wollte sich nicht abweisen lassen, bis ihm der Schutzmann die Thür vor der Nase zuschlug.

Nun irrte Marquard in den nächtlichen Straßen der Stadt umher. Es war ihm, an dem ein Verbrechen verübt worden, zu Muthe, als habe er selbst Blutschuld auf dem Gewissen. Die Schatten aller Derjenigen, auf deren Ruin er sein Glück gebaut hatte, schienen ihn zu verfolgen. Von Stunde zu Stunde steigerte sich seine Verzweiflung und sein Wahnsinn.

Der Zufall oder die Fügung des Himmels wollte es, daß Marquard jetzt seine Schritte nach der Burgstraße lenkte und plötzlich am Ufer der Spree stand. Wie

vor Monden seine verzweifelte Schwester, so stand er selbst nun da aber für ihn gab es keinen Retter.

Es lag ein Schiff am Kai. In der Kajüte schien ein Licht zu schimmern, und wie Geldgeklinge hallte es in Marquards Ohren. Er stutzte; ein seltsamer Gedanke schoß ihm durch den Kopf; ängstlich begann er zu horchen und zu lauschen; auf seinem Antlitze malte sich eine wahnsinnige Spannung ab. Der Klang des Goldes schien ihm immer deutlicher und vernehmbarer zu werden.

Das ist mein Geld! rief er in wahnwitziger Wuth, hier ist der Dieb! der Räuber! — Hierher! Hülfe! Hülfe!

So schreiend, stürzte er sich über das Gitter aufs Schiff. Er hatte einen glücklichen Sprung gethan und gelangte wohlbehalten hinauf.

Aber es war und blieb todt auf dem Kahne.

Kein Mensch kam ihm entgegen. Er öffnete die Thür der Kajüte. Sie war unverschlossen. Auf einer Bank lag ein Mann, welcher erst jetzt aus dem Schlafe aufgestört wurde.

Wer ist's? Was giebt's? Was wollt Ihr? rief er noch halb im Schlafe.

Marquards Wahnsinn war in nichts gedämpft. Wüthend fiel er über den Schiffer her und packte ihn bei der Gurgel.

Unaufhörlich schrie er: ich will mein Geld! — Der Schiffer konnte sich des wüthigen Menschen kaum erwehren; er ergriff eine Eisenstange und versetzte ihm einen Hieb, daß er besinnungslos niedersank.

Als Marquard erwachte, befand er sich in seiner Wohnung, im Bette. Er hatte eine Wunde am Kopfe. Neben ihm saß die Frau, welche bei ihm aufzuwarten pflegte.

Er starrte sie mit wirrem Blicke an; er vermochte sich des jüngst Vergangenen nicht zu erinnern. Wie dichter Nebel umdämmerte es ihn. Was war mit ihm vorgegangen?

Er sah jeden Gegenstand in der Stube mit besonderer Aufmerksamkeit an. Er betrachtete lange die Frau, welche neben seinem Bette saß und welche jetzt fragte, ob er etwas wünsche und wie er sich fühle?

Marquard gab keine Antwort; er war noch immer nicht mit sich im Reinen, was mit ihm vorgegangen war, und in welcher Situation er sich befand. Die schwarze Kalenderziffer, welche heute auf medio wies, und auf die jetzt sein Blick fiel, schien ihn endlich wieder zur Besinnung zu bringen.

Heute sind, glaube ich, zwei Wechsel fällig; sagte er, zwei sehr bedeutende Wechsel, ich werde gleich einmal nachsehen.

Er wollte sich erheben, aber er sank ermattet und kraftlos zurück.

Was ist das? rief er, bin ich krank? bin ich todt? — Ach — die nichtswürdige Person hat mich vergiftet! — Rufen Sie mir die Polizei — ich bin vergiftet!

Beruhigen Sie sich, Herr Marquard; entgegnete die Wärterin, Sie sind nicht vergiftet, aber Sie sind krank.

Krank? Ich will aber nicht krank sein! Ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht krank gewesen. Wer sagt, daß ich krank sei?

Und von Neuem machte Marquard eine verzweifelte Anstrengung, um sich zu erheben. Er verließ das Bett und trat an den Schreibpult, wo er gewöhnlich sein Notizbuch liegen hatte, aber es war nicht vorhanden.

Marquard wankte zu der Wärterin hin und rief, indem er sie an der Kehle packte:

Niederträchtiges Weib! Du hast mich bestohlen!

Ich nicht, Herr Marquard; aber Sie sind allerdings jammerlich bestohlen worden. Wenn Sie nur ruhig und bei Besinnung wären, dann wäre vielleicht noch Alles wieder zu bekommen, aber Sie haben den Verstand verloren. Nun, es ist kein Wunder; mir würde es nicht besser gehen.

Ich habe den Verstand verloren? sagte Marquard mit einer dumpfen Stimme, welche der Wärterin durch Mark und Bein drang, — ich glaube es selbst. Was ist mit

mir? — Was iſt hier geſchehen? — Wo war ich geſtern? — Was das für ſeltſame Geſtalten ſind, die vor meinen Augen tanzen. Hui! — Hübſche Geſchichte! — Ich glaube, daß ich ſie noch auswendig weiß!

Marquard ſetzte ſich auf ſein Bett und ſchien in Grübeleien zu verſinken. Plötzlich ſchlug er ſich wüthend vor die Stirn und rief:

Mein Geld! Mein Geld! Mein Geld! Ich morde zehn tauſend Menſchen, wenn ich mein Geld nicht wieder bekomme! — Ich werde zum Tiger, zur Hyäne. Ich eſſe Menſchenfleiſch! Ich trinke Blut! —

Er ſprang auf. Die Wärterin zog ſich entſetzt zurück.

Herr Marquard, Sie raſen! rief ſie.

Ja, ich will raſen! — Ich bin beraubt, man weiß, wer der Dieb iſt, ich habe ihn ſelbſt genannt und angezeigt, ich habe ihn mit eigenen Händen ergriffen, ich habe geſehen, wie er mein Geld gezählt hat, und man giebt es mir nicht wieder! — Ich will mein Geld! Ich will mein Recht!

Das Bewußtſein ſchien ſich bei Marquard wieder einzuſtellen, nur die Wuth, die Angſt, die in ſeinem Innern tobten, ließen das Licht des Geiſtes noch nicht ganz in ihm wieder aufdämmern.

Sein Verſtand war nicht nur durch die Beraubung, ſondern auch durch den Schlag, welchen er durch den

Schiffer erlitten, tief erschuttert worden. Der Mann hatte einen Nachtwachter herbei gerufen, durch dessen Mitwirkung Marquard in einem Tragkorbe nach seiner Wohnung geschafft wurde, denn es waren in seinen Taschen Papiere gefunden worden, welche seine Person feststellten. In seiner Wohnung wurde er in ärztliche Behandlung genommen. Die Kopfwunde war an sich nicht gefährlich, konnte es aber durch andere schädliche Einflüsse werden. Man war für den Verstand des Unglücklichen nicht wenig besorgt. Der Arzt hatte erklärt, daß man ihn mit der größten Vorsicht behandeln und namentlich ihn in dem festen Glauben erhalten müsse, daß er wieder zu seinem Gelde gelangen würde.

Es war vielleicht ein Glück für Marquard, daß in dem Augenblick, in welchem er in höchster Extase war, der Arzt erschien. Marquard kannte ihn nicht, denn er war in der That niemals krank gewesen. Er fragte ihn daher, was er wolle?

Sie haben gestern einen schweren Stand gehabt; sagte der Arzt, indem er sich zutraulich neben Marquard niederließ. Sagen Sie mir nur, was Sie auf dem Schiffe gewollt? — Warum haben Sie den Mann, der Ihnen nie etwas gethan hat, angegriffen?

Dieser Mann, sagte Marquard, hat mir mein Geld genommen. Dieser Mann ist ein Dieb. Er muß sofort verhaftet werden. Ich habe das Geld klingen gehört,

und ich weiß, daß er der Sohn des alten Spitzbuben Thomas ist.

So viel ich weiß, ist man dem Diebe auf der Spur; fuhr der Arzt fort, man bedarf nur noch einiger Notizen von Ihnen. Sie werden hoffentlich Alles wieder erhalten.

Hat man das Schiff untersucht? fragte Marquard, unter dem Blutflecken lagen die Papiere und mein Geld.

Wie so wissen Sie das? fragte der Arzt.

Weil ich es mit meinen eigenen Augen gesehen habe; entgegnete Marquard, weil ich den Menschen kenne.

Warum vermuthen Sie, daß der Raub auf einem Kahne sein soll?

Weil die Tochter des alten Thomas einen Schiffer zum Manne hat — und weil dieser Schiffer ein Spitzbube ist, der mit dem schurkischen Polen in Verbindung steht.

Gut; sagte der Arzt, Ihre Vermuthung bestätigt sich, man hat in der That schon einiges von dem Ihnen gestohlenen Papiergelde wieder erlangt, aber man will erst Ihre vollständige Genesung abwarten, ehe man die Untersuchung energisch betreibt.

Ich bin gesund! rief Marquard. Worauf will man warten? Ich bin niemals krank gewesen, ich werde zeigen, daß ich gesund bin!

Und ich erkläre, daß Sie es nicht sind; entgegnete

der Arzt. Sie sind sogar in Gefahr, sehr gefährlich zu erkranken, wenn Sie sich nicht zusammennehmen. Bedenken Sie Ihren Zustand, Herr Marquard; halten Sie sich männlich aufrecht. So lange man den Kopf oben behält, ist nichts verloren. Selbst den schlimmsten Fall angenommen, Sie bekommen gar nichts wieder — das ist aber eine Unmöglichkeit so, wie die Sachen liegen — aber selbst im schlimmsten Falle ist nichts verloren, so lange Sie den Kopf nicht verlieren. Sie haben Credit, Ihr Unglück, welches Sie doch nicht verschuldet, wird Ihnen die Theilnahme guter Leute sichern, die Ihnen um so bereitwilliger unter die Arme greifen, da man weiß, welch ein tüchtiger Geschäftsmann Sie sind. Es wird Ihnen nicht fehlen; Sie erlangen binnen Kurzem Ihr Vermögen wieder. Aber ich habe auch nur den schlimmsten Fall angenommen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Sie wieder zu Ihrem Eigenthum kommen. Seien Sie nur ruhig und besonnen, begehen Sie keine Extravaganzen, bleiben Sie, was Sie bisher immer waren — der Mann des nüchternen Verstandes. Verhalten Sie sich ruhig. Ihre Kopfwunde wird bald geheilt sein, aber — bei dem geringsten Paroxismus, in den Sie wieder verfallen, stehe ich für nichts ein. Jetzt kennen Sie Ihre Lage.

Der Arzt schwieg. Marquard hatte ihn aufmerksam und ohne ihn zu unterbrechen angehört. Mehrere

Male fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wollte er Erinnerungen, die in ihm geweckt wurden, noch lebendiger machen. Dann warf er abermals einen Blick auf die schwarze Kalenderziffer an der Wand, und es war, als wenn ihn dieser Anblick magnetisirte.

Er erhob sich und rückte den Kalender um einen Tag und sagte dann, gegen den Arzt gewendet:

Ich habe Ihre Rede gehört, ich habe meinen Verstand noch nicht verloren. Ich sehe ein, daß es wirklich thöricht ist, sich Geldverlust so sehr zu Herzen zu nehmen. Es kam mir nur zu plötzlich, — der Schreck war zu groß, zu überwältigend. Es wird Alles gut werden. Marquard ist kein Knabe. — Da, fühlen Sie meinen Puls! — Bin ich nicht ganz ruhig? —

Der Arzt fühlte den Puls des Patienten, der sehr stark fieberte; aber dennoch sagte er:

Sehr gut! So ist's recht. Ich sehe nun, daß Sie ein Mann sind, daß Sie nicht umsonst der Napoleon der Börse heißen. Halten Sie sich nur noch einige Tage in dieser Stimmung; pflegen Sie sich, kümmern Sie sich um nichts, grübeln Sie nicht nach. Die Polizei ist auf der rechten Fährte, lassen Sie diese für Sie handeln. Nur Ruhe! Ruhe! — Das ist Ihre einzige Medizin. Leben Sie wohl, ich komme morgen wieder.

Der Arzt ging; draußen gab er der Wärterin noch

einige Verhaltungsregeln; denn er hielt Marquards Zustand noch immer für höchst gefährlich.

Als der Arzt sich entfernt hatte, erhob sich Marquard und durchschritt schwankenden Schrittes seine Wohnung. Offenbar war er mit Ideen beschäftigt, die seine ganze Seele in Anspruch nahmen.

Es ist wahr; sagte er, ich war ein Narr. Ich habe mich wie ein Unsinniger gebehrdet! Pfui! Hätte ich doch kaum geglaubt, daß man so kleinmüthig sein kann. Soll ich meinem Feinde den Triumph gönnen, mich verrückt zu sehen? — Soll der Schlemihl, mein Bruder, und die Närrin, meine Schwester, und wie sie noch alle heißen, meine Neider und Feinde mich auslachen? Nein, ich bin wieder der kalte, nüchterne Marquard. Was ist's denn? — Entweder bekomme ich's wieder oder ich bekomme es nicht wieder. Nicht? — Das wäre freilich verflucht dumm, das wäre wirklich zum Verrücktwerden! — Eine so große Summe schlägt man nicht so leicht wieder zusammen — nein, gar nicht so leicht. Aber — — —

Marquard wiegte mit dem Kopfe hin und her; dann plötzlich verfärbte sich wieder sein von der Fieberhitze etwas gerötheter Gesicht zu einem fahlen Gelb.

Er ist doch fatal; fuhr er fort, daß ich eine so bedeutende Summe Papiergeld hatte. Wie leicht kann

das zerstört werden, um es nicht wieder in meinen Besitz kommen zu lassen.

Es lief dem monologisirenden Marquard der Angstschweiß über die Stirn, als er an diese Möglichkeit dachte.

Aber wenn auch; fuhr er dann fort, — die Staatspapiere bleiben mir; ich habe ja die Nummern aufnotirt, und die Papiere können dann amortisirt werden, ich verliere nicht mehr als die Kosten. Ja, ich bin noch immer ein reicher Mann. Die Nummern stehen in meinem Notizbuche. Halt, — wo ist das Buch? —

Marquard begann zu suchen, aber er fand das Buch nicht.

Wenn mir auch das Buch verbrannt oder gestohlen ist; sagte er dann mit einer Stimme, die seine innere Aufregung genügend bekundete, dann ist Alles verloren — und ich bin ein so armer Mensch, als wäre ich soeben aus dem Mutterleibe gekommen. Dann kann ich wieder von Neuem beginnen. Das, was mir der Spitzbube gelassen hat, ist nichts — hat keinen Werth. Aber still! — Es geht nicht gut so. Wenn das Gut und Blut eines Bürgers nicht mehr sicher ist, dann kann man eben so gut mitten unter Banditen wohnen. Ich achte die Gesetze nicht, welche mich nicht vor Diebstahl und Raub

schützen können. — Nein, ich achte sie nicht. Ich will sie nicht achten! — —

Marquard sank erschöpft auf einen Stuhl.

Der verteufelte Kopf, sagte er dann, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, wie das brennt! Ich fürchte wirklich, daß ich noch verrückt werde. Ja, es könnte dahin kommen, daß ich verrückt sein möchte, ganz entsetzlich verrückt, um so viel wie möglich Böses zu thun, ohne Furcht und unbehindert. Denn wenn ich erst verrückt werde, dann wird ein Scheusal aus mir; dann komme ich selbst dem Teufel zuvor; dann laß ich alle Rücksichten schwinden, und kein Mensch soll es merken, was ich bin und wie ich bin. Ich will eine so entsetzlich simple und unverfängliche Miene annehmen, daß es mir Niemand zutrauen soll, daß ich vom Wahnsinn befallen bin!

Marquard blickte mit stieren Augen im Zimmer umher und fuhr dann fort:

Wie es jetzt ganz anders bei mir aussieht, als hätte sich die Welt seit gestern verkehrt und umgedreht! Und sie ist doch noch ganz dieselbe geblieben. Was kümmert sie sich darum, ob ich ein armer Teufel oder ein Rothschild bin? — Aber mir ist es, als wäre ich plötzlich gestorben. Ja, wahrhaftig, ich komme mir vor, als säße ich bei einem Todtengräber und wollte mich ins

Grab legen. Pfui Teufel! Ich werde in einem Leichenwagen dritter Klasse gefahren!

Marquard blickte bei diesen Worten die Kalenderziffer so böse an, als wäre sie der Todtengräber oder der Leichenwagen oder sonst irgend etwas dieser Art.

Ich habe niemals solche Angst vor der Armuth gehabt; wie jetzt fuhr er dann fort. Es gab eine Zeit, wo ich den Rock erbettelt hatte, den ich am Leibe trug, aber ich war dennoch unverzagt und guten Muthes. Jetzt aber ist es mir, als müßte ich ersticken, weil ich nicht im Gelde wühlen kann. — Wie fühle ich mich mit einem Male so lahm, so kindisch, so verrückt! verrückt! verrückt!

Marquard erhob sich wieder und trat an sein Schreibbüreau. Er kramte unter seinen Papieren.

Gründlich aufgeräumt! sagte er dann, selbst die Schuldverschreibungen hat er mir mitgenommen oder verbrannt; Papiere, die nur allein für mich einen Werth haben — oder für meine Schuldner. Es steht fest, daß der alte Spitzbube seine Hand dabei im Spiele haben muß, aber das ist es eben, was mich wahnsinnig macht! — Die Spitzbüberei ist lange zuvor überlegt, ich werde keinen Pfennig wieder bekommen. Nicht? — Nun gut! — Ich weiß, was ich zu thun habe. O, Marquard hat auch zehn Finger, und er hat sie so gut einstudirt, daß sie alle Noten spielen können. Ich werde

aus jedem meiner Finger einen Geier machen. Ich werde der Gesellschaft zeigen, was ein Mensch vermag, wenn er mit Vernunft rast. Habe ich nicht noch so viel Geld, um ein Messer zu kaufen — einen Hammer oder sonst eine Waffe? — Hab' ich nicht noch eine Frau, welche die Geliebte eines Prinzen ist? — Kann ich nicht aus den noch schwebenden Geschäften Tausende gewinnen? Ach — wenn ich doch mein Notizbuch hätte, ich glaube es müssen heute große Posten an der Börse fällig sein. Wenn ich doch hingehen könnte!

Aber ich phantasire ja. Mein Notizbuch kann mir unmöglich gestohlen worden sein, ich trug es ja in meiner Tasche. Wo ist's? — Ich trug ja auch eine große Summe bei mir! — Wo ist diese geblieben?

Marquard sank wie betäubt nieder. Es dauerte lange, bis er mit sich ins Reine kommen konnte. Endlich schien er sich zu erinnern, was an dem vergangenen Unglücksabend mit ihm vorgegangen war.

Ich war ein einfältiger Thor! rief er, indem er sich das Haar raufte, daß ich nicht gleich um Hilfe gerufen. Er hatte mir nichts gethan. Um einen Menschen zu morden, dazu gehört Muth — und der Pole hat keinen Muth. Muth? — Die Verzweiflung ist mehr als Muth. Er hat an jenem Abend gerast, seine Finger haben sich um meine Kehle gelegt, wie ein eiserner Reif. Ich habe nie geglaubt, daß es so leicht um einen Menschen

geschehen sein könne. Wie habe ich nach Luft geschnappt! —

In diesem Augenblicke wurde geklingelt.

Marquard schrak zusammen, als hätte das Geschmetter des jüngsten Gerichts sein Ohr getroffen.

Wer ist das? sagte er. Ich zittere so sehr — das kann nichts Gutes sein — das ist eine schlechte Nachricht. —

Es wurde abermals geklingelt.

Marquard öffnete.

Er hatte Recht; es war nichts Gutes.

Der Comptoirbote eines Handelshauses brachte ihm einen protestirten Wechsel. Die Summe war nicht unbedeutend.

Marquard nahm den Wechsel und hielt ihn regungslos in seiner Hand.

Dann plötzlich begann er wahnsinnig zu lachen und sagte:

Gehen Sie zum Polizei-Präsidenten.

Zum Polizei-Präsidenten? fragte der Bote erstaunt.

Ja, die Polizei wird Ihnen diese Summe bezahlen; entgegnete Marquard. Sie hat mein ganzes Vermögen in Händen. Bei mir finden Sie keinen Pfennig baaren Geldes.

Wie soll ich das verstehen? fragte der Bote.

Das verstehen Sie ganz einfach so: ich bin um mein ganzes Vermögen bestohlen worden. Es ist Sache der Polizei, mein Eigenthum wieder herbeizuschaffen. Geschieht dies nicht, hat sie es zu verantworten, wenn ich zum Schurken werde.

Der Comptoirbote ging, und Marquard schritt wie ein wildes Thier im Zimmer auf und nieder.

Entweder oder! rief er, indem ihm der Angstschweiß von der Stirn träufelte. Raub gegen Raub. Was verliere ich den Muth? Bin ich nicht noch immer derselbe Marquard? — Habe ich nicht noch den Kopf auf meinen Schultern? — Ich werde der Welt zeigen, wer ich bin! — Muth! — Ich bin ein reicher Mann! — Habe ich nicht Zehn Tausend Thaler dem Grafen Rokus geliehen? — Halt! Die Schuldverschreibung liegt in dem geheimen Fache meines Bureaus und dort liegen noch andere wichtige Papiere, die baares Geld sind —

Marquard wollte soeben nachsuchen, aber plötzlich blieb er wie festgewurzelt stehen. Er sah leichenbleich aus und vermochte sich auf seinen Füßen nicht mehr zu erhalten.

Ich bin verrückt! rief er dann plötzlich aus und blickte wild um sich her. Ja, ich bin verrückt! — Dieser Kopf gehört nicht mir! — Das ist nicht Marquards Kopf! Ein dummer einfältiger Narr hat mir den seinen aufgesetzt! — Was habe ich gemacht?! — Was habe

ich gethan? — Verflucht sei die Stunde, in der ich geboren! — Verflucht mein ganzes Geschlecht! — Verflucht die menschliche Vernunft, die nichts ist, als eine dumme, verrückte Masse, die im Kopfe sitzt! — Ich habe der Polizei mein Buch in die Hände gegeben. Ich selbst habe es gethan. Ich selbst habe den Strick um meinen Hals gelegt. Ich selbst habe mich der Polizei überantwortet, denn in dem Buche ist Alles vermerkt; darin sind die Nummern der Papiere notirt, die ich dem Alten abgenommen habe; die hohen Zinsen, die ich mir habe auszahlen lassen; die Erbschaftssachen des verrückten Millionärs. Alles! — Was hilft es mir, daß ich dem dummen Thomas die Papiere abgenommen habe? Was hilft mir alle meine Klugheit, mit der ich in Wöllners Sache operirt habe? Es steht Alles in dem Buche, es kommt Alles an den Tag. Verflucht! Verflucht! —

Marquard begann in der That zu rasen. Die Wärterin, welche in der anderen Stube war, sprang herbei. Sie fand Marquard am Boden sitzen, mit den Händen in seinen Haaren wüthend. Sie näherte sich ihm, um ihn aufzurichten, aber er stieß sie mit einem Fußtritte zurück.

Wer mich anfaßt, ist des Todes! schrie er. Verflucht das Weib, das mich berührt! Verflucht die Hand, die mir Hülfe reichen will! Ich bin ein reicher Mann!

Ich bin ein Millionär! Gebt mir mein Geld! Man kann ohne Geld nicht leben und nicht sterben! —

War es wirklicher Wahnsinn? — War es Simulation, daß Marquard jetzt in einen Zustand verfiel, welchen der herbeigerufene Arzt für tödtlich erklärte?

Es wurde Abend. In dem Zimmer Marquards brannte ein düsteres Licht. — —

Es sah recht unheimlich in den Gemächern aus, in denen sich so viel Prunk befand. Die schwarze Kalenderziffer war nur zur Hälfte sichtbar und sah aus, als könne sie den folgenden Tag nicht erwarten. Marquard lag auf dem Bette und schien zu schlafen.

Aber er schlief nicht.

Es verrann Stunde auf Stunde, Mitternacht nahte heran. Die Wärterin lag schnarchend in dem mit Plusch überzogenen Lehnsessel — aber Marquard schlief nicht.

Es war jetzt Mitternacht.

Siebentes Kapitel.

Von jenseits des Oceans.

Schwere leidenvolle Tage hatte Emma am Bette des alten Thomas verlebt; der Arzt hatte ihn bereits aufgegeben, aber plötzlich trat eine jener glücklichen Krisen in dem Zustande des alten Mannes ein, über welche die Natur ihren mysteriösen Schleier gedeckt

halt. — Eines Morgens erwachte Thomas aus tiefem, erquickenden Schlafe; der große Arzt, der sich keiner anderen Medizin bedient, als derjenigen, welche er dem Menschen mit ins Leben gegeben, hatte ihm Genesung gebracht, und lächelnd schlug der alte Mann das Auge auf.

Emma; sagte er, nachdem er seine Nichte eine Weile fortträumend angesehen, mein gutes, liebes Töchterchen; ich glaube, der Tod ist wieder fortgegangen, er will mich alten Mann noch nicht. Ich fühle mich so merkwürdig wohl. Ich glaube, ich könnte das Bett verlassen. Weißt Du, Emma, was ich Gott gelobt habe, wenn ich wieder besser werden würde?

Emma sah den alten Mann mit einem glücklichen Lächeln an.

Dann will ich; fuhr der Alte fort, indem er Emmas Hand ergriff, — ach ich wollte es Dir eigentlich noch nicht sagen, aber ich vermag es nicht auf dem Herzen zu behalten —, dann will ich mit Dir und den Kinderchen, mit Agnes, Alwinen und Runkel nach Amerika reisen, und dort wollen wir Deinen Mann aufsuchen, an dem Dein Herz so innig hängt.

Emmas Augen entquellen Thränen.

Das wird sich finden, lieber Onkel; sagte sie, werde Du nur erst gesund.

O, ich will schon wieder gesund werden, ich bin schon gesund: ich fühle mich ganz wohl. Du glaubst

wohl, daß dies nur so eine von meinen Ideen ist, die Reise nach Amerika? Ich werde sie ausführen, sag' ich Dir. Ich führ' sie aus. Mit fünfhundert Thalern ist es abgemacht. Und diese Summe will ich schon bekommen. Weißt Du woher?

Thomas sah seine Nichte forschend an: sie seufzte schwer.

Von des Schurken Marquard Frau! fuhr Thomas fort. Sie hat es mir gesagt, daß, wenn ich ihrer einmal bedürfe, ich mich an sie wenden sollte. Und sie hat viel Geld; sie muß mir fünfhundert Thaler geben. Sie scheint recht brav zu sein und wird mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen, die schlechten Handlungen ihres Mannes wieder gut zu machen. Ja, das wird sie. Du sollst es sehen.

Lieber Onkel; sagte Emma, wäre es nicht besser, wenn Du Dir den Gedanken an den schlechten Menschen ganz aus dem Sinne schlügest? Du hast wohl genugsam erfahren, wie gefährlich es ist, mit einem so bösen Mann in Berührung zu kommen.

Thomas sah seine Nichte groß an und sagte dann kopfschüttelnd:

Höre Emma, ich will Dir etwas erzählen. Es ist zwar nur ein Traum — aber in den Träumen steckt oft Vernunft, und mir träumte, wie ich so krank war, daß Marquard mich gebeten hatte, zu ihm zu kommen.

Ich ging zu ihm, und nun fiel er mir zu Füßen und bat um Verzeihung und gab mir einen großen Haufen Geld.

O, dieser Traum kann nie in Erfüllung gehen; entgegnete Emma.

Wer weiß? — Bei Gott ist nichts unmöglich.

In diesem Augenblick trat Agnes ins Zimmer; Thomas zog sie zu sich heran und küßte ihr die Stirn, indem er sagte:

Gott wird Deinen Vater noch leben lassen, mein Töchterchen; ich bin gesund!

O, ich habe so viel für Sie gebetet; sagte Agnes — ich hatte auch stets die feste Hoffnung, daß Sie genesen würden!

Jetzt wurde stark geklingelt; Emma erschrack, eilte zitternd hinaus und öffnete die Thür.

Es war der Mann mit rothem Kragen, der schon so manche trübe, schmerzliche Nachricht gebracht, welcher jetzt vor ihr stand, einen Brief mit fünf Siegeln emporhaltend.

Mein Gott von woher? fragte Emma mit bebender Stimme.

Von Amerika!

Emma erblaßte; mit zitternder Hand unterschrieb sie die Postquittung, dann eilte sie in die Stube.

Lieber guter Onkel; sagte sie, es ist Gottlob! etwas sehr Freudiges; ich habe da einen Brief bekommen, von

weit, weit her, — und es sind hundert Pfund darin — und dieser Brief ist von Martin.

Brief von Detlow! rief Thomas mit verklärtem Blick. Gott segne ihn; fügte er dann halbleise hinzu, daß er von seinem armen Weibe Gram und Besorgniß hinweggenommen hat!

Emma erbrach hastig den Brief, aber sie vermochte nicht sogleich zu lesen; die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen wirr durcheinander; ihre Erschütterung war zu groß und es währte eine Weile, bis sie sich zu fassen und den Brief zu lesen vermochte; dann begann sie:

„Meine liebe, gute Emma!

Nach vielen Thränen, die Du gewiß meinetwegen vergossen hast, bin ich, Dank dem Himmel, so glücklich, einige Sonnenstrahlen Dir als ersten Gruß von unserer neuen Heimath — denn sie soll auch bald die Deine werden — zuzusenden. Vor allen Dingen Dir die frohe Botschaft, daß es mir Gottlob recht, recht gut geht, besser als ich je gehofft, besser als ich es verdient! Aber ich glaube und habe gewiß mit diesem Glauben nicht Unrecht, daß es Dein Verdienst ist, der Lohn für Deine Liebe und Tugend, den der Himmel Dir nicht länger vorenthalten wollte, welcher mir zu Statten kommt. Meine gute, liebe Emma, welch' ein herrliches, braves Weib Du bist! Du weißt es selbst,

daß ich dies ſtets anerkannt habe, wenn auch dann und wann manches harte Wort über meine Lippen gekommen. O, Du weißt es nicht, wie bitter ich es bereue, den Leiden und Schmerzen, welche Dir die Liebe zu mir verurſacht, noch die weit bittreren hinzugefügt zu haben, daß Du wähnen mußteſt, ich verkenne Dich! Nein, bei Gott, ich habe dies nie gekonnt, aber die qualvollen Zeiten und das Unglück, welches mich verfolgte, machten mich hart und grauſam — ſelbſt gegen die, welche ich nie zu lieben aufgehört. Aber trotz Allem kann ich das Bekenntniß Dir nicht verhehlen, daß ich Deinen wahren Werth erſt in dem Augenblicke recht anerkannt habe, als ich plötzlich ſo gänzlich vereinſamt daſtand. Es war mir zu Muthe, als wärſt Du — Gott bewahre — geſtorben, und mein guter Schutzengel von mir gewichen. Als ich aber dennoch mir ſagen konnte, Du lebeſt, lebeſt, wie ich nicht zweifeln durfte, liebend und ſehnend an mich denkend — da gewann ich alle meine Thatkraft wieder, und alles, was gut in mir war, das raffte ich mit äußerſter Energie zuſammen, um das Schickſal noch einmal zu verſuchen, ob es meinem redlichen Streben nicht gerecht werden wolle — ſei es nur um Deinetwegen! Aber es ſchien im Anfange, als ſollte ich durchaus untergehen. Als ich

nach London kam, war meine Baarſchaft noch ziemlich bedeutend, aber ſie wurde mir geſtohlen. Ich wußte nun nicht, wovon ich leben, was ich beginnen ſollte. Betteln konnte ich nicht, meine Dienſte, wo ich ſie anbot, wurden abgewieſen. Meine Verzweiflung war groß. Unverirrend in den Straßen, mit völlig leerem Magen, welcher binnen vierundzwanzig Stunden nicht einmal ein Stück Brod gekoſtet, ſchien mir nichts anderes übrig zu bleiben, als ein Verbrechen zu begehen — da ich Niemanden bittend angehen wollte — ein Verbrechen an mir ſelbſt! Du wirſt erzittern, meine gute, liebe Emma, wenn Du dieſes lieſt, ja, und ich zittere ſelbſt, indem ich dieſes ſchreibe und mich wieder ganz in die entſetzliche Lage hinein denke, in der ich mich damals befand. Ich habe es erprobt, Gottlob! ohne zu unterliegen, was die Verzweiflung aus dem Menſchen machen kann. Aber ich weiß es jetzt und bin Gott dankbar dafür, daß ich zu der Einſicht gelangt bin, daß jede Verzweiflung kleinlich und erbärmlich iſt. Den wahren, beſſeren und edleren Stolz bewahrend, darf man im Unglück niemals auch nur einen Augenblick an Gott d. h. aber auch nicht an ſich ſelbſt verzweifeln. Nur der Kleinmuth geht zu Grunde,

rechtschaffene Ausdauer siegt, wenn auch nicht immer, doch in den meisten Fällen."

Emma brach in ein lautes Schluchzen aus; sie mußte inne halten und erst nach einem geraumen Weilchen vermochte sie mit dem Lesen fortzufahren:

„Es war ein sehr kalter Tag und mich fror entsetzlich. Um mich zu erwärmen ging ich so rasch wie möglich, ohne ein bestimmtes Ziel, ja ich möchte sagen fast bewußtlos. Es war mir, als könne ich nur auf der öden Landstraße Hilfe finden. Es begann zu dämmern, und ich pochte an eine Thür an, um mir nach Art armer Reisender, nach Art unserer wandernden Handwerksburschen ein Viaticum zu erbetteln. Eine alte Frau, eine mitleidige Seele, gab mir einen Teller Suppe und einen Zehrpfennig, und ich setzte meine Wanderung fort. Plötzlich befand ich mich in einem Park. Eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe packte mich, ich wollte mich niederlassen — da sah ich zu Füßen eines Baumes einen jungen, anständig gekleideten Mann schlafen. Sein Gesicht, seine Kleidung ließen mich einen Landsmann errathen. Ich trat an ihn heran, packte ihn beim Kragen und schüttelte ihn. Der junge Mann schlug die Augen auf und blickte mich verwundert an. Vielleicht nur einige Minuten später würde er verloren gewesen sein. Er hatte

sich verirrt und war, von Müdigkeit übermannt, niedergesunken. Hätte ich ihn nicht gefunden und mich ebenfalls dem Hange zum Schlafen überlassen, so wären wir Beide nach wenigen Minuten Leichen gewesen; denn die Kälte war bedeutend, und ein Schlaf unter freiem Himmel ein Hineinschlafen in die Ewigkeit. So sind wir Einer des Andern Retter geworden; und nun denke Dir meine Freude, als es sich fand, daß wir Beide nicht nur Landsleute, sondern sogar aus einer Stadt, daß wir Beide in Berlin gebürtig waren. Der junge Mann war ein Gelehrter, der sich's aber sehr sauer werden ließ und mit Unterricht sein Brod verdiente. Ich entdeckte mich ihm, und er lud mich sofort ein, mit ihm nach Hause zu kommen und bei ihm zu wohnen, bis meine Verhältnisse sich gebessert haben würden. Ich gab ihm meinen Entschluß zu erkennen, nach Amerika zu reisen, und denke Dir, liebe Emma, der junge Mann hatte sich eine kleine Summe erspart, welche zur Reise nach Amerika ausreichte. Er drang mir das Geld förmlich auf und verschaffte mir bei seinen Freunden noch eine Summe dazu, so daß ich mit einem kleinen Fonds nach New-York kam. Von nun an war das Glück mir hold; ich gewann in der ersten Woche meiner Ankunft in New-York eine bedeutende Summe durch

einen seltsamen Zufall und jetzt, theures Weib, kann ich Dir die frohe Botschaft senden: komm an mein Herz!

Das ist mein Ruf, treues, liebes, muthiges Weib! Komm so rasch als möglich und bringe den guten alten Onkel mit; ja, komm so rasch als möglich, denn ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr ich mich nach Dir und den Kindern sehne. Ich schließe Dir eine Einhundert-Pfund-Banknote bei. Fahre um Gotteswillen nicht im Zwischendeck, sondern in der ersten Kajüte. Und nun zum Schluß noch eins. Mein Wohlthäter, an dem ich stets mit innigster Dankbarkeit hängen werde, hat eine einzige Schwester in Berlin. Nimm von der Summe, die ich Dir schicke, einige Pfund hinweg und bezeige ihr eine Aufmerksamkeit, ehe Du Berlin verläßt. Die Dame heißt —"

Nun, Emma? sagte der alte Thomas, der mit ängstlicher Spannung zugehört, die Dame heißt also? —

Onkel! Wie wunderbar waltet die göttliche Gerechtigkeit! rief Emma aus. — Ein Marquard hat uns ins Verderben gebracht, — ein Marquard hat uns gerettet, Die Dame heißt — Ida Marquard.

O, ich habe es wohl gewußt! sagte der alte Mann, die Hände faltend, ich habe nie gezweifelt an der göttlichen Gerechtigkeit. Ida Marquard! Wir müssen uns

sofort nach ihr erkundigen, Emma, und ob sie mit dem Schurken Marquard —

Nun, freilich, lieber Onkel; fiel Emma ein, sie sind Geschwister, Martin schreibt es ja ausdrücklich hier am Schlusse. Da, lies selbst.

Sie übergab dem alten Thomas den Brief; er las den Schluß wohl zehnmal, dann vergrub der alte Mann sein Antlitz ins Kissen und weinte stille Freudenthränen.

Es herrschte eine so feierliche Ruhe im Zimmer, als lausche die kleine Gesellschaft einer Stimme vom Berge Sinai. —

Achtes Kapitel.

Elz senior und Elz junior.

Wenn es keine Hölle im Jenseits giebt — auf Erden giebt es Höllen, und jeder Bösewicht hat sicher seine Momente im Leben, wo er, von der feurigen Ruthe der rächenden Nemesis berührt, die Folterqualen eines bösen Gewissens empfindet.

So wurde auch Marquard jetzt fortwährend von solchen Gedanken und von Erscheinungen gequält, die mahnend, Rache drohend oder höhnend sein Bett umschwärmten. Unter den vielen Gestalten in dem ent-

entſetzlichen Reigen erſchien ihm die Geſtalt der Frau Wöllner. Es war ihm, als trete ſie an ihn heran und ſetze ſich auf das Bett; er bemühte ſich, die Decke über ſein Haupt zu ziehen, aber ſie hielt ſie feſt und rief mit grinſender Freundlichkeit:

Marquard, hübſcher Junge, gieb mir einen Kuß; ich bin jetzt Wittwe, wir können nun ein Pärchen werden. Ich werde Dir das Herz zerreißen — komm!

Das Geſpenſt beugte ſich über den, unter dem fürchterlichen Alp ächzenden Kranken. Vergebens ſtrengte er ſich an, zu ſchreien; vergebens verſuchte er, ſich aufzuraffen, er vermochte kein Glied zu regen.

Wie er mich anſieht! fuhr das Geſpenſt fort. Ich glaube, der Goldmann hat Furcht vor mir. Schlauer Marquard! Goldener Marquard! Wollen wir mit einander ausfahren? Soll ich anſpannen laſſen? Marquard, ich bin Dir ſo gut! Du biſt ſo reich! Alles an Dir iſt Gold! Hu, wie Du funkelſt! Was Du für ein goldenes Herz haſt! Goldmännchen, ich liebe Dich ſo ſehr! — ſo ſehr! —

Das Geſpenſt umkrallte ihn; Marquard ächzte, als litte er Folterqualen; endlich ſchrie er furchtbar auf; die Wärterin ſtürzte in die Stube — ſie fand Marquard in Schweiß gebadet.

In dieſem fieberhaften Zuſtande, fortwährend von böſen Träumen gefoltert, verbrachte der Kranke mehrere

Wochen, dann wurde er etwas ruhiger; aber nach wie vor floh ihn der Schlaf. Wenn der Morgen graute, saß er, wie am Abende, aufgerichtet im Bette und stierte vor sich hin.

In diesem Zustande fand ihn der Executor Elz, als er des Morgens um neun Uhr zu ihm ins Zimmer trat. Die Wärterin hatte ihr Möglichstes versucht, um Marquard vor der Aufregung, in die er durch des Executors Erscheinung versetzt werden mußte, zu schützen; aber Elz hatte sich nicht abweisen lassen, und mit dem Versprechen, daß er auf den Zustand des Kranken Rücksicht nehmen würde, war er ins Zimmer eingedrungen.

Elz blieb auch sehr gemüthlich und, indem er lächelnd eine Prise nahm, sagte er mit der größten Seelenruhe:

Heute kommt die Reihe an Euch, Marquard; ich muß wegen einer Wechselforderung pfänden. Ihr habt Euch contumaciren lassen. Was ist das für ein Eigensinn? Rückt das Geld heraus, es hilft Euch nichts; so unangenehm es auch ist, einen protestirten Wechsel zu bezahlen, zahlen müßt Ihr. Ihr habt ja genug zusammengerafft, he? — Wir Beide verstehen uns darauf. Na, es hat ja nichts auf sich.

Marquard schien den Executor nicht zu erkennen; er sah ihn an, ohne ein Wort zu sagen.

Teufel, wie ſeht Ihr denn aus? fuhr Elz fort. Was macht Ihr für Augen, Marquard? Es kann Einem ja bange vor Euch werden. He? iſt's Schiffchen mal untergegangen? Das kommt vor. Es iſt Niemand vor ſeinem Tode glücklich, ſagte Solon. Solon war ein kluger Mann. Man glaubt's zu haben, macht die Fauſt feſt zu — macht ſie wieder auf — pah — ein hohles Ei. So ging's mir mit der Wangenroth. Verrücktes Frauenzimmer; denk', ſie iſt in mich Sterbens verliebt und ſie war es wahrhaftig — der Hochzeitstag iſt feſtgeſetzt, laſſ' mir vom Schneider Maaß nehmen, Frack und Hoſe und eine Weſte, weiß wie die liebe Unſchuld, — fährt mir der verdammte Junge, der Schlingel dazwiſchen und ſchnappt mir das Weib vor der Naſe weg. Na, aber es hat nichts auf ſich.

Elz ſetzte ſich nieder und wiſchte ſich mit ſeinem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn.

Ja; fuhr er fort, ſeitdem wir uns zum letzten Male geſehen, iſt viel — viel paſſirt. Ihr wißt doch, der Schlingel war bei dem Prinzen Bedienter. Ich hab's immer geſagt, der Junge wird's weit bringen.

Mit dem Prinzen hatte er ſich aber überworfen, ich kann nicht recht klug daraus werden, weshalb. Er war alſo ohne Stelle, und ich nahm ihn einſtweilen als meinen Aſſiſtenten an. — Er geht einmal mit zu meiner

Braut — und die Geschichte ist richtig. Er fängt hinter meinem Rücken mit ihr zu charmiren an, und als ich eines schönen Tages zu ihr komme, erklärt sie mir rund weg, sie habe sich die Sache überlegt, eine Heirath mit einem geschiedenen Manne sei immer ein sehr precäres Ding, sie ziehe es vor, Elz junior zu heirathen.

Elz junior? rief ich erstaunt. Donnerwetter, das hat was auf sich.

Das hat allerdings was auf sich; sagte sie, und eben weil es was auf sich hat, will ich Deinen Sohn heirathen.

Na; sagte ich, da werde ich auf Schadenersatz klagen, ich habe mir schon meinen Hochzeitsanzug bestellt.

Den kann Elz junior tragen; sagte sie. Elz junior kann ihn auch bezahlen.

Elz junior hat keinen Pfennig in seinem Vermögen; sagte ich, Elz junior ist ein dummer Junge, Elz junior wird Ihr Geld todtschlagen und Sie obendrein.

Das habe ich ganz allein zu verantworten; sagte sie.

Ich wurde von diesem Benehmen ganz confus, ganz consternirt. Ich überlege mir ein Weilchen, was ich thun soll. Endlich fasse ich einen sehr energischen Entschluß. Nur um Gottes Willen keinen passiven Widerstand, dachte ich. Alle Passivität ist grau, grün ist die That. Also perdauz — ich falle auf die Kniee, ich

umklammere ſie ihrem ganzen Umfange nach, ich weine — obgleich ich wirklich nicht wußte, woher ich alle die Thränen nehmen ſollte, aber ſie gehörten doch einmal dazu. Ich weine alſo, als wäre meine Thränendrüſe groß wie das Heidelberger Faß; ich beſchwöre ſie, den dummen Jungen nicht zu heirathen, weil er ſie doch nur des Geldes wegen nehme — während ich es nur ganz allein auf ihren geiſtigen und phyſiſchen Beſitz abgeſehen hätte. Ich bitte ſie, all ihr Vermögen ins Waſſer zu werfen, ihre Actien zu zerreißen oder zu verbrennen — nicht wahr, das war ſchlau, Marquard, ganz in Eurer Art, Marquard? — Ich wollte ſie heirathen ohne Alles; ſagte ich, ſie könnte nackend wie ein neugeborner Schmetterling ſein, — das war doch hübſch geſprochen, — wie? — Aber dieſe Perſon ſieht mich an, als wollte ſie mir ihre Augen in's Geſicht werfen und ſagt naſeweiß:

Ich heirathe Elz junior!

Junior! ſchreie ich, Senior geht aber vor. Senior hat einmal Ihr Wort, Ihr heiliges Ehrenwort. Senior hat einen ſchwarzen ganz neuen Anzug. Senior hat eine Liebe zu Ihnen, die unerhört, beiſpiellos und merkwürdig iſt. Senior iſt ein gereifter Mann, der mit Damen umzugehen weiß. Senior hat bedacht, und von Junior werden Sie ausgelacht. Senior iſt Executor und weiß mit Pfändern aller Art, alſo auch mit Pfän-

dern der Liebe umzugehen, kurz Senior ist Senior; und Senior — hat etwas auf sich!

Das hat gar nichts auf sich; sagte sie, so ruhig und so kalt, wie dort die Kalenderziffer an der Wand. Na, das hatte doch wahrhaftig was auf sich. Ich erhebe mich also; ich sage: zehnmal verflucht will ich sein, wenn ich dem Schlingel, dem Junior, nicht den Hals umdrehe, weil er sich unterfteht, eine Frau heirathen zu wollen, die seine Mutter sein sollte, und im Nothfall seine Urgroßmutter sein könnte. Ich drohe mit allen möglichen Injurien- und Criminalprozessen, mit Folter und Inquisition, spanischen Stiefeln und Spießruthen — aber was sagte sie? — Sie sagte: es hat nichts auf sich!

Elz hielt athemlos inne und nahm eine entsetzlich große Prise; dann fuhr er fort:

Ich sah also, daß das Frauenzimmer fest entschlossen war, einen Junior zu heirathen und daß mir alles Reden und Drohen nichts half. Halt, dachte ich, gehe zu Marquard hin, das ist ein kluger Junge. Ich bin wirklich schon auf dem Wege zu Euch, da begegnet mir Jacobs. Ich stelle ihm die Sache vor. Elz; sagte er, Ihr seid dumm.

Es kommt mir wahrhaftig eben so vor; sagte ich.

Ihr, Ihr seid mordsdumm! Ihr habt Euch da

einen Braten wegschnappen lassen, dessen Wohlgeruch dem Moloch des Goldes lieblich und angenehm ist — 80,000 Thaler! Ihr thut mir leid. Aber ich will Euch einen Rath geben, den Euch kein Mensch besser geben kann. Hört mich also an.

Und wenn ich hundert Ohren hätte, ich würde mit allen hunderten hören; sagte ich; Euer Rath hat was auf sich.

Gut; versetzte er, engagirt ein Dutzend Frauenzimmer, à 10 Silbergroschen. Dafür übernehmen sie die Verpflichtung, eine Woche lang täglich der Wangenroth eine Visite zu machen, wenn Elz junior nicht anwesend ist. Was sie dann zu thun haben, das versteht Ihr. Sie geben sich für ehemalige, gegenwärtige und zukünftige Geliebten von Elz junior aus.

Wetter; rief ich, wie aus den Wolken gefallen, das hat was auf sich!

Merkt Ihr, wo hinaus ich will? sagte Jacobs. So macht's also; und in acht Tagen ist Junior wieder Senior oder ich will nicht Jacobs heißen.

Damit ging er ab.

Ich ging augenblicklich ans Werk, und gabelte wirklich ein paar Frauenzimmer à $7\frac{1}{2}$ Groschen auf. Sie thun auch richtig ihre Schuldigkeit, — und was geschieht? — Eines schönen Tages kommt der Schlingel mit

verweinten Augen zu mir herein, auf einer Wange krebsroth und auf der andern kreidebleich. Na; sagte ich, das hat was auf sich, und freue mich innerlich, wie eine Turteltaube. Die Sache ist richtig, dachte ich, Junior hat den Abschied bekommen, Senior ist wieder zu Gnaden angenommen.

Was giebt's? fragte ich also Junior.

'S war richtig.

Nun mache ich mich flugs auf; unterwegs begegne ich dem Schneider, der mir gerade meinen Hochzeitsanzug bringen wollte, ich nehme ihm denselben sogleich ab und nun stante pede zu dem Fräulein Wangenroth hin.

Ich treffe das Fräulein zu Hause und sagte, natürlich ganz freundlich lächelnd:

Na, werden wir nun bald Hochzeit machen? Hier ist schon mein Bräutigamsstaat. Willst Du mich einmal darin sehen? Werde mich niedlich machen, imposante Erscheinung; sage ich — das hat was auf sich.

Das Fräulein sieht mich so kalt an, als hätte sie ein Herz von Marmor und sagt spitz:

Es hat sich mit uns ausgebräutigamt!

Aus —? und ich konnte nicht weiter sprechen; die Zunge blieb mir im Munde stecken, als jetzt ein Mann ins Zimmer trat, der sehr verdrießlich aussah. Er küßte dem Fräulein die Hand und sagte, indem er mir einen kolossalen Blick zuwarf:

Wer ist der Mensch? —

Exekutor Elz; sagte ich, und hob meinen Stock stolz in die Höhe.

Nun, was will er hier?

Das Fräulein sah mich an, als sollte ich zu Stein werden, und sagte: er hat sich nach Jemand hier im Hause erkundigt, mein lieber Ferdinand. Und mit diesen Worten ergriff sie mich beim Arm, setzte mich an die Luft, schlug mir die Thür vor der Nase zu und ich stand da, wie ein Boeuf. Wißt Ihr, was sich ereignet hatte? — Na, ich will's Euch sagen. — Der vermaledeite Jacobs hat die Geschichte zwischen der Wangenroth und dem lieben Ferdinand richtig gemacht, hat, statt mir zu helfen, hinter meinem Rücken für den lieben Ferdinand bei ihr geworben, und das Frauenzimmer hat ihm ihr Jawort gegeben. Das hat doch was auf sich?

Marquard saß während dieser langen Erzählung des Exekutors so stumm und schweigsam da, als nehme er nicht das geringste Interesse daran.

Der Executor fuhr fort:

Aber es hat nichts auf sich. Sie wird es noch bereuen, diese Wangenroth; ihr lieber Ferdinand wird ihr Vermögen schon dünn machen. Ich erlebe es noch, daß sie ausgepfändet wird. O, die Rache ist süß. Na,

wohin Marquard? — Ihr seht ja seltsam aus. Was Ihr für Augen macht? — Sputet Euch. Bezahlt!

Marquard hatte sich erhoben und ging, tiefsinnig vor sich herstarrend, im Zimmer auf und ab.

Ich habe nicht Zeit, Marquardchen bezahlt; fuhr Elz fort — oder soll ich etwa später wiederkommen? Wollt Ihr mit dem Gelde noch nicht herausrücken? Eine Stunde höchstens könnte ich Euch noch Frist geben. Es ist ja eine Wechselklage. Oder nicht pfandbar? — Keine Objekte vorhanden? — he?

Elz sah bei diesen Worten Marquard schlau blinzelnd an und reichte ihm seine Schnupftabaksdose.

Eine halbe Million! rief Marquard plötzlich und stampfte mit dem Fuße. Dann ging er wieder tiefsinnig auf und ab und schien zu rechnen.

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und herein traten — Harry und Ida.

Neuntes Kapitel.

Ultimo!

Als Marquard seine Geschwister vor sich sah, verzerrte sich sein Gesicht noch mehr, sein Ausdruck wurde

noch wahnsinniger, in seinen Augen schien sich alle Bosheit, deren er fähig war, zu konzentriren.

Harry sprach einige Worte mit Elz, und nach kurzer Verständigung entfernte sich dieser mit den Worten: es hat Alles nichts auf sich.

In der Stube war es jetzt so feierlich stille, als wäre Niemand gegenwärtig gewesen.

Harry und Ida waren aufs Tiefste erschüttert.

Was wollt Ihr; fragte Marquard nach einigen Secunden, was habt Ihr hier zu suchen? — Seid Ihr hier, um bei mir zu betteln? — Ich gebe nichts. Ich gebe keinen Deut! — Wahrhaftig! — Ich könnte Euch verhungern und verkommen sehen! — Seht Ihr den Schrank dort?

Marquard zeigte mit dem Finger auf den eisernern Geldschrank und fuhr dann mit leiser, geisterhafter Stimme fort:

Eine halbe Million Thaler ist darin! — Ich habe so viel Gold, so viel — in allen Ecken ist Gold. Ich brauche nur die Hand auszustrecken und ich fasse Gold. — Seht Ihr dort den Pult? — Eine Million liegt darin! — Gold! Gold! — Gold! — Ich kann mir ein Haus von purem Golde bauen! — Ich kann mich in Gold kleiden! — Ich kann mich in einem goldenen Sarge begraben lassen! — Aber wenn ich Euch ver-

hungern sähe — nicht ein Stückchen trocknes Brod reichte ich Euch!

Und warum nicht? fragte Ida mit bewegter Stimme, welches Leid haben wir Dir zugefügt, Bruder?

Welches Leid? — Ihr habt mich um mein Glück beneidet! — Ihr wolltet, daß ich eben ein solcher Narr, eben ein solcher Bettler, wie Ihr, sein sollte. Und wenn Ihr mich zum armen Mann machen könntet — Ihr würdet es mit Hohngelächter thun. Aber ich halte mein Gold fest; ich halte es fest!

Und Marquard ballte die Faust, als habe er seine Millionen darin, und wolle sie wirklich eisern festhalten.

Geht; fuhr Marquard fort, was belästigt Ihr mich? — Ich hasse Euch! — Ich hasse Alles, was verrückt ist! — Ihr seit Beide von jeher verrückt gewesen! — Ihr habt Euch nicht rathen und nicht warnen lassen — ich habe Euch hundertmal reich machen wollen. Ihr könntet jetzt Schlösser und Paläste haben. Ihr könntet in Euren Equipagen fahren. Ihr könntet ein fürstliches Vermögen haben. Und was seid Ihr jetzt? — Bettler! —

Bruder; sagte Ida bewegt und feierlich, wir sind glücklich, wenn wir auch nicht reich sind. Wir fühlen uns sehr, sehr glücklich, zufrieden und froh.

Marquard sah seine Schwester böse an.

Glücklich? sagte er dann heiser auflachend. Haha!

— Sie wollen glücklich sein! — Es ist nicht wahr! Es ist eine Lüge! — Beweist mir, daß Ihr glücklich seid! Beweist mir das! — Arme Menschen können nicht glücklich sein! — Ich bin glücklich! Ich! da, dort! — Die Millionen, die da liegen, darin steckt Glück! — Ich kann mir Eure ganze Glückseligkeit mit einem paar Goldstücken kaufen — ich kann mir kaufen, was ich will —

Nur den Himmel und das gute Gewissen nicht; sagte Ida.

Nicht den Himmel? fuhr Marquard auf — ich sage: Alles. Gott selbst hält es mit den Reichen. Bestreitet es! — Aber es ist eine verfluchte Lüge, wenn Ihr es bestreitet! — Die Armen haben keinen Himmel! — Gott selbst hält es mit den Reichen, sag' ich. Er giebt ihnen Glück und Segen! — Seht Euch nur um in der Welt. Schlechte Menschen oder gute — Dummheit! — Verrücktheit! — Die Schlechten haben Gold, Gold! — Das Himmelreich ist ihr Reich! — Ah — nur Gold! — Alles Andere ist Chimäre! —

Harry, welcher bis jetzt stumm und nachdenklich dagestanden und seinen Bruder beobachtet hatte, sagte jetzt:

Bruder, ich weiß, daß Du jetzt ein Bettler bist. Wir sind gekommen, um Dir unsere Hülfe anzubieten. Wenn wir auch wenig haben, wir sind mit dem Wenigen zufrieden; wir können sorgenlos leben und sind bereit, mit Dir zu theilen, was wir haben.

Als Marquard dieſe Worte vernahm, ſah er aus wie eine wilde Katze, die ſich zum Sprunge in Bereitſchaft ſetzt. Es ſchien, als packte ihn jetzt erſt der Wahnſinn mit ſeiner ganzen dämoniſchen Gewalt. Er lachte auf, daß Ida entſetzt zuſammenfuhr und ſich voll Grauſen abwandte.

Es iſt eine Lüge! rief er, eine ſataniſche, verfluchte Lüge! — Ich bin nicht beſtohlen! Ich bin reicher als jemals! Ich bin ein Millionär! — Ihr wollt die Mitleidigen ſpielen? — Auf Euren Bettelſtab ſoll ich mich ſtützen? — Geht! Ich will nichts von Euch wiſſen. Ich haſſe alle armen Menſchen! Ihr bringt Fluch in mein Haus! Geht, ſage ich Euch, erſtickt in Eurem Neid — aber das merkt Euch, — wenn ich reich wie Kröſus wäre, — reich wie Kröſus — und wenn ich mein Geld begraben müßte — Ihr ſollt in Eurer Armuth ſterben und verkommen! — Dieſer Fluch iſt mein brüderlicher Segen — geht! —

Marquard kehrte ſeinen Geſchwiſtern den Rücken und trat ans Fenſter.

Es hielt ein Möbelwagen vor der Thür; Elz ſtand dabei.

„Bruder; ſagte Harry, entläßt Du uns mit dieſem Fluche? — Wirſt Du nicht in Dich gehen? — Willſt Du nicht erkennen, daß Geld nicht allein glücklich machen kann? Willſt Du Dich fortgeſetzt betrügen? Wir

wissen, daß Du arm bist! — Komm', verlasse diese Wohnung, in welcher nichts mehr Dein ist! Wir kennen Deine Lage — Komm' mit uns und werde Mensch. Willst Du, Bruder? —

O, komm' mit uns! rief jetzt auch Ida und ergriff Marquards Hand. Wir wollen Dich pflegen, wir wollen Dir treu zur Seite stehen. Du sollst gut und glücklich werden. Alle Deine Wünsche sollen erfüllt werden; so viel nur immer in unserer Macht steht, wollen wir thun, um Dir das Leben angenehm zu machen. Komm mit uns und werde gut. Im Namen unserer braven Eltern, die im Grabe schlummern, beschwöre ich Dich: werde gut und gewinne das Leben um der Tugend willen lieb. Sieh, Du bist noch jung und rüstig, die Welt ist Dein, wenn Du Deine Kräfte nützlich anwendest. O, folge uns, quäle Dich nicht mit hohlen Phantasien trügerischer Genüsse. Was ist Geld? — Was ist Gold? — Und hättest Du, wie ehemals alle Kisten und Kasten voll, welches Glück würdest Du Dir aus diesem todten Mamon zu schaffen vermögen? Es ist fort, und Deine Seele ist mit ihm fortgegangen! — Siehe — wenn Du so fortlebtest — Dein Loos würde entsetzlich sein. —. Moritz, mein Bruder, ich beschwöre Dich, vergiß, was Du gewesen, was Du erstrebt, was Du besessen! — Wenn Du nur eins gewonnen hast, wenn Du aus dem Schiffbruch, welchen Du erlitten,

nur eins als Dein Eigenthum davon trägst: die Erkenntniß des wahren Menschenwerthes — dann hast Du unendlich mehr gewonnen, als verloren. Komm' — wir wollen Dich lieben, lieben wie den besten Bruder, nur sei gut! —

Und Ida schlang die Arme um ihren Bruder, als wäre er wirklich schon gewonnen und sein Herz habe sich umgewandelt zum Guten. Wäre Marquards Herz überhaupt besserer Regung fähig gewesen, es hätte jetzt schmelzen müssen wie Eis unter glühendem Sonnenstrahl. Eine Heilige, durchglüht vom Eifer der Tugend und der Liebe, rang Ida mit aller Innigkeit, deren ihre edle Seele fähig war, um eine verlorene Seele — aber diese blieb verloren — blieb in des Wahnsinns Nacht versunken — der Teufel des Goldes hatte sie für immer geblendet.

Marquard riß sich aus der Umarmung los, die ihn hätte für ein besseres Leben weihen sollen; er ballte die Faust und erhob sie gegen das in Thränen getauchte Antlitz seiner Schwester. Harry zog Ida rasch zurück.

Keine Rettung mehr; sagte er, komm'! —

Er ergriff Idas Arm und zog sie hinaus.

Marquard sandte ihnen ein Hohngelächter nach und wandte sich dem Fenster zu. Plötzlich stieß er einen lauten Schrei aus und stürzte zu Boden.

Aber es war keine Ohnmacht, die ihn niederge-

worfen — es war Wuth und Raserei. Mit seinen Nägeln kratzte er den Fußboden auf, er raufte sich das Haar, der Schaum trat ihm vor den Mund. Töne des Grimmes drangen aus seinem Munde.

In diesem Moment trat Elz wieder in die Stube. Mehrere Burschen folgten ihm. Er sah Marquard auf dem Boden liegen, aber sein Gesicht blieb so ruhig und gleichmüthig, wie immer.

Jetzt hurtig, Jungen; commandirte er, wir müssen gründlich ausräumen.

Wir können wohl auch die Betten nehmen; sagte einer der Burschen, welcher witzig sein wollte, der Mann schläft ja auf der Erde.

Das hat nichts auf sich; entgegnete Elz, er selbst wird wohl auch bald aufgeladen werden.

Mit diesen Worten reichte Elz dem noch immer auf der Erde liegenden Marquard seine Schnupftabacksdose hin.

Marquardchen; sagte er mit Pathos, Eure Wangenröth ist hin wie meine, aber wir haben noch das Morgenroth, und wer sich grämt, der ist ein Narr. Das hat Alles nichts auf sich.

Marquard gab keine Antwort, richtete sich auf und stierte vor sich hin.

Man muß sich nichts zu sehr zu Herzen nehmen;

fuhr Elz fort, denn wenn man das ganze Leben betrachtet, ist es nichts mehr als diese Prise hier — eine Prise für Gevatter Tod. Ysi! — Man hat genossen. Basta. Das hat gar nichts auf sich.

Mit diesem Trostspruch wandte sich Elz von Marquard ab und sah nachdenklich, wie Scipio auf Karthago's Trümmern, in das Chaos hinein, welches jetzt in den Zimmern herrschte. Es verschwand Stück nach Stück. Die Zimmer wurden kahl und leer; der letzte Stuhl, auf welchem der Executor Platz genommen, wurde fortgetragen, Elz folgte ohne ein Wort zu sagen, und Marquard blieb allein zurück, allein in den leeren, verödeten Gemächern; und seine einzige Genossin blieb die schwarze, unbewegliche Kalenderziffer, welche um funfzehn Tage jünger war als der heutige Tag.

Es war ultimo! — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Zehntes Kapitel.

Graf Rokus gewinnt.

Louise lebte wieder auf ihrem Gute, umgeben von Bequemlichkeit, Glanz, Reichthum und Liebe.

Der Prinz hatte sie bald nach ihrer Rückkehr vom

Bade wieder besucht und glückliche Tage an ihrer Seite verlebt.

Er liebte sie in der That noch immer so feurig wie im Anfange ihrer Bekanntschaft, Louise konnte mit ihm zufrieden sein.

Kaum aber war der Prinz fort, der an ihrem Herzen den Schwur der ewigen Liebe empfangen, da war dieses Herz so sehnsüchtig nach einer Unterhaltung, so wenig dankbar in der Erinnerung genossenen Glückes und in dem Gefühle geliebt zu sein, daß sie den Grafen Rokus mit offenen Armen empfing, als er wenige Tage nach des Prinzen Abreise bei ihr erschien.

Es ist wahr, Louise hatte sich vorgenommen, sich von dem Grafen nur unterhalten zu lassen, ihn tüchtig zu necken, mit ihm nichts als Komödie zu spielen, in seiner geistreichen Gesellschaft sich zu amüsiren. Sie wollte in der Liebe zum Prinzen nicht wanken; die Klugheit sagte ihr, daß sie ihr Glück verscherze, wenn sie dem Prinzen nicht treu ergeben bliebe — aber die Leidenschaft ihrer Zerstreuungssucht war stärker als ihre Klugheit.

Der Graf war geistreich, aufgeweckt, sarkastisch, dabei voll erheuchelter Gluth, und zuweilen wiederum schien er plötzlich zu Eis gefroren zu sein, nahm seine gewöhnliche philosophische Miene an und nannte die Liebe einen Wahnsinn.

So vergingen acht, vierzehn Tage, ohne daß der Graf sich die geringste Mühe zu geben schien, um einen Triumph zu feiern. So liebenswürdig er auch immer sein mochte, so sehr er auch von seinem Enthusiasmus für Louisens Schönheit und Geist hingerissen, so sehr er auch von ihren Reizen gefesselt zu sein schien; er gab sich nicht die geringste Mühe, irgend eine Begünstigung von der Dame zu erhalten, die er anbetete.

Im Gegentheil; mit seiner Bewunderung für Louise schien seine Zurückhaltung zuzunehmen, und im selben Augenblick, wo der Graf auf dem Gipfel der Leidenschaft angelangt zu sein schien, erkaltete er plötzlich — aus Freundschaft für den Prinzen.

In dieser Zeit war es, daß Louise wieder einmal einen Brief von Jacobs erhielt. Er theilte viel Interessantes mit. Durch die Nachrichten über das Schicksal der Frau von Eiche und Marquards wurde sie sogar einen Augenblick erschüttert. So also stand es mit diesen beiden Menschen, denen sie gewissermaßen ihre jetzige günstige Lage zu verdanken hatte. Ein guter, warnender und mahnender Geist flüsterte ihr zu: Sei vorsichtig! Vergeude nicht Dein Glück, Dein Leben! — Benutze weise die Gegenwart. Sichere Deine Zukunft!

Louise war auch in der That an dem Tage, an welchem sie Jacobs Brief erhalten hatte, sehr ernst gestimmt. Marquards Gestalt stand ihr den ganzen Tag

vor der Seele. Sie sah es, wie er sich krümmte unter dem Fluche, der ihn betroffen hatte; wie er wüthend auf ihr Glück herabsah, auf das Glück derjenigen, die er vernichten wollte. Seine häßliche Gestalt stand drohend vor ihr; wohin sie sich auch wenden mochte, sie sah sein von Haß, Gram und Wahnsinn verzerrtes Gesicht.

Waren es diese häßlichen Träume, welchen sie sich nicht länger hingeben mochte, daß sie plötzlich allen Ernst von sich warf, ihre Verstimmung unterdrückte und wieder anfing, die leichtfertige, leichtsinnige, so schnell erregbare, von Laune, Lust- und Schelmerei übersprudelnde Louise zu sein? Wäre ihr ein guter Geist jetzt zur Seite gewesen, vielleicht hätte ihr ganzes Leben eine andere Richtung angenommen; aber Graf Rokus war kein guter Geist. — —

Holla! rief er Louisen zu, Champagner! Teufel! — Kurz ist das Leben, kurz ist die Lust! — Weg mit den Grillen! — Fort mit den düstern Träumen göttlicher Vergeltung hienieden! — Fort mit allen finstern und quälenden Gedanken von Armuth, Tod und Grab! Leben! — Den Augenblick bei seinem kurzen Stirnhaar ergreifen! — Genießen! — Jetzt! —

Der Graf und Louise waren allein. Sie traaken ein Glas und noch ein Glas und abermals ein Glas. Sie trank und trank — und plötzlich streckten sich ihre

Arme wie in Verzückung aus — mein Prinz! — mein geliebter Prinz!

Und nach einer Stunde verließ der Graf lächelnd Luisens Zimmer.

Er hatte die Wette gewonnen.

Aber er war noch nicht am Ziele; er bedurfte eines Zeugen.

Wer sollte es sein? —

Wie Graf Rokus jetzt diabolisch triumphirte! Der Zeuge war gefunden.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Am andern Tage schrieb der Graf an den Prinzen einen Brief. Hätte Louise diesen lesen können, sie würde sich mit Abscheu von dem Grafen und von sich selbst abgewendet haben.

Eine Stunde später ging ein Bote nach dem nächsten Postamte; und während dessen schwelgte der Graf an Louisens Seite.

Ein weibliches Herz ist oft weniger zu ergründen als das Meer.

Louise hatte den ritterlichen, jugendlichen Prinzen fast vergessen an der Seite eines Mannes, der weder jung noch schön war, an der Seite eines Mannes, der sich mit ihm nicht messen konnte — aber der vielleicht eben deshalb interessanter war, weil er nicht liebte,

weil er mit Berechnung sprechen konnte, weil der Verstand seine Gefühle beherrschte und seinen Worten das Ziel vorschrieb, welches sie stets treffen mußten.

So waren acht Tage vergangen.

Louisen waren diese Tage im Rausche dahingeflogen; sie hatte keine Langeweile, vielleicht würde sie solche acht Tage später empfunden haben.

Es war Abend.

Louise ging am Arme des Grafen in ihrem Park spazieren. Eine laue, milde Luft hauchte kosend durch Strauch und Baum. Der Himmel blickte aus seinen Myriaden goldenen Augen — aber Louise blickte nicht in den Himmel, sie sah nicht die Sterne, dieselben Sterne, welche einst leuchteten, als sie mit dem Prinzen im Garten der Frau von Eiche eine Zusammenkunft hatte.

Sie nahmen in einer Laube Platz. Der Graf war so geistreich, wie er nur immer sein konnte; Louise war heute muthwilliger als je gelaunt.

Vielleicht wollte sie ein guter Geist an dem Abgrunde, vor welchem sie stand, noch einmal warnen.

Es ist doch eigenthümlich; sagte der Graf, daß ich selbst im höchsten Genusse noch grübeln und denken muß.

Das kommt daher; versetzte Louise, weil Sie so viel Ueberfluß an Geist und Gedanken haben.

Nun, es fehlt Ihnen wahrlich auch nicht daran;

entgegnete der Graf, aber es giebt doch Momente, wo Sie Alles um sich her vergessen können.

Wenn ich liebe; entgegnete Louise, dann folge ich nur dem Impulse meines Herzens.

Aber ich bezweifle, daß Sie wahrhaft lieben können.

Sie bezweifeln? fragte Louise. Das klingt seltsam in Ihrem Munde.

Nein, nicht so seltsam, wie Sie glauben, Louise. — Prüfen Sie sich selbst — liebten Sie jemals aufrichtig und treu?

Nein; sagte Louise — bisher nicht!

Dem Prinzen waren Sie gut, aber Sie liebten ihn nicht.

Doch; sagte Louise, ich liebe ihn stets, wenn er bei mir ist.

Dann müßten Sie ihn doppelt lieben, wenn er abwesend ist.

Eine gute Moral in Ihrem Munde! wandte Louise lachend ein.

Eine Moral; sagte der Graf, die mir der Gedanke eingiebt, was Sie wohl thun würden, wenn jetzt plötzlich der Prinz vor uns erschiene?

Was ich dann thun würde? sagte Louise, ich würde den Herrn Grafen auf Reisen schicken.

Ja, wenn ich damit zufrieden wäre!

O, Sie werden schon!

Wer sagt Ihnen das? Ich würde nicht! Ich würde dem Prinzen sagen: zurück! Diese hier ist mein!

In diesem Moment rauschte das Gewinde, welches die Laube umschloß — waren es ein paar Sterne, waren es Menschenaugen, welche hindurch funkelten?

Wahrhaftig; rief Louise, man möchte fast glauben, daß ich Ihre erste Liebe bin.

Wenn auch nicht meine erste, so sollen Sie doch meine letzte sein; rief der Graf aus, und ich würde mein Recht, den Degen in der Faust, gegen alle Welt behaupten, seien es Prinzen oder Könige.

Welches Recht? fragte Louise, indem sie den Grafen herausfordernd ansah.

Das Recht, ausschließlich von Ihnen geliebt zu sein! — Das Recht, zu Ihren Füßen liegen zu dürfen. Das Recht, jeden Andern, der es wagen sollte, Sie sein eigen zu nennen, mit der Hand ins Gesicht zu schlagen. Sie haben es gesagt, Sie wollen die meine sein, die meine für immer, die meine ewiglich. Haben Sie mir das nicht beschworen, Louise?

Es rauschte abermals in dem Gewinde; — mehr noch als zuvor leuchteten ein paar Blitze aus Menschenaugen.

Louise sah den Grafen erröthend an.

Ich weiß nicht mehr, was ich Ihnen beschworen habe; sagte sie, ich weiß nur noch, daß ich Ihnen sagte,

ich konnte Sie vielleicht lieben. Merken Sie wohl, Herr Graf, vielleicht! Vielleicht auch haſſen! Wenn Sie glauben, ein ewiges unantaſtbares Recht an mein Herz zu haben, weil ich ſchwach gegen Sie geweſen — dann irren Sie! — Daß Sie es wiſſen mögen, ich bin frei! frei wie immer! Ich bin Ihre Sklavin nicht, und wenn jetzt der Prinz erſchiene — ſehen Sie — ſo würde ich's machen.

Mit dieſen Worten wandte Louiſe dem Grafen den Rücken zu — aber im ſelben Moment ſank ſie mit einem lauten Schrei zuſammen.

Der Prinz ſtand vor ihr.

— — — — — — — — — — —

O, wovor erſchrecken Sie? ſagte der Graf ſpöttiſch zu Louiſen. Sie ſchicken mich ja auf Reiſen. — Ich gehe ſchon.

Er ließ die Ohnmächtige auf den Raſen niedergleiten, und ſagte dann zum Prinzen mit einem triumphirenden Lächeln:

Durchlaucht, ich bin Ihr unterthäniger Diener!

Todesblaſſe bedeckte des Prinzen Antlitz. Er ergriff zitternd des Grafen Arm und ſagte mit gepreßter Stimme:

Graf, Sie haben die Wette gewonnen! Aber die Hälfte meines Vermögens hätte ich Ihnen gegeben,

würden Sie diese verloren haben. Ich werde niemals mehr auf Weibertreue wetten.

Und ohne ein Wort zu sagen, verließ der Prinz schleunigst den Garten, und bald darauf hörte man einen Wagen davon rollen, der ihn zurück nach seiner Residenz brachte.

Aber der Graf ließ die ohnmächtige Louise auf ihr Zimmer tragen. Er wartete nicht, bis sie zu sich selbst kam; bald darauf trug auch ihn ein schnelles Pferd davon, und als Louise erwachte, war sie allein auf ihrem Gute, umgeben von Glanz und Pracht — aber ihr Herz war verödet, ihre Laune war dahin; sie fühlte sich entsetzlich einsam und verlassen, es war ihr zu Muthe, als müßte sie begraben werden.

Und als dies einige Tage gewährt hatte, konnte sie es nicht länger in ihrer Verlassenheit aushalten. Sie schrieb an Jacobs, daß sie ihr Gut verkaufen und nach der Residenz ziehen wolle. Bald darauf kam Jacobs mit einem Käufer. Der Handel wurde abgeschlossen und, ehe vierzehn Tage vergangen waren, befand sich Louise wieder in Berlin.

Und nun begann für Louise ein wildes regelloses Leben, ein unglückseliges Verlorenleben, in welches sie sich stürzte, um — die Vergangenheit zu vergessen.

Wäre Alfred jetzt zu ihr zurückgekehrt, vielleicht würde sie ihm mit Freuden ihre Hand gereicht haben. Aber

Alfred kam nicht — ein besseres, ein edleres Herz hatte ihn wieder zu der Höhe empor gezogen, aus welcher ihn Verkennung seines besseren Selbst gerissen; das Geschick des leichtsinnigen, unglückseligen Mädchens mußte sich erfüllen.

Elftes Kapitel.

Erlösung.

Eine feierliche Stille herrschte in dem Gemache, in welchem Alwine mit ihrer Mutter lebte.

Es hatte sich in der Zeit, während welcher wir sie aus den Augen verloren, auch hier viel ereignet.

Frau von Esche hatte nicht aufgehört, ihre Tochter zu quälen, obwohl die arme Alwine mit dem angestrengtesten Fleiße Tag und Nacht arbeitete; Alles was sie zum Lohne erhielt, waren Flüche und Beschimpfungen.

Die Hand, welche die schlechteste der Mütter nährte, wurde nicht gesegnet, denn diese Hand betrieb ein plebejisches Geschäft. Diese Hand arbeitete für die tägliche Nahrung und konnte nur bescheidene Bedürfnisse befriedigen.

Diese Hand konnte, selbst wenn sie Tag und Nacht sich regte, keine Chokolade, keine Parfüms erschwingen, keine dieser unzähligen Launen und Wünsche befriedigen,

von welchen die gnädige Frau fortwährend beherrscht wurde.

Alwine that ihre Pflicht und setzte den Beschimpfungen und Ansprüchen ihrer Mutter eine stoische Ruhe entgegen; aber dieses Leben, man sah es wohl, mußte sie endlich aufreiben.

Was half es ihr, daß Runkelchen that, was in seinen Kräften stand, um ihr Zeit zu sparen, daß er alle häuslichen Dienste verrichtete; die gnädige Frau konnte eine Heerde von Bedienten gebrauchen — und sie wäre doch noch unbefriedigt geblieben.

Gnädiges Fräulein; sagte Runkel und sah das Mädchen melancholisch an, es ist kein Leben mehr; und dann fügte er leise hinzu: die gnädige Frau hat keinen Charakter mehr — das hält mein gutes Freulein nicht aus, nicht.

Alwine war seit jenem Tage, an welchem wir sie zuletzt bei Emma gesehen haben, nicht wieder bei ihrer Freundin gewesen. Sie gönnte sich die Zeit nicht, um Besuche zu machen; Runkelchen lieferte die Arbeit an Emma ab, aber diese unterließ es nie zu fragen, wie es gehe.

Gehen sehr gut mit dem gnädigen Fräulein und der gnädigen Frau; pflegte Runkel dann lächelnd, um seine Verlegenheit zu verbergen, zu erwidern, und so erfuhr Emma von den Leiden ihrer Freundin nichts.

Alwine hatte Runkelchen nämlich innigst gebeten, keine Klage laut werden zu lassen. Emma hatte Alwinen schon einige Male eine größere Summe geschickt, als sie selbst für die Arbeit erhalten hatte, aber Alwine wollte ihre, selbst so bedürftige, Freundin nicht beeinträchtigen. Selbst dann, als Emma von ihrem Manne eine ansehnliche Summe erhalten hatte, nahm sie durchaus nicht mehr, als sie glaubte beanspruchen zu können. Sie war zu stolz, um Almosen anzunehmen, selbst wenn es von einer Freundin kam.

In dieser Zeit, einige Tage nach dem Eintreffen des Briefes von Detlow, war es, daß Frau von Eiche erkrankte, und zwar so ernstlich, daß der herbeigerufene Arzt eine sehr bedenkliche Miene annahm. War die gnädige Frau in ihren gesunden Tagen unausstehlich, so war sie es noch mehr während ihrer Krankheit. Die theure Medizin goß sie auf die Erde und forderte unaufhörlich Dinge, die nicht zu beschaffen waren. Zuletzt mußte Alwine die nimmermüden Hände ruhen lassen; sie vermochte nicht mehr zu arbeiten.

In dieser Zeit besonders war Runkelchen ihr guter Genius. Er sorgte für Alwinens und ihrer Mutter Bedürfnisse, er brachte Alles herbei, was nützlich und nothwendig war; und umsonst sträubte sich Alwine, es anzunehmen. Runkelchen sagte, daß er eine Summe Geldes sich erspart habe, und daß er fest entschlossen

sei, das Geld ins Wasser zu werfen, wenn es Alwine nicht annehmen würde.

Er sagte das mit einem so energischen und entschlossenen Kopfschütteln, daß Alwine fürchtete, der kleine seltsame Mensch könnte seine Drohungen erfüllen.

So verging Tag auf Tag. Der Zustand der gnädigen Frau besserte sich nicht. Einmal zwar schien es, als wollte ihre Krankheit eine gute Wendung nehmen; aber die gnädige Frau ärgerte sich so heftig darüber, daß Alwine ihr eine Speise versagte, die ihr schädlich gewesen wäre, daß ihr Zustand von diesem Augenblicke an immer bedenklicher wurde.

Es war eine feierliche Nacht, jene Nacht, in welcher Alwine am Sterbebette ihrer Mutter saß. Rings herum herrschte tiefe Stille. Frau von Esche schien zu schlummern und lag mit halbgeschlossenen Augen da. Der Arzt hatte Alwine darauf vorbereitet, daß sie jeden Augenblick der Auflösung ihrer Mutter entgegen sehen müsse.

Wohl oft haben Kinder an dem Sterbebette ihrer Mutter gestanden und mit innigem Flehen um ihre Erhaltung geweint, und wohl selten mag sich ein Grab über der theuren Leiche einer Mutter schließen, ohne jene heiligen Thränen in sich aufzunehmen, welche ein verwaistes, der mütterlichen Liebe beraubtes Herz der Dahingegangenen weiht. Aber welche Mutter war diese

Frau und welche Thränen konnten ihr fließen!? Und doch, doch mußte das unglückliche Mädchen weinen. Es war eine schlechte Mutter, die jetzt vor dem höchsten Richter treten sollte — um so herber, bitterer, betrübender war es für das Gefühl eines Kindes. Eine doppelte Verwaisung war es, die sie empfand. Eine zwiefache Wehmuth erpreßte ihr die Thränen, die jetzt so reichlich ihren Augen entströmten. Und in all' diese Wehmuth, in all' diese Thränen mischte sich dennoch ihr kindliches Gebet: Gott, erhalte sie und lehre sie mich lieben!

Und während Alwine so betete, füllte sich das Zimmer mit ihren Freunden und Freundinnen. Runkelchen hatte sie Alle herbeigerufen. Es kamen Emma, Agnes und der alte Thomas; sie umstanden das Bette der Sterbenden.

Jetzt schlug die Kranke die Augen auf; sie schien ihre Tochter zu suchen. Parfüm! sagte sie mit schwacher, kaum hörbarer Stimme. Alwine reichte ihr das Fläschchen; ihr Auge war schon halb gebrochen, aber es kam Alwinen vor, als sähe es mit mehr Zärtlichkeit als sonst auf sie. Die Sterbende bewegte die Lippen, als wollte sie sprechen; Alwine ergriff die Hand ihrer Mutter; diese schien noch eine letzte, verzweiflungsvolle Anstrengung zu machen und stieß dann mit größter Mühe die Worte hervor: Hab' Dank! —

Es war das erste Wort der Anerkennung, welches

das arme Mädchen von ihrer Mutter erhalten hatte, und es sollte zugleich das letzte sein. Alwine hatte alles Herbe, alles Bittere, alle die Schmerzen und Bekümmernisse vergessen, welche ihr ihre Mutter zugefügt. Die Thränen stürzten aus ihren Augen, sie sank über das Bette ihrer Mutter hin und, als könne sie den entfliehenden Athem aufhalten, rief sie: o Mutter, stirb nicht, und bleib' bei Deiner Tochter, die Dich lieben wird, und die auch Du jetzt lieben wirst!

Aber Frau v. Esche hatte bereits die Augen geschlossen; Alwine war erlöst.

Zwölftes Kapitel.

Eine Familie.

Am Tage nach dem Begräbnisse der Frau von Esche waren Fräulein Rademacher und Ida mit der Einrichtung eines Zimmers beschäftigt.

Der Gast selbst, für den das Stübchen traulich und gemüthlich geordnet wurde, hatte keine Ahnung davon, welch' gute, edle Frauen ihm ein Asyl bereiteten.

Aber ein kleiner, armer Mann, welchen man kaum gewohnt war, als Mensch zu betrachten, obwohl er in

seinem verkrüppelten Körper mehr Herz besaß, wie mancher doppelt so große Mann, der wußte es und schleppte Blumen herbei und half das Stübchen putzen, als sollte eine Königin darin einziehen.

O; sagte er zu Fräulein Rademacher und Ida, es hat keiner keinen Charakter nich, aber mein gnädiges Fräulein, die Familie Detlow und Sie Beide — die sein brav wie die lieben Engelein.

Und als Runkelchen Alles geordnet sah, da rieb er sich vergnüglich die Hände. Er sprang mit seinen beiden Litthauern so hoch er nur immer konnte, und dann lief er fort zu Alwinen, welche in ihrer Wohnung in Thränen gebadet da saß.

Gnadiges Fräulein; sagte er, und suchte sein Gesicht so freundlich zu machen, als es ihm nur irgend möglich war, ich muß Ihnen was erzählen, — etwas sehr Großes, sehr Wichtiges muß ich Ihnen erzählen. Nun, da Ihre Mutter — Gott hab' sie selig! — todt ist, kann ich reden, nun ist es kein Geheimniß nich. Ja, nun muß ich es Ihnen sagen.

Nun, so reden Sie; sagte Alwine.

Ach, es ist eine schlimme Geschichte — es hat keiner keinen Charakter nich. Die gnädige Frau — Ihre Mutter — o! —

Nun, lieber Runkel? — sagte Alwine und sah den Zwerg mit Spannung an.

Die gnädige Frau; fuhr Runkel fort, hat es Ihnen wohl nie gesagt, daß sie — meine Mutter war? —

Ihre Mutter? rief Alwine fast entsetzt.

Ja, meine Mutter! Die Frau, welche mich erzogen hat, hat es mir gesagt, ehe sie gestorben. Aber das thut nichts — ich habe Sie doch sehr lieb, mein gnädiges Fräulein, das thut gar nichts nich. Ich werde immer Ihr guter Freund bleiben, mein liebes, gutes, gnädiges Fräulein.

Und wer ist Ihr Vater? fragte Alwine.

Kenne ihn nich ganz genau; versetzte der Zwerg, die Frau, die mich erzog, sagte, es soll der Herr v. Kinski sein, — aber das ist nicht gewiß nich, es kann auch ein Anderer sein — darüber ist nichts bestimmt. Ach — Ach — es hat keiner keinen Charakter nich!

Und der Zwerg ließ den Kopf sinken und starrte betrübt vor sich hin.

Die Frau, die mich erzog, fuhr er dann fort, war eine sehr brave aber eine sehr arme Frau. — Sie hat Ihrer Mutter nie geklagt nich — das that sie mir zu Gefallen, und wir hatten auch keine große Noth nich. Und später, als sie krank wurde und nichts nich verdienen konnte, fand sie eine brave Dame, die sie unterstützte und an die sie kurz vor ihrem Tode ihren Dank geschrieben hat. Und wissen Sie, wer diese Dame sein? — Diese Dame sein dieselbe, die mich, während

der Krankheit Ihrer Mutter so mächtig unterstützt hat, die mir so viel Geld gegeben hat, und Ihnen so viel Liebes hat sagen lassen, und so viel um Sie geweint hat. O, das sein eine liebe brave Dame.

Runkel; sagte Alwine tief bewegt, ich muß der Dame meinen Dank abstatten; ich werde sie besuchen.

Sie besuchen, mein gnädiges Fräulein? — rief Runkelchen mit lachendem Gesichte. Ja, das habe ich auch gedacht und ich wollte Sie bitten, sogleich mit mir zu ihr hinzugehen. Es ist eine so brave Dame, und auch das junge Fräulein ist so theilnehmend. Sie haben mich gebeten, Sie zu ihnen zu führen. Wollten schon selbst zu Ihnen kommen, aber ich habe gesagt, mein gnädiges Fräulein wird lieber zu ihnen kommen, weil es doch bei Ihnen nich gut nich aussieht.

Alwine folgte dem Zwerge, welcher hoch erfreut neben ihr hertrippelte und den ganzen Weg von der braven Dame sprach. Sie wurde von Fräulein Rademacher und Ida mit einer Zärtlichkeit empfangen, die ihrem Herzen wohlthat, und sie sah Runkelchen mit dankbarem Blicke an, denn eine solche herzliche Theilnahme konnte sie nur seinen Mittheilungen über sie zu verdanken haben.

Als aber Fräulein Rademacher das verwaiste Mädchen in ein hübsches, gemüthliches und mit Blumen ausgeputztes Zimmer führte, und erklärte, daß es für Al-

wine bestimmt sei, lehnte diese das Anerbieten mit tiefer Rührung ab.

Aber alle Einwendungen halfen ihr nichts, sie mußte sich fügen; und als es Abend war, saß sie, wie längst zur Familie gehörend, am Tische mit ihren beiden neuen Freundinnen.

Aber die Freude wurde noch unendlich größer, als sich die kleine Gesellschaft am Abende vermehrte, und der alte Thomas, Emma und Agnes, von Harry geführt, in die Stube traten. Fräulein Rademacher und Ida waren bereits mit ihnen bekannt geworden. Sie waren Alle sehr bewegt. Das Schicksal hatte diese, durch Leiden aller Art geläuterten Menschen zusammengeführt, um sie für das ganze Leben aneinander zu ketten — eine Familie, im edelsten Sinne des Wortes.

Es war eine gehobene, ja eine erhabene Stimmung, welche sich des kleinen Kreises bemächtigt hatte; aber noch mehr Glück, noch mehr Segen sollte über ihn ausgeschüttet werden.

Harry holte nämlich einen Brief hervor, den er seiner Schwester übergab, und diese hatte ihn kaum gelesen, als sie weinend an die Brust ihrer mütterlichen Freundin sank.

Der Brief war von Alfred.

Ein reuiger und der Besserung sich bewußter Sünder, und voll Zuversicht für die Zukunft, schrieb er an

Ida. Er bat sie flehentlich um Verzeihung für all' das Elend, in welches er sie gestürzt hatte. Er gab zu, daß er nie Anspruch an das edle Herz machen dürfe, welches er verkannt und verleugnet habe. Aber er gelobte mit heiligem Eide, daß er fortan mit treuer Seele ihr Angedenken wie das einer Heiligen ehren und bewahren würde. Und vielleicht, wenn er nach Jahren als ein umgewandelter, besserer Mensch auf sich selbst wieder mit Achtung herabsehe nkönne, vielleicht — so hoffe er — würde ihr Edelmuth ihm wieder einen Theil jener heiligen, innigen Liebe schenken und weihen, die er in seinem Leichtsinn, in seiner thörichten Verblendung verkannt und verscherzt habe. Er werde muthig auf der Bahn vorwärts streben, die ihm ihr edler Bruder angewiesen, und er werde zeigen, daß er der Liebe eines edlen Weibes nicht ganz unwerth sei.

Zur Aufklärung dieses Briefes müssen wir berichten, daß Harry Alfred aufgesucht hatte, und daß sein Zorn gegen ihn verschwand, als er den jungen Mann voll Reue und Verzweiflung über sein bisheriges Leben fand. Als Alfred nun gar hörte, wie edel Ida sich gegen ihn benommen, und daß sie es war, welche das Deficit in seiner Kasse ersetzt und für seine Pflege während seiner Krankheit gesorgt hatte — da wollte ihm fast das Herz darüber brechen, daß er eine solche Liebe so mißachtet hatte. Harry, gerührt von seiner Reue, richtete den jungen Mann wieder

auf und flößte ihm die Hoffnung ein, daß seine Schwester noch einmal die seine werden könne, wenn er sich als braver Mann fortan bewähre.

Wir wollen nun noch hinzufügen, daß Alfred durch Vermittlung seiner Freunde eine Stellung erhalten hatte, welche ihm ein großes Feld der Wirksamkeit eröffnete, und daß er mit Recht die Hoffnung hegen durfte, Ida dereinst als seine Gattin heimzuführen.

So hatte sich denn jetzt Alles zum Guten gestaltet; aber edlen Seelen genügt es nicht, wenn sie in dem großen Schiffbruch des Lebens, welchen die Tugend leider nur allzu oft erleidet, sich selbst gerettet sehen.

Es war noch eine Seele da, die zu retten Alwinens sehnlichster Wunsch war. Diese Seele war — Louise.

Harry gab sich die größte Mühe, sie aufzufinden. Er fand sie — aber es war keine Rettung mehr möglich. Louise war zu tief gesunken, um sich von ihrem moralischen Verfall wieder erheben zu können. Sie achtete Harrys Bitten und Warnungen nicht; der alte Thomas vermochte eben so wenig über sie — sie hatte das wilde, taumelnde Leben der Residenz zu lieb gewonnen, es war ihr zum Bedürfniß geworden. Sie verzichtete darauf, alt zu werden. Sie wollte jung sterben und genießen. Man mußte sie ihrem Schicksal überlassen.

Dreizehntes Kapitel.

Letzte Stunden.

Unser Werk ist zu Ende. Wir haben die Hauptpersonen bis zu dem Punkte hingeführt, wo eine entscheidende Krisis in ihrem Leben zum Guten oder zum Bösen eingetreten ist. Was nun noch folgt, läßt sich errathen.

Doch noch einige Notizen über das Schicksal verschiedener Personen, die uns interessirt haben, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten.

Unter den Unglücklichen, welche die Irrenstation im Arbeitshause bewohnen, sehen wir eine Frau umhergehen, deren Antlitz einen unheimlicheren Blick hat, als das aller Andern.

Diese Irre ist Madame Wöllner.

Wenn man sie fragt, wie es ihr geht, dann wird sie zur Antwort geben, man habe sie um ihr Königreich gebracht, und es seien in der Welt nichts als Schurken und Betrüger.

Nur Wenigen ist die Geschichte dieser Frau bekannt; nur Wenige wissen, daß es die Habsucht, die Gier nach Glanz und Reichthum war, welche sie bis zu diesem Grade des Elends heruntergebracht hat.

Wir, die wir ihre Geschichte jetzt kennen, betrachten sie mehr mit einem gewissen Schauer vor der rächenden

Nemesis, als mit Mitleid für ihr Unglück. Wahrlich, es ist gut für sie, daß ihr ein barmherziger Richter das Bewußtsein geraubt hat, sonst müßte ihr Gewissen sie peinigen und foltern bis zur Verzweiflung. Ihr Treiben in England ist die schlimmste Episode aus ihrem Leben; wenn nicht dem Arm des göttlichen, wäre sie jedenfalls dem Arme des weltlichen Richters verfallen.

Als sie ihrem Gatten redlich geholfen, das Vermögen, welches er durch einen großen Schurkenstreich erhalten, durchzubringen; als ihre schlechten Speculationen, zu denen sie ihren Mann bewogen hatte, mißglückt waren, — da begann sie sich dadurch zu bereichern, daß sie ein junges, reiches Mädchen ihrer Bekanntschaft um ihre ganze Habe betrog und dann verkuppelte. Aber das Verhängniß raubte ihr auch die Früchte dieses Verbrechens, und sie kehrte völlig verarmt mit ihrem Manne wieder nach Deutschland zurück.

Obwohl sie selbst nun den Untergang ihres Mannes verschuldet hatte, so überhäufte sie ihn dennoch mit den bittersten Vorwürfen und kränkte und quälte ihn so lange, bis er, völlig niedergebeugt und zur Verzweiflung getrieben, erkrankte und mit dem Geständnisse auf den Lippen verschied:

Es sei nichts bitterer, als mit beschwertem Gewissen zu sterben. Es sei nichts eiteler, als für des Lebens Herrlichkeit die Seele und das Herz zu opfern.

Vielleicht, und sei es erst in der Todesstunde, wird seinem Weibe noch ein lichter Augenblick, wo sie zu gleicher Erkenntniß kommt. Allerdings wird diese dann der Unglücklichen nichts mehr nützen können. Aber wenn das Leben eines Menschen falsch, tückisch, eitel, verbrecherisch war, dann ist es ein Triumph wenigstens für die Tugend, wenn der Tod wahr und reuig ist.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Auch der alte Stephan genoß nicht lange die Früchte seines schmutzigen Geistes und seiner verbrecherischen Habsucht.

Sich nirgends sicher wähnend, voll Mißtrauen gegen alle Welt, beunruhigt von dem Gedanken, daß man seinen Reichthum kenne, in immerwährender Angst vor Dieben und Mördern, faßte er endlich den Entschluß, sich in das Nikolaus-Bürger-Hospital einzukaufen.

Jetzt glaubte er sich vor Dieben und Mördern völlig gesichert, und er begann ein ruhiges Leben zu führen.

Seine Cassette stand unter dem Bette, welches er selbst machte; auch fegte er selbst sein Zimmer aus und scheuerte es, damit sein Schatz nicht entdeckt würde.

Welche seltsame Räthsel im Seelenleben der Menschen sehen wir täglich vor uns!

Wußte der alte Stephan nicht, daß das Grab das Ende alles Lebens sei? Für wen sparte und geizte er?

Nur Eins beschäftigte seine Seele im Wachen und im Träumen: wie er es anfangen sollte, sein Geld mit in das Grab zu nehmen, so daß es Niemand gewahren und ihm nehmen könne.

Stephan würde sich am liebsten selbst in den Sarg gelegt haben; ja, er würde gern schon gleich gestorben sein, hätte er in den Sarg wie in sein Bett steigen, sein Geld mitnehmen und sich so begraben lassen können.

Ich fühle, daß ich bald sterben werde; murmelte er eines Abends vor sich hin, wenn ich nur wüßte, wie ich's anfange — —

Wenn ich mir vielleicht ein Kissen mache und die Papiere hineinthue und alles Geld, was ich habe, in Papier umwechsle und dem Wärter ein Viergroschenstück gebe und ihn bitte, mein letztes Anliegen zu erfüllen und das Kissen in den Sarg unter meinen Kopf zu legen — — —

Aber er würde die Geschichte merken und das Kissen behalten — — —

Wenn ich's vielleicht dem Prediger sage? — — —

Ach — wenn ich todt bin, dann wird er sich auch nicht um das Kissen kümmern, und ehe sie's in meinen Sarg legen werden sie's untersuchen — — —

Wie sie mich dann betrügen werden! — — —

Nein, so darf ich es nicht machen Aber wie anders? — — —

Ich muß dafür sorgen, da es noch Zeit ist. Man kann unversehens sterben — und dann bin ich um mein Geld — — —

Und der alte Mann saß da grübelnd und sinnend, wie er am besten das Kunststück ausführen könne, welches noch kein Mensch bisher ausgeführt hat: nämlich als reicher Mann begraben zu werden.

Halt; sagte er dann plötzlich, als käme ihm ein Gedanke vom Himmel, jetzt habe ich's! — — —

Ja, jetzt habe ich's! — — —

Ich werde mir mein Sterbehemd machen lassen und darin werde ich die Papiere einnähen. — Ja, aber wenn sie das merken? — — —

Wenn ich nur wüßte, ob ich so lange leben bleibe, bis ich das Sterbehemde angezogen habe. Ach, wenn ich nur so lange leben bliebe, bis ich im Sarge liege. Es macht mir große Sorge. Es ist doch schlimm, daß man so ganz todt ist, wenn man stirbt. Wenn man nur wenigstens sehen und schreien könnte! Aber so ganz todt! — Wohin soll ich mit meinem Gelde!? — — —

Und von Neuem begann der Geizhals zu brüten aber er fand durchaus kein probates Mittel, sich seines Schatzes zu versichern.

So lebte er bis zu der Zeit, wo unsere Geschichte sich ihrem Ende nähert. Am selben Tage, an welchem

Thomas zum ersten Male nach seiner Krankheit ausging, legte sich Stephan zum letzten Male nieder.

Er hatte seinen Kasten im Bette und zählte noch einmal sein Geld nach, dann schloß er den Kasten zu und stellte ihn neben sich.

Und so wurde er am Morgen gefunden, der Schlag hatte ihn gerührt. Er war aller Sorgen für sein Geld auf immer überhoben.

Die arme kleine Agnes, welche seine Erbin ist, wird mit seinem hinterlassenen Vermögen, Herzen zu beglücken und Unglückliche aufzurichten streben.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Nicht sehr gut erging es der Wangenroth.

Sie heirathete ihren lieben Ferdinand, einen jungen leichtsinnigen Menschen.

Bei dieser Ehe machte Jacobs die besten Geschäfte.

Er hatte sich von dem Heirathskandidaten eine bedeutende Summe verschreiben lassen, die ihm, falls die Heirath zu Stande kommen würde, sofort nach der Hochzeit ausgezahlt werden sollte.

Jacobs bekam nicht nur dieses Geld; als kluger und getreuer Rathgeber des jungen Menschen zog er auch ferner noch von ihm bedeutende Summen, welche natürlich aus dem Vermögen der Wangenroth bezahlt wurden.

Sie mußte das Glück, einen noch jungen und hüb-

schen Gatten erlangt zu haben, sehr theuer bezahlen; und nicht selten gedachte sie daran, daß sie wohl besser gethan haben würde, wenn sie den Executor Elz geheirathet hätte.

Es währte kein Jahr, da war ihr bedeutendes Vermögen ungemein zusammengeschmolzen, und sie grämte und ärgerte sich so sehr, daß Jedermann glaubte, sie würde bald zum andern Mal freien — den Executor Tod.

Aber auch dieser Executor war ihr noch nicht beschieden.

Sie mußte es noch erleben, daß ihr Mann sich an ein anderes Frauenzimmer anschloß, nachdem sie gänzlich zu Grunde gerichtet war; und Elz freute sich nicht wenig, als er ihr eines schönen Tages begegnete und an ihrem Aussehen erkannte, an welchem Schicksal sie zu tragen hatte.

Behäbig eine Prise nehmend, hielt Elz sie beim Arme fest, und betrachtete sie von oben bis unten, als suche er irgend einen pfandbaren Gegenstand an ihr.

Die Zifferblätter des ehemaligen Fräulein Wangenroth hatten sehr viel von ihrer Strenge verloren, sie sah sehr demüthig und gedrückt aus.

Na; sagte Elz — wie geht's? — Vermögen klein gemacht Ihr lieber Ferdinand? — Hab's Ihnen vorphezeiht. Hätten Sie mich mittelalterlichen, soliden Pe-

amten geheirathet, Sie wären heute noch Fräulein Wangenroth von ehemals. Aber das hat nichts auf sich. Mir ist es sehr lieb. Ich bin ganz zufrieden. Ich habe mich mit meiner alten Xantippe wieder vertragen, und wir sind wieder zu einander gekommen. Elz junior, der Schlingel, hat mir sein heiliges Wort gegeben, mir niemals wieder eine reiche Braut wegzukapern. In Rücksicht auf dieses Versprechen und darauf, daß er doch sehr vornehme Pathen hat und daß ich die feste Ueberzeugung habe, daß es der Junge noch sehr hoch bringen wird, habe ich ihn wieder in Gnaden angenommen. Na, das hat nichts auf sich.

Mit diesen Worten ließ er den Arm der ci-devant Wangenroth los und betastete das Zeug ihres Kleides. Billiger Stoff — he? — sagte er, müssen sich jetzt einschränken? Der Executor ist keine angenehme Persönlichkeit, he? — Ist Ihre Schuld! — Niemals gab es einen liebenswürdigeren Executor als Elz senior, der von Ihnen keine anderen Pfänder eintrieb, als Küsse! — Und diesen Executor haben Sie verachtet! Aber es hat nichts auf sich.

Mit diesem trostreichen Kernspruche verließ Elz die Wangenroth, welche nun Stoff zum Nachdenken darüber hatte, ob es besser sei, einen jungen oder alten Mann zu heirathen, wenn man weder jung noch liebenswürdig ist und vierzigtausend Thaler im Vermögen hat.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Auf demselben Gute, auf welchem Louise einst als Besitzerin gewaltet und wo sie glückliche Tage an der Seite eines Prinzen, der sie liebte, verlebt hatte, auf demselben Gute zog bald nach ihrer Entfernung ein neuer Besitzer ein.

Dieser Besitzer war kein Anderer als der ehemalige Commissionär Jacobs.

Da er sich an Louisens Verschleuderungen nicht unbedeutend bereichert hatte und fortwährend ihr Agent blieb, so sah er ein, daß er am vortheilhaftesten thun würde, wenn er das Gut sich selbst in die Hände spielte — und das gelang ihm.

Es war ihm ein Leichtes, die Summe aufzutreiben, welche zur ersten Anzahlung des Kaufgeldes dienen sollte. Für die übrige Kaufsumme erhielt Louise, statt daß sie sich hypothekarisch hätte sichern sollen, theils Wechsel, theils Cessionen von Hypotheken, welche Jacobs für einen Spottpreis auftrieb, da sie notorisch unsicher und werthlos waren.

Auf diese Weise wurde das Mädchen betrogen und, während sie unbefangen der bittersten Verarmung entgegenging, zog Herr Jacobs als abermaliger Gutsbesitzer auf ihr Gut ein.

So sehen wir ihn denn eines schönen Tages in dem

Parke, behäbig seine Cigarre rauchend, spazieren gehen, als ihm gemeldet wurde, daß an einem Wagen, welcher einen Irrsinnigen nach dem in der Nähe des Gutes belegenen Irrenhause bringen sollte, ein Rad gebrochen sei, und daß der Begleiter des Irrsinnigen Herrn Jacobs bitten ließe, ihm mit einen Rade auszuhelfen.

Jacobs fand sich hierzu mit der zuvorkommendsten Höflichkeit bereit und ließ den Herrn bitten, sich einigen Aufenthalt bei ihm zu gönnen.

Ob er denn auch den Irrsinnigen aufnehmen wolle? fragte der Mann, welcher die Meldung brachte, und Jacobs versetzte, daß es ihm viel Vergnügen gewähren würde, einem Unglücklichen einige Erholung zu verschaffen.

Eine halbe Stunde später erschien der Fremde, welcher einen andern Mann an der Hand führte. Ein Bedienter ging hinter ihnen.

Jacobs hatte kaum einen Blick auf den kleinen Mann geworfen, als er erblaßte.

Es war Marquard. — — —

Der Mensch hatte sich entsetzlich verändert.

Seine Gestalt, so dürr sie auch ehemals gewesen, war fast zu einer Mumie zusammengeschrumpft; seine Augen stierten glanzlos vor sich hin; sein Gang war langsam und unsicher.

Marquard erkannte den Commissionair nicht; vielleicht dämmerte ihm jedoch ein schwaches Licht der Vergangenheit auf. Er faßte Jacobs beim Arme und sagte, eine sehr wichtige Miene annehmend:

Sagen Sie dem Herrn v. Rothschild, daß ich die Bergwerke von Tobolsk nicht kaufen werde, da ich das Uralgebirge acquirirt habe, und wenn er die halbe Welt kauft, kaufe ich die ganze. Sagen Sie dem Herrn v. Rothschild, daß der Matador der Berliner Börse sich nicht einschüchtern läßt. Für den Chimborasso gebe ich eine Million mehr, als er; die Kalkbrüche von Rüdersdorf sind für mich aber keinen Groschen werth, die überlasse ich ihm.

Marquard schwieg und sah sich um.

Sie haben hier einen hübschen Park; sagte er dann, der gefällt mir. Was wollen Sie dafür haben? — Fordern Sie; wenn mir etwas gefällt, kommt es mir gar nicht darauf an. Eine halbe Million, he? —

Nein, eine Million; sagte Jacobs, der sich von seiner Ueberraschung erholt hatte und sich eine frische Cigarre anzündete.

Zu viel! versetzte Marquard, viel zu viel! — Für eine Million kann ich die ganze Türkei kaufen. Der Sultan selbst hat sie mir angeboten. Ich reise jetzt nach Constantinopel, um das Geschäft zu ordnen. Ich muß jetzt viel kaufen — wissen Sie, weshalb?

Nun, weshalb? fragte Jacobs, der jetzt an der Unterhaltung ungefähr das Interesse fand, wie an einem merkwürdigen Thiere, das man ihm zeigte.

Weil sie mir mein Geld sonst stehlen. Sehen Sie, ich muß mein Geld immer bei mir tragen. Hier in dem Packete sind — nun, rathen Sie einmal, welch ein Vermögen hier drinnen steckt?

Mit diesen Worten holte Marquard ein Packet beschriebener Papiere aus der Brusttasche seines Rockes.

Zehn Millionen! versetzte Jacobs.

Zehn Millionen! rief Marquard lachend. Der hält mich auch für arm. Hundert Millionen! Tausend Millionen! Billionen Millionen! — Ach — wenn sie mir's nur nicht stehlen! — Wissen Sie — ich habe einen Bruder — der ist sehr pauvre — und eine Schwester — die ist noch pauvrer; die haben mir den Tod geschworen. Wissen Sie, wenn ich nicht sehr aufpasse, dann bestehlen sie mich. Vor einiger Zeit — aber es sind nun schon hundert Jahre her — da haben sie mich fürchterlich bestohlen. — Jetzt sitzen sie, und ich habe gehört, daß sie bald gehängt werden sollen. Ich habe der Polizei angeboten, daß ich einen Galgen von purem achtzehnkarätigem Golde machen lassen will. Ganz Berlin wird darüber erstaunen. Das kann mir selbst Rothschild nicht nachmachen — einen Galgen von Gold! —

Der wird viele Millionen kosten; sagte Jacobs, aber Sie können nachher Goldbarren daraus machen lassen.

Versteht sich; das Gold ist rar, werde ein ganz gutes Geschäft machen. Haben Sie kein Geld nöthig? — Sie können gegen Verpfändung Ihres Gutes etwas bekommen.

Wie viel Zinsen nehmen Sie denn? fragte Jacobs.

Kleinigkeit. Fünfzig bis sechszig in der Regel — aber auch weniger. Es kömmt darauf an, wie nöthig Sie es brauchen.

Ich gebrauche gar kein Geld; entgegnete Jacobs

So? — Dann stehen Sie gut. Dann nehme ich fünfundzwanzig Prozent.

Das ist zu viel; entgegnete Jacobs, es sind nur fünf bis sechs gesetzlich erlaubt!

Ach — faule Geschichten! Was ist gesetzlich? — Der Hunger ist gesetzlich, das Betteln ist gesetzlich, stehlen ist gesetzlich — das sind Dinge, die gesetzlich sind. Aber die Wuchergesetze sind ungesetzlich. Ich habe neulich darauf angetragen, daß Diejenigen, welche weniger als funfundzwanzig Prozent nehmen, in Strafe kommen sollen.

Als Marquard diese Worte ausgesprochen hatte, wurde er plötzlich unruhig, hielt seine Tasche fest und wandte sich ängstlich nach allen Seiten um.

Ich muß mich sehr in Acht nehmen: sagte er dann,

sehr. Jede Nacht kommen Diebe zu mir. Wenn es zwölf Uhr schlägt, dann muß ich genau aufpassen, dann hämmert es — dann bohrt es — dann schleichen sie heran — bis sie mich sehen. St! — Ganz still! — sonst merken sie mich! — Aber ich rufe dann schnell die Polizei. Wenn es nur nicht so lange dauert, bis sie kommt! — Hülfe! Diebe! Mörder! —

Marquard hatte alle Phasen der steigenden Angst durchgemacht, als wäre es jetzt zwölf Uhr Mitternacht gewesen und es wären wirklich Diebe an seiner Thür, welche er belauschte. Selbst Jakobs überlief es eiskalt. Die Cigarre, welche er bis jetzt mit der größten Seelenruhe geraucht hatte, ging ihm aus und fiel ihm aus der Hand und, da inzwischen der Wagen wieder hergestellt worden, war er sehr erfreut, als Marquards wieder fortgeführt wurde.

Dieser sträubte sich aber. Durch die Nacht seines Wahnsinns schien ihm eine gewisse unbestimmte Erinnerung zu dämmern, daß er mit Jacobs einst bekannt gewesen.

Er blickte ihn eine Weile starr an; dann sagte er, indem der Schweiß in Tropfen auf seiner Stirn perlte: haben Sie gesehen, wie es die Spitzbuben machen? — Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Sie scheinen ein kluger Mensch zu sein, nehmen Sie sich vor den Spitzbuben und Einbrechern in Acht! — Sie stehlen Ihnen Ihr

ganzes Vermögen. Alle Klugheit hilft nichts gegen diese Schurken! — Ich bin ein sehr kluger Mann! — Es giebt nur einen Marquard an der Börse, aber wenn ich meine Millionen nicht immer bei mir trüge, dann hatten sie mir sie schon längst gestohlen. Jedoch des Nachts um zwölf Uhr — dann ist es schrecklich. Dann kommen sie und wollen mir zu Leibe gehen. Aber ich werde an den König schreiben, daß er mir eine Leibwache schicken soll. Was kommt mir darauf an? Ich zahle jährlich zehntausend Thaler dafür! — Und wenn Sie Ihr Gut verkaufen wollen, dann überlegen Sie es sich. Ich werde mich überhaupt jetzt hauptsächlich auf den Güterkauf legen — die Börse scheint mir über kurz oder lang Pleite zu machen.

Der Mann, welcher Marquard begleitete zog ihn jetzt am Arme fort; der Irre sah ihn zornig an.

Das ist auch so einer von den Spitzbuben; sagte er dann zu Jacobs, sehen Sie, wie er auf meine Papiere guckt! Aber ich habe ihm gesagt, wenn er mich gut bewacht, dann soll er mein ganzes Vermögen erben. O, ich bin ein schlauer Junge! Ein schlauer Junge! — Ich heiße Moritz Marquard! —

Er begann laut aufzulachen. Aber in diesem Lachen lag etwas sehr Unheimliches, und Jacobs athmete auf, als Marquard ihn endlich verließ.

Und vielleicht schon am andern Tage hatte der Com-

missionair das traurige Bild vergessen, welches ihm die Wirklichkeit vorgeführt.

Er hatte aus dem Unglück seines einstigen Freundes keine Lehre gezogen.

Vielleicht, wenn er einmal wieder „ehemaliger Gutsbesitzer" geworden, wird auch er an den Wechsel und an die Unbeständigkeit alles menschlichen Strebens denken.

Epilog.

Zehn Jahre später.

An einem schönen, heitern Sommerabend saß in einer zwar einfachen aber doch hübsch und romantisch gelegenen Villa an der Elbe eine ältliche Dame.

Um sie herum spielten blühende Kinder, Knaben und Mädchen, von drei bis sieben Jahren.

Eine junge blühende Frau kam soeben ins Zimmer, und die Kinder sprangen an sie heran, umfaßten und küßten sie, nahmen ihr das Körbchen ab und den Sonnenschirm und fragten: ob Papa und der Onkel kämen?

Ja, heute! sagte die junge Frau, und ihr Auge erglänzte vor Freude.

Also gewiß heute? fragte die ältliche Dame erfreut und nahm hastig den Brief, welchen ihr die junge Frau reichte.

Die ältliche Dame war Fräulein Rademacher, die jüngere Ida.

Sie war die glückliche Mutter der spielenden Knaben und Mädchen, und harrte mit inniger Sehnsucht und Freude der Ankunft ihres Gatten entgegen.

Dieser Gatte war — Alfred.

Er hatte längst seine Probezeit überstanden, sich tüchtig und brav in seinem neuen Wirkungskreise bewährt, und zum Lohne seines redlichen Strebens war Ida die Seine geworden.

Ida hatte auf dem Comptoir ihres Mannes, der ein blühendes Geschäft betrieb, die frohe Botschaft empfangen, daß ihr Gatte und ihr Bruder, welche Beide seit längerer Zeit sich auf einer Geschäftsreise befanden, am heutigen Tage eintreffen würden. Alfred war seit neun Monaten abwesend, ihren Bruder hatte sie seit zwei Jahren nicht gesehen. Allgemeine Freude herrschte in dem traulichen Kreise. Ida sandte sofort einen Boten an Detlow ab, der inzwischen auch wieder nach Deutschland übergesiedelt war, um ihm die frohe Nachricht mitzutheilen; und nicht lange währte es, da kamen der alte Thomas, Agnes, Alwine und Emma mit ihren Kindern

in einem schönen Wagen angefahren, und jauchzend wurden sie empfangen.

Alwine war längst Harrys glückliche Gattin geworden, und der alte Thomas sah wieder ganz jugendlich aus. Sein starrer Blick hatte sich verloren, der Ausdruck seines Antlitzes war edel und sanft. Er war ein schöner, ehrwürdiger Greis. Auch Emma war wieder jugendlich geworden; das Glück, welches sie genoß, strahlte auf ihrem bescheidenen, sinnigen Gesichte.

Agnes war zu einer hübschen und liebenswürdigen Jungfrau herangewachsen, und Annchen war ein allerliebstes kleines Backfischchen. Ihr Bruder, das Schmerzenskind, war ein munterer, kluger Knabe, der etwas Tüchtiges zu werden versprach.

Wie doch das Glück und die innere Befriedigung den Menschen hebt und verschönert! Diejenigen, welche gute Menschen aus ihren trüben Verhältnissen zu reißen und aufzurichten vermögen — welch' einen Segen müssen sie in ihrer Brust tragen!

Am Abende trafen Alfred und Harry, wie es bestimmt war, ein. Es war ein Empfang, um den sie Götter beneiden konnten. So waren denn einmal wieder Alle vereint, welche die herbe Schule des Lebens unter so traurigen Umständen zusammengeführt hatte.

Welch ein Willkommen! Wahrlich, wenn hinter jeder

trüben Zeit eine ſolche Zukunft ſteht, iſt das Unglück, in deſſen dunklem Schooß ſie ruht, beneidenswerth.

Und als Alle ſo fröhlich und freudig beiſammen waren, nahm der alte Thomas die anweſenden Knaben an der Hand und führte ſie an das Geſtade, wo man einen freien Ueberblick über die majeſtätiſche See genoß.

Seht, Kinder; ſagte er, es arbeiten, kämpfen und mühen ſich die Menſchen ab — für den Erwerb! — Sie wagen Alles, was ihnen lieb und theuer iſt, um jenes ſo eingebildete Gut zu erlangen, welches allerdings einen ungeheuren Werth hat, aber nur, wenn der Menſch in dieſem Streben ſich nicht ſelbſt verliert. Es iſt wohlgethan, ſchon früh ſeine Kräfte zu gebrauchen und nach einer Stellung zu ſtreben, die uns drückender Sorgen überhebt. Das Geld iſt ein guter Engel, ein Gut, wie keines außer Geſundheit und Redlichkeit, welches uns die Gottheit zu unſerem und unſerer Nebenmenſchen Glück gegeben hat. Wehe denen, die dieſen guten Engel zum Teufel machen! — Gebt mir die Hand und verſprecht mir, bei Allem, was Ihr thut, das Edle, Gute, Menſchliche nicht aus dem Herzen zu verlieren. Nicht wahr, Ihr werdet das Geld nicht zu Eurem und Eurer Mitmenſchen Teufel machen?

Die Knaben gaben dem Alten die Hand und verſprachen ihm, ſeine Lehren nie zu vergeſſen. Und wir glauben wohl, daß ſie unter dem Einfluſſe ſo guter Bei-

ſpiele, unter welchem ſie lebten, gute und edle Menſchen werden müſſen.

Ehe wir uns von dem guten Alten mit dem Wunſche trennen, daß ihm noch lange das Glück beſchieden ſein möge, unter den vielen edlen und treuen Herzen zu leben, welche ihn alle wie einen Vater ehrten und liebten, wollen wir ihn noch einmal beobachten, wie er ſinnend und ſinnig am Geſtade ſteht und ſein vergangenes Leben in bunten Bildern an ſich vorüberziehen läßt.

Der dunkelſte Punkt war jener entſetzliche Moment, in welchem ſeine Schwiegertochter gegen die Wellen ankämpfte und vor ſeinen Augen niederſank.

Dann jene traurigen Augenblicke, welche er in der Stadtvogtei verbracht. Wenn er ſein jetziges Leben mit jener Zeit verglich, dann kam es ihm vor, als ſei er nicht derſelbe Mann, der einſt in jenem trüben Gefängniſſe ſo unſchuldig hatte ſchmachten müſſen. Sein Blick wandte ſich dankbar gen Himmel und, die Hände erhebend, rief er halblaut:

O, Gott — mögeſt Du, wie mit mir, ſo mit allen Menſchen verfahren, die das Beſte wollen, und deren Kräfte nicht an ihren Willen hinanreichen! Mögeſt Du mit Allen, wie mit mir verfahren, deren Herzen beſſer ſind als das Geſchick, unter welchem ſie ſeufzen und darniederliegen.

Druck von A. Th. Engelhardt in Borna

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Sechster Band.

Unter dem Schleier der Nacht.

Erster Theil.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Leipzig,
Gustav J. Purfürst.
1867.

Yc 9946/8700 -6-9

1930. 2385

Ueberſetzungsrecht vorbehalten!

Der Autor.

Vorwort.

Die erste Auflage vorliegenden Werkes erschien 1857. Der dritte Theil desselben wurde confiscirt und der Verfasser unter Anklage gestellt, gegen §. 51 des preußischen Strafgesetzbuches verstoßen zu haben. In erster Instanz wurde auf Antrag des Staatsanwalts die Vernichtung dieses dritten Theils ausgesprochen und der Verfasser noch außerdem zu einer Geldbuße verurtheilt; in zweiter Instanz jedoch trug er eine glänzende Freisprechung davon. Die Folge dieses langen Prozesses und der endlichen Freigebung des Werkes war ein so ungemein beschleunigter Absatz, daß die ganze Auflage innerhalb drei Monaten vergriffen war.

Die vorliegende Auflage des Werkes hat keine wesentliche Abänderung erfahren und namentlich ist der dritte Theil in seiner ursprünglichen Fassung belassen. Der Leser wird dadurch in den Stand gesetzt, sich ein Urtheil zu bilden, wie in Preußen oft ganz unhaltbaren Anschauungen der Polizeibehörde über Preßvergehen durch Versetzung der Verfasser in den Anklagezustand Folge gegeben wird.

Leipzig, Januar 1867.

Dr. Bernhard Heßlein.

Erſtes Kapitel.

Johann Knittel.

Gott und die Berliner wiſſen es, daß in ihrer ſtolzen Reſidenzſtadt alle Häuſer und nicht ſelten auch ihre Eigenthümer von Stein ſind, und daß ſich beide oft mit einer Unverſchämtheit breit machen, als hätten ſie ein Privilegium darauf, grob und hochfahrend zu ſein. Herr Johann Knittel gehörte zu dieſen Hauseigenthümern, und wenn die Farbe ſeines Hauſes fahlgrau war, ſo kam es vielleicht daher, weil es ſich über ſein vis-à-vis, ein ſtattliches, verſchwiegenes, ſtolzes Staatsgebäude, fortwährend ärgerte. Knittels Haus dagegen war ſtets weit geöffnet, als müſſe es ſich ſtets bereit halten, Alles was hineinging mit Allem was hineingebracht wurde auf immer zu verſchlingen, und habe mit ſeinem weit aufgeſperrten Rachen das ſtrenge Recht des Hausbeſitzers an den „illatis“ der Miether zu verkünden: „Was darinnen iſt, gehört mir!“

Diejenigen, welche Knittel und sein Haus näher kannten, behaupteten, daß beide mit einander aufgewachsen seien. Knittel erst Hausknecht in einem Gasthof vierter Klasse; — das Haus Pferdestall. Knittel Commissionär; — der Pferdestall, mit verschiedenen Hundeställen und dergleichen vereinigt, zweistöckiges Gebäude. Knittel endlich Rentier; — das Haus dreistöckig und nach allen Seiten hin ausgebaut. Und endlich übertüncht mit jener fahlen Farbe, welche Menschen alt und Häuser jugendlich macht, schienen Knittel und sein Haus ihre bescheidene Herkunft gänzlich vergessen zu haben.

Knittel war so liebevoll, zärtlich und aufmerksam gegen sein Haus, daß seine Einwohner, diese lästigen und unbequemen Anhängsel jedes Hauses, ordentlich Angst hatten, die Treppen abzunutzen oder einen Nagel einzuschlagen, und daß die Frauen zitterten, wenn sie in die Wochen kommen sollten. Denn jedes Kindergeschrei war streng verpönt, das Damoklesschwert der Exmission schwebte beständig über den Häuptern der Miether mit Kindern. Wehe dem, der bei Knittel in Ungnade fiel. Er fand immer Gründe, wenn er Jemanden exmittiren wollte. Kein Jurist dieser Erde, kein deutsches und kein römisches Gesetz konnte den Unglücklichen vor Knittels rabulistischen Exmissionsparagraphen, gegen die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung dieses Hausdespoten schützen.

So viel Liebe aber Knittel zu seinem Hause hatte, so gleichgültig waren ihm dagegen alle anderen Dinge. Von Thieren hielt er gar nichts; Hunde, Vögel, Frauen und Kinder konnten durchaus keine zärtliche Regung bei ihm erwecken. Knittel haßte Alles, was Geld kostete ohne solches einzubringen. Trotzdem hatte er schon zu verschiedenen Malen mit Frauen Unterhandlungen angeknüpft, von denen er hoffte, daß sie ebenso wie sein Haus einen erklecklichen Ueberschuß gewähren würden. Aber seine Bewerbungen waren nie von Erfolg gekrönt. Die eine gab ihm einen Korb, die andere schleuderte ihm eine Injurienklage an den Kopf. Eben wegen dieser Abfertigung, welche Knittel von Jungfrauen und Wittwen mit einem erklecklichen, baaren Vermögen erhielt, und weil er Frauen mit weniger klingendem Zubehör für Dinge hielt, die zehrten aber nicht nährten, war er bis jetzt ledig geblieben und betrachtete nun sein Haus gleichsam als wäre es seine Frau, welche ihm eine schöne Rente einbrachte, jedes Decennium nur einmal sich die Haube ausbessern und ein neues Kleid machen ließ und nur in Umstände kam, die vielleicht weniger interessant, aber stets höchst einträglich für den E-hemann*) waren.

*) Bekanntlich wird im Berliner Adreßkalender jeder Hauseigenthümer mit einem lateinischen E hinter seinem Namen bezeichnet.

Im Uebrigen war Herr Knittel, was sein Aeußeres betraf, klein, vierschrötig, rothhaarig, eckig und roh wie eine Rolandssäule. Dabei war er hochfahrend und jähzornig wie ein russischer Fürst mit hunderttausend Seelen, und geizig und bedürfnißlos wie ein Mensch ohne Seele. Er war Johann Knittel — **Punktum!**

Zweites Kapitel.

Eine geheimnißvolle Mietherin.

Es war am ersten April, also an einem jener verhängnißvollen Kalendertage, an welchem so viele Familienväter und Mütter seufzend erwachen. An diesem Frühlingstage mag die Sonne noch so freundlich lächeln, Tausende, die mit gebeugtem, sorgenvollem Haupte über die Straße gehen, bemerken sie kaum. Je kürzer die Schatten der untergehenden Sonne werden, je mehr vergrößert sich die Angst der Armen, je mehr verdüstern sich die Gesichter der Hauswirthe, welche die Miethe noch nicht erhalten haben, und das Gespenst der Exmission schreitet mit drohender Geberde durch alle Straßen der Residenz, durch alle Häuser und Höfe, wo arme Leute wohnen.

Wie oft wird eine zahlreiche Familie auf diese Weise von ihrem Heerde fortgetrieben; wie oft öffnet sich an

den Ziehetagen die Pforte des Arbeitshauses, und verschlingt, ein mitleidiges Ungeheuer, welches so oft die letzten moralischen Regungen der Unglücklichen mit seiner grausamen Nächstenliebe erstickt, ganze Familien. Und den noch sind diese froh, wenigstens ein Obdach gefunden zu haben, dem auszuweichen die verschämte Armuth die letzte Habe veräußert.

Die Familien aber, welche den Umzug glücklich überstanden und ihre Miethsquittungen in den Taschen haben, gönnen sich endlich Erholung und setzen sich um den Tisch, essen und trinken mit Wohlbehagen und werfen zufriedene Blicke auf die Gegenstände, die nun auch endlich einmal wieder zur Ruhe gekommen. Aber sie sehen die Thränen nicht, die vielleicht erst gestern zwischen diesen Wänden geflossen, und das Leid nicht, welches hier aufgegangen; sie hören die Klagen nicht, von denen ihre jetzige Wohnung stumme Zeugin gewesen ist. Der neue Miether hofft hier glücklich zu sein, aber die Zukunft ruht unter der dunkeln Decke des Geheimnisses und des Schicksals. Mögen die, welche froh und lachend heute eingezogen, nicht geknickt in ihren schönsten Lebensträumen wieder ausziehen! — Mögen die, welche weinend ihre alten Wohnungen verließen, in der neuen Trost, Ruhe und Frieden finden! —

Endlich wird der Tag blaß vor Müdigkeit. Die Sonne hat die Thränen, welche der Himmel Tags zu-

vor weinte, getrocknet, und verläßt nach halbem Tagewerk — denn die Sonne hat ja keine Nacht — die östliche Halbkugel. Die Nacht schließt ihr Auge auf, fromm und heilig, um andere Thränen, welche den Tag über die Unglücklichen der Erde geweint, zu trocknen. Und alle diejenigen mögen gesegnet sein, welche an diesem bösen Kalendertage der Armuth einen Theil ihrer Herzensangst genommen haben!

Auch in Knittels Hause ging es an diesem ersten April sehr unruhig her. Es zogen mehrere Hofbewohner aus, da er, wie er sagte, einmal gründlich aufräumen wollte. Es zogen aber auch Leute aus, die er gern behalten hätte. Er war schon um fünf Uhr auf den Beinen und scharwerkte, ein großes Schlüsselbund in seiner Hand, wie ein Kerkermeister im Hause herum.

Es gehörte natürlich zu seinen heutigen Obliegenheiten die Wohnungen der Ausziehenden genau zu untersuchen, und für jeden Schaden, vielleicht auch für Verbesserungen, die ohne seine Einwilligung vorgenommen waren, Ersatz zu verlangen.

Besonders aber hatte er es darauf abgesehen, eine Mietherin zu chikaniren, welche ihm auf eine höchst lakonische Weise gekündigt, und die überhaupt durch ihr stolzes Benehmen sich schon längst seine Ungnade zugezogen hatte.

Seit drei Monaten nämlich wohnte im Hofe, in einer

kleinen Wohnung, die aus einem einzigen Parterrestübchen bestand, eine junge Frau, welche sämmtlichen Hofbewohnerinnen unendlich viel zu rathen gab. Vergebens strengte ihre Nachbarin, eine Frau mit einem sehr spitzen Gesichte und einem nicht ganz unmerklichen Schnurrbarte, all ihren Scharfsinn an; vergebens guckte sie sich blind, ob sie irgend etwas erschauen könnte, was ihr das geheimnißvolle Dunkel aufzuklären vermochte, in welches diese Person sich zu hüllen schien; vergebens hatte sie mit der Wittwe, mit der Coloristin, der Frau Briefträgerin und der Kammerjägerin alle möglichen Vermuthungen über diese zurückhaltende, geheimnißvolle Person erschöpft. Knittel hatte einmal so etwas von einer vornehmen Abkunft, von einer Frau die von ihrem Manne verlassen worden sei, fallen lassen: das war aber auch so ziemlich Alles, was die Frau mit dem spitzen Gesichte herausbekommen konnte, und aus Aerger nannte sie und die andern Frauen die räthselhafte Hofbewohnerin nie anders als: „Die Frau von."

Diese, wie es schien sich von ihrer Hände Arbeit ernährend, hatte seitdem sie hier wohnte immer äußerst still und zurückgezogen gelebt. Sie mochte in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren sein, hatte ein auffallend bleiches aber feines Gesicht und eine zierliche schlanke Figur. Es lag etwas in ihren schönen großen Augen, in ihren Zügen, das sich nicht beschreiben läßt und ein

Gemiſch von Stolz und Kummer war. Auf ihrer hohen, glänzenden Stirn thronte eine Ruhe, eine Reſignation, welche jedem tiefer blickenden Manne Intereſſe einflößen mußte. Obwohl ſie ſich von jedem Umgange mit den andern Leuten im Hauſe und Hofe fern hielt, erwiederte ſie doch aufs freundlichſte jeden Gruß. Und zuweilen, wenn die Frauen im Hofe mit ihren Säuglingen und andern Kleinen ſchäkerten, dann blickte ſie hinter ihren Blumentöpfen verſtohlen auf die glücklichen Gruppen und es ſchienen Thränen in ihren Augen zu glänzen.

Sie war übrigens ein Muſter von Thätigkeit und Ordnung. In ihrer Stube blitzte und funkelte alles. Das Bett war ſtets mit einer ſchneeweißen Decke verhüllt. Auf dem Tiſche lag immer eine ſo ſaubere Serviette, als ſollten die feinſten Gourmandiſen darauf geſtellt werden, obwohl in dem kleinen Wandſpindchen ſich nur äußerſt frugale Dinge befanden.

Man hätte auf die Vermuthung kommen können, daß dieſer armen Frau irgend ein mitleidiger Erdgeiſt zur Seite ſtünde, der für ſie ſcheuerte und wuſch und Alles in Ordnung hielt. Denn man ſah ſie von frühem Morgen bis ſpät in die Nacht hinein am Fenſter ſitzen und nähen. Wenn ſich andere Frauen erhoben, war es bei ihr ſchon in jedem Winkel gründlich rein, als wenn es hier nie, ſelbſt über Nacht nicht, anders geweſen

wäre. Die blendend weiße Decke war schon über das Bett gebreitet; der Tisch war gedeckt, und darauf standen ein paar kleine Blumenvasen, immer mit Blumen gefüllt, es mochte Winter oder Sommer sein. Es war Alles so zierlich, so blank, und doch schien es, als weinten alle diese saubern Sachen und bäten um göttliche und menschliche Barmherzigkeit.

Selbst Knittel, dieser Mann, dem jede Armuth verächtlich war, hatte eine gewisse Scheu vor dieser Einwohnerin, welche, obwohl sie wie er glaubte unter ihm stand, dennoch mit einer gewissen Geringschätzung auf ihn herabsah. Es verdroß ihn, daß sie niemals zuerst grüßte, sondern immer erst seinen Gruß abwartete und dann stolz und kalt dankte. Auch verdroß ihn ihre Zurückhaltung, und daß sie nicht, wie seine andern Hofbewohner, mit ihm über ihre Verhältnisse plauderte. Und doch schien sie gar keinen Umgang zu haben. Es kam keine Seele zu ihr. Jedoch behauptete die Frau mit dem spitzen Gesichte, die auch auf Alles achtete und Alles heraus haben mußte, daß sie schon öfter ganz spät oder ganz früh einen kleinen hagern und zerlumpten Menschen zu ihr hinein- oder von ihr habe fortgehen sehen. Sie hatte dieses Allen, mit denen sie verkehrte, und auch dem Hauswirthe mitgetheilt, und dieser hatte ihr aufgetragen, ihn sofort davon in Kenntniß zu setzen, wenn der Besuch sich wieder einmal zeigen sollte. Er

wolle doch einmal ſehen, ſagte er, ob dieſe keuſche Suſanna wirklich ſo ungeheuer ſittſam ſei, nnd er würde ſie, wenn es ſich herausſtellte, daß ſie Jemand des Nachts beherbergt habe, ſofort exmittiren und noch obendrein der Polizei Anzeige machen.

So gallig war Herr Knittel, weil ihm die Frau gekündigt hatte, was er als eine entſetzliche Anmaßung betrachtete.

Das ſpitze Geſicht verſprach natürlich gut auf Wache zu ſtehen, aber leider ſah ſie das geheimnißvolle Individuum wohl mehrere Male gehen, aber niemals kommen. Am Abende pochte ſie jedoch noch ſpät an Knittels Thür und rief ihn mit den Worten: Er iſt da! aus ſeiner Wohnung heraus. Knittel ſchlich ſich nun ganz leiſe bis ans Fenſter der Frau hin. Die Laden waren aber geſchloſſen und er konnte weder ſehen noch hören, was drinnen vorging. Unter irgend einem Vorwande in ihre Wohnung einzudringen, fehlte es ihm dieſer Frau gegenüber an Muth. Bis zwei Uhr hielt er auf ſeinem Poſten aus. Die Bewohnerin des Zimmers mußte offenbar noch wach ſein, aber eben ſo gewiß ſchien es ihm auch, daß keine zweite Perſon bei ihr war und daß der Unbekannte, den die Frau mit dem ſpitzen Geſicht geſehen haben wollte, ſich auf geheimnißvolle Weiſe wieder entfernt haben mußte.

Es war acht Uhr als Knittel heute zu der jungen

Frau eintrat. Er bemerkte in der Wohnung auch nicht die geringſte Veränderung. Das Bett war wie immer gedeckt, die kleine Schwarzwälderuhr hing wie immer an der Wand und ſchlug ſo ruhig ihr Ticktak, als habe ſie gar keine Eile und ungeheuren Ueberfluß an Zeit. Die Blumenvaſen waren wie immer mit Blumen verſehen, und die Frau ſaß wie immer am Fenſter und nähte ſo emſig, als arbeite ſie an einem Sterbegewande für den kürzeſten Tag.

Kaum hielt ſie es der Mühe werth aufzublicken, als Knittel ins Zimmer trat, welchem vor Verwunderung die Augen überliefen.

Na; ſagte er, wann wird's denn? Wollen Sie denn nicht ziehen?

Wenn es Zeit iſt; verſetzte die junge Frau, indem ſie zu nähen fortfuhr.

Ja, ſo! — Sie haben noch Zeit; verſetzte Knittel hämiſch, ich aber nicht. Rücken Sie mal den Schrank da ab, ich muß mir dort die Wand beſehen.

Die junge Frau warf dem Wirthe einen ſo feſten und ſtolzen Blick zu, daß er die Augen niederſchlagen mußte.

Na, werde es ſelbſt thun; ſagte er, wenn die gnädige Frau keine Luſt hat. Die Wohnung ſcheint mir in den paar Monaten ſchmählig eingewohnt zu ſein. Was iſt denn da für ein Loch in der Wand?

Knittel hatte den Schrank bei Seite gerückt und die Wand genau beſichtigt. Es mußte da oben früher einmal ein Bild oder ein Spiegel gehangen haben, denn die Mauer war, wie es ſchien, durch einen eingeſchlagenen und wieder herausgezogenen Nagel etwas beſchädigt.

Das muß wieder gemacht werden; fuhr Knittel fort, ich werde Ihnen darüber eine Rechnung aufſetzen. Das war eine ganz unnütze Beſchädigung. Aber das muß ja jeden Tag anders ſein. Zuerſt ſtand das Spinde dort, und es hatte da auch einen ganz guten Stand, und der Unſinn, der übrigens ganz überflüſſig iſt, hing hier. Aber jetzt muß jeder Narr Schilderein haben, und wenn es auch nur Groſchenbilder ſind. Das ſoll Alles Muſeum ſein. Ich bin Eigenthümer und habe kein Bild. Das iſt nur, um den Hauswirthen die Wände zu beſchädigen. Aber ich nehme jetzt keine Hofleute mit Bildern mehr ein, hab's mir feſt vorgenommen.

Während Knittel alſo ſprach, fuhr er fort die Wände zu revidiren, wobei er die bis jetzt hier herrſchende Ordnung völlig umkehren zu wollen ſchien. Aber die junge Frau erhob ſich jetzt, legte die Arbeit, welche ſie ſoeben vollendet hatte, ſorgfältig zuſammen, packte ſie in ein Tuch und machte ſich zum Ausgehen bereit, indem ſie ihren Mantel überwarf und den Hut aufſetzte. Als ſie hiermit fertig war, blickte ſie den Wirth verächtlich an und wies mit der Hand nach der Thür.

So! Sieh' mal an! sagte Knittel, — der diese allerdings sehr deutliche Bewegung nicht mißverstand. Sie wollen noch ein wenig spazieren gehen? Viel Vergnügen! Ich werde aber noch ein bischen hier bleiben, und meine Wohnung genau revidiren.

Es schien in der That so, als glaubte diese Frau, daß jedes Wort, welches sie an diesen Menschen gerichtet hätte, für sie eine Entwürdigung gewesen sein würde. Sie sah ihn nochmals mit einem Blicke an, als wollte sie sagen: Ich verachte Dich! Aber sie sprach keine Sylbe, verließ die Wohnung und schloß die Thür zu.

Das soll Ihnen theuer zu stehen kommen! rief Knittel, indem er schnell ein Fenster öffnete. Sie berauben mich meiner Freiheit!

Die junge Frau ging, ohne sich auch nur umzusehen, und Knittel sprang so ingrimmig aus dem Fenster und auf den Hof hinaus, daß er alle Anwesenden zum Lachen brachte.

Es war kaum eine Stunde vergangen, als die junge Frau wieder zurückkehrte und bald darauf kam auch der Möbelwagen mit zwei Soldaten, welche ihr, wie dies so gewöhnlich ist, beim Ausziehen halfen. Knittel hätte gern mit ihr angebunden, da er jedoch fürchtete, die Soldaten würden für seine Gegnerin Partei nehmen, verbiß er seinen Ingrimm. Er trat aber in die Wohnung, verblieb eine gute Weile darin um Alles nochmals ge-

nau zu beſichtigen, wobei er verſchiedene Anſpielungen auf die junge Frau machte, indem er von Bettelſtolz, von geheimnißvollen Individuen, die gewiſſe ſittſame Frauen zur Nachtzeit beſuchten und von andern Dingen ſprach. Aber die Frau nahm nicht die geringſte Notiz von ſeiner Anweſenheit. In einer Stunde war ſie mit Allem fertig, ihre Sachen lagen in ſchönſter Ordnung auf dem Möbelwagen; und ohne von Jemand im Hauſe auch nur mit einem Blicke Abſchied zu nehmen, verließ ſie daſſelbe, wie ſie gekommen war: ſtolz, zurückhaltend, unnahbar, für Jedermann ein Phänomen.

Drittes Kapitel.

Herr Haspin und ſeine Tochter.

Herr Haspin, der neue Miether, welcher das früher von dem Major a. D. innegehabte Quartier bezog, war kaum vierundzwanzig Stunden in Knittels Hauſe, als er auch ſchon im Munde aller ſeiner Hausgenoſſen war. Von ſeinem Reichthum hatte man eine fabelhafte Vorſtellung gewonnen und zwar deshalb, weil er ſofort nach ſeinem Einzuge die Thüren, welche zu ſeiner Wohnung führten, ſo ſicher und diebesfeſt hatte machen laſſen, daß ein Einbruch bei ihm kaum denkbar war. Es mußte

bei ihm königlich aussehen. Die Hofbewohner hatten ja beim Einzuge die eleganten und modernen Möbel zu bewundern Gelegenheit gehabt, und sogar Haspins Dienstmädchen war ein Gegenstand der allgemeinen Hochachtung und Neugierde.

Da man nun von diesem Mädchen nichts erfahren konnte, was die Neugierde nur einigermaßen zu befriedigen vermochte, so wurde um so mehr auf Haspin selbst und seine Tochter geachtet.

Herr Haspin war ein Mann von funfzig Jahren, mittlerer Größe und ziemlich beleibt. Wenn, wie die Physiognomiker behaupten, die Augen wirklich Fenster sind, durch welche man in die Seele schauen kann, so müssen wir sagen, daß Herr Haspin wahrscheinlich keine Seele hatte, weil man in seinen Augen keine zu erkennen vermochte. Die Augenbrauen dieses seelenlosen Mannes waren stets in die Höhe gezogen, als wollten sie sich über etwas verwundern und könnten mit ihrer Verwunderung doch nicht recht fertig werden. Mit einem Worte, es lag etwas entsetzlich Dummkluges in diesem Gesichte des Herrn Haspin uud in seinen Augenbrauen, und in der Art und Weise, wie er seine große, unförmliche Nase trug.

Gekleidet war Herr Haspin stets sehr sorgfältig, man sah ihn nur in der modernsten und feinsten Garderobe, mit Diamantnadel und werthvollen Brillantringen. Sein

Hut hatte stets einen solchen Glanz, daß sich jedermann darin spiegeln konnte.

Wie dieser Mann übrigens auch beschaffen sein mochte, eine Eigenschaft besaß er, die seine schlimmsten Fehler vergessen ließ und seine größten Tugenden verdunkelte. Haspin hatte nämlich eine Tochter, alt siebenzehn Jahr, schön wie eine Hebe und liebenswürdig wie irgend eine andere Göttin, — doch nein, nicht wie eine Göttin, sondern wie ein ächt menschliches, weibliches Wesen, welches keinen andern Fehler zu besitzen schien, als den, Herrn Haspins einzige Tugend zu sein. So selten man sie auch bis jetzt im Hause gesehen hatte, so gab es doch nur eine Stimme über ihre Schönheit und Leutseligkeit. Wenn sie die Treppe hinunter kam, ging es wie ein Lauffeuer durch den ganzen Hof, und die Frauen verließen ihre Wohnung, um einen Blick von der hübschen jungen Dame zu erhaschen und daneben zu sehen, wie sie gekleidet war. Aber sie war keineswegs reich gekleidet, ging vielmehr ganz simpel, ganz einfach, und doch sah sie so ungemein vornehm und prinzessinartig aus.

So ungefähr lautete über sie das Urtheil im Hause. Madame Grünholz sogar gestand es offenherzig ein, daß, wenn sie ein Mann gewesen wäre, sie sich nicht in sich selbst, sondern in Fräulein Haspin verliebt haben würde, und selbst die Frau mit dem spitzen Gesichte, die nichts

zu loben und nichts ſchön zu finden pflegte, gab zu, daß das Fräulein von oben gar nicht ſo übel ſei, und daß ſie der jungen Dame ganz gewiß etwas ſehr Gutes und Angenehmes prophezeihen würde, wenn dieſe ſich einmal bei ihr die Karten legen laſſen wollte.

Uebrigens waren ſämmtliche Frauen im Hauſe darüber einig, daß ein ſo reizendes und reiches Mädchen nothwendig einen Bräutigam haben müßte, irgend einen recht vornehmen jungen Herrn, den Sohn eines Geheimerathes, eines Commerzienrathes, oder eines Hofrathes. Aber obwohl man mit Argusaugen auf alle Leute achtete die Haspin beſuchten, ſo fand ſich darunter doch kein einigermaßen annehmbarer Gegenſtand, den die Leute nach Glauben und Gewiſſen dem jungen Mädchen als ihren gegenwärtigen Zukünftigen beilegen konnten. Es kamen zu Herrn Haspin, der übrigens trotz ſeines muthmaßlichen Reichthums ein ziemlich eingezogenes Leben führte, faſt nur ältere Leute. Er ging ſehr ſelten allein aus, gewöhnlich in Begleitung ſeiner Tochter und dann waren alle Thüren mit Stangen und großen Schlöſſern wohl verſehen. Das Dienſtmädchen hatte ein Cabinet, welches mit der Wohnung in keiner Verbindung ſtand.

Bald aber hatte die Frau mit dem ſpitzen Geſichte ein Geheimniß erſpäht, welches ſie den Hofleuten erſt auf das Verſprechen hin, daß dieſelben ſich ſämmtlich bei ihr

die Karten legen lassen wollten, mittheilte. Sie hatte nämlich eines Tages — es war vielleicht eine Woche nach dem Einzuge, als Herr Haspin ganz allein seine Wohnung verlassen hatte — den jungen Mann von drei Treppen hoch, welcher seit dem Ersten daselbst chambre garnie wohnte, zu Fräulein Haspin hineingehen sehen. Es war ein noch sehr junger, hübscher, blasser Mann, dem das schwarze Schnurrbärtchen allerliebst stand und dessen Toilette zwar nicht sehr sorgfältig aber doch anständig war. Daß es mit den Beiden nicht recht richtig oder vielmehr richtig sei, fuhr das spitze Gesicht in behaglicher Redseligkeit fort, habe sie schon längst gesehen. Denn sie habe schon einige Male bemerkt, daß wenn Herr Haspin mit seiner Tochter ausging, der junge Mann ebenfalls ausging, und daß er jedes Mal die Richtung einschlug, die Herr Haspin genommen hatte. Es sei also nicht mehr daran zu zweifeln, daß zwischen den beiden jungen Leuten ein heimliches Liebesverhältniß obwalten müsse.

Madame Grünholz, welcher natürlich diese Mittheilung zuerst gemacht wurde, erklärte hierauf auf das energischste, daß sie schon längst, wenn sie ein Mann gewesen wäre, das Mädchen dem häßlichen Alten entführt haben und daß sie gewiß ihr Möglichstes dabei thun würde, daß sich die Leutchen kriegen sollten.

Am Abende desselben Tages, da dieser geheimnißvolle

Beſuch bei dem hübſchen Mädchen ſtattgefunden hatte, traf Herr Haspin ſeine Tochter mit thränenfeuchten Augen. Sie gab ſich keine Mühe ihre Thränen zu verbergen, und Herr Haspin ſagte mit mehr Scharfſinn, als ſeine aufgezogene Augenbrauen verriethen:

Amalie, Du haſt am Ende gar wieder mit dem Taugenichts geſprochen.

Ja, lieber Vater!

Das iſt aber ſehr, ſehr unrecht von Dir, Amalie. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich gänzlich von Berlin fortziehe. Ich werde ſchon irgend einen Ort in der Welt ausfindig machen, wohin er uns nicht folgen ſoll. Und wenn ich ein andermal wieder allein fortgehe, dann ſchließe ich Dich ein, darauf kannſt Du Dich verlaſſen.

Lieber Vater, ſagte Amalie, wie glücklich würdeſt Du mich machen, wenn Du nur ein wenig, ein klein wenig milder und nachſichtiger gegen Oskar werden wollteſt.

Amalie, Du machſt mich böſe, Du machſt mich wüthend! Ich will von dem Taugenichts ein für allemal nichts hören. Und ich ſage Dir, ich verſchaffe mir Ruhe vor ihm, auf welchem Wege es auch ſei und müßte ich die Polizei zu Hülfe nehmen.

Und Haspin zog bei dieſen Worten die Augenbrauen ſo entſetzlich hoch auf, als wollte er die ganze Stadt-

vogtei mit allen ihren Schrecken auf seinem Gesichte abmalen.

Lieber Vater; sagte Amalie, ihre Thränen trocknend, Oskar ist kein Taugenichts und Dein Haß gegen ihn ist ungerecht, ja, er ist ungerecht, Vater, und ich sage es Dir gerade ins Gesicht.

Gut; entgegnete Haspin, mag mein Haß meinetwegen ungerecht sein, er soll auch ungerecht sein und es freut mich sogar, daß er ungerecht ist, denn ich will diesen Burschen hassen, mit so viel Ungerechtigkeit, als ich nur immer vermag.

Vater! sagte das Mädchen und sah zu Herrn Haspin mit einem Blicke auf, der einen Stein hätte erweichen können.

Du zwingst mich zu dem Aeußersten; fuhr Haspin fort, ich habe Dich so herzlich, so dringend gebeten, dem Patron niemals meine Thüre zu öffnen, niemals mit ihm zu reden, ihn durchaus nicht anzusehen.

Ich kann Oskar, meinen Cousin, meinen Jugendgespielen, meinen Bruder nicht verstoßen; entgegnete Amalie, ich kann so wenig aufhören ihn zu lieben, wie Du aufhören willst ihn zu hassen. Ich kann Dir nicht gehorchen, Vater, so schwer mir der Widerstand auch wird. Er hat mir sein Wort gegeben, sein bisheriges Benehmen gegen Dich ändern zu wollen. Er hat es mir angelobt, seine seltsame Opposition gegen Dich auf-

zugeben und sich wieder gänzlich zurückziehen, ja, Berlin wieder auf einige Jahre zu verlassen. Nun verzeihe auch Du, söhne Dich mit ihm wieder aus. Er ist ja noch so jung. Er verlangt ja nichts von Dir, nichts, so arm er auch ist, als daß Du ihn achten und ihn nicht mehr hassen sollst.

Amalie ergriff ihres Vaters Hand und blickte flehend, wie eine betende Heilige zu ihm auf.

Thorheiten! sagte Haspin, Du härmst Dich um den Taugenichts ab, Du verdirbst Deine hübschen Augen, Du verdirbst Dein schönes Roth, Du wirst ganz mager, Amalie, Du machst mir vielen Kummer. Wenn das so fortgeht, wahrhaftig, ich stürze mich ins Wasser.

Und Haspin machte sich von seiner Tochter los und ging im höchsten Unmuth im Zimmer auf und nieder.

Er ist so unglücklich; fuhr Amalie fort, indem sie abermals ihres Vaters Hand ergiff und neben ihm herging. Es betrübt ihn so tief und zehrt an seinem innersten Lebenskern, daß Du ihm Dein Haus, in welchem er erzogen und groß geworden ist, daß Du ihm das Asyl entrissen hast, welches Du seinem verwaisten Herzen menschenfreundlich geöffnet hattest. Sieh, er hatte Niemand auf der Welt, der sich um ihn bekümmerte; kein Herz, das für ihn schlug, bei dem sein kindlicher Kummer Trost finden konnte; kein Auge, welches ihn mit sorgsamer Liebe bewachte und zärtlich auf

ihm ruhte. Und auch ich war ja eine mutterlose Waise und fühlte seinen Kummer, seinen unbewußten Schmerz, und liebte ihn so zärtlich und innig, wie ich gewiß kein Wesen zärtlicher und inniger je lieben werde. Ich war ja so glücklich, wenigstens einen Vater zu haben, der für mich aufs zärtlichste sorgte, er aber war verlassen, arm und hülflos. War es nun unrecht von mir, daß ich ihn liebte, und war es unrecht von ihm, daß er mich wiederum liebte?

Amalie; sagte Haspin, welcher, während seine Tochter so sprach, Gott weiß woran gedacht haben mochte, der Taugenichts, der so viel Gutes von mir empfangen hat, hätte wohl meinem Willen folgen sollen. Zum Danke für meine Wohlthaten war er trotzig. Und nun liegt der Ocean zwischen uns. Er kann vor mir auf den Knieen liegen, er kann sich vor mir krümmen wie ein Wurm, es wird mich nicht im Geringsten rühren, nicht im Geringsten, sag' ich Dir.

Er war nicht undankbar gegen Dich, lieber Vater, aber er hielt sich für zu gut, um sein ganzes Selbst Deiner Lebensauffassung zum Opfer zu bringen; er mag diese zu gering und sich selbst zu hoch angeschlagen haben, ich will dies recht gerne zugeben, aber zu verdammen ist er deshalb nicht. Oskar ist ein Charakter und überdies noch sehr jung; er ist schon früh durch die Schule des Unglücks gegangen, und solche Menschen

können leicht ein wenig schroff werden. Aber er ist von Herzen gut, bieder und brav; er ist stolz, aber er besitzt keinen andern Stolz als den, welcher aus dem Bewußtsein seines wahren Werthes entspringt. Er ist nicht stolz gegen das Unglück, gegen die Armuth; — er ist nur stolz gegen die, welche sich über ihn stellen wollen, ohne dazu berechtigt zu sein.

Nun ist's genug, Amalie, ich will von dem Menschen nichts mehr hören; sagte jetzt Haspin, hielt sich die Ohren zu und ging rasch im Zimmer auf und nieder. Amalie hing sich an seinen Hals und weinte bitterlich; aber Herr Haspin verlor die Geduld, warf sich auf das Sopha nieder und bedeckte das Gesicht mit seinem Taschentuche. Amalie hörte aber auch jetzt nicht auf zu bitten, sie sprach mit der Beredtsamkeit der Liebe; aber Haspin blieb stumm. Schon glaubte Amalie den in dieser Beziehung so unbeugsamen Sinn ihres sonst so schwachen Vaters überwunden zu haben und wollte ihm zum Lohn seines Erbarmens dankbar die Hand küssen. Aber ihre Brust zog sich krampfhaft zusammen, — Haspin schlief und begann zu schnarchen wie ein Bär und seine Augenbrauen waren wie immer hoch gezogen, als wunderten sie sich darüber, daß Amalie nicht auch schlief, daß nicht Alle schliefen, die so froh und zufrieden sein konnten wie er, der viel Geld und kein Herz, viel Haß und keine Seele hatte.

Amalie ging in ihre Stube und weinte sich herzlich satt. Sie trat an ihren Nähtisch und zog aus einem Fache das Miniatur-Daguerreotyp ihrer verstorbenen Mutter hervor, welche sie im achten Jahre ihres Lebens verloren hatte. Sie küßte es so inbrünstig, als glaubte sie das Bild durch ihre Küsse lebendig machen zu können. Aber das Bild blieb todt, obwohl es das unglückliche Mädchen mit einer so tief mütterlichen Wehmuth anzusehen schien, als fühle es die Thränen des armen Kindes, ohne einen andern Trost zu haben, als den, daß es einen Kirchhof und daß es Gräber und Särge giebt, Kirchhöfe, Gräber, Särge und keinen Kummer der drüber hinaus geht.

Am andern Morgen kam Herr Haspin in das Zimmer seiner Tochter, gab ihr die Hand und küßte sie, als wäre das so ganz natürlich und selbstverständlich. Sein Gesicht sah in der That so zufrieden aus, als gehe nichts über sein Glück, über sein Geld und über seine schöne Tochter. Amalie sagte ihm, daß sie sehr schlecht geschlafen und von ihrer guten Mutter geträumt und daß sie die ganze Nacht über das Schicksal ihres armen Cousins nachgedacht habe, worauf ihr Haspin den Scheitel ihres schönen Haares strich, die Stirne küßte und sagte: Du bist eine Närrin! Komm wir wollen frühstücken.

Amalia mußte also auch heute in Gesellschaft ihres Vaters frühstücken, und Herr Haspin hatte so vortrefflich

gut geschlafen und war so aufgeräumt, daß sich seine Augenbrauen über Amaliens Traurigkeit nicht genug wundern konnten. Und da fiel es ihm ein, ein paar recht hübsche Witze zu machen, und Herr Haspin konnte wirklich witzig sein. Er sagte also zu seiner Tochter:

Sage mir mal, Amalie, welchen Menschen hälst Du für den klügsten?

Den besten! versetzte das Mädchen, ohne sich zu bedenken und so feierlich, als spreche der Geist Hamlets aus ihr.

Herr Haspin, oder vielmehr seine Augenbrauen sahen das Mädchen an, als suchten sie nach Gründen und zwar sehr triftigen, um an ihrem gesunden Menschenverstande zweifeln zu können.

Der klügste Mensch, Amalie; sagte er dann, ist derjenige, der sich nur um sich selbst kümmert.

Das ist der krasseste Egoismus! versetzte Amalie mit tiefer Erregung.

Herr Haspin, oder vielmehr sein ungeheuerlicher Mund, machte eine Verzerrung, welche wahrscheinlich bei ihm das Lachen vertrat.

Und weißt Du, Amalie was Egoismus ist? fragte er dann weiter, indem er sich mit dem Daumen unter die Nase stieß, als wollte er sie einige Zoll höher hinaufrücken.

Der Egoismus ist der Dämon unserer Gesellschaft! versetzte Amalie.

Jetzt lachte Herr Haspin wirklich so laut auf, daß er in Gefahr gerieth, seinen Bauch zu verlieren.

Amalie; sagte er, für diese Antwort verdienst Du ein Doctordiplom.

Ich glaube in der That; fuhr Amalie fort, daß alles Böse, über welches wir uns in der Welt zu beklagen haben, aus unserm eigenen und dem übertriebenen Egoismus Anderer entsteht.

Der Egoismus; sagte Herr Haspin, indem er sich behaglich in seinem Lehnstuhl wiegte, und seine Tochter nicht nur mit seinen Augen, sondern auch mit seinen Augenbrauen, seiner Nase, seinen Lippen, seinem ganzen Gesichte und Körper anblickte, — der Egoismus ist Verstand!

Und dieser Verstand; entgegnete Amalie und schlug ihre Augen groß und hell zu ihrem Vater auf, ist nichts als eine jämmerliche Rechentafel. Ich bedaure aufrichtig die Menschen, die nur sich selbst zu Liebe nichts Böses thun, die nur sich selbst zu Liebe Gutes thun, die für sich selbst alles und für andere nichts zu opfern vermögen. Diese Menschen sind schlecht und wenn sie auch noch so wenig Böses, und wenn sie auch noch so viel Gutes thun. Es sind Heuchler, welche die wahrhaft Guten, oder diejenigen, welche es wenigstens sein könnten, zu

Böſewichtern, zu Elenden oder zu Unglücklichen machen.

Herrn Haspins Mund ſchien wieder lachen zu wollen, aber er wurde durch einen Beſuch daran gehindert, und Amalie war froh ſich wieder ſelbſt überlaſſen zu ſein, um ungeſtört weiter darüber nachdenken zu können, was eigentlich Egoismus ſei und wie viel der wahrhaft edle, gute und redliche Menſch davon ſich aneignen müſſe und dürfe, um den Zweck ſeines Daſeins zu erfüllen.

Während deſſen unterhielt ſich Herr Haspin mit ſeinem Beſuche über die Preiſe der Cerealien, des Spiritus und der Kartoffeln. Er ſpeculirte nämlich in dieſen wichtigen Artikeln, welche zu den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens gehören. Mochten Tauſende und abermals Tauſende mit bangendem Herzen den immer mehr ſteigenden Preiſen derſelben entgegen ſehen, mochten die Brode immer kleiner und der Verdienſt der Armen immer ſchwieriger werden, Herr Haspin rieb ſich um deſto vergnügter die Hände, je höher die Preiſe ſtiegen, und ſpeculirte immerfort auf höher! höher! höher! und wurde immer reicher und immer wohlbeleibter und immer unbarmherziger, und würde ſelbſt in Hungersnoth und Peſtilenz ſpeculirt haben, wenn er dabei hätte ſein Schäfchen ſcheeren können.

Das war Herr Haspin!

Viertes Kapitel.

Der Hofmann.

Wer aber war Brüe der Hofmann?

Victor Emanuel Brüe war ein Mann, von dem eine gewisse Madame Grünholz, Wittwe und Gemüsehändlerin zu sagen pflegte: er sei eine wahre Rarität. Es hatte dieser Mann, von dem eine Wittwe eine so hohe Meinung fassen konnte, ein kleines Zimmer mit einem besonderen Eingange in Knittels Hause auf dem Hof inne, und er konnte sich rühmen — obwohl Brüe durchaus nicht ruhmredig war — einer ganz besonderen Bevorzugung von diesem mächtigen Beherrscher eines beseelten Steinhaufens gewürdigt zu werden.

Diese Bevorzugung bestand besonders darin, daß Brüe zuweilen mit schriftlichen Arbeiten von ihm beehrt wurde, und in der Abwesenheit Knittels den Funktionen eines Vicewirthes oblag. Dafür genoß er den Vortheil gewöhnlich mit „Ihr" angeredet zu werden und die Miethe sogar in Rudolstädtischen Cassenanweisungen bezahlen zu dürfen.

Was Brües Persönlichkeit betrifft, so war er ein kleines, dürres Männchen, mit einem offenen und gutmüthigen Gesichte. Er war in jenem zweifelhaften Alter, von welchem man zu sagen pflegt, es seien die

besten Jahre, obwohl die Welt eigentlich noch nicht mit sich darüber einig geworden ist, wann dieses goldene Zeitalter eines Individuums beginnt und wann es aufhört. Selten sah man Brüe anders, als mit einer kurzen Pfeife im Munde, — sie hatte einen Meerschaumkopf mit Silberbeschlag — und mit einem weißen Hute auf dem Haupte. Der Frack schien sein liebstes Kleidungsstück zu sein, obwohl einer der Hofrangen behauptete, Herr Brüe sehe darin wie ein Papagei aus. Im Winter trug Brüe stets einen Paletot über seinem Frack, der, ähnlich seinem Besitzer, ewig jung, oder doch wenigstens stets in seinen besten Jahren zu sein schien. Auf weiße Wäsche hielt Brüe ebenfalls sehr viel, und durch die Mittheilungen jener vorerwähnten Madame Grünholz, welche seine Wäsche, mehr aus Gefälligkeit als etwa des Verdienstes wegen besorgte, war es schon im ganzen Hofe kein Geheimniß mehr, daß Brüe ein ganzes Dutzend Chemisettes und sogar neun untadelhafte leinene Hemden besaß. Von Metier war Brüe ein quieszirter Sprachlehrer, der auf den Lorbeern einer segensreichen Vergangenheit mit dem beneidenswerthen Bewußtsein eines Mannes ausruhte, der mit seinem Lebensfacit zufrieden ist.

Wovon Brüe eigentlich lebte? Madame Grünholz meinte: der Mann brauche gar nichts, denn er esse wie ein Sperling. Nach ihrer sehr genauen und detaillirten

Berechnung mußte er mit hundert Thalern jährlich fürstlich auskommen, und sie wollte wissen, daß er die Zinsen eines kleinen Kapitals genoß, welches er sich in seinen guten Tagen erspart hatte.

In einer Beziehung aber konnte Madame Grünholz, die wir in Angelegenheiten Brües ohne Scrupel zu unserer Gewährsmännin machen können, nicht recht klug aus diesem sonst so offenen und ehrlichen Charakter werden. Es war dies in seiner Beziehung zum schönen Geschlecht, zu welchem sie auch sich zu rechnen die Gewogenheit hatte.

Madame Grünholz meinte nämlich, daß ein Mann, der französisch sprechen konnte „wie ein Wörterbuch," auch galant „wie ein Türke" sein müßte. Ach, wenn ich ein Mann wäre und französisch sprechen könnte, pflegte sie mit ihrem gewöhnlichen Refrain zu sagen, jedes Frauenzimmer müßte vor mir erzittern, ich würde ein wahrer Don Juan oder Constannopel sein!

Was die Wittwe eigentlich unter „Constannopel" verstand, das würde der größte Sprachgelehrte Berlins nicht zu entziffern vermocht haben. Was aber Brüe betraf, so fand gerade das Gegentheil von dem statt, was die gute Frau von einem Manne verlangte. Brüe schien mehr vor den Frauen, als diese vor ihm zu zittern. Er war gegen jedes weibliche Individuum höflich und bescheiden, und es lag etwas ungemein Schüchternes in

seinem Wesen, kam er mit Frauen oder Mädchen in Berührung. Bei einem so alten Knaben war ein solches Benehmen allerdings etwas auffällig, und man konnte es der Wittwe nicht verargen, daß sie all ihren Scharfsinn zusammen nahm, um über diesen dunkeln Punkt in Brües Charakter einigen Aufschluß zu erlangen. Entweder, so sagte sie, habe Brüe zu glückliche oder zu unglückliche Erfahrungen in der Liebe gemacht. Entweder habe er sich noch nie, oder zu oft verliebt. Entweder habe er den Frauen, oder diese ihm arg mitgespielt. Entweder habe er eine zu schlechte, oder eine zu gute Vorstellung von ihnen. Genug, sie zählte so viele „Entweder Oder" her, daß die gesammte europäische Diplomatie an diesem Schatze von Alternativen genug gehabt hätte.

Im Uebrigen that diese anerkannte Schüchternheit Brües seiner allgemeinen Beliebtheit keinen Eintrag. Er war das poetische Element in dieser trivialen traurigen Knittelschen Welt. Wenn er in der Abwesenheit des Wirths, den weißen Hut auf dem Haupte und seine Pfeife, das Geschenk eines vornehmen Schülers, im Munde, im Hofe sich blicken ließ, dann pflegte das ganze Haus aufzuathmen; wie Pilze schossen die Kinder plötzlich aus der Erde hervor, umringten ihn und zwangen ihn, sich mit ihnen herum zu balgen und mit ihnen zu spielen. Es schien als hätten die Kleinen, welche Brüe zu seinem nicht geringen Ergötzen Infusorien nannte, erst jetzt

ihre Schrei- und Sprachorgane erhalten, um dieſen glücklichen Moment mit einem ohrzerreißenden Concert zu feiern.

Bei ſo vielen guten Herzenseigenſchaften konnte es nicht fehlen, daß Brüe der Vertraute aller armen Hofleute war. Kein Menſch im ganzen Hauſe wußte es früher, als Brüe, wenn irgend eine Familie über Nacht um ein Weſen vermehrt worden war. Ja, Madame Grünholz behauptete ſogar, daß Brüe von der Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes eher Kunde hätte, als ſelbſt das ſcharfſinnigſte Auge einer Hofbewohnerin errathen haben würde. Gewöhnlich war Brüe einer der Pathen, und je früher er die vertrauliche Mittheilung erhielt, daß die Menſchheit um ein kleines Würmchen bereichert werden würde, deſto länger hatte er Zeit über das paſſendſte Pathengeſchenk nachzudenken, deſto eher konnte er die Groſchen bei Seite legen, mit welchen er die Paſſionszeit der Wöchnerinnen minder trübe und herbe zu machen ſtrebte.

Wie Schade war es, daß ſelbſt dieſer vortreffliche Mann einen ſehr garſtigen Fehler haben mußte! Das war die Manie, Alles zu bewundern, was ihm unter die Hände kam; Alles zu unterſuchen, was er mit einer Nadelſpitze erreichen konnte, und ein Naturaliencabinet zu beſitzen, in dem gewiß jedes einzelne Ding ganz vortrefflich und unnachahmlich war, aber in Anſehung, daß

man es auf jedem Schritte haufenweise umsonst erlangen konnte, durchaus nicht merkwürdig genannt werden konnte, wenn man sich nicht etwa zu einem gewiß sehr lästigen Schmeichler der Gottheit machen wollte. Aber Brüe war einmal der Mann, der eher Trank und Speise als die Gelegenheit zu bewundern entbehren konnte; und so vermochte selbst Knittel, wollte er seinen billigen Secretair nicht etwa exmittiren, nur mit der Drohung seinem Unwillen Luft zu machen, daß ihn, den guten Brüe, noch einmal die Motten bei lebendigem Leibe verzehren würden.

Diese Drohung war glücklicher Weise bis jetzt noch nicht eingetroffen.

Fünftes Kapitel.

Die Frau mit dem spitzen Gesichte.

Als Brüe eines schönen Abends wie gewöhnlich im Hofe auf- und abspazierte und dabei sein Pfeifchen schmauchte, trat die Frau mit dem spitzen Gesichte sehr geheimnißvoll zu ihm heran und bat ihn, auf einige Augenblicke in ihre Wohnung zu kommen.

Ah; versetzte Brüe, Sie wünschen gewiß, daß ich für Sie wieder eine Eingabe an die Königin machen soll.

Nein; versetzte Frau Bube und strich ihr spitzes Kinn.

Oder an die Fürſtin von Liegnitz; fuhr Brüe fort.

Nein; ſagte die Frau abermals und fuhr mit dem rechten Zeigefinger an ihrer Naſe auf- und abwärts, Alles falſch, Männchen; geben Sie ſich keine Mühe, Sie rathen es nicht. Kommen Sie nur.

Brüe folgte ihr, wie es ſchien nicht ohne einiges Widerſtreben.

Frau Bubes Wohnung hatte in der That auch ſehr wenig Einladendes. Sie beſtand aus einem kleinen Zimmer, in welchem es ſo dumpfig roch, wie in einer Familiengruft Dieſes Zimmer war Küche, Schlaf- und Wohnzimmer, Keller und Boden, kurz Alles in Allem. Eine Kiſte mit einem Vorhang, der ſich vor ſich ſelbſt zu ſchämen ſchien, diente ſtatt des Schrankes. Die Kommode mit halb herausgefallenen Schiebladen ſtand ſchief, weil ſie ſchon ſeit Jahren von einem Quadrupeden zu einem zweibeinigen Geſchöpfe avancirt oder degradirt worden war. Die Stühle, zwei an der Zahl, ſchienen mit der herzzereißendſten Sehnſucht auf den Ruheſtand zu warten, in den ſie ſo oft Andere verſetzt hatten und deſſen ſie ſelbſt jetzt ſo bedürftig waren; denn ihre Beine drohten jeden Augenblick zuſammen zu brechen, und die Rohrſitze litten an weit geöffneten, klaffenden Wunden, welche Madame Grünholz ſelbſt nicht zu ſchließen vermochte, als ſie bei ihrem jüngſten Beſuche darauf Platz zu nehmen wagte. Auf dem Tiſche, wel-

cher gewöhnlich die Funktionen aller der fehlenden und fehlerhaften Mobilien in diesem Zimmer übernehmen mußte, stand eine zerbrochene Tasse mit grüner Seife und ein braunes Waschbecken, neben dem einige Toilettengegenstände lagen, welche verriethen, daß Frau Bube sich allerdings zuweilen wusch, obwohl man dieses nach ihrem gewöhnlichen Aussehen hätte bezweifeln können. Uebrigens befand sich noch ein anderes Individuum als stete Gesellschafterin der Frau mit dem spitzen Gesichte in diesem Zimmer. Es saß wie gewöhnlich auf dem Fenstergesimse, war schwarz bekleidet, als trauerte es darum, daß Frau Bube noch lebte; hatte grüne Augen, welche tückisch aussahen wie die Augen einer Katze; einen Schwanz, der für einen Mephistofeles selbst nicht ganz unbrauchbar gewesen wäre; vier Füße, welche sämmtlich mit Krallen wohl versehen waren; sehr spitze Ohren, wie Frau Bube; einen Schnurrbart, wie Frau Bube; unheimlich, lauernd, knurrend und summend, wie Frau Bube, besonders wenn sie Karten legte; kurz: dieses seltsame Individuum war das einzige von Knittel privilegirte vierbeinige Geschöpf des Hauses, von welchem Jedermann behauptete, daß es eine Katze sei, und welches auch wirklich eine Katze war.

Brüe konnte niemals in das Zimmer der Frau Bube treten, ohne ein leises Zittern zu verspüren. Dieser gute Mann war, wie wir wissen, keines Men-

ſchen und keines Thieres Feind; er hätte ein Krokodill küſſen, eine Boa constrictor ſich um den Hals wickeln können. Selbſt Spinnen, dieſe häßlichen Thiere, behandelte er mit einer Humanität, die faſt an Thierquälerei grenzte; und ganze Schaaren von Inſekten ernährte und ſpeiſte er wie ein zärtlicher und liebevoller Familienvater in ſeinem Naturaliencabinet. Aber gegen Katzen hatte er eine unüberwindliche Antipathie, und ihre Nähe verurſachte ihm jedesmal ein unbehagliches und ungewöhnliches Gefühl.

O; ſagte Brüe, als er in die Stube trat, Ihre Katze ſieht mich heute wieder ſehr böſe an.

Sie haben doch jedesmal Furcht vor ihr; entgegnete Frau Bube, und ſie hat Ihnen doch noch niemals etwas gethan.

Nein, wirklich; verſetzte Brüe, ſie thut nichts, aber ſie ſieht immer ſo aus, als wollte ſie etwas thun.

Die Katze ſah den guten Brüe an, als wollte ſie ſich für das Compliment mit einem Kratzfuße bedanken.

Das Thier iſt ſo zuckerſüß; fuhr Frau Bube fort, indem ſie die Katze ſtreichelte. Biſt Du Herrn Brüe gut, Jungfer? fragte ſie nun.

Die Katze knurrte ſo grimmig, daß Brüe ſcheu und ängſtlich einige Schritte zurückwich.

Nun; fragte er, was haben Sie für mich?

Was ich für Sie habe? — Ach, Sie Schalk! Als

müßte ich durchaus immer etwas für Sie haben, wenn Sie bei mir ſind. Geſtern war Jemand bei mir; dieſer Jemand — nun, erſt rathen Sie einmal, wer es war?

Wer? — War es vielleicht eine hohe Perſon?

Nein, ſogar eine ſehr niedrige.

Ich errathe wirklich nicht.

Was iſt ſo grün wie Gras im Mai, was iſt ſo ſtark wie Holz dabei?

Brüe ſah die Frau mit dem ſpitzen Geſichte nachdenklich an.

Das iſt ſehr räthſelhaft; ſagte er.

Und ſie wohnt ſehr tief; fuhr die Bube fort.

Brüe rieth noch immer nicht.

Und ſie handelt mit Grünkram und ſie heißt Grünholz.

Ach; ſagte Brüe und ſein Geſicht erheiterte ſich wieder etwas.

Wiſſen Sie, was ſie von mir wollte?

Nein, das weiß ich wirklich nicht.

Sie ließ ſich die Karten legen.

So?

Sie wollte wiſſen, wer ihr zweiter Mann werden würde.

Wirklich? Die iſt ſehr neugierig.

Ich habe ihr das auch geſagt, aber ſie hat mich ſo lange gequält, bis ich ihr den Gefallen thun mußte.

Nun weiß ſie es; — ſie weiß es ganz genau, aber ſie hat mich gebeten, es keinem Menſchen wiederzuſagen.

Brüe ſah die Bube an und ſchüttelte, weil er gerade nichts anders zu thun wußte, mit dem Kopfe.

Ihnen auch nicht, Ihnen ganz beſonders nicht; fuhr das ſpitze Geſicht fort. Nicht, Jungfer, wir halten reinen Mund?

Dieſe letzten Worte waren wieder an ihre Katze gerichtet, und die beiden Katzen blickten ſich ſo freundlich an, als lachten ſie recht laut im Stillen.

Und was ſoll ich Ihnen vorleſen? fragte Brüe, dem dieſes Geſpräch nicht zu behagen ſchien.

Das kommt auch noch; entgegnete die Bube. Sind Sie denn gar nicht neugierig, he? Gar nicht ein wenig neugierig?

Worauf?

Nun auf den zweiten Mann der Grünholz?

O, ſagte Brüe, ich werde ihn ja kennen lernen.

Werden ihn kennen lernen? Hahaha! Hörſt Du, Jungfer, er wird ihn kennen lernen! Wir kennen ihn ſchon. Er kennt ihn auch ſchon. Jungfer, wie heißt er? ſag's mir ganz im Geheimen.

Und die Frau mit dem ſpitzen Geſicht legte ihr Ohr an den Mund der Katze und blickte dabei blinzelnd zu Brüe auf. Es war ein häßliches Bild.

Noch immer nicht neugierig? fragte ſie.

Nein; ſagte Brüe, der endlich ungeduldig zu werden begann.

Er iſt klein. —

So!

Er hat blondes Haar. —

Ei!

Und ein Paar Augen! Faſt wie Ihre Augen. Geben ſie einmal Ihr Ohr her.

Sie faßte Brüe beim Arm und zog ihn, ohne ihre Stellung zu verändern, zu ſich herab. Dann flüſterte ſie ihm etwas zu.

O! rief Brüe, indem er ſich ſchnell aufrichtete und roth wie ein junges Mädchen wurde.

Ich weiß auch, wann die Hochzeit ſein wird. Ich weiß auch, wie viele Kinder Sie bekommen werden. Ich weiß auch —. St, Jungfer! Nichts verrathen. Der Herr Brüe mag ſich auch die Karten legen laſſen, wenn er mehr wiſſen will.

Ein ander Mal; ſagte Brüe, dem ganz ſonderbar zu Muthe wurde.

Ich kann Ihnen auch noch etwas ſagen, aber wenn Sie heute durchaus nicht neugierig ſind, dann mögen Sie morgen wiederkommen. Nun! leſen Sie mir dies Document da vor. Ich werde aber erſt Licht anzünden, denn es iſt hier ſchon ganz dunkel.

Sie holte aus ihrem Tiſche einen Brief hervor, welcher ſehr zierlich zuſammen gelegt war, und zündete ihre Thranlampe an.

Es iſt ein Brief; ſagte Brüe.

Er iſt ſehr fein geſchrieben und mit einem adlichen Wappen geſiegelt.

Ja; ſagte Brüe, es iſt ein adeliges Wappen.

Ich habe dieſen Brief hier im Hofe gefunden, und will nun wiſſen was darin ſteht.

Der Brief hat ja eine Adreſſe. Haben Sie ihn geöffnet?

Nun das verſteht ſich. Ich mußte ja ſehen, was in dem Couvert lag.

Die Adreſſe lautet; ſagte jetzt Brüe: an die Frau von Sarrow.

Sarrow? — So heißt ja das ſtolze Ding, welches hier wohnte. Sie war alſo wirklich eine von —?

Brüe zog ein ſehr feines Briefchen aus dem Couvert heraus, welches nur folgende wenige Zeilen enthielt:

„Ich bin in Verzweiflung. Rette mich. Nur Du vermagſt es.“

Hu! rief die Frau mit dem ſpitzen Geſichte, indem ſie mit leuchtenden Augen auf den Brief zuſprang und ihn Brüe aus der Hand riß. Stille, Jungfer, da liegt was drin, das klingt ja ganz geheimnißvoll.

Sie ſchob den Brief ſchnell in das Couvert, und

ſteckte ihn wieder in ihre Taſche, die ſie unter dem Kleide trug.

Aber Sie wiſſen ja den Namen noch nicht, der unter dem Briefe ſteht; ſagte Brüe.

Den Namen? — J, daran habe ich ja gar nicht gedacht.

Sie holte den Brief wieder hervor, und hielt ihn mit beiden Händen und in einer ziemlichen Entfernung Brüe vor die Augen.

Brüe überſah den Namen.

Nun? ſagte die Bube ungeduldig.

Das Weib ſah in dieſem Augenblicke ſo entſetzlich lauernd aus; es lag etwas ſo Boshaftes in ihrem Blick, daß jeder andere als der ehrliche Brüe vielleicht auf den Einfall gekommen wäre, ihr einen falſchen Namen anzugeben.

Die Unterſchrift lautet: „Edmund v. Sarrow;“ ſagte er.

Edmund v. Sarrow! rief das ſpitze Geſicht und ſtützte das Kinn auf ihre Hand, wer iſt das?

Ich kenne ihn nicht; ſagte Brüe.

Und ich habe es mir immer gedacht; fuhr die Bube fort, daß es mit dem ſtolzen Ding ſeinen Haken haben müſſe. Und es hat auch ſeinen Haken. Die Sache muß ich mir erſt überlegen, das iſt eine große Geſchichte.

Sie ſteckte den Brief wieder in ihre Taſche und

Brüe war froh, als er endlich ihre Wohnung wieder verlaſſen konnte. Die Jungfer ſaß noch immer am Fenſter und blickte ihm mit ihren grünen Augen nach, ſo weit ſie nur immer vermochte. Der arme Mann ahnte nicht, daß ihm eine andere Jungfer mit ſchwarzen Augen einen nicht geringeren Schreck verurſachen würde.

Sechstes Kapitel.

Vom Himmel gefallen.

Als Brüe jetzt in ſeine Stube trat, wurde er plötzlich von zwei Armen umfangen, die ſich wie ein eherner Reif um ſeinen Hals legten. Es drohte ihm aber ein doppelter Erſtickungstod unter der Fluth von Küſſen, welche jetzt über ſeine Wangen hinwegrauſchten.

Mein Gott! rief der arme Brüe, welchem der Hut vom Kopfe und die Pfeife aus der Hand fiel, wer iſt denn hier? Was wollen Sie denn von mir? Ich bin durchaus kein Frauenzimmer — wirklich nicht. — Sie können es mir glauben. — Laſſen Sie mich nur — Licht — anzünden. — Laſſen Sie mich nur zu — Athem — kommen. — Nein, ich ſchwöre Ihnen, daß ich — wahrhaftig kein — Frauenzimmer bin. — Hören es ja ſchon — an meiner — Stimme!

Ach, Sie närriſches Männchen, wer ſagt Ihnen denn,

daß Sie ein Frauenzimmer ſein ſollen? rief jetzt eine lachende, weibliche Stimme. Das würde ein ſchöner Streich ſein! Nun, gehen Sie, zünden Sie Licht an, ſonſt glaube ich am Ende wirklich noch, daß Sie ein Frauenzimmer ſind.

Mit dieſen Worten wurde Brüe's Kopf und Hals endlich von der Zange befreit, die ihn bis jetzt ſo energiſch feſtgehalten hatte, daß er nur in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen vermochte. Er beeilte ſich Licht anzuzünden, und ſah dann mit Erſtaunen ein ganz fremdes Weib vor ſich, klein und rund wie eine Tonne, mit einem höchſt jovialen, rothen Vollmondsgeſichte, einem paar kleinen, ſchelmiſchen Augen, angekleidet mit einem grauen Mantel und einem ditto Hute und mit einem ſchwarzen Schleier, welcher aber zurückgeſchlagen war. Auf dem Tiſche lag eine Taſche, welche in irgend einem Verwandſchaftsgrade zu der Dame ſtehen mußte, denn ſie war dick und rund wie dieſe; und zwei Schirme im Futteral, von denen der eine ſie gegen die Zudringlichkeit der Sonne, und der andere gegen die Unverſchämtheit des Regens zu ſchützen beſtimmt war.

Ach, mein Gott; ſagte Brüe, der vor Verlegenheit und Ueberraſchung ſich vor ſich ſelbſt hätte verſtecken mögen, ich bin wirklich ſehr erfreut über die Ehre, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen! Ich weiß aber nicht, womit ich dieſelbe verdient habe. Möchten Sie wohl ſo

gut ſein, mir Ihre werthe Adreſſe mitzutheilen, da ich nicht die Ehre habe Sie zu kennen?

Nein, mein Herz, Du kennſt mich allerdings nicht; verſetzte die Perſon, immer mit einem lachenden, zärtlichen und höchſt glücklichen Geſichte. Aber das thut ja auch nichts zur Sache. Wir werden ſchon mit einander bekannt werden. Vor allen Dingen, Freundchen, wollen wir den Tiſch decken; ich habe Aal und Flundern mitgebracht. Tummle Dich; und ich brauche Dich wohl nicht erſt zu fragen, ob ich Nachtquartier bei Dir bekommen kann?

Nachtquartier? rief Brüe und ſeine Stimme erbebte, als er dieſe Worte ausſprach.

Ei, Du Schalk! rief die kleine Frau. Wie Du Dich verſtellſt! Ein alter Junggeſelle! Betten habe ich zwar mitgebracht, aber ſie werden erſt morgen kommen. Ich habe natürlich darauf gerechnet, daß ich bei Dir wohnen kann. Nein, welch ein Geſicht Du machſt! Nun, das kann mich durchaus nicht abſchrecken, im Gegentheil. Da! —

Und mit dieſen Worten begann das Umarmen und Küſſen von neuem. Vergebens ſträubte ſich Brüe dagegen; er ſah ſich von dieſem unbekannten und unerklärlichen Weſen, das wie aus den Wolken in ſein Zimmer gefallen war, völlig beherrſcht. Sie ſchaltete darin, als hätte ſie ſchon von ihrer Geburt an darin gelebt, und Brüe hatte genug zu thun, ſeine Kaſten zu hüten, in

denen sich die zoologischen und mineralischen Sammlungen befanden, als sie einen Platz für ihren Hut und ihren Mantel suchte. Uebrigens nahm sich die Dame in dem weißen Häubchen, welches sie unter ihrem Hute trug, gar nicht so übel aus. Und nun machte sie sich über ihren Pompadour her, holte eine Serviette hervor, sah sich im Zimmer um und hatte es alsbald weg, wo die Teller standen, von denen Brüe glücklicher Weise fast drei Exemplare besaß; erhaschte auch eine Gabel und zwei Messer, und ordnete den Tisch so einladend, daß Brüe in der That zu glauben begann, er müsse bezaubert sein und die Frau mit dem spitzen Gesichte und die schwarze Katze hätten die ganze Geschichte während seiner Abwesenheit eingefädelt. Sein Verstand fror ihm völlig ein, als der Pompadour der kleinen Frau sich zu entleeren begann, und Aale, Flundern und Goldfische so einladend und vielversprechend auf dem Teller lagen, als hätten sie sich ganz allein zu dem Zwecke von dem lieben Gott erschaffen lassen, um eine Vergnügungsreise in Brües Magen zu machen. Und als ihn nun das räthselhafte Wesen, welches Gott weiß was Alles aus ihrem Pompadour hervorzuzaubern vermochte, so schelmisch anlächelte, und als sie nun wirklich sogar eine ganze Flasche Wein hervorholte; da entschloß sich Brüe kurz und gut zu einem Benehmen, das eines der sieben Weisen aus dem Morgenlande würdig gewesen wäre. Er setzte

sich ganz zufrieden neben die Dame, als sie ihn zu sich auf den Stuhl herab zog; er begann zu essen, als sie ihm ein Stück Goldfisch in den Mund steckte; und er begann es sehr natürlich zu finden, als ihm die Zauberin eröffnete, sie würde am liebsten gänzlich bei ihm wohnen und ihm die Wirthschaft führen. Ja, er ließ sich sogar geduldig küssen, da die Unbekannte das Küssen einmal für ein unerläßliches Beigericht zu halten schien, und zuletzt war es ihm, als wäre sie immer bei ihm gewesen und ihm ganz genau bekannt, heiße Molly oder wenigstens so ungefähr, und müsse seine Schwester oder seine Mutter oder seine Tante oder gar seine Frau sein.

Und als er nun vollends ein paar Gläser von dem wirklich guten Wein getrunken hatte! — Die stille, sonst so einsame Stube Brües gewann ein hochzeitliches Aussehen. Die kleine Frau schien sich an Brüe gar nicht satt sehen zu können. Dabei zwinkerte sie fortwährend mit ihren schalkhaften Augen, nannte ihn ihr Männchen, glättete ihm das Haar, welches sich beim Anfange dieser Scene vor Entsetzen zu Berge gesträubt hatte, gab ihm gelegentlich wieder ein paar Küsse, legte ihm unaufhörlich neuen Proviant auf den Teller und oft in den Mund, — kurz der gute Brüe glaubte sich in eins der Mährchen von Tausend und eine Nacht versetzt.

Aber den letzten Rest von Besinnung, welchen Brüe vielleicht noch übrig hatte, verlor er, als die kleine Frau,

nachdem sie auf Brües Zukünftige einen Toast ausgebracht hatte, folgendes Gespräch begann:

So kannst Du unmöglich bleiben, mein Männchen, es sieht hier wie in einem Gefängnisse aus. Wir müssen durchaus eine andere Wohnung haben. O, man sieht es wohl, daß Du keine Frau hast, armes Kerlchen. Aber es soll jetzt schon anders werden. Du sollst leben wie im siebenten Himmel, und ich werde Dein guter Engel sein, mein Freund.

Und Brüe hatte abermals einen Schmatz weg.

Das Gespräch hätte wohl gar mit einem directen Heirathsantrage sein Ende genommen, wenn nicht in diesem Augenblicke Knittel ins Zimmer eingetreten wäre.

Er war nicht wenig überrascht, als er Brüe in einer Situation sah, welche seiner bisherigen Lebensweise gänzlich widersprach.

Die kleine Frau, weniger verlegen als Brüe, begrüßte Knittel mit freundlichem Gesichte und sagte zu Brüe gewendet:

Ein guter Freund von Dir, Vetterchen?

Ja; versetzte Brüe, es ist Herr Knittel, der Besitzer dieses Hauses.

Kaum hatte Brüe diese Worte ausgesprochen, als die kleine Frau mit einem Schrei der Ueberraschung auf Knittel zueilte; und ehe dieser das Ziel ihrer hastigen Bewegung errathen konnte, wurde er auf dieselbe ener-

giſche Weiſe wie Brüe umhalſt und geküßt. Aber Knittel war nicht ſo langmüthig wie Brüe; er packte die kleine Frau mit ſeiner derben Fauſt und ſchleuderte ſie dergeſtalt gegen Brües Stuhl, daß dieſer umfiel, daß Brüe ſelbſt umfiel, daß das kleine Weib umfiel, und daß endlich der Tiſch mit Allem, was darauf ſtand, den bereits auf der Erde liegenden Kleinigkeiten ſich zugeſellte.

Mein Gott, ſtöhnte Brüe, indem er ſich aus dem auf ihm liegenden Chaos emporarbeitete und der kleinen Frau die Hand reichte, um ihr aufzuhelfen, warum küſſen Sie auch alle Welt?

Warum ich ihn küſſe? fragte die Kleine ſich aufraffend. Ei, der Tauſend, weil ich ein gutes Recht dazu habe! Und ich werde ihn nochmals und abermals küſſen, und er auch mich hoffentlich. Knittel! ſiehſt Du nicht, daß ich Blut von Deinem Blute und Fleiſch von Deinem Fleiſche bin? — Die Dame welche jetzt vor Dir ſteht, iſt die unverehlichte Jduna Maſſias, Tochter von Aloys Maſſias und von Wilhelmine Maſſias geborene Knittel, Deines ſeligen Vaters ſelige Schweſter!

Ah! rief Brüe und lächelte heiter wie ein Kind. Man ſah es ihm an, daß ihm dieſe Erklärung der Maſſias eine große Laſt vom Herzen wälzte.

Knittel aber ſah die kleine Perſon mit einer Miene an, daß ihr vor ihm bange wurde.

Was iſt das für eine Vorſtellung? ſagte er. Da

könnte das erſte beſte Bettelweib ſich als meine Couſine anmelden. Prächtige Sippſchaft.

Knittel! rief die kleine Perſon entrüſtet, Sie ſind wahrhaftig ein Grobian. Ich komme nicht um Ihre Gnade in Anſpruch zu nehmen. Iduna Maſſias hat jährlich Zweihundert und fünfzig Thaler zu verzehren; aber ſie hat ſie bis jetzt nicht verzehrt, nein, ſie verzehrt ſie in keinem Jahre, und hat daher ein hübſches Sümmchen zurückgelegt. Wollen Sie mich nicht aufnehmen, dann ſagen Sie es wenigſtens auf eine höfliche Weiſe; denn ich bin es gewöhnt, mit Zartheit behandelt zu werden. Mein Vater, Aloys Maſſias, gehörte zu den Refügiés, und in meinen Adern fließt franzöſiſches Blut. Auch habe ich hier einen Mann gefunden, in deſſen Schutz ich mich begeben werde, einen Mann, der wie es ſcheint die Geſetze der Höflichkeit beſſer kennt, als Sie.

Weniger dieſe Bevorzugung Brües, als die klingende Bemerkung, welche Fräulein Maſſias hingeworfen hatte, ſtimmte ihren Couſin günſtiger für ſie, und er ſagte etwas weniger grob:

Da Sie meine Couſine ſind, was man Ihnen aber nicht an der Naſe anſehen konnte, mögen Sie meinetwegen in meinem Hauſe wohnen, natürlich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, für Miethe. Ich habe nichts zu verſchenken und muß meine Zinſen pünktlich bezahlen.

Es ist jetzt gerade noch eine kleine Wohnung leer, welche Sie aber ausmöbliren müssen.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nichts umsonst verlange; entgegnete das Fräulein. Ausmöblirt wird die Wohnung bald sein, und für die Nacht werden Sie mit dem Nöthigen aushelfen können. Ich bitte Sie also, mir die Wohnung zu zeigen, da ich ja wohl schon diese Nacht darin schlafen muß.

Brüe machte ein sehr verwundertes Gesicht; denn so viel er wußte war vom Keller bis zum Dache des ganzen Hauses nicht ein einziges Stübchen frei. Knittel aber nahm seine Schlüssel und forderte seine Cousine auf, ihm zu folgen. Sie ergriff seinen Arm und trippelte an seiner Seite fort. Brüe folgte in der größten Spannung; aber er schien vor Scham in die Erde sinken zu wollen, als Knittel eine Remise aufschloß, welche gewöhnlich als Holzstall benutzt wurde, und zu dem Fräulein trocken sagte:

Hier können Sie wohnen.

Aber mit einer Entrüstung, die Brüe wohlthat, wandte sich das Fräulein gegen ihren Cousin:

Knittel; sagte sie, Sie sind ein Unmensch! Sie verdienen es nicht, eine Cousine zu besitzen, die Theil an Ihrem Schicksal, an ihren Leiden und Freuden nehmen wollte. Also Sie haben keine andere Wohnung in Ihrem ganzen Hause für mich, als diese Scheune?

Nein; versetzte Knittel, wenn Ihnen diese Wohnung nicht gefällt, dann gehen Sie aufs Schloß. Ich habe keine Paläste für Sie.

Mein Freund; sagte Fräulein Massias, sich jetzt an Brüe wendend, haben Sie die Güte, mich nach irgend einem Gasthofe zu bringen. Ich habe Sie aus Irrthum als meinen Cousin begrüßt; da sich aber dieser Mann so unliebenswürdig zeigt, werde ich mir erlauben, Sie fortan als meinen wirklichen Cousin zu betrachten.

Brüe wußte nicht recht, was er zu dieser Betrachtung sagen sollte; da aber Fräulein Massias, nachdem sie ihren Mantel wieder umgeworfen und ihren Hut aufgesetzt hatte, ohne weiteres sich seines Armes bemächtigte, so konnte von einem Widerstande seinerseits natürlich nicht die Rede sein.

Ich empfehle mich Ihnen; sagte Knittel, indem er sich vor seiner Cousine ironisch verbeugte, wobei er sein Käppchen zog. Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß ich ein Knittel und kein Aloys Massias bin, und daß in meinen Adern kein französisches, sondern preußisches Blut fließt. Was aber den Herrn da betrifft, so wird er ganz gut für Sie passen, denn er ist durch und durch französisch. Viel Vergnügen, Monsieur Brüe!

Und Knittel entfernte sich lachend, während Brüe das erzürnte Fräulein Iduna Massias zu beruhigen sich bemühte und bis zum nächsten Gasthofe begleitete.

Siebentes Kapitel.

Der Herr Baron.

Haspin war mit dem Zählen von Banknoten beschäftigt, als gepocht wurde und auf sein „Herein!“ ein sehr großer Herr, mit einem kolossalen Schnurrbarte, in Begleitung eines riesigen Hundes, ins Zimmer trat.

Ah, guten Tag, mein lieber Herr Baron; rief Haspin, indem er dem Baron freudig entgegentrat, wie geht's?

Der Baron reichte dem Kaufmann mit einer höchst vornehm vertraulichen Miene seine Rechte und nahm dann ohne Umstände auf dem Sopha Platz. Dann griff er in seine Tasche, als suche er nach etwas.

Ei der Tausend! sagte er, ich glaube gar, ich habe meine Cigarrentasche verloren.

O, das thut mir leid. Bitte aber, wollen Sie sich nicht bedienen, Herr Baron?

Haspin hielt dem vornehmen Gaste eine volle Cigarrenkiste hin.

Der Herr Baron blickte prüfend in die Kiste.

Importirte? fragte er dann. Von Fischel?

Von Fahrenthold; versetzte Haspin indem er Feuer gab, eine ausgezeichnet gute Cigarre.

Der Baron zündete die Cigarre an und that einige Züge.

Pah — nicht meine Sorte! sagte er dann und legte die Cigarre bei Seite. Keine ächte Havannah, Freundchen. Da sollen Sie meine rauchen — fünf Silbergroschen das Stück.

Herr Haspins Augenbrauen blickten mit einer ungeheuren Hochachtung auf den Mann, der so theure Cigarren rauchte, und er schien sich ordentlich gedemüthigt zu fühlen.

Kusch, Mirabeau! sagte jetzt der Baron, indem er seinen Hund ingrimmig ansah, nur nicht ungeduldig! Wir werden bald frühstücken. Herr Sala Tarone erwartet uns.

Ah, Sie haben noch nicht gefrühstückt? warf Haspin ein. Wenn Sie mit meiner schmalen Küche fürliebnehmen wollen, Herr Baron?

Sie und schmale Küche! versetzte der Baron, indem er lächelte, und wohl noch gar schlechten Wein dazu?

Ich hoffe, meine Weine werden Ihnen munden; versetzte Herr Haspin sehr geschmeichelt.

Er trat an die Thür und klingelte, und der Baron benutzte diesen Augenblick, um mit einem kühnen Griffe ein halbes Dutzend Cigarren aus der Kiste zu nehmen und in seine Tasche gleiten zu lassen.

Amalie erschien; sie begrüßte flüchtig den Baron.

Meine Tochter! sagte Haspin, indem er sie dem Baron vorstellte, der Herr Baron von Kökritz, Amalie.

Allerliebst; sagte der Baron, indem er sich erhob und eine sehr graziöse Verbeugung machte. Sie heißen Amalie, Fräulein? Dieser hübsche Name erinnert mich an die liebenswürdige Prinzessin, mit welcher eine Parthie Boston zu spielen ich gestern so glücklich war.

Haspin sah seine Tochter mit einem sehr vielsagenden Blick an, durch den er sie auf die Auszeichnung aufmerksam machen zu wollen schien, welche ihr dieser Mann, der mit Prinzessinnen Karten spielte, durch seine Höflichkeit erwies.

Der Herr Baron werden uns die Ehre erweisen; sagte er, bei uns zu frühstücken. Ich weiß zwar nicht, was sich augenblicklich in Deiner Speisekammer vorfindet, aber das ist Deine Sorge. Was den Wein betrifft, bitte ich um Nr. 1. Vergreife Dich aber nicht, Amalie, der Herr Baron würde es gleich merken.

O; sagte der Baron, machen sie dem armen Kinde nicht Angst.

Amalie entfernte sich mit einer stummen Verbeugung.

Charmantes Mädchen; rief der Baron, wahrhaftig äußerst liebenswürdig. Ganz adeliges Benehmen, fürstlicher Wuchs, königliche Züge. Bin von Ihrem Töchterchen ganz entzückt, Freundchen. Schon versagt? Schon einen Schwiegersohn in petto?

Sie wird erſt ſiebzehn Jahre alt; verſetzte Haspin.

Siebzehn? Gerade das rechte Alter. Koſtet Ihnen mit jedem Jahre Zehn Tauſend Thaler mehr. Aber kommt Ihnen nicht darauf an, Sie Goldmännchen!

Sie bekommt funfzig Tauſend Thaler Mitgift, das Uebrige nach meinem Tode.

Funfzig Tauſend! Paſſabel! Sie können einen ziemlich anſtändigen Kaufmann dafür bekommen, auch einen Subalternbeamten bis zum Regiſtraturrath. Schade! — Das Püppchen verdient einen Baron. Ei, da finde ich ja meine Cigarren wieder. Es iſt merkwürdig, ich pflege ſie ja niemals in dieſe Taſche zu ſtecken. Nun ſollen Sie mal eine prächtige Cigarre rauchen, Freundchen.

Und mit dieſen Worten präſentirte der Baron dem Herrn Haspin deſſen eigene Cigarren mit einer ungeheuer feierlichen Miene, ließ ſich dann Feuer geben, zündete zunächſt ſich ſelbſt eine davon an und paffte Herrn Haspin den Dampf ins Geſicht.

Nun, was ſagen Sie? fragte er.

Vortrefflich! ausgezeichnet! verſetzte Haspin, indem ſeine Augenbrauen bis an das Stirnhaar ſtiegen.

Zünden Sie an, Freundchen, zünden Sie an.

Nach dem Frühſtück; ſagte Haspin, indem er die Cigarre ſorgfältig bei Seite legte.

Ei — ich habe mehr. Rauchen Sie nur. Fünf Silbergroſchen Stück für Stück. Nun?

Wahrhaftig; verſetzte Haspin, nachdem er die Cigarre angezündet und einige Züge gethan hatte, beiſpiellos vortrefflich.

Welch ein Parfüm? Reiner Havannah? Wie?

Haspin ſchien Convulſionen der Begeiſterung zu bekommen; ſein ganzes Geſicht verzog ſich.

Ihre nichts dagegen: — wie?

Nein; meine Cigarren koſten auch kaum den vierten Theil. Ich muß aber geſtehen, daß ich ein ſolches Blatt noch nicht geraucht habe.

Es iſt die Sorte; ſagte der Baron, welche der Fürſt von Putbus raucht. Auch der ſelige Herzog von Leuchtenburg, mein Freund und Gönner, pflegte dieſe Cigarre zu rauchen.

Köſtlich! Köſtlich! rief Haspin, man möchte die Aſche rauchen.

Der Baron verzog keine Miene.

Wenn Sie mich, wie ich hoffe, recht bald wieder beehren, Herr Baron, werde auch ich Ihnen mit einer guten Cigarre aufwarten können; ſagte Haspin.

O, ich bin überzeugt, Sie ſind ganz der Mann dazu, ſich den guten Ton anzueignen. Wer weiß, vielleicht werden Sie bald auf einem ganz andern Fuße leben. Vielleicht kommt ſo ein Herr Baron und vergafft ſich in Ihr Töchterchen. Funfzig Tauſend! Allerdings Lappalie!

— Aber sie ist ein so hübsches Kind, daß dieser Fehler gar nicht in Anschlag kommt.

Amalie trat jetzt wieder ins Zimmer; das Dienstmädchen folgte ihr. In einem Nu war der Tisch geordnet und gedeckt, worauf sich Amalie wieder zurückzog.

Noch eine Serviette, wenn ich bitten darf; sagte der Baron, nahm seine Serviette ohne Weiteres vom Tische und band sie seinem Hunde vor.

Der Monsieur ist also auch gewöhnt, mit einer Serviette zu essen? fragte Haspin.

Wie Sie sehen. Der gute Ton muß sich auf Alles erstrecken, was mich umgiebt. — In meinem Hause ißt er sogar an einem gedeckten Tische und hat seine eigene Bedienung.

Das könnte er auch hier haben; sagte Haspin, welcher ordentlich Respect vor dem Hunde bekam.

Lassen Sie es gut sein; versetzte der Baron, es geht auch so. Jetzt iß, Mirabeau!

Und der Herr Baron gab dem Hunde ein so ausgezeichnet schönes Stück Kalbfleisch, daß Herr Haspin einen noch weit größern Respect vor ihm bekam.

Ein hübsches Thier! sagte er.

Mein Mirabeau ist von hoher Herkunft; entgegnete der Baron, indem er tüchtig zugriff. Sein Urgroßvater befand sich im Geleite Karls X., als er hier in Berlin Schloß Bellevüe bewohnte. Hier machte Mirabeaus

Urgroßvater nämlich Bekanntschaft mit einer Dame aus dem Schlosse, aus welchem Liebesverhältnisse Mirabeaus Großvater entsprang. Dieser soll ein Wunder der Schönheit gewesen sein und kam in den Besitz eines sehr nahen Verwandten des seligen Königs. Seine Abkömmlinge, welche nicht aus der Art schlugen, kamen an verschiedene fürstliche Höfe, und diesen da, von dem ein Bruder zu den Lieblingshunden des Prinzen Wilhelm gehörte, habe ich von dem Prinzen Carl, der für ihn zwanzig Friedrichsd'or gegeben haben soll, in Folge einer Wette gewonnen.

Herr Haspin, welcher vor lauter Bewunderung nicht einen Bissen nahm, während der Baron und Mirabeau schon so ziemlich tabula rasa gemacht hatten, erhob sich jetzt, ging von rechts nach links und von links nach rechts um den Hund herum, blieb mit weit aufgezogenen Augenbrauen eine Weile in einer angemessenen Entfernung stehen und sagte dann:

Das Thier ist magnifique — magnifique!

Der Baron goß sich Champagner ein.

Mein Toast; sagte er, soll Ihrem hübschen Töchterchen gelten, möge sie bald einen recht ehrenwerthen, gentilen und noblen Ehegatten finden!

Bravo; versetzte Herr Haspin. Sie haben meinen sehnlichsten Wunsch ausgesprochen.

Uebrigens war Haspin sehr erfreut, daß der Herr

Baron seinen Braten und seinen Wein besser, als seine Cigarren fand. Er war äußerst entzückt von der Liebenswürdigkeit seines Gastes. War es ihm doch, als kenne er den Baron schon ein halbes Jahrhundert lang, obgleich er heute erst das zweite Mal mit ihm sprach. Haspin wußte eigentlich gar nicht, in welcher Angelegenheit er heute zu ihm kam. Er hatte den Baron ganz zufällig an der Börse kennen gelernt, war ganz zufällig mit ihm in ein Gespräch verwickelt worden, in welchem der Baron etwas von seinen großen Gütern fallen ließ und Herrn Haspin zu verstehen gab, daß er eines davon zu verkaufen wünschte. Herr Haspin hatte ihm hierauf geantwortet, daß er selbst ein Gut zu kaufen beabsichtige, worauf ihm der Baron entgegnete, daß er ihn nächstens besuchen würde, um über diese Angelegenheit mit ihm zu sprechen. Aber er erwähnte heute mit keiner Silbe seiner Güter. Haspin amüsirte sich übrigens ausgezeichnet gut, denn der Baron erzählte ihm, natürlich sub sigillo silentii, eine Menge Hofhistorien, welche nach seiner Versicherung nur in den intimsten Kreisen am Hofe bekannt waren. Herr Haspin war ganz entzückt, mit den delikatesten Verhältnissen des Hofes so vertraut zu werden. Seine Augenbrauen sahen fast liebenswürdig aus, da sie sich bemühten ihre Verwunderung zu unterdrücken, die bei vielen Mittheilungen des Barons nicht recht schicklich gewesen wäre. Endlich

lenkte sich das Gespräch auch auf den Krieg und Herr Haspin fragte, was man in der nächsten Nähe des Königs wohl über diesen denke?

Der Baron machte ein sehr diplomatisches Gesicht, trank abermals ein Glas Wein, sah Mirabeau sehr bedeutsam an und sagte dann mit sehr leisem, bedächtigem Tone:

Eine sehr hohe Person hat es neulich gegen mich ausgesprochen, wenn der Krieg noch zehn Jahre dauerte, — und da wir einen dreißig- und einen siebenjährigen Krieg gehabt haben, gehörte es nicht zu den Unmöglichkeiten auch einmal einen zehnjährigen zu bekommen — dann würde sicher eine Farbe auf der Landkarte verschwinden und —

Haspins Augenbrauen machten ungeheure Anstrengungen, ihre athemlose Aufmerksamkeit einigermaßen zu dämpfen.

Eine Farbe würde verschwinden? sagte er dann, als der Baron gedankenvoll in sein Glas sah, ohne die geringste Neigung zu zeigen, daß er den Nachsatz bald folgen lassen würde.

Ja, eine Farbe würde verschwinden; sagte er endlich.

Allgemeine Pause. Selbst Mirabeau wagte das tiefe Stillschweigen nicht zu unterbrechen und sah, die Pfoten auf den Tisch gelegt, fast eben so gespannt wie Haspin zu seinem Herrn auf.

Eine Farbe würde also verschwinden; wiederholte Haspin nochmals.

Ja, eine Farbe würde verschwinden; sagte der Baron.

Abermalige Pause. Tiefes Stillschweigen unter den drei Anwesenden. Herr Haspin dachte im Stillen, daß, wenn der Baron mit dem Ausspruche einer hohen Person nicht hinter dem Berge halte, er morgen vielleicht sehr glücklich an der Börse spekuliren würde.

Eine Farbe! rief er, indem er sich an die Augenbrauen faßte.

Eine Farbe! wiederholte der Baron.

Die Türkische?

O, die Türkische! sagte der Baron

Die Polnische?

O, die Polnische! rief der Baron.

Wiederum eine tiefe Pause, welche der Baron dazu benutzte, Mirabeau die Serviette abzunehmen.

Also eine Farbe würde verschwinden? rief jetzt Haspin mit einer wahrhaften Verzweiflung, über welche selbst ein Krokodill sich gewiß erbarmt haben würde.

Wissen Sie, welche Farbe gemeint ist? fragte der Baron

Ich bin in der That sehr begierig; versetzte Haspin aufathmend.

Der Baron sah Herrn Haspin einige Minuten lang mit diplomatischer Unverschämtheit an und sagte nichts.

In diesem Moment stieß Mirabeau einen gellenden Schrei aus, Haspin hatte ihm auf die Pfote getreten.

Mein Gott; sagte er ganz verwirrt, das arme Thier scheint Schmerzen zu haben.

Sie haben ihn getreten; versetzte der Baron, indem er den Hund besänftigend mit der Hand strich.

Komm, Mirabeau; sagte er, es ist Zeit

Haspin war ganz bestürzt, als er sah, daß der Baron jetzt entfernter als je von der Mittheilung seines Geheimnisses war.

Eine wunderhübsche Farbe hat das Thier, sagte er, um das Gespräch wieder anzuknüpfen.

Der Baron nahm Hut und Stock.

Herr Haspin forderte seinen Gast nun in den bescheidensten Ausdrücken auf, ihm recht bald wieder die Ehre seines Besuches zu schenken. Selbst Monsieur Mirabeau wurde dabei nicht vergessen und noch ganz besonders und ausdrücklich mit eingeladen. Monsieur Mirabeau war, eingedenk des so eben erhaltenen Trittes, so freundlich, für diese Ehre mit fletschenden Zähnen zu danken, so daß Herr Haspin erschreckt einige Schritte zurückwich.

Er thut Ihnen nichts; sagte der Baron lächelnd, empfehlen Sie mich, lieber Herr Haspin, Ihrem Töch-

terchen. Reizendes Kind! — Ich hoffe, wenn ich wieder komme, mich mit ihr mehr unterhalten zu können. Auf Wiedersehen, mein lieber Haspin.

Herr Haspin gab dem Baron seine Rechte und begleitete ihn bis zur Thüre.

Apropos; sagte er hier, wir sind ganz von der Sache abgekommen, — eine Farbe würde verschwinden, meinen Sie? —

Ah, es ist wahr. Nun, ich werde es Ihnen sagen.

Und der Baron brachte seinen Mund ganz nahe an das Ohr des Herrn Haspin und flüsterte ihm etwas zu, was dieser durchaus nicht verstehen konnte.

Die — ? — Ach, ich habe nicht recht — verstanden wollte Haspin sagen, aber der Baron fiel ihm schnell ins Wort:

St! St! — Diese Aeußerung bleibt unter uns, mein lieber Haspin. Sie begreifen, welch eine tiefe Politik darin liegt. Ja, ja, es kann noch Alles sehr merkwürdig kommen.

Und der Baron lächelte höchst orakelhaft und verschwand mit einem Effect, der ihm Haspins ganzes Interesse sicherte.

Ich habe auch ein sehr schlechtes Gehör; sagte Haspin verdrießlich, als er in sein Zimmer zurückging. Es ist wirklich dumm. Der Mann weiß Alles. Seine Bekanntschaft kann mir ungeheuer viel nutzen. Ein höchst

interessanter Mensch. Es ist wahr, ein solcher Adeliger ist doch ein ganz anderes Wesen. Welche Sicherheit, welche Gewandtheit, welche Ueberlegenheit im Benehmen. — Ich nehme meinem seligen Vater nichts mehr übel, als daß er kein Baron gewesen. Aber wenigstens —

Und Herr Haspins Augenbrauen sahen so ungeheuer klug aus, daß sie sich über sich selbst zu freuen schienen.

Achtes Kapitel.

Brüe geräth in verschiedene unangenehme Situationen.

Welchem Berliner und welchem Fremden, der in den letzten Jahren, wenn auch noch so kurze Zeit in Berlin geweilt, wäre das runde Eckhaus nicht bekannt, welches Poststraße und Mühlendamm verbindet? Es sind hier eine Menge von Büreaus mit einer Menge von jungen und alten Herren, mit und ohne Brillen, mit dunkeln und mit hellen Haaren, welche theils an Pulten oder langen Tischen sitzen oder stehen, schreiben oder plaudern, von einem Zimmer ins andere gehen oder emsig beschäftigt sind, die Leute abzufertigen, welche ihre Dienste in Anspruch nehmen. Oder diese Leute stehen ungeduldig vor der Barrière, welche sie von den Beamten scheidet, während diese Herren mit einem bewundernswerthen Phlegma das, was sie grade vorhaben

und was natürlich auch wohl zu ihrer amtlichen Beschäftigung gehört, zu Stande bringen.

Ihr schaut verdrießlich nach euren Uhren, ihr hustet, ihr gebt Zeichen des Mißmuthes zu erkennen, ihr murmelt etwas unter den Bart, was ihr nicht laut zu sagen wagt, ihr macht in der Angst eures Herzens und in der Ungeduld eurer Beine allerlei Anstrengungen, um die Aufmerksamkeit des Beamten zu erregen, mit dem ihr nach eurer Muthmaßung zu thun habt, — aber hier geht Alles nach dem Schnürchen. — Also Geduld!

Endlich tritt ein blutjunger Mensch gelassen an die Barrière, eine Menge Hände strecken ihm erfreut ob ihrer endlichen Erlösung verschiedene Papiere entgegen, aber der junge Mensch sieht euch so kalt, so ruhig, so gesetzt, so überlegen an, daß ihr unwillkürlich die Hand wieder zurückzieht, tritt dann ruhig zu einem seiner Collegen und unterhält sich mit ihm freundlich — natürlich jedenfalls über amtliche Dinge. Also nochmals Geduld! —

Ihr schaut euch suchend unter den Beamten um, wer wohl der Rechte sei, der euch abzufertigen hat, ihr glaubt ihn endlich erspäht zu haben und wendet euch an ihn; er sagt nicht allzu höflich: Der Herr dort!

„Der Herr dort" ist aber eben gekommen und gerade damit beschäftigt, seinen Rock aus- und einen andern anzuziehen, um sich für die Arbeit des Tages in Bereitschaft zu setzen. Mit ruhelosen Augen folgt ihr jeder

seiner Bewegungen — endlich ist er fertig, er tritt zu euch, nimmt euch die Papiere ab, — aber in diesem Augenblick tritt ein anderer Beamter an ihn heran, zieht ihn bei Seite und spricht mit ihm angelegentlich — natürlich wieder in amtlichen Beziehungen — eine gute Weile. Also noch ein wenig Geduld! —

Diese Herren arbeiten nach einer andern Uhr als ihr. Die Staatsmaschine, an deren Speichen sie mit drehen helfen, ist keine Locomotive, mit welcher ihr vielleicht übermorgen, oder morgen oder gar in einer Stunde — Gott weiß wohin — verreisen wollt. Also immer hübsch Geduld! —

Brüe, der mit der gewöhnlichen Schüchternheit eines Menschen, der in einer solchen Situation Neuling ist, soeben in das große Gebäude trat, sah jeden Menschen, der ihm begegnete, zaghaft an, öffnete wohl zwanzig Mal den Mund, um irgend Jemand irgend etwas zu fragen, ohne dazu zu kommen; bis endlich ein Schutzmann mit einem großmächtigen Actenstoße unter dem Arme, sich seiner erbarmte und ihn nach seinem Anliegen fragte.

Ich wünsche mich nach der Wohnung einer Dame zu erkundigen; sagte er, indem er den Hut in der Hand hielt.

Fremde oder Hiesige?

Fremde, so viel ich weiß.

Der Schutzmann bezeichnete ihm das Zimmer, aber

Brüe verirrte sich, so aufmerksam er auch zugehört hatte, er kam von einem Zimmer in das andere. Es wurde ihm ganz wirre im Kopfe, als er die großen Actenschränke und Repositorien, und die riesigen Dintenfässer und die großen Bücher und die ungeheuren Actenstöße und die ruhigen ernsten Gesichter sah. Es kam ihm vor, als wenn Staub, Dinte und Papier die drei Elemente wären, welche das bunte, rege, bewegliche Leben hier beherrschten. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete er die vielen, gleich großen, blauen Kasten, welche Gänge und Wände in dem Zimmer bildeten. Auf weißen Etiquetten standen Buchstaben, und Brüe begriff, daß sie den Extract des polizeilichen Daseins der Berliner Einwohner umschließen mußten. In der That enthielten die in diesen tausenden von Kasten aufbewahrten Actenstücke ein Bild der bürgerlichen Existenzen aller Einwohner Berlins, so weit sie zur protokollarischen Kunde der Polizei gekommen waren. Diese Acten haben ein gutes, unauslöschliches Gedächtniß. Da steht vielleicht so manches darin, was ihr selbst schon längst vergessen habt, und von dem ihr wünscht, daß es auch andere vergessen möchten; aber es steht in den Acten!

Ja, überall wohin Brües Auge sich wandte, Acten und nichts als Acten und blaue Kasten und riesige Bücher und Dinte und Papier! Und Leute mit Acten unter den Armen, und Leute, die Acten ordneten, und

Leute, die in Acten schrieben, und Leute, die in Acten lasen, und Leute, die Acten hefteten; und es wurde ihm immer wirrer vor den Augen und im Kopfe. Es kam ihm vor, als würden alle diese Actenstöße plötzlich lebendig und stiegen aus den Kasten wie aus Gräbern hervor und entrissen den Beamten die Federn und setzten sich an die Tische und Pulte, ihre Blicke stumm und gespensterhaft auf ihn heftend. Und allmählig verwandelte er sich selbst, so schien es ihm, in einen ungeheuren Actenstoß, und aus den vielen kleinen Kästchen wurde ein einziger unermeßlich großer Kasten, und die Beamten ergriffen ihn, legten ihn in den Kasten hinein und riefen im Chorus: Ad acta mit Dir!

Glücklicher Weise wurde Brüe jetzt von einem ältlichen ihm bekannten Beamten nach seinem Anliegen gefragt und somit aus seinem seltsamen Traume gerissen. Der Herr führte ihn selbst in das Büreau, bat den betreffenden Beamten nachzuschlagen, und Brüe erhielt wie durch Zauber die gewünschte Adresse.

Es war Fräulein Massias, nach deren Wohnung er sich erkundigt hatte. Sie war schon einmal in seiner Abwesenheit bei ihm gewesen und hatte der Frau mit dem spitzen Gesichte ihre Adresse genannt; diese aber wollte sie wieder vergessen haben, was bei dem guten Gedächtniß dieser Frau allerdings etwas auffallend war. Er hatte das Haus, in welchem sie wohnen sollte, bald

erreicht, aber Niemand im Hause vermochte ihm zu sagen, wo das Fräulein wohnte. Der Wirth selbst kannte sie nicht.

Endlich, als er schon fortgehen wollte, kam ein höchst eigenthümliches Männchen die Treppe herab. Es war so hager und dürre, daß sein Schatten kaum hagerer und dürrer sein konnte — oder als habe sein Gerippe, auf die Oberwelt gerufen, in der Eile die erste beste Haut übergeworfen. Dieses Gerippe oder dieser Schatten war ganz schwarz gekleidet. Er trug einen Frack, in dem wenigstens noch drei solche Schatten hätten wohnen können obwohl dieser Frack selbst der Schatten eines ehemaligen Frackes aus dem vorigen Jahrhundert zu sein schien, den die Würmer vielleicht nur deshalb verschont hatten, weil sie sich doch nicht mehr recht satt daran essen konnten. Auf dem Haupte des Männchens saß ein mächtiger Dreimaster, unter dessen Last sein Kopf beständig hin- und herwackelte, und dieses Alles: der Schatten, der schwarze Frack und der große Dreimaster, waren kein anderer, als der Leichenbitter des Kirchsprengels.

Brüe erschrak im ersten Augenblicke, als er des Mannes ansichtig wurde, denn er glaubte einen Frack mit einem Dreimaster herumspazieren zu sehen; als er aber sah, daß etwas darin war, was fast menschlich aussah, oder doch einmal so ausgesehen haben mußte, fragte er:

Können Sie mir wohl sagen, wo Fräulein Massias wohnt?

Der Mann sah Brüe mit seinen beiden matten Augen starr an, schüttelte den Kopf, als müßte er den Hut erst auf die rechte Stelle bringen ehe er antworten konnte, und sagte dann kaum verständlich:

Kirchhof!

Und abermals schüttelte er mit dem Kopfe hin und her und sah Brüe an, daß diesem ganz unheimlich zu Muthe wurde.

Sie ist todt? rief er bestürzt, das ist nicht möglich. Sie war ja vor wenigen Tagen so gesund und frisch wie ich.

O, sterben kann man im Handumdrehen; sagte der Mann mit einer entsetzlichen Gleichgültigkeit.

Also wirklich todt? rief Brüe, der sich von seiner Ueberraschung noch immer nicht erholen konnte.

Sehr todt. Nr. 3047. Wollt Ihr etwa ein Kreuz für sie bestellen? Besorge Alles. Wollen Sie das Grab belegen lassen? — Wie? —

Ja; sagte Brüe bewegt, sie schien wirklich eine sehr gute Person zu sein, und es wird wohl Niemand da sein, der ihr diesen Liebesdienst erweist.

Das Gerippe forderte nun Brüe auf, ihm nach seiner Wohnung zu folgen, welche ganz nahe bei der Kirche war.

Sie hatten allerdings nicht weit zu gehen, aber für den Leichenbitter schien es ein weiter, saurer Weg. Brüe hatte ihn mitleidig unter den Arm gefaßt, dennoch mußte der Schatten sich einige Male ausruhen, um Athem zu schöpfen, aber jede dieser Pausen benutzte er, um Brüe sein Geschäft zu empfehlen.

Ich besorge Alles; sagte er, denn ich bin Leichenbitter, aber man sollte mich lieber Leichensüßer heißen. — Süßer! — Hahaha! Ich versüße wahrhaftig meinen Leichen den Tod! — 's ist wahr!

Das witzige Skelett würde gewiß recht laut gelacht haben, wenn es noch die Kraft dazu gehabt hätte, aber sein Lachen klang heiser und geisterhaft.

Ich bestelle das Grab; fuhr er dann fort, ich mache die Todtenmeldung, ich bestelle die Leichenwagen und was dazu gehört.

Dann ging er wieder ein paar Schritte weiter.

Hm, sagte er nach einer Pause, wie alt sind Sie?

50 Jahre; versetzte Brüet.

50? — Nun, dann können Sie bald sterben.

O, ich bin ganz gesund; versetzte Brüe,

Ganz gesund? entgegnete das Männlein kopfschüttelnd, indem er wieder stehen blieb und Brüe seltsam ansah, und meinen Sie nicht, daß die ganz Gesunden oft am schnellsten sterben, während die Kranken ein so langes zähes Leben haben, daß sie fast gar nicht zur Ruhe kom-

men können? O, ich freue mich, daß ich nicht ganz gesund bin. Ich bin schon seit funfzig Jahren, sehr, sehr krank. Wohnen Sie in unserm Viertel?

Nein; versetzte Brüe.

Warum ziehen Sie aber nicht in unser Revier? Haben hier den schönsten Kirchhof in ganz Berlin.

Lieber Freund; entgegnete Brüe, ich wähle meine Wohnung nicht nach den Kirchhöfen.

Nicht? — Sehr Unrecht! — Sind Sie nicht länger todt als lebendig?

Das ist freilich wahr; versetzte Brüet, der von diesem argumentum ad hominem etwas überrascht war.

Also müssen Sie auch auf einen schönen Kirchhof sehen.

Das Skelett ging wieder einige Schritte vorwärts, bis ihn ein Husten überfiel, der gar nicht oder nur mit ihm selbst enden zu wollen schien. Sein Dreimaster machte Sprünge, als würde er auf sturmgepeitschten Wellen hin- und hergeworfen. Endlich schien sich der Orkan gelegt zu haben, und der Schatten fuhr in seiner Unterhaltung fort.

In welch' einem Sarg werden Sie sich begraben lassen? fragte er und sah Brüe wieder so eigenthümlich an, daß diesem der Angstschweiß über die Stirn lief.

O, daran habe ich noch niemals gedacht; sagte er.

Mittelsarg? He? — Gekehlt und mit Füßen he? —

Ja, versetzte Brüe, der über dieses Gespräch gern hinweg wollte, mir ist Alles einerlei.

Einerlei? Das müssen Sie nicht sagen, dabei können wir Leichenbitter nichts verdienen. Leben und leben lassen! —

Und der Leichenbitter schüttelte den Kopf so ernsthaft, als falle ihm die Ironie der Anwendung seines Sprüchwortes nicht im Geringsten ein.

Er war nun endlich in seiner Wohnung angelangt. Es roch darin modrig und dumpfig wie in einem Beinhause. Die Möbel sahen blind wie alte Sargdeckel aus. In einem Lehnstuhl, welcher vor Altersschwäche jeden Augenblick zusammen zu brechen drohte, saß eine eben so alte Frau mit einem eben so wacklichen Kopfe wie der Mann; aber sie war von einem Umfange, daß mehr als ein Dutzend solcher Leichenbitter aus dieser unförmlichen Masse hätten gemacht werden können.

Es war in der Stube stille wie im Grabe; nur die alte Schwarzwälderuhr, welche über den Kopf des Weibes zigeunerartig hinwegsah, gab ihr eintöniges Ticktack von sich und schien ein boshaftes Todtenlied zu summen.

Ist Ihre Frau krank? fragte Brüe.

Ein bischen Wassersucht, versetzte das Skelett gleichmüthig. Sie wollen also Nr. 3047 belegen lassen? Das kostet mit Begießen drei Thaler.

Muß das gleich bezahlt werden? fragte Brüe.

Versteht sich, bei uns ist Alles baar; versetzte der Leichenbitter. Warum heißt es denn Todten bahre, he? Weil der Tod baar bezahlt werden muß.

Und der Mann wollte abermals lachen, es wurde aber wieder ein Husten daraus. Um den Fehler zu verbessern, begann die alte Frau zu lachen, daß der Stuhl unter ihrer Last krachte und ächzte.

Brüe holte einige Papierthaler aus seiner Westentasche und übergab sie dem Mann. Plötzlich aber rückte er mit seinem Stuhl furchtsam zurück. Eine große schwarze Katze, welche die Mutter von Frau Bube's Jungfer zu sein schien, sprang unter dem Kleide der Leichenbitterfrau hervor und mit einem Satze auf Brüe zu.

Erschrecken Sie nicht; sagte der Leichenbitter, wenn sie jetzt dreimal hinter einander miaut, dann sterben Sie noch in diesem Jahre.

Treiben Sie das Thier fort! Treiben Sie das Thier fort! rief Brüe entsetzt, ich kann keine Katze leiden!

Ein — zwei —; zählte der Leichenbitter und sah dann erwartungsvoll den Kater an, als wollte er ihn ermahnen, zum dritten Male zu miauen. Nur zwei Mal, fuhr er dann nach einer Pause verdrießlich fort. Sie sterben in diesem Jahre noch nicht.

Die Katze sah Brüe mit ihren grünen Augen sehr miauluſtig an.

Brüe erhob sich rasch, um zu gehen.

Wenn Sie mich empfehlen können; sagte der Leichenbitter, und sein Kopf wackelte so entsetzlich, daß Brüe fürchtete, er würde herunterfallen, so dürfen Sie sicher sein, daß ich Niemand übertheure. Ich bediene alle Leichen aufs Billigste. Und dann ziehen Sie in unser Viertel. Sie sollen sehen, daß Sie sich bei uns nicht zu beklagen haben werden. Und ein schöner Kirchhof. Wahrhaftig! Ich hoffe Sie werden uns bald besuchen.

Brüe athmete auf, als er die lebendige Leiche verlassen hatte. Auf dem ganzen Wege kam ihm die arme Massias nicht aus dem Sinne, welche nun auch so kalt gebettet lag wie viele. Und dabei fiel ihm immer der Leichenbitter ein, den der Tod wirklich als Collegen zu betrachten und daher gänzlich zu verschonen schien.

Brüe hatte endlich seine Wohnung erreicht, zündete sich sein Pfeifchen an und begab sich dann in Anbetracht des schönen Wetters auf den Hof hinaus. Hier war ein reges Leben. Die Hofdamen saßen auf einer Bank und unterhielten sich, und die Bube mischte sich, am offenen Fenster sitzend, von hier aus mit ihrer heisern und krächzenden Stimme dann und wann in die Unterhaltung. Die Jungfer hatte wie gewöhnlich ihr gegenüber auf dem Fenstergesimse Platz genommen und schien sich an ihr nicht satt sehen zu können. Es mußte zwischen diesen beiden Wesen eine große Wahlverwandtschaft herrschen.

Außer diesen großen Personen tummelte sich eine Menge von den kleinen Candidaten des Daseins auf dem Hofe herum, umschwirrten die Mütter wie ein Mückenschwarm, balgten sich, schlugen sich, zankten sich und vertrugen sich wieder, lachten und weinten, ohne eigentlich genau zu wissen warum und geberdeten sich fast eben so kindisch wie die erwachsenen Personen, welche sich ebenfalls balgen, schlagen, zanken und vertragen ohne recht zu wissen warum.

Es war nicht selten, daß ein Krieg, der unter dem kleinen Volke ausbrach, die Erwachsenen in die Schlacht mit hineinriß, und daß aus bisher sehr intimen Freundinnen die erbittertsten Feindinnen wurden. Aber für heute war der Friede noch nicht gestört worden, da die Frauen sich um den Infusorienhaufen gar nicht kümmerten, so sehr waren sie von dem Gegenstande, der ihnen jetzt den Stoff zur Unterhaltung bot, gefesselt.

Es ist, wie ich sage, der Maulwurf geht aufs Freien aus; nahm die Koloristin das Wort. Er war ja wie ein Fastnachtsochse geputzt, als er fortging.

Na, ich bedaure herzlich die Frau, die er freien wird; versetzte die Briefträgerin.

Sie wird ihn schon mores lehren; sagte die verwittwete Kammerjägerin. Wir nehmen Alle ihre Partei. Ich sage Ihnen, wenn der erst eine Frau haben wird, dann soll er den Kopf schon hängen lassen.

Brüe kam jetzt eben in den Hof.

Ah, guten Abend, Herr Brüe; riefen die Frauen alle zugleich, ſetzen Sie ſich doch ein wenig zu uns!

Brüe grüßte ſehr galant mit ſeinem weißen Hute.

Guten Abend, meine Damen; ſagte er, ein ſchöner Tag heute.

Ich gratuliere, Herr Brüe; rief die Koloriſtin und ſtieß die Briefträgerin mit ihrem Arme an.

Ja, wir gratulieren, Herr Brüe! riefen die Andern.

Die Frau mit dem ſpitzen Geſichte ſchielte grinſend zu Brüe hinüber.

O, ich danke ſehr, danke; verſetzte Brüe, indem er ſeinen Hut hin- und herrückte, wüßte wirklich nicht wozu?

Sind Sie nicht Bräutigam geworden? fragte die Koloriſtin.

Bräutigam? Ich? Davon weiß ich ſelbſt ja kein Wort.

Verſtellen Sie ſich nur nicht; rief die Briefträgerin. Die Dame mit dem grauen Hute und dem grauen Mantel, mit der Sie neulich ſpät am Abende fortgingen?

Das war die Couſine von Herrn Knittel; entgegnete Brüe, welcher über und über roth wurde.

Dieſer Maulwurf hat ſogar eine Couſine? rief die Koloriſtin.

Ich bitte, meine Damen, ſagte Brüe, indem er mit dem Finger den Taback in ſeiner Pfeife niederdrückte, keine ſolche verletzende Ausdrücke, ich bitte ſehr. Wenn

Herr Knittel auch absens ist, so ist es doch nicht recht ihn zu beleidigen.

Man kann nicht böse genug auf diesen Absens sein; fuhr die Koloristin fort. Erst heute wieder hat er den Herrn in der zweiten Etage auf Exmission verklagt, obwohl er ihm die Miethe ganz pünktlich am Ersten bezahlt hat und nur die sechs Groschen Müllgeld schuldig geblieben ist.

Er wird doch nicht! sagte Brüe mit einem sehr ungläubigen Gesichte.

Ob der nicht wird! versetzte die Koloristin. Der ist zu Allem fähig. Der frägt nichts nach Gott und der Welt. Er will den Mann heraus haben, weil dieser ihm neulich ein wenig die Wahrheit gesagt, und weil er wahrscheinlich zu der Wohnung schon einen neuen Miether hat.

O, o; sagte Brüe kopfschüttelnd, was sagen Sie da!

Ja, es ist ein abscheulicher Mensch, Herr Brüe; rief die Kammerjägerin, wenn ich sein Freund wäre, ich hätte ihn schon längst vergiftet.

Gott behüte! versetzte Brüe indem er den Frauen seine Schnupftabacksdose reichte. Eine Prise gefällig, meine Damen?

He, Herzchen, mir eine! rief die Frau mit dem spitzen Gesichte.

Brüe war eben zu ihr hinübergegangen, als eine kleine verschleierte Dame in den Hof trat und mit heiterer Stimme: Guten Abend, Herr Brüe! rief.

Brüe wandte sich um, eine kleine, weiße, fleischige Hand streckte sich ihm entgegen, ein rundes von Gesundheit strotzendes, joviales Gesicht lächelte ihn an, während Brüe keineswegs die ihm so freundlich dargereichte Hand erfaßte, sondern unbeweglich, starr und sprachlos stehen blieb.

Mein Gott, was ist Ihnen? fragte die Dame.

O, o; sagte Brüe kopfschüttelnd, das ist schrecklich — wirklich, ganz entsetzlich ist das!

Was ist entsetzlich, Freund? —

O, so etwas zu behaupten, wenn es nicht wahr ist! Er sagte mir, Sie seien gestorben.

Wer sagte das? fragte das Fräulein und nahm eine äußerst aufgebrachte Miene an.

Der Leichenbitter. Aber ich wollte es gleich nicht glauben, es schien mir ganz unmöglich, daß Sie so rasch gestorben sein könnten. Nun, es freut mich, es freut mich wirklich, daß Sie noch am Leben sind.

Ich bin gekommen, Sie zu einer Promenade abzuholen, Herr Cousin; sagte jetzt das Fräulein, es ist ein so schöner Abend. Kommen Sie, Cousin! — Die Damen werden es nicht übel nehmen, daß ich Sie aus ihrer angenehmen Gesellschaft reiße.

Die Frauen machten große Augen; Brüe sah ganz beschämt und verlegen aus.

Gott bewahre; sagte die Koloristin lächelnd, Herr Brüe hat gegen uns durchaus keine Verpflichtung.

Fräulein Maſſias ergriff nun ohne Umſtände Brües Arm, nnd dieſer war nicht der Mann, einer ſo energiſchen Aufforderung Widerſtand zu leiſten.

Die Frauen im Hofe ſteckten die Köpfe zuſammen und das Reſultat ihrer Unterhaltung war, daß aus dieſer doppelten Couſine nicht recht klug zu werden, daß Brüe ein loſer Schalk, und daß ſtille Waſſer tief ſeien.

Die Frau mit dem ſpitzen Geſichte, welche die ihr von Brüe dargereichte Priſe noch immer zwiſchen den Fingern hielt, verließ jetzt eiligſt ihre Wohnung und verſchwand in dem Keller der Wittwe.

Während deſſen waren Brüe und das Fräulein auf die Straße gelangt.

Herr Couſin, ſagte die Maſſias, ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Verlaſſen Sie den Grobian, mit dem verwandt zu ſein ich ſo unglücklich bin. Ich habe mir eine Wohnung gemiethet, Möbel gekauft und bin jetzt comme il faut eingerichtet. Sie iſt für uns Beide vollkommen ausreichend, denn ſie enthält zwei Stuben und eine große Küche mit einem prächtigen Kochofen. Da können wir kochen und backen nach Herzensluſt. Ich werde Ihnen Ihre Wirthſchaft führen, daß Sie Ihre Freude daran haben ſollen. Wie gefällt Ihnen dieſer Vorſchlag, Couſin?

Sehr hübſch von Ihnen, mein Fräulein; verſetzte Brüe, es iſt dagegen gar nichts einzuwenden, nein, wirklich nichts, aber —

Nun, aber?

Brüe gab keine Antwort, sondern wandte sich mit dem Kopf nach links und stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus. Madam Grünholz war nämlich dem Pärchen schon eine ganze Weile gefolgt, und nahm nun plötzlich Brües linken Arm in Beschlag.

Madame Grünholz war eine Wittwe von vierundvierzig Jahren und eine für ihren Stand ganz respectable Erscheinung. Ihre Züge waren ein wenig derb, aber trotzdem regelmäßig und schön. Nur die Nase war an dieser großen und starken Frau in der Hand der Natur etwas zu klein gerathen, wodurch ihr Gesicht den Ausdruck bekam, als habe es noch immer etwas in petto. Ihre Arme, welche sie gewöhnlich entblößt trug, und vor welchen selbst ein Tambour-Major seinen Respect bekundet haben würde, ließen den Refrain, mit welchem sie fast jede ihrer Reden beschloß: Ach, wenn ich ein Mann wäre! wenigstens überflüssig erscheinen. Mit solchen Armen konnte jede Frau zu jeder Zeit ein Mann sein, und es war nicht ganz unglaublich, was der böse Leumund von ihr sagte, daß nehmlich das Gesicht ihres seligen Mannes nicht selten mit Illustrationen zum Texte der Pantoffelherrschaft geziert gewesen sein sollte.

Gegen Brüe aber, war die Wittwe immer äußerst zuvorkommend; sie leistete ihm eine Menge jener klei-

nen Dienſte, welche für einen Jungeſellen ſo unſchätzbar ſind. Sie übertrug ihre Liebe ſogar auf ſeine häßlichen Inſecten und überwand ihre Antipathie, ſo viel ſie nur immer vermochte. Sie ſtellte ihm ihren zwölfjährigen Fritz gänzlich zur Verfügung und drückte ſogar ein Auge zu als ſie gewahrte, daß ſich Brües Manie auch auf ihren Jungen übertrug; genug, ſie benahm ſich äußerſt liebenswürdig gegen ihn, und es wäre die größte Undankbarkeit von Seiten Brües geweſen, gegen ſolche Beweiſe von Zuneigung unempfindlich zu bleiben.

Nichts deſto weniger war er durch dieſe plötzliche Erſcheinung der Wittwe aufs höchſte, und wie es ſchien nicht ſehr angenehm, überraſcht. Die beiden Frauen ſahen ſich äußerſt betroffen an, ein großer Kampf zwiſchen beiden ſchien unausbleiblich.

Wer iſt das? ſagte das Fräulein, ohne Brües Arm loszulaſſen.

Madame Grünholz, wenn Sie erlauben; verſetzte dieſe, indem ſie vor dem Fräulein einen ſehr ſchnippiſchen Knix machte.

Und in welchem Verhältniſſe ſteht dieſe Perſon zu Ihnen, Herr Couſin? fragte das Fräulein weiter.

Ich bin Ihres Herrn Couſin Zukünftige! verſetzte die Grünholz mit einem zweiten Knix.

Herr Couſin, verhält ſich das ſo? fragte das Fräulein, indem ſie den armen Brüe, als habe ſie ſchon Jahre

lang von ihm den Eid ewiger Treue in Händen gehabt, vernichtend anſah.

O, Madame Grünholz beliebt zu ſpaßen; verſetzte Brüe.

Und Sie wagen es, Madame, einen ſolchen Spaß zu machen? rief das Fräulein entrüſtet, einen Spaß, der gegen alle Weiblichkeit verſtößt?

O, was die Weiblichkeit betrifft; verſetzte die Wittwe, ſo halte ich es für weiblicher, eine Braut als eine Couſine zu ſein. Und ich frage Sie, ob Herr Brüe Ihr Couſin iſt?

Ja, das iſt er! rief das Fräulein Maſſias mit zornrothem Geſichte.

Nun, ſo ſeien Sie in Gottes Namen ſeine Couſine; verſetzte Madame Grünholz, aber ich rathe Ihnen, nicht in meine Verwandtſchaft hineinzukommen, ich bin in dieſem Punkte ſehr männlich.

Und die Wittwe hob ihren Arm in die Höhe, um ihren letzten Worten Nachdruck zu geben.

Brüe; ſagte das Fräulein, wollen Sie der frechen Perſon nicht Ihren Arm entziehen?

Meine Damen; entgegnete Brüe mit einem höchſt tragiſchen Geſichte, wir erregen Aufſehen. Der Schutzmann dort betrachtet uns ſehr aufmerkſam.

Ich habe keinen Skandal begonnen und werde ihn auch zu verhüten ſuchen; ſagte das Fräulein, indem ſie

Brües Arm noch feſter an ſich zog. Wir werden ruhig unſeres Weges gehen.

Der Meinung bin ich auch; verſetzte die Wittwe, indem ſie den linken Arm Brües an ſich zog.

Die Gruppe, welche jetzt einige Schritte ſtillſchweigend vorwärts ging, hatte große Aehnlichkeit mit dem Wappen: ein Schaaf zwiſchen zwei wilden Frauen.

Herr Brüe, ſagte das Fräulein nach einer Weile, wollen Sie der Perſon da, die mit einer Haube geht, während ich einen Hut und Schleier trage, wirklich Ihren Arm geſtatten?

Ich brauche mich weder zu behuten noch zu verſchleiern; verſetzte die Wittwe. Ich habe Gottlob ſchon einen gefunden, der mich unter die Haube brachte, und bin hübſch genug, um mein Geſicht Jedermann zeigen zu können.

O, die unverſchämte Perſon! rief das Fräulein.

Nehmen Sie ſich in Acht; entgegnete die Wittwe, abermals ihren Arm drohend ausſtreckend, vor dieſem Ausrufungszeichen hier!

Mein Gott; fiel Brüe ein, warum ſind Sie denn ſo heftig, meine Damen? — Wir können uns ja ganz im Guten über den Gegenſtand des Streites verſtändigen. Darf ich mir zu fragen erlauben, um was es ſich denn eigentlich handelt?

Dieſe naive Frage des fraglichen Gegenſtandes ſelbſt,

brachte eine sehr gute Wirkung auf die beiden Frauen hervor, denn sie wurden nun ganz ruhig und gingen still neben Brüe her.

Ach, ich bitte sehr; sagte jetzt Brüe, indem er sich seines linken Armes zu bedienen suchte, ich wollte nur ein Prise.

Nehmen Sie doch mit Ihrer andern Hand eine Prise; sagte die Grünholz, Brües Arm eisern festhaltend.

Haben Sie doch die Güte, Herr Cousin; sagte das Fräulein, einen Augenblick still zu stehen. — Sie haben Ihre Dose in der rechten Westentasche? Warten Sie — hier ist sie schon.

Dieses ganze Manöver hatte das Fräulein ausgeführt, ohne Brües Arm loszulassen, welcher noch nie mit so großer Anstrengung eine Prise genommen hatte. Aber Brüe schien nun einmal zum Märtyrerthume verdammt zu sein.

Wollen mir die Damen nicht sagen, wohin wir eigentlich gehen? fragte Brüe nach einer Weile.

Wohin Sie wollen; versetzte die Grünholz, nach Kroll oder nach dem Colosseum —

Das ginge wirklich nicht; versetzte Brüe, ich habe keine Toilette gemacht.

Cousin; flüsterte Fräulein Massias Brüe ins Ohr,

ich hoffe, daß Sie mit mir in meine Wohnung gehen werden, um ſich dieſelbe anzuſehen.

Ich verbitte mir alle Geheimniſſe von Paris; ſagte die Grünholz.

Das Fräulein warf der Wittwe einen höchſt verächtlichen Blick zu, den dieſe mit ihrer kleinen Naſe ſpöttiſch auffing.

Es entſtand abermals eine tiefe Pauſe, die Brüe dazu benutzen wollte, um von ſeinem linken Arm Gebrauch zu machen, aber die Grünholz hielt ihn feſt, wie in einer Schraube.

O, ich bitte ſehr; ſagte Brüe, ich wollte nur mein Schnupftuch —

Aber warum immer mit dem linken Arm? fragte die Wittwe. Sie werden ja ganz linkiſch, Herr Brüe!

Eine malitiöſe Perſon! rief das Fräulein, indem ſie das Schnupftuch aus Brües Rocktaſche nahm und ihm daſſelbe in die Hand gab.

O, Sie ſind ſehr gütig! ſagte Brüe.

Dem armen Teufel mochte zwiſchen dieſen beiden Frauen, welche ſich um ſeinen Beſitz ſtritten, ein wenig warm geworden ſein, und er wollte ſich den Schweiß von der Stirn wiſchen; da er aber an dem freien Gebrauch ſeiner Arme völlig behindert war und den Kopf zu den Händen hinunter neigen mußte, ſo fiel ihm bei dieſer Gelegenheit der Hut vom Kopfe. Brüe bückte

ſich darnach, da aber auch jetzt keine der beiden Frauen ſeinen Arm los ließ, ſo mußte ſich das ganze Wappen bücken, um des Hutes wieder habhaft zu werden. Zum Unglück wehte aber an dieſem Abende ein ziemlich heftiger Wind, welcher den Hut erfaßte und eine gute Strecke forttrieb. Natürlich lief das ganze Wappen hinterher, die beiden Frauen waren aber ſo wenig übereinſtimmend in ihren Bewegungen, daß der arme Brüe zur Strafe der Viertheilung verdammt zu ſein ſchien.

Die Leute, welche das Schauſpiel zufällig ſahen, lachten herzlich; bis endlich ein Tagelöhner den Hut erhaſchte und ihn mit einer gutmütigen Ironie Brüe auf den Kopf, aber etwas ſehr tief in den Nacken ſetzte. Fräulein Maſſias verbeſſerte dieſen Fehler.

O, Sie ſind ſehr gütig; ſagte Brüe, wenn Sie mir gefälligſt meinen Arm erlauben wollten, mein Hut wird wohl einer Säuberung bedürfen.

Kein Fleckchen; ſagte die Wittwe, indem ſie den Hut beſah und mit ihrem Taſchentuch darüber hinweg fuhr. Das Fräulein machte auf ihrer Seite, um nicht hinter der Wittwe zurückzubleiben, daſſelbe Manöver. Da aber der Hut auf Brües Kopf nicht allzu feſt ſaß, ſo fiel er ihm in Folge dieſer Berührung abermals vom Haupte herab. Ein kleiner Junge, der hinter ihnen hergegangen war, machte ſich den Spaß, den Hut zu ergreifen und ſchnell wie der Blitz ins nächſte Haus zu laufen. Zu

ihrem Entsetzen sahen Brüe und die beiden Frauen, daß der Hut plötzlich völlig verschwunden war.

Die Grünholz sah das Fräulein mit einem Blick an, welcher den Verdacht aussprach, daß Sie den Hut irgendwo heimlich versteckt haben müsse, und das Fräulein schien ganz dasselbe in Bezug auf die Wittwe sagen zu wollen.

Das ist Hexerei! riefen Beide zugleich.

Brüe wurde jetzt die Sache zu arg. Ein Gegenstand des Gelächters, nicht Herr seiner gesunden Glieder, im Besitze von zweien Frauen zugleich zu sein, welche ihn nach dem Gesetze der Verjährung als Eigenthum beanspruchen zu wollen schienen, hutlos, armlos, kopflos — nein, das erschöpfte selbst die Langmuth eines Brüe. Als er nun gar in Folge einer höchst gesunden und verständigen Combination einen Blick nach der Thür des Hauses warf, in welches ein paar Leute lächelnd hineinguckten, sah er seinen Hut ganz gemüthlich auf dem Pfosten des Treppengeländers stehen, und so dasitzend schien der Hut ihm zu sagen, er befände sich weit behaglicher auf dem Holze, als auf dem Haupte eines Menschen, der nicht Herr über sich selbst war.

Brüe ermannte sich nun und riß sich mit einem Heroismus, der einer Jungfrau von Orleans würdig gewesen wäre, von den beiden Frauen los, stürzte ins Haus hinein, ergriff seinen Hut, setzte ihn mit einer bewun-

dernswürdigen Entschiedenheit an seinen gebührenden Platz und sagte dann zu den Frauen:

Meine Damen, ich muß Sie bitten, mir meine Arme zu lassen; Sie sehen wie stürmisch es ist, und mein Hut würde mir noch öfter davon laufen, wenn ich ihn nicht jederzeit festhalten könnte.

Ich sehe das wohl ein; sagte Fräulein Massias.

Dazu gehört eben nicht allzu viel Verstand; versetzte die Wittwe.

Und dann; fuhr Brüe fort, muß ich Sie bitten, daß wir umkehren. Es ist Zeit, daß ich meine Thiere füttere; das geschieht täglich, wie Madame Grünholz weiß, zu derselben Stunde.

Das ist ganz richtig; versetzte die Wittwe, die armen Thierchen werden wohl schon ganz verhungert sein, denn es ist längst über die Zeit. Mein Junge hat übrigens heute wieder ein sehr merkwürdiges Thier mitgebracht.

So? fragte Brüe höchst erfreut, wie sieht es aus?

Es hat zwei Köpfe —

Zwei Köpfe! rief Brüe aus, gehen Sie!

Fritz sagt es wenigstens.

Das ist wirklich sehr merkwürdig. Wo hat er das Thier gefunden?

Bei Moabit, unter einer Brücke saß es.

Ah, da müssen wir eilen! — Kommen Sie.

Die Wittwe ſah triumphirend auf das Fräulein.

Sie gehen mir zu raſch; rief ſie dann, geben Sie mir Ihren Arm, es iſt ja genug, wenn Sie Ihren Hut mit dem andern erfaſſen können.

Das iſt ganz genug; ſagte Brüe, indem er der Madame Grünholz ſeinen Arm gab.

Die kleine Naſe der Wittwe ſah in dieſem Augenblick wie ein Pasquill auf Fräulein Maſſias aus.

Herr Couſin; ſagte dieſe, ich möchte ein Wort unter vier Augen mit Ihnen reden.

Unter vier? entgegnete Brüe und ſah verlegen auf die Wittwe.

So mag das Fräulein ihre beiden Augen beim Sprechen ſchließen; ſagte dieſe.

Herr Brüe; rief Fräulein Maſſias, ich hoffe, daß Sie mir Ihr Ohr leihen werden, um einige Worte, die ich Ihnen nothwendig ſagen muß, anzuhören.

Ich bitte; ſagte Brüe, indem er ſein Ohr dem Fräulein zuneigte.

Ich ſehe wohl ein; ſagte nun Fräulein Maſſias leiſe, daß ich heute vor dieſem Geſchöpf die Segel ſtreichen muß, aber ich werde Sie morgen früh um zehn Uhr in Ihrer Wohnung beſuchen.

Brüe wollte ſeinen Hut ziehen, aber das Fräulein ergriff ſeine Hand und drückte ſie mit einer Zärtlichkeit, welche ſelbſt über die der Wittwe weit erhaben war.

Ich empfehle mich Ihnen; ſagte die Wittwe malitiös, und wenn Sie mir mal das Vergnügen machen wollen, ich wohne mit Ihrem Couſin in einem und demſelben Hauſe.

Fräulein Maſſias ſah Madame Grünholz mit einem Blick unausſprechlicher Verachtung an, und da ſie ſich gerade an einer Ecke befanden, wo Droſchken hielten, ſo ſetzte ſie ſich ſtolz in eine derſelben hinein, winkte noch einmal graziös mit ihrem Taſchentuche, warf ſich dann vornehm in den Wagen zurück und rollte davon.

Oho; rief die Wittwe, thun Sie nur nicht ſo großartig für Ihre fünf Silbergroſchen! Wenn ich ein Mann wäre, Brüe, wiſſen Sie was ich thäte?

Nun? ſagte Brüe, welcher in dieſem Augenblicke ganz tiefſinnig war.

Ich würde das Frauenzimmer laufen laſſen.

Sehr merkwürdig! ſagte Brüe.

Merkwürdig? — Dieſe Zudringlichkeit iſt allerdings merkwürdig. Ich finde dieſe Perſon auffallend häßlich.

Verſteht ſich; verſetzte Brüe, gewiß eine ganz häßliche Kreatur. Aber ich liebe dieſe häßlichen Kreaturen ungeheuer.

So? — Dann lieben Sie mich wohl nicht?

Brüe ſah die Wittwe ſehr zerſtreut an.

Entweder; ſagte er, iſt ſie eine Mißgeburt —

Ja, wahrhaftig; ſagte die Wittwe, danach ſieht ſie

auch aus, eine förmliche Mißgeburt. O, sie sollte sich ganz und gar „verschleiern.

Nein; sagte Brüe, wir werden sie unter Glas setzen.

Ach, wie witzig Sie sind, Sie Schalk! rief die Wittwe und kniff Brüe in den Arm, daß er laut aufschreiend aus seinen Träumereien erwachte.

Diesen Abend verleben Sie bei mir; fuhr sie fort, wir trinken ein Gläschen Grog mit einander, he?

Ach, ich freue mich auf die Kreatur; sagte Brüe.

Wie? entgegnete die Wittwe, Sie denken wirklich daran, sich mit der Kreatur noch mehr einzulassen? —

Freilich, freilich; versetzte Brüe, ich muß sie ganz genau untersuchen, die Beine, die Köpfe, den Rumpf —

Das wollen Sie ganz genau untersuchen? fragte die Wittwe und sah Brüe höchst seltsam an

O, das gehört ja mit dazu; sagte Brüe, das macht ihr ja keine Schmerzen. Hat sie die Köpfe nebeneinander oder —

Mein Gott, wen meinen Sie denn, Brüe? fiel ihm Madame Grünholz ins Wort. —

Nun, die Kreatur!

Welche Kreatur?

Wie Sie vergeßlich sind! Das Thier mit den beiden Köpfen, welches Fritzchen bei Moabit gefunden hat.

Madame Grünholz lachte laut auf.

Worüber lachen Sie? fragte Brüe.

Ach, wenn ich ein Mann wäre! versetzte die Wittwe.

Dieser Wunsch ist sehr verzeihlich; sagte Brüe, denn ich finde, daß es weit leichter ist, ein Mann als eine Frau zu sein.

Ich glaube es auch; versetzte die Wittwe, ich freue mich, daß Sie das anerkennen.

Es ist gewißlich leichter ein Vater als eine Mutter zu sein; fuhr Brüe fort, kein Mann kann eine Mutter sein, aber ich bin überzeugt, daß jede Mutter auch ein Vater sein kann.

O, Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Brüe; sagte die Wittwe, es giebt nur wenige Männer, welche das eingestehen.

Das ist sehr Unrecht; fuhr Brüe fort, man muß in der That mehr Mann sein, um eine Frau zu sein, als man Mann sein muß, um ein Mann zu sein.

Brüechen, wie Sie heute geistreich sind! rief die Wittwe. O, ich glaube, wir Beide würden überhaupt ein liebenswürdiges Pärchen abgeben.

Sie waren jetzt am Ziele; Brüe folgte der Wittwe ohne Umstände in ihre Wohnung.

Wo ist Fritzchen? fragte er.

Auf dem Hofe; versetzte die Frau mit dem spitzen Gesichte, welche jetzt eben zwischen hoch aufgestapelten Körben von Kartoffeln, Kohl und dergleichen hervorguckte.

Ich werde ihn rufen; sagte die Wittwe und ging hinaus. Aber Fritzchen war nirgends zu sehen, und Brüe mußte sich noch gedulden.

Madame Grünholz lud ihn nun ein, in ihr Zimmer zu treten und sich's bequem zu machen; sie nahm ihm den Hut ab und bewahrte diesen in ihrem Schrank, den sie zuschloß. Dann brachte sie den Schlafrock ihres seligen Mannes herbei und bat Brüe, seinen Frack auszuziehen und mit dieser Reliquie ihres seligen Mannes zu vertauschen.

Gott behüte; sagte Brüe, indem er den Schlafrock mit einer ehrfurchtsvollen Scheu betrachtete, als sähe er den entschlafenen Grünholz vor sich, bewahren Sie diesen Schlafrock auf.

Für wen? fragte die Wittwe.

Nun, zum Andenken; entgegnete Brüe.

Ach, ich habe noch genug Andenken an meinen ersten Mann; versetzte die Wittwe. Der Stock ist noch da, mit dem er meinen Jungen zuletzt braun und blau geschlagen, und das Glas, woraus er sich zum letzten Mal betrunken hat. Hier auch noch eine Narbe, die ich Zeit meines Lebens nicht verlieren werde, und die von der Wunde herrührt, welche er mir in seiner Betrunkenheit mit dem Stiefelknecht beigebracht hat. Es fehlt mir also nicht an Andenken und ich bitte also, machen Sie keine Umstände.

Aber ich muß ja noch meine Thiere füttern; sagte Brüe.

Nun gut, so füttern Sie Ihre Thiere und kommen dann wieder, ich behalte Ihren Hut zum Pfande.

Die Frau mit dem spitzen Gesichte lachte sehr beifällig, und Brüe begab sich hutlos in sein Zimmer, um die Fütterung zu beginnen. Er traf Fritzchen auf dem Hofe, der trotzdem, daß er von seiner Mutter einen Groschen erhalten hatte, um auf einige Stunden zu seiner Tante zu gehen, sich dennoch im Hause herumtrieb.

He, Fritzchen, wo ist das Thier? fragte Brüe, indem er ihn in die Wange kniff.

Welches Thier? fragte Fritzchen.

Nun, mit den zwei Köpfen?

Ach, zwei Köpfe hat es nicht; sagte Fritzchen, aber zwei Beine.

Zwei Beine? rief Brüe, aber Junge, das wäre ja gar nichts merkwürdiges!

Nicht merkwürdig; sagte Fritzchen, wenn ein Thier, das sonst vier Beine hat, nur zwei besitzt?

So; entgegnete Brüe, es ist also ein vierbeiniges Thier.

Ja, vierbeinig mit zwei Beinen —

So zeige es doch.

Bekomme ich einen Groschen?

Hier hast Du einen Groschen.

Fritzchen holte mit einer sehr wichtigen Miene ein Schächtelchen aus seiner Tasche, öffnete sehr vorsichtig

den Deckel und zeigte einen großen schwarzen Käfer, der allerdings nur zwei Beine hatte.

Fritzchen; sagte Brüe, indem er die Schachtel in die Hand nahm, das Thier scheint keineswegs mit zwei Beinen geboren zu sein, ich sehe da etliche Stumpfe, die Beine sind ihm abgerissen.

Dann müssen sie ihm schon vor der Geburt abgerissen worden sein; entgegnete Fritzchen mit der ehrlichsten Miene von der Welt.

Das glaube ich nicht, Fritzchen.

Nun, ich habe das Thier wenigstens so gefunden.

Hätte der arme Käfer sprechen können, er würde Brüe überzeugt haben, daß der kleine Junge schon ein sehr großer Lügner war.

Wollen Sie das Thier nicht? fragte er.

Versteht sich, Fritzchen; jedenfalls besitzen wir, so viel ich weiß, ein solches Exemplar noch nicht, ich werde es übrigens noch näher untersuchen.

Es werden oft auch Menschen als Krüppel geboren; sagte Fritzchen, ich habe beim Doctor Wiese einen ganz kleinen Jungen gesehen, welcher nicht größer war als einer meiner Finger und nur einen halben Kopf und keine Hände hatte.

Das ist ein Embryo, Fritzchen.

Ja, das sind sehr kleine Menschen, diese Embryos,

ich habe es Muttern auch erzählt, die sagte das müßten wahre Däumlinge sein.

Das sind ja unreife Menschen, Fritzchen.

Wachsen denn diese Menschen? fragte Fritzchen.

Wachsen? — Nein, sie sind nicht lebensfähig.

Wenn sie also nicht wachsen, wie können sie denn unreif sein?

Ich meine, diese Embryos sind Kinder, die viel früher zur Welt kommen, als sie dem Laufe der Natur nach sollten und deshalb mißrathen sind.

Das geschieht ihnen schon recht; versetzte Fritzchen, warum warten sie nicht bis es Zeit ist?

Ja, Fritzchen, das hängt nicht von ihnen ab.

Von wem denn?

Von Gott!

Ach so; sagte Fritzchen.

Brüe ging jetzt mit dem Knaben in seine Wohnung, fütterte seine Thiere und ging, nachdem er dieses Geschäft mit aller Sorgfalt und unter Fritzchens Beistand beendet hatte, wieder zu der Wittwe zurück.

Diese hatte indessen den Grog bereitet; die Frau mit dem spitzen Gesichte saß am Fenster, und die schwarze Katze hatte sich zu ihren Füßen hingekauert.

Ah, da kommt mein Männchen; sagte Madame Grünholz. Nun, flugs den Schlafrock angezogen; Sie

müssen sich's durchaus bequem machen. Sie sind ja hier so gut wie zu Hause, mein Männchen.

O, o; sagte Brüe, ich bin in meinem Frack wirklich ganz gut placirt.

Ei was, placirt hin! placirt her! Der Schlafrock wird angezogen.

Und die Wittwe ergriff Brües Arm, zog ihm ohne Umstände seinen Frack aus und den Schlafrock an, hing den Frack in ihren Schrank, wo bereits Brues Hut stand, schloß denselben zu und steckte den Schlüssel in ihre Tasche.

Hier ist auch eine Mütze; sagte sie, indem sie Brüe ein rothes Käppchen aufsetzte. Es ist noch ganz neu. Ich hatte es zum Geburtstagsgeschenk für meinen seligen Mann bestimmt, aber er ist gerade drei Tage vor seinem Geburtstage gestorben.

Und das war ein rechtes Glück; sagte Fritzchen.

Fritzchen! Fritzchen! rief Brüe vorwurfsvoll.

Mutter, sagst Du nicht immer, daß es ein rechtes Glück für ihn gewesen, daß der Vater gestorben und daß Du ihn sonst noch zunichte geschlagen hättest?

Geh' zu Bette, Du Schlingel! rief die Wittwe und packte den Jungen am Arm.

Nein; schrie der Junge, ich bleibe auf, ich trinke noch Grog.

Die Wittwe griff in ihre Tasche und steckte dem Jungen heimlich einen Groschen zu.

Willst Du nun zu Bette gehen? fragte sie.

Noch einen; sagte der Junge.

Die Wittwe gab dem Jungen noch einen Groschen und kniff ihn dabei heimlich so derb in den Arm, daß er laut aufschrie.

Du brauchst mich nicht dabei zu kneifen! rief Fritzchen zornig. Herr Brüe, heirathen Sie meine Mutter nicht, Sie bekommen dann auch Schläge.

Die Frau mit dem spitzen Gesichte sah den Jungen mit so viel Zärtlichkeit an, als sie in ihre giftigen Augen zu legen vermochte.

Komm, mein Jungchen; sagte sie, ich werde Dich zu Bette bringen. — Nicht, ich soll Dich zu Bette bringen?

Nein; rief Fritzchen, ich gehe nicht zu Bette, weil sie mich gekniffen hat.

Sieh' mal den Rangen! sagte die Wittwe, er wird morgen keine Apfelsine bekommen.

Dann nehme ich mir eine; versetzte der Junge.

Fritzchen! Fritzchen! rief Brüe, Du bist wirklich sehr ungezogen, ich habe Dich so noch niemals gesehen. Bei mir bist Du immer so artig.

Sie sind auch ein guter Mann; sagte Fritzchen, aber Mutter giebt mir jetzt einen Groschen, und wenn

Sie fort ſind, bekomme ich Schläge, und muß ihr den Groſchen noch obendrein wieder zurückgeben.

Der Balg lügt; ſagte die Grünholz, und riß den Jungen in die Schlafſtube hinein.

Man hörte drinnen einige dumpfe Schläge.

Herr Brüe! Herr Brüe! ſchrie der Junge.

Die Frau mit dem ſpitzen Geſicht trippelte ſchnell hinein, und ſie ſchien wirklich eine zauberhafte Gewalt auf den Jungen auszuüben, denn er wurde alſobald ruhig, und die Wittwe kam bald, jedoch mit einem feuerrothen Geſichte, in die Stube zurück.

Der Junge iſt nur durch meinen erſten Mann ſo boshaft geworden; ſagte ſie, und ich bin zu ſchwach, ihn zu erziehen. Wenn ich ein Mann wäre! Aber Sie ſehen es wohl ſelbſt ein, lieber Brüe, daß ich ſchon des Jungen wegen nicht ledig bleiben kann.

Das glaube ich auch; verſetzte Brüe.

Wiſſen Sie, was heute iſt? fragte ſie, und ſchob Brüe auf das Sopha hin und ſetzte ſich dann neben ihn.

Heute? ſagte Brüe, der ſo weit als möglich von ihr fort rückte.

Ja, rathen Sie einmal.

Heute? ſagte Brüe nochmals.

Heute iſt es ein Jahr und einen Tag geworden, daß mein Mann geſtorben iſt.

So; ſagte Brüe.

Aber Sie trinken ja gar nicht, Brüechen. Lassen Sie nicht kalt werden. Nun, auf ein glückliches Ehepaar und dessen baldige Hochzeit! —

Ach; — sagte Brüe — ich wünsche Ihnen von Herzen einen guten Mann.

Ach, Sie Närrchen, den habe ich ja schon gefunden.

So? sagte Brüe, das freut mich wirklich.

Wie Sie sich verstellen! Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie mich heirathen wollen?

O! Ich! —

Ja, Sie Schalk! Sie bereuen es am Ende gar, daß Sie mir Ihr Wort gegeben haben. Kommen Sie doch einmal herein, Frau Bube!

Die Frau mit dem spitzen Gesichte schoß schnell wie eine Schlange, die im Grase auf der Lauer gelegen, ins Zimmer hinein.

Sehen Sie nur den Schelm; rief die Grünholz, er will es am Ende gar leugnen, daß er mir ein Heirathsversprechen gemacht hat, und Sie waren doch gegenwärtig, Frau Bube, und haben Alles gehört.

Alles; bestätigte das spitze Gesicht, ich kann es sogar beschwören.

Es ist merkwürdig; versetzte Brüe, ich weiß wirklich nicht mehr recht genau.

Nur immer frisch getrunken, Männchen; rief die Wittwe, indem sie Brüe das Glas aufzwang. Ei, das

ist ja gar nichts — mehr, immer mehr. — O, wenn ich doch ein Mann wäre! —

Es wird mir wirklich zu viel! versetzte Brüe, dem schon der Kopf ganz verwirrt zu werden begann.

Was zu viel! Und die Wittwe leerte ein ganzes Glas mit einem Zuge.

Da sehen Sie, wie viel ich trinke. Bei einer besonderen Gelegenheit kann man schon 'mal über die Stränge hauen.

Sie müssen mir nachkommen! rief sie, indem sie Brües Glas wieder voll schenkte.

Es ist das Glücksglas! sagte die Frau mit dem spitzen Gesicht.

Ausgetrunken! Sie müssen zeigen, daß Sie ein Mann sind. Sie werden sich doch von mir nicht beschämen lassen? —

Brüe setzte das Glas an seine Lippen, Madame Grünholz hielt es ihm so lange an den Mund fest, bis er es ausgetrunken hatte.

Bravo; sagte sie dann, das laß ich mir gefallen, wir werden uns ganz gut machen. Sind wir nicht ein nettes Pärchen, Frau Bube?

Hübsches Pärchen! versetzte das spitze Gesicht. Na, ich gratulire Madame Grünholz, ich gratulire Herr Brüe! Habe ich nicht gleich gesagt, daß es so kommen wird? — O, was in meinen Karten steht, ist unwiderruflich.

Jetzt sind wir also Braut und Bräutigam, Brüechen!

Die Wittwe schloß den armen Brüe so fest in ihre Arme, daß ihm brühheiß wurde, aber er sträubte sich nicht, der Grog that seine Wirkung.

Ich hoffe, Du wirst ein guter Bräutigam und ein prächtiges Männchen sein; sagte die Wittwe, indem sie Brüe die Wange strich, und ich werde eine Frau sein, wie Du keine zweite findest. Sag' Brüe, findest Du mich hübsch?

O bitte; sagte Brüe, das versteht sich ja wohl von selbst.

Hört, wie der Schalk schmeicheln kann! Sollte man das nun wohl glauben, Frau Bube? — Aber Du mußt auch trinken.

Und wiederum reichte sie Brüe ein volles Glas, welches dieser mit weniger Widerstreben als das erste trank.

Da Brüe; sagte die Wittwe, hier hast Du den Brautkuß. Du bist jetzt für ewig an mich gefesselt. Ich hoffe, daß Du mir niemals untreu werden wirst.

Gott bewahre! versetzte Brüe, der wirklich nicht wußte, was er sprach.

In diesem Augenblick entfernte sich das spitze Gesicht, und Madame Grünholz benutzte die Zeit, um Brue noch einmal in ihre Arme zu schließen und zu küssen.

Ach, ich erstücke! rief Brüe.

O, wenn ich ein Mann wäre! ſagte die Wittwe und drückte Brüe noch inniger an ſich.

Sie ſind zu liebenswürdig! rief Brüe, ich weiß wirklich nicht, womit ich ſo viel Liebe verdient habe. Wollen Sie mich denn wirklich durchaus heirathen?

Ich frage, ob Du mich denn wirklich durchaus heirathen willſt? entgegnete die Wittwe.

Wenn Sie erlauben; ſagte Brüe, ich wüßte nicht —

Wer Dich daran hindern könnte außer mir! fiel die Wittwe lachend ein. Nein, mein Närrchen, es ſoll und darf Dich Niemand hindern. Wir machen in drei Wochen Hochzeit. Unſere Wirthſchaft iſt ja eingerichtet, Du ziehſt natürlich zu mir. Ach, wie köſtlich Du Dich in Deinem Schlafrock und in der Mütze machſt — zum Verlieben.

Wirklich? fragte Brüe, o, das freut mich.

Ein ſchallendes Gelächter überſchüttete in dieſem Augenblick den armen Brüe. Faſt ſämmtliche Hoffrauen, das ſpitze Geſicht an der Spitze, hatten eine Zeitlang an der Thür gehorcht und waren jetzt gerade in dem Augenblick ins Zimmer getreten, als Brüe und die Wittwe innig umſchlungen ſaßen.

Herr Brüe! Herr Brüe! riefen Alle, was Sie für ein lieber Junge ſind!

Habe ich es nicht immer geſagt, daß ſtille Waſſer tief ſind! rief die Frau Koloriſtin.

Nun wir gratuliren! riefen jetzt Alle zugleich. Wann iſt die Hochzeit?

In drei Wochen! verſetzte die Wittwe. Aber macht ſich mein Männchen nicht recht hübſch im Schlafrocke und in der Mütze?

Ja, ja, er iſt ein hübſches Männchen! riefen Alle zugleich.

Frau Bube, ſchenken Sie Grog ein, wir wollen einen ordentlichen Verlobungsabend feiern.

Ja wir wollen trinken! riefen die Frauen, unſere Männer ſitzen auch in den Tabagien und trinken.

Bitte, wollen Sie nicht hier Platz nehmen, meine Damen; ſagte Brüe, indem er ſich vom Sopha erhob.

Behüte; riefen ſie, das Brautpaar muß beiſammen bleiben und den Ehrenſitz haben.

Die Bube kam mit ihrem Grog und reichte ihn herum. Die Damen hatten um den Tiſch herum Platz genommen. Sie ergriffen die gefüllten Gläſer, und Brüe wurde von der Wittwe aufgefordert, ein Gleiches zu thun.

Auf eine glückliche Ehe! ertönte jetzt der allgemeine Toaſt.

Und auf ein Dutzend kleine Brües! fügte die Frau mit dem ſpitzen Geſicht hinzu.

In dieſem Augenblicke wurde dreimal hinter ein-

ander derart miaut, daß die ganze Gesellschaft laut auflachte.

Die Jungfer Bube bringt auch ihren Toast aus! riefen die Weiber.

Das ist meine Jungfer nicht; sagte die Frau mit dem spitzen Gesichte, es muß noch eine andere Katze hier sein.

Ach, sie wird sich auch einen Liebsten geholt haben; sagte die Frau Koloristin.

Wollen wir nicht ein wenig Karten legen? fragte das spitze Gesicht, und holte ein Spiel schmutziger Karten aus ihrer Tasche hervor.

Ja, ja, legen Sie uns die Karten, Frau Bube! riefen alle Weiber.

Ich werde sie einmal unserm ganzen Hause hier legen; sagte die Alte, und dann jedem Einzelnen und dem Brautpaare.

Sie legte ihre Karten auf und beugte sich dann darüber hin, das spitze Kinn auf dem Tisch gestützt.

Ei, ei; sagte sie nach einer Weile — was ist das? —

Na, was ist? — fragte die ganze Gesellschaft in der größten Spannung.

In unser Haus kommt der Scharfrichter.

Der Scharfrichter? — riefen die Weiber erbleichend.

Ja, der Scharfrichter! — Komm her Jungfer!

Diese Worte waren an die Katze gerichtet, welche

auf diesen Ruf sofort dem Weibe auf den Schooß sprang und nun mit derselben Aufmerksamkeit in die Karten guckte, wie ihre Herrin und Meisterin.

Und dieser Scharfrichter liegt bei einem großen Herrn.

Bei einem großen? — riefen die Weiber wieder zugleich, und sahen sich gegenseitig an.

Auch sind zwei Leichen da.

Zwei Leichen! — riefen die Weiber, — Gott bewahre! —

Eine Dame. —

Ach; — eine Dame! riefen die Weiber aufathmend, also im Vorderhause. —

Nein; fuhr die Alte fort — es ist im Hinterhause.

Nun, bei uns wohnen keine Damen! — riefen die Weiber.

Nein, sagte die Kartenlegerin, aber hier liegt der Sachverhalt ganz deutlich. — Ich kann nichts anderes daraus machen. —

So wird es wohl keine Dame sein.

Doch; es ist durchaus eine vornehme Person.

Aber vornehme Personen wohnen nicht dahinten.

Aber in den Karten liegt es so.

Und die zweite Leiche?

Ist ein Mann. — Es muß aber ein sehr schlechter Mensch sein — o, ein gewaltig böser Bube.

Ein schlechter Mensch? — Das ist Knittel! —

Die Frau mit dem spitzen Gesicht sah sich um, als glaube sie, er stehe hinter ihr. Die Katze sprang von ihrem Schooße herab.

St! sagte sie, darüber läßt sich nichts sagen.

Das ist Knittel; betheuerten die Weiber wieder. Aber weiter.

Unser Haus kommt auch auf irgend eine Weise mit dem König in Berührung; fuhr die Kartenlegerin fort.

Mit dem König? riefen die Frauen erstaunt.

Oder doch wenigstens mit einem Prinzen, oder mit einer anderen sehr hohen Person.

Sieh mal; rief jetzt die Wittwe, mein Männchen ist gar eingeschlafen, wahrhaftig, der Platz gefällt ihm.

Brüe war in der That an der Seite der Wittwe so fest eingeschlafen, daß er bereits zu schnarchen begann.

Ei, Brüe, Sie verschlafen am Ende noch die Hochzeitsnacht; rief die Koloristin.

In diesem Augenblicke wurde wieder dreimal miaut. Die Thüre der Kammer sprang auf, und mit Entsetzen sahen die Frauen im Hintergrunde derselben einen großen Mann stehen, der die Kleidung trug, welche der selige Grünholz bei Lebzeiten zu tragen pflegte.

Diese Gestalt machte mit dem rechten Arme eine äußerst drohende Bewegung.

Die Frauen ergriff ein solches Entsetzen, daß sie laut

schreiend aus der Stube stürzten. Die Gestalt wurde aber plötzlich zwerghaft klein, sprang in die Stube, leerte die Gläser, welche noch mit Grog angefüllt waren, nahm die Karten vom Tische, riß die Mütze von Brües Kopf, der immer noch sehr fest schlafend auf der Sophalehne lag, setzte ihm dafür eine Haube von Madame Grünholz auf und verschwand dann wieder, wie sie gekommen war.

So verging eine Viertelstunde.

Die Koloristin hatte glücklich ihren Mann erwischt, der soeben nach Hause gekommen war, und diesen Helden an der Spitze wagten die Frauen wieder, in die Stube zu treten. Brüe wachte auf, und die Frauen sahen mit der größten Ueberraschung die Verwandlungen. Niemand aber war mehr betroffen, als Brüe selbst. Er behauptete, die ganze Zeit geschlafen zu haben.

Man trat jetzt in die Kammer; hier war nicht die geringste Veränderung wahrzunehmen. Fritzchen schlief so fest und unschuldig, wie nur ein Kind schlafen konnte.

Das ist merkwürdig! rief die Koloristin.

Das habe ich der Grünholz ja vorausgesagt! rief die Kartenlegerin.

Was haben Sie mir vorausgesagt? fragte die Wittwe.

Daß ſich eine dritte Perſon zwiſchen Sie und Ihren Bräutigam drängen wird.

Haben Sie mir geſagt, daß dieſe dritte Perſon ein Geſpenſt ſein wird?

Das iſt ſehr merkwürdig; rief die Koloriſtin wieder, welche jetzt am Arme ihres Mannes einen ungeheuren Muth zeigte und unter das Bett guckte.

Frau Bube, Sie müſſen dieſe Nacht bei mir ſchlafen; ſagte die Wittwe.

O, ich danke ſchön, ſchlafen Sie mit Ihrem Geſpenſt allein!

Ich bleibe keinesfalls die Nacht allein hier. Wer ſchläft bei mir? —

Herr Brüe! Herr Brüe! — riefen die Frauen halb im Spaße, halb im Ernſt. Das iſt ja ganz natürlich. Er iſt Ihr Bräutigam, er muß es mit dem Geſpenſte abmachen.

Brüe, Du ſchläfſt alſo bei mir! verſetzte die Wittwe, hier auf dem Sopha liegt es ſich ganz ſchön.

Ich? ſagte Brüe ganz verdutzt, o, ich danke, ich danke wirklich, meine Damen!

Ein ſchallendes Gelächter folgte auf dieſe Antwort.

Brüechen, ich hoffe Du wirſt zeigen, daß Du Muth haſt, ich hoffe. Lege die Axt neben Dich auf den Tiſch; ich habe auch ein großes Meſſer. Du wirſt doch vor

Deinem Nebenbuhler keine Angſt haben? — O, wenn ich ein Mann wäre! —

In dieſem Augenblick ſchrie Fritzchen fürchterlich auf.

Mein Gott, was iſt das? riefen die Frauen.

Fritzchen war mit einem Satze aus dem Bette und im Zimmer und ſprang wie ein Wahnſinniger umher.

Da liegt Jemand bei mir im Bette! Da liegt Jemand bei mir im Bette! ſchrie er.

Die Frauen wurden wieder leichenblaß, ſelbſt die Koloriſtin nahm ihren Rückzug nach der Küchenthüre.

Warten Sie, das Geſpenſt wollen wir ſchon bekommen! rief ihr Mann, welcher ſo klein und dünn war, daß man glauben mußte, ein Zephirhauch könne ihn umſtoßen.

Herr Brüe, nehmen Sie das Meſſer, ich nehme die Axt; ſagte die Grünholz. Kommen Sie, wir wollen unterſuchen.

Jetzt erſt wußte Brüe, wovon eigentlich die Rede war.

Meine Damen; ſagte er, glauben Sie nicht, daß hier ein Geſpenſt ſein wird, es giebt keine Geſpenſter. Sie werden ſehen, daß Ihre Furcht völlig ungegründet iſt.

Und ohne ſich irgendwie zu bewaffnen, trat Brüe zum Erſtaunen aller Anweſenden ganz dreiſt in die Kammer und hob die Decke des Bettes auf.

Aber im ſelben Augenblicke prallte auch er mit einem Ausruf des Schreckens zurück.

Nun war kein Halt. Die Frauen, die muthige Koloriſtin nebſt ihrem eben ſo muthigen Manne an der Spitze, ſtürzten nun aus der Stube und der Küche wieder auf den Hof hinaus, und diesmal war ſelbſt Brüe mit dabei. Seine Furcht war aber vorüber, ſobald er den Hof erreicht hatte, und er that gewiß das Klügſte, was er unter dieſen Umſtänden thun konnte — er ſchlich ſich in ſeine Wohnung; er ſah aber nicht, daß ihm noch Jemand folgte, und ſich mit ihm zugleich in ſeine Stube einſchlich.

Was giebt es hier? rief in dieſem Augenblick eine grobe Stimme, warum macht das Volk um Mitternacht einen ſolchen Scandal?

Ach, Herr Knittel; rief die Frau mit dem ſpitzen Geſicht, bei der Grünholz ſpukt es!

Was ſpuken! rief Knittel. In meinem Hauſe ſpukt es nicht.

Doch, doch, entgegnete die Koloriſtin; Grünholzens Geiſt geht um, leibhaftig geht er um, ſag' ich Ihnen. Wir haben ihn mit unſeren eigenen Augen geſehen.

Wo ſteckt das Geſpenſt?

Im Bette liegt es

Dummes Zeug! rief Knittel, ſprechen Sie mir nicht

von Geſpenſtern. Ich werde Ihnen zeigen, daß Sie alle dumm und thöricht ſind. Allons!

Und Knittel ging die Treppe hinab, die zum Keller der Grünholz führte, aber es wollte ihm Niemand folgen.

Das Geſpenſt wird ihm ſchon das Genick umdrehen; ſagte die Koloriſtin.

Die Frau mit dem ſpitzen Geſicht rief: wo iſt denn der Bräutigam?

Wo iſt Brüe? riefen Alle zugleich.

Na, der iſt unten geblieben, der wird ſchön zugerichtet ſein; entgegnete die Wittwe.

Ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken; ſagte die Koloriſtin.

O, wenn ich ein Mann wäre! rief da die Wittwe; ich hätte das Geſpenſt auf eine Nadel geſpießt.

Hier iſt das Geſpenſt! rief Knittel jetzt, der mit einem ſchwarzen Gegenſtand in der Hand auf der Treppe des Kellers ſichtbar wurde.

Meine Katze! rief die Frau mit dem ſpitzen Geſichte, indem ſie auf Knittel los ſchoß; was wollen Sie von meiner Katze?

Ich werde ihr den Hals umdrehen, ſagte Knittel, wenn ſie mir Geſpenſter ſpielen will.

Meine Katze hat keine Geſpenſter geſpielt! rief

die Alte, das Geſpenſt hatte die Geſtalt des ſeligen Grünholz.

Ja, ja, Jungfer Bube war es nicht! riefen die Andern.

Aber ſie lag im Bett! rief Knittel, und jetzt Ruhe! Ich ſage Euch, es ſind und ſollen keine Geſpenſter in meinem Hauſe ſein. Wer noch ein Wort davon fallen läßt, dem geht's ſchlimm, ſage ich Euch. Allons nach Hauſe!

Iſt Brüe unten? fragte die Wittwe.

Unten iſt Niemand; verſetzte Knittel.

Niemand? Wo iſt denn mein Junge? rief die Wittwe.

Nun, wo ſoll denn Ihr Junge ſein? fragte Knittel.

Meine Damen! meine Damen! rief in dieſem Augenblicke Brüe, der halb angekleidet auf den Hof geſtiegen kam.

Was giebt's denn da wieder? fragte Knittel.

Ach, Herr Knittel! rief Brüe, das iſt ſehr ſonderbar, es liegt Jemand in meinem Bette.

Die Frauen ſahen ſich betroffen und leichenblaß an.

Na, dann wollen wir mal nachſehen; ſagte Knittel, wird wohl auch ſo eine Jungfer ſein, die ſich in Ihr Bett gelegt hat.

Und Knittel ging mit Brüe in ſeine Wohnung zurück.

Er hat doch hölliſche Courage, dieſer Maulwurf! ſagte die Koloriſtin.

Ja, der fürchtet ſich nicht vor dem Teufel; verſetzte eine Andere.

Seht, wie er meine Jungfer zugerichtet hat! rief die Frau mit dem ſpitzen Geſichte, das arme Thier kann kaum zu Athem kommen. Aber ich werde es ihm gedenken!

Wenn ich nur wüßte, wo mein Junge iſt? rief die Wittwe, die inzwiſchen im Hofe herumgeſucht hatte, er muß ſich doch irgendwo verkrochen haben.

In dieſem Augenblick drang ein jämmerliches Gezeter zu ihren Ohren.

O, du mein Himmel, das iſt mein Junge! rief die Wittwe, und im ſelben Augenblick kamen auch Knittel, der einen ſchreienden zappelnden Gegenſtand hielt, und Brüe, welcher dieſen Gegenſtand zu befreien ſuchte, auf den Hof.

Die Wittwe ſtürzte zu ihnen hin.

Was machen Sie mit meinem Jungen? ſchrie ſie.

Ich werde ihn lehren, Geſpenſter in meinem Hauſe zu ſpielen; ſagte Knittel, indem er unbarmherzig auf den Jungen losſchlug.

Das iſt eine Lüge; rief die Wittwe, laſſen Sie augenblicklich meinen Jungen los!

Haſt Du Geſpenſter geſpielt? fragte Knittel.

Ja! Ja! ächzte der Junge, dem die Kehle halb zugeschnürt war.

Haſt Du Deines Alten Zeug angezogen? fragte Knittel weiter.

Laß mich los! Laß mich los! ſchrie der Junge.

Wenn Du nicht aufhörſt zu ſchreien, ſo malträtire ich Dich noch mehr! ſagte Knittel. Haſt Du das Zeug Deines Alten angehabt?

Ja! ſchrie der Knabe.

Da, nehmen Sie Ihren Jungen mit nach Haus; ſagte jetzt Knittel zur Wittwe, er wird hoffentlich mit der Lection zufrieden ſein, und ſollte es einmal wieder bei Ihnen ſpuken, ſo rufen Sie nur mich, ich will Ihnen die Geſpenſter ſchon vertreiben, — ſowohl die Jungfern wie die Jungen. Und jetzt bitte ich hier keine Volksverſammlung mehr zu halten. Kommen Sie Brüe.

Und indem er Brüe vorwärts drängte und auf die Andern ſtieß, verſetzte er dem Jungen noch einen derben Fußtritt und ging dann in ſeine Wohnung. Die Frauen flüſterten ſich noch Einiges zu. Die Kartenlegerin zog ſich ebenfalls mit ihrer ſchnaufenden Katze in ihre Wohnung zurück. Die Wittwe führte den heulenden Jungen in ihren Keller. Der Koloriſt meinte, er wolle diesmal dem Wirthe nicht ganz unrecht geben, denn es wäre ſchändlich, daß ein ſolcher grüner Junge erwachſene

Leute zum Beſten hielte, und der junge Bengel ſei überhaupt ein Taugenichts, dem eine Tracht Prügel gar nichts ſchaden könne. Seine Frau ſtimmte ihm bei, ſtimmte aber auch zugleich der Wittwe, dem ſpitzen Geſichte und allen Andern bei, und die andern Frauen meinten, man müſſe doch auch wirklich niemals an Spuk glauben, denn man ſähe ja, welche dumme Geſchichten herauskämen. Worauf die Koloriſtin verſetzte, daß es nicht allemal ſo dumm herauskäme, daß ſie wirklich Häuſer in der Stadt kenne, worin es ſpuke, und daß ſie ſelbſt mit ihren eigenen Ohren von einer Freundin, die ſogar einer Nähſchule vorſtehe, es vernommen habe, daß ſie — dieſe Freundin nämlich — es einmal habe erzählen hören, wie Jemand, der ſogar ein Diätarius geweſen ſei, geſagt habe, daß er einmal in einem Hauſe die Nacht habe ſchlafen wollen, wo der Geiſt eines früher darin geſtorbenen ſehr reichen Mannes, der kein Teſtament hinterlaſſen, umgegangen wäre.

Das iſt auch etwas Anderes; entgegnete die Kammerjägerin, wenn reiche Leute ſterben, fällt manchmal ſehr viel vor, beſonders wenn kein Teſtament gemacht worden iſt und dann Tauſende von Erben ſich melden, wie z. B. bei der Thomas. Aber zu einer Gemüſekrämerin wird ſich wohl kein Geſpenſt verſteigen. Das hätte ich eigentlich gleich bedenken ſollen, und die Sache hat mir auch wirklich gleich ſehr verdächtig geſchienen.

Warum ſind Sie aber denn doch fortgelaufen? fragte die Koloriſtin.

Ich habe eigentlich gar nicht fortlaufen wollen; verſetzte jene, und ich glaube auch wirklich nicht, daß ich fortgelaufen bin, ich könnte das nur aus dem Grunde gethan haben, um die andere Geſellſchaft nicht allein zu laſſen. —

Aber die Grünholz hat doch ihren Willen bekommen; ſagte die Briefträgerin, ſie hat ſich den Brüe wirklich weggekapert.

Ach, daran iſt was zu kapern; verſetzte die Koloriſtin, der läßt ſich von uns Allen kapern, wenn wir es darauf anlegen, der! — Brüe iſt viel zu gut für die Grünholz. Sie wird dem armen Menſchen etwas zuſetzen.

Klatſchen die Weiber noch mit einander! rief plötzlich eine Stimme, ich werde morgen etliche vor die Thüre ſetzen, um in der Nacht Ruhe in meinem Hauſe zu bekommen.

Der Maulwurf! riefen die Frauen uniſono und trennten ſich endlich.

Knittel patrouillirte einige Minuten im Hofe herum. Nach einer Weile ging er die Treppe hinauf. Vor Haspins Thür blieb er horchend an fünf Minuten ſtehen, dann ſtieg er leiſe die Treppe wieder hinab. Bald darauf war es im ganzen Hauſe dunkel.

Zehntes Kapitel.

Brües Erwachen.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als Brüe aus ſchweren Träumen emporſchreckte. Alle jene entſetzlichen Scenen, welche einem Ehemanne, der unter dem Pantoffelregimente ſteht, begegnen können, waren an ſeinem Geiſte vorübergegangen. Es war ihm, als würde er plötzlich eine Garbe, und Madame Grünholz werfe ihn auf den Boden und ſtreckte ihre zu Dreſchflegeln gewordenen Arme gegen ihn aus, indem ſie mit dem Blicke einer Furie ausrief: Ich, — ich will Dir zeigen, wer von uns Beiden der Mann iſt! Und nun fielen furchtbare Schläge auf ſeinen Rücken, und eine Menge kleiner Fritzchen tanzten koboldartig um ihn herum. Da löſte ſich Stück nach Stück von ſeinem Körper ab, und jedes Stück war ein ganzer Brüe, den einer von den kleinen Kobolden packte und zu zerklauen begann. Wie weit dieſe Execution ausgeführt wurde, konnte er nicht ganz genau ſehen, aber es ſchien ihm, als habe die Wittwe urplötzlich tauſende von Armen erhalten, mit denen ſie alle die Brües ſammt den Kobolden zu umſpinnen begann, und plötzlich ſah er ſich in einem Netz gefangen und gefeſſelt, und eine häßliche Spinne, ſo groß wie ein Elephant, blickte ihn gräulich an und

ſchien ihn verſpeiſen zu wollen. Brüe ſchrie laut auf und erwachte in Schweiß gebadet.

Im ſelben Augenblick wurde ſehr laut an die Thür gepocht. Brüe konnte ſich nicht ſogleich ermuntern, aber er ſprang aus dem Bette und griff ängſtlich nach ſeinem Rocke, den er ſo raſch wie möglich anzog. Dann öffnete er die Thür.

Ein Schauer durchrieſelte ihn, als ihm das Vollmondsgeſicht der Wittwe entgegenlächelte, und unſägliche Verwirrung kam über ihn, als dieſes Lächeln zu einem lauten Lachen wurde.

Brüechen! Brüechen! rief ſie, indem ſie die Thür wieder zuſchlug, was machen Sie denn? —

O, ich! ſtammelte Brüe. —

Ziehen Sie ſich doch ordentlich an; rief die Wittwe.

Brüe gewahrte jetzt mit Entſetzen, daß er in ſeiner grenzenloſen Verwirrung zwar ſeinen Frack, aber nicht ſeine Unausſprechlichen, die noch ganz ruhig am Nagel hingen, angezogen hatte. Raſch wollte er dieſen Irrthum wieder gut machen, aber er war ſo betäubt, daß er ſtatt ſeines Beinkleides abermals ſeinen Frack anzog, und ſchon öffnete die Wittwe wieder die Thüre, und ſeine Toilette war noch in dem deſperateſten Zuſtande von der Welt.

Noch einen Augenblick, noch einen Augenblick, bitte ich! rief Brüe, indem er mit verzweifelter Eilfertigkeit in ſeine Unausſprechlichen hineinfuhr; aber nun begann

die Wittwe dermaßen laut aufzulachen, daß dem armen Brüe der Angſtſchweiß auf die Stirn trat, und er taumelnd zu Boden fiel.

Ach, ich ſehe wohl, daß ich Ihnen helfen muß, Brüechen! rief Madame Grünholz. Der Grog von geſtern Abend ſteckt Ihnen noch im Kopfe.

Nur einen Augenblick, nur einen einzigen Augenblick noch! ſchrie Brüe außer ſich, indem er ſich aufraffte.

Hier haben Sie auch Ihren Rock! ſagte die Wittwe und warf ihm mit abgewendetem Geſicht ſeinen Rock über den Kopf.

Ich danke ſchön! verſetzte Brüe mit erleichtertem Herzen und griff haſtig nach ſeinem Rock. Gott weiß, was in ſeinem Kopfe vorgehen mochte, denn jetzt erreichte ſeine Verwirrung den höchſten Grad. Statt mit ſeinen Armen fuhr er mit den Beinen in die Aermel ſeines Rockes, und da ihm dieſes nicht recht gelingen wollte, wurde der ſonſt ſanftmüthige Mann ordentlich wüthend.

Kommen Sie, Brüechen! rief die Wittwe, welche durch die Spalte der halbgeöffneten Thür dieſe neue Verwirrung mit angeſehen hatte, indem ſie dreiſt und keck ins Zimmer trat. Sie werden wahrlich ohne mich nicht fertig — —

Haben Sie doch die Güte, noch draußen zu bleiben! verſetzte Brüe verzweiflungsvoll und ſprang blitzſchnell

wieder ins Bett. — Warten Sie doch bis ich angekleidet bin!

Ich warte auch nicht einen Augenblick mehr; rief die Wittwe entschlossen. Sie sollen ja ein Täßchen Kaffee bei mir trinken, Brüechen.

Mein Gott, Sie sehen ja aber, daß ich erst Toilette machen muß!

Nun, dann machen Sie!

Sie lassen mir ja keine Zeit dazu.

O, ich warte hier schon eine Viertelstunde.

Gehen Sie nur noch fünf Minuten hinaus; aber ich bitte die Thür zuzumachen.

Ach, was Sie für ein seltsames Männchen sind! rief die Wittwe. Nun, gut, ich werde hinausgehen; aber nun sputen Sie sich, Brüechen; der Kaffee wird ja sonst kalt.

Die Wittwe entfernte sich und schlug die Thür zu.

Sind Sie jetzt auf, Brüechen? rief sie dann laut.

O, ich bin gleich fertig; versetzte Brüe, dem es endlich gelang, seiner Verwirrung Meister zu werden.

Haben Sie den Rock schon an? fragte Madame Grünholz nach einem Weilchen.

Sogleich; ich bin schon beim Halstuche.

Kann ich jetzt kommen? fragte die liebenswürdige Wittwe wieder.

Brüe hatte endlich seine Toilette glücklich beendet,

und nun ſtürzte Madame Grünholz ins Zimmer und mit offenen Armen auf Brüe zu.

Auch ſie mochte die Nacht geträumt und Brüe vielleicht in effigie ſehr zärtlich umarmt haben; aber jetzt hatte ſie ihn leibhaftig vor ſich, Brüe von Fleiſch und Blut; Brüe, das gute, weiche Herz; Brüe, dieſe Seele von Menſch, dieſer Stern am Hofe Knittels, dieſe tropiſche Sonne in der rauhen nordiſchen Atmoſphäre einer Berliniſchen Winter- und Hinterwohnung.

Und was ſollte Brüe dazu ſagen? Was ſollte er thun gegen ſolche Zärtlichkeit, gegen ſolche Küſſe, gegen ſolche Liebesblicke? Was ſollte er ſagen auf Worte und Benennungen, wie „mein Brüechen!“ „mein kleiner Bräutigam!“ „mein Herzchen!“ — „Wie haſt Du geſchlafen und wie befindeſt Du Dich?“ „Ich habe die ganze Nacht an Dich gedacht. Ich wollte Dich bitten, zu mir zu kommen. Du ſollſt bei mir Kaffee trinken und Kuchen eſſen, und was Dein Herz begehrt, ſollſt Du haben.“

Ja, was ſollte Brüe hierauf ſagen?

Wenn irgend einer unſerer Leſer ſich je in einer ſolchen Lage befunden hat und dann noch ſo viel kalte Ueberlegung behielt, daß er ſagen konnte: „gehen Sie zum Teufel, Verſucherin!“ dann wollen wir ihn einen wahren Philoſophen nennen.

Brüe aber war zu ſchwach, dieſem Weibe zu wider-

ſtehen; alle die böſen Träume dieſer Nacht vermochten ihn nicht zu ſchützen; er ließ ſich geduldig wie ein Schlachtopfer von der Wittwe Grünholz nach ihrer Wohnung ſchleppen, wo auf einem mit grünen Wachstuche beſchlagenen Tiſche zwei goldberänderte Geburtstagstaſſen — Geſchenke des ſeligen Grünholz — und ein Teller mit Zwieback ſtanden, und wo der kleine Fritz mit einem großen Kuchen auf dem Sopha ſaß und Brüe die Hand reichte, indem er, die Mutter pfiffig anblickend, rief:

Guten Morgen, Papa!

Guten Morgen, mein kleiner Sohn! verſetzte Brüe.

Bleibſt Du nun ganz hier? fragte Fritz. Mutter ſagte, Du würdeſt ganz bei uns bleiben.

O; ſagte Brüe, wir werden allerdings viel beiſammen ſein, Fritzchen.

Wir wollen nicht berichten, was weiter beim Kaffee geſprochen wurde. Vielleicht wurde der Hochzeitstag definitiv feſtgeſetzt. Vielleicht theilte Madame Grünholz dem guten Brüe mit, wie ihr Brautkleid beſchaffen ſein würde. Vielleicht nannte ſie die Leute her, die zu ihrer Hochzeit eingeladen werden ſollten. Jedenfalls iſt zu erwähnen, daß dergleichen beſprochen worden iſt, und daß Brüe nichts dagegen einzuwenden hatte, weil er ganz verdutzt war und ſich ſelbſt wie ein Berauſchter vorkam; und daß er hundertmal gehen wollte, wenn

gerade eine Käuferin kam; daß die Wittwe aber jedesmal, wenn sie hinausgehen mußte, so vorsichtig war, die Thür zuzuschließen und Brüe zum Gefangenen zu machen.

Während Brüe also in einem Meer von Zärtlichkeiten, Liebkosungen und Hoffnungen sich befand, wurde an seine Thüre gepocht. Das pochende Individuum war mit einem schwarzen Ueberrock bekleidet, hatte ferner einen schwarzen Hut mit einem dito Schleier auf dem lockigen Haupte und nannte sich, um kurz zu sein, Fräulein Massias.

Die verschlossene Thür brachte die Dame auf eine für sie sehr unangenehme Vermuthung, und sie fragte daher die Frau mit dem spitzen Gesichte, welche gerade am offnen Fenster stand und ihre Jungfer streichelte, ob sie ihr wohl sagen könne, wo Herr Brüe sich in diesem Augenblicke aufhielte?

Ach, Fräulein Massias, kommen Sie doch näher; versetzte Frau Bube mit einem so freundlichen Gesichte, daß ein fünfjähriges Bübchen darin hätte A B C studiren können; Fräulein Massias konnte dieser liebenswürdigen Einladung nicht widerstehen, trat ins Zimmer, setzte sich sogar nieder und bewunderte die schwarze Katze und die zerbrochene braune Kaffeekanne, welche auf dem Tische wie eine Zigeunerin hockte und so hexenartig

ausſah, als könne ſie eben ſo gut wie ihre Beſitzerin die Karten legen.

Ich weiß nicht, wo Herr Brüe iſt; ſagte nun die Frau mit dem ſpitzen Geſichte, indem ſie die Karten aus ihrer Taſche holte, aber dieſe Blättchen hier werden es wiſſen.

Als Fräulein Maſſias die Karten ſah, welche faſt eben ſo ſchwarz wie die Jungfer waren, leuchteten ihre Augen. Ich bitte ſehr darum; ſagte ſie, wenn Sie die Karten legen können.

Ob wir können! verſetzte die Bube und breitete ihre Karten aus. Herr Brüe iſt bei ſeiner Braut; ſagte ſie nach einer Weile, und ſah dabei ſo ſchadenfroh wie des Teufels Großmutter aus.

Bei ſeiner Braut?

Wiſſen Sie denn nicht, daß er ſeit geſtern verlobt iſt?

Verlobt? Mit wem? —

Mit Madame Grünholz, der Gemüſehändlerin da unten.

Das iſt nicht möglich! rief das Fräulein.

Und ich ſage Ihnen, die Sache iſt richtig; aber — —

Die Frau mit dem ſpitzen Geſichte blickte ſo geheimnißvoll in ihre Karten, daß Fräulein Maſſias ein Schauer überrieſelte.

Aber, fuhr die Bube fort, die Geſchichte wird ein

böſes Ende nehmen; — eines von den Beiden ſtirbt vor der Hochzeit.

Stirbt? rief Fräulein Maſſias entſetzt.

Da liegt's ganz deutlich — es tritt was dazwiſchen, das ganz ſchwarz ausſieht. Und was ſieht ſchwärzer aus, als der Tod?

Aber kann es nicht eine Nebenbuhlerin ſein? fragte das Fräulein.

Die Alte legte den Finger an die Naſe und ſah das Fräulein mit ihren ſtechenden Augen liſtig an.

Das kann allerdings eine Nebenbuhlerin ſein; ſagte ſie dann, aber ſie muß ſchwarz ausſehen und dann muß ich, ehe ich darüber etwas Beſtimmtes ſagen kann, Ihnen viermal und zu verſchiedenen Zeiten die Karten legen. Und dann muß jedesmal ein ganz alter Thaler, ſo ſchwarz er nur immer zu finden iſt, hier auf den Tiſch gelegt werden. Und dann will ich Ihnen ſagen, wie Alles kommen wird. Und darauf will ich ſchwören. Die Jungfer dort iſt Zeugin.

Die Alte deutete auf ihre Katze am Fenſter, und Fräulein Maſſias richtete ihre Blicke auf das Thier; in demſelben Augenblicke aber wurde ihr Geſicht, welches bisher finſter wie ein Himmel voll Novembernebel ausgeſehen hatte, heiter und freundlich wie Sonnenſchein nach Mairegen. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtürzte ſie hinaus und eilte dem Gegenſtande nach, welchen ſie

soeben vorüber gehen bemerkt hatte. Es war kein Anderer als Brüe, den Madame Grünholz endlich auf sein inständiges Bitten seiner Gefangenschaft entlassen hatte, weil er seine Thiere füttern wollte.

Die Frau Bube steckte ihr spitzes Gesicht so weit zum Fenster hinaus, als es nur irgend möglich war, und lachte so kannibalisch, als habe sie soeben ihre schlimmste Feindin scalpirt. Flugs war sie bei der Wittwe im Gemüsekeller, duckte sich auf einen mit Kartoffeln angefüllten Korb nieder, zog Fritzchen auf ihren Schooß, griff ihm ins Haar und erzählte der Wittwe mit innigem Behagen eine Geschichte, welche wir schon kennen. Aber kaum hatte diese die ersten Worte vernommen, als sie drohend ihre Arme emporstreckte und davon eilte, als wäre der Sirocco hinter ihr gewesen.

Inzwischen waren Brüe und seine improvisirte Cousine in des Erstern Wohnung angelangt, und Fräulein Mathias fragte Brüe ohne Umschweife, ob er sich wirklich mit dem Gemüseweibe verlobt habe, worauf Brüe ganz offenherzig versetzte, daß sie sich wirklich mit ihm verlobt zu haben scheine, daß er aber seinerseits durchaus keine Verpflichtung eingegangen wäre. Vielmehr wisse er gar nicht, was er eigentlich dazu sagen solle. Madame Grünholz scheine wirklich die Absicht zu haben, in vier Wochen mit ihm Hochzeit zu machen, und er begreife nicht, wie sie das eigentlich ohne ihn anfangen

wolle, denn er würde niemals, niemals, niemals seine Person dazu hergeben, Hochzeit mit einer Frau zu machen, die allerdings unzweifelhaft vortreffliche Eigenschaften besitze, aber auch eben so unzweifelhaft ihren ersten Mann sehr schlecht behandelt haben müsse. Nichtsdestoweniger sei er aber in Verlegenheit, denn Madame Grünholz benehme sich so überaus gut und zuvorkommend gegen ihn, daß er fürchte, sie würde ihn wider seinen Willen zur Hochzeit zwingen.

Fraulein Matsias hörte diese Mittheilung mit dem gespanntesten und ungeheucheltsten Interesse an. Sie sah, daß Brüe ihr sein ganzes Herz öffnete, und wagte kaum zu athmen während er sprach. Als er aber vollendet hatte, reichte sie ihm mit einem wahrhaft herrischen Anstande ihre Hand und sagte mit fester Stimme und in einem entschiedenen Tone:

Ihnen soll geholfen werden, mein lieber Cousin, Sie ziehen sogleich und auf der Stelle zu mir.

O, Sie sind sehr gütig; sagte Brüe, so ungern ich auch von hier fortgehe, so wird es doch am Ende wohl nothwendig sein, wenigstens so lange von hier fortzugehen, bis Madame Grünholz Hochzeit gemacht hat.

Bis sie Hochzeit gemacht hat? Will sie denn mit noch Jemand, außer mit Ihnen, Hochzeit machen?

So viel wie ich weiß, ganz allein mit mir; versetzte Brüe.

Nun, wenn Sie fortgehen, wird ja hoffentlich aus der Hochzeit nichts werden, mein lieber Couſin.

Freilich, freilich, ſagte Brüe, — das iſt aber ſehr ſchlimm, denn ehe ſie Hochzeit gemacht hat, bin ich durchaus nicht ſicher vor ihr.

Nun, ſo bleiben Sie für immer bei mir.

Sehr gütig, entgegnete Brüe, aber ich glaube nicht, daß mich Herr Knittel fortlaſſen wird.

Das laſſen Sie meine Sorge ſein; verſetzte das Fräulein, ich werde für Sie handeln, mein lieber Couſin, und ich rathe Ihnen, daß Sie ſofort mit mir gehen.

Ach, das würde ſie ſehen; entgegnete Brüe, denn ich müßte meine Hecke und meine Käfer und meine Schmetterlinge und meine Spinnen mitnehmen.

Allerdings; ſagte Fräulein Maſſias, welche ganz tiefſinnig daſtand, — und auch Ihr Bett und Ihre Mobilien. Aber zunächſt muß Ihre Perſon in Sicherheit gebracht werden und dann kommen natürlich die andern lebenden Geſchöpfe, welche man nicht verhungern laſſen darf. Die Sachen können ja noch ſtehen bleiben. Das wird ſich ſchon Alles finden, wenn Sie nur erſt geborgen und vor der unverſchämten Hökerin geſichert ſind. Nun hören Sie mein Freund: es wird allerdings ſeine Bedenklichkeit haben, jetzt, am hellen Tage, fortzuziehen. Wir wollen warten bis früh um drei Uhr. Sie werden die Güte haben, eine Droſchke zu beſtellen, als wollten

wir zu einer Eisenbahn fahren, und wenn Alles im Hause schläft, dann machen wir uns davon und nehmen mit, was wir in der Droschke fortschaffen können. Ich werde aber sofort zu packen beginnen und Sie nicht wieder verlassen, denn ich habe wirklich Angst um Sie, mein lieber Brüe. Das unverschämte Frauenzimmer wäre wirklich im Stande, noch heute mit Ihnen Hochzeit zu machen, wenn es ginge.

Ja, das fürchte ich auch; versetzte Brüe, sie wird mich ganz gewiß heute besuchen.

Verschließen Sie Ihre Thür.

O, die kommt durchs Schlüsselloch; entgegnete Brüe.

Es würde allerdings Verdacht erregen, wenn die Thür den ganzen Tag über verschlossen bliebe; sagte das Fräulein, und am Ende bringt sie das ganze Haus in Aufruhr. Nun, ich will Ihnen einen aufrichtigen Beweis meiner Theilnahme geben, lieber Cousin, und das Mögliche thun, Sie aus den Klauen dieses malitiösen Geschöpfes zu retten. Besuchen Sie die Hökerin so oft Sie wollen, bleiben Sie den ganzen Tag über bei ihr, erdulden Sie dieses Märtyrerthum, mein Freund, mit jener Großherzigkeit, die erhaben über jede Versuchung ist, und dann kommen Sie am Abend in Ihre Wohnung, wo ich Alles zum Abzuge vorbereitet halten werde. Gehen Sie in Gottes Namen. Sie mag heute noch ihren Willen haben. Ich werde mich hier einschlie-

hen und nur Ihnen öffnen. Klopfen Sie stets dreimal mit dem Knöchel, wenn Sie es sind und nennen Sie Ihren Namen.

Mit diesen Worten drängte das Fräulein Brüe zur Thüre hin, und bezeigte große Eile, ihren klug ersonenen Plan in Ausführung zu bringen.

Ach; sagte Brüe, ich muß ja erst meine Thierchen füttern.

Das werde ich übernehmen; versetzte das Fräulein.

Danke sehr, dank sehr; entgegnete Brüe, aber Sie werden es nicht können, Sie sind damit nicht vertraut.

Ich sollte nicht damit vertraut sein? Meiner verstorbenen Schwester Bräutigam war Besitzer einer Menagerie, und wie Sie mich da vor sich sehen, mein lieber Brüe, habe ich schon einen Löwen und eine Hyäne füttern gesehen.

Löwen und Hyänen? sagte Brüe und sah das Fräulein mit einem Respecte an, als wäre sie selbst eine von diesen reißenden Thieren gewesen. — Das ist sehr viel, wirklich sehr viel —

Und qui peut plus peut mieux, mein Freund; entgegnete das Fräulein. Seien Sie unbesorgt, es soll keines von den Thierchen zu kurz kommen.

Doch Brüe gab sich keineswegs so schnell zufrieden. Er begann das Fräulein genau zu instruiren, wie seine Thiere gefüttert werden müßten, aber Fräulein Massias

behauptete, daß sie dies Alles selbst verstände. Sie schob Brüe zwar sanft, aber dennoch unwiderstehlich zur Thüre hinaus, schloß dann zu und machte sich nun flugs an die Fütterung.

Zuerst gab sie den Vögeln ihre Rationen. Dieses Geschäft betrieb sie mit vieler Umsicht und großer Gemüthlichkeit. Die Thierchen, welche zuerst gegen das ihnen völlig unbekannte Gesicht kein geringes Mißtrauen zeigten und so ängstlich und bedenklich aussahen, als fürchteten sie vergiftet zu werden, wurden nach und nach ganz zutraulich. — Mit dieser Arbeit endlich fertig, nahm Fräulein Massias ein paar Schachteln, in welchen sich die andern Thierchen befanden, auf ihren Schooß. Brüe hatte nicht Zeit gehabt, diese näher zu bezeichnen, und Gott weiß, welche Vorstellung das Fräulein von diesen „Thierchen" haben mochte. Jedenfalls hatte sie sich etwas ganz Niedliches darunter gedacht; denn sie ging mit vieler Behaglichkeit ans Werk. Sie saß mit einem sehr heiter lächelnden Gesichte da, als freue sie sich ganz unaussprechlich auf das bevorstehende Geschäft; und dann legte sie die kleinen Düten, in welchen sich das Futter befand, neben sich auf den Tisch. Aber kaum hatte sie die Schachtel geöffnet, so stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus und schleuderte den Kasten weit von sich fort. Aber auch die andere Schachtel wurde durch diese Bewegung auf ihrem Schooße umgeworfen;

plötzlich sah sie sich mit allen möglichen häßlichen Würmern, Käfern und Ameisen bedeckt, und um das Unglück voll zu machen, stieß sie, als sie aufsprang, mit dem Kopfe heftig gegen ein Brett, auf welchem der Spinnenkasten stand. Auch dieser fiel herab, verlor den Deckel und die häßlichen Thiere, welche des Fräulein Massias Kopf vielleicht für einen neuen Welttheil halten mochten, spazierten lustig mit Siebenmeilenstiefeln auf demselben herum.

Das Entsetzen des armen Fräuleins erreichte den höchsten Grad, sie schüttelte den Kopf, die Schürze, das Kleid, aber das half nichts. Den Thierchen schien ganz cannibalisch wohl zu Muthe zu sein, und sie machten ordentliche Entdeckungsreisen auf dem Körper des Fräuleins, wahrscheinlich, um sich Plätze auszusuchen, wo sie sich häuslich niederlassen konnten. Ein großer grüner Käfer schien der verzeihlichen Ansicht zu sein, daß die Nase der Dame vortrefflich zu seiner Wohnung geschaffen sei, die ihn gegen alle Stürme des Lebens sichern müsse. Ein Ameisenlöwe hielt ihr Ohr für eine geeignete, höchst comfortable Höhle, für welche er weder Miethe noch Miethssteuer zu bezahlen hätte und schritt geradenwegs darauf los. Andere Thierchen fanden des Fräuleins Haubenbänder zu einer trefflichen Schaukel geeignet und faßten hier Posto. — kurz, Fräulein Massias schien urplötzlich zu einem Paradiese

für diese Geschöpfe geworden zu sein, in welchem sie sich kreuzfidel herum tummelten.

Die arme Mathias war in Verzweiflung. Sie stürzte hinaus, und pochte an Knittels Thür, aber diese wurde nicht geöffnet. Sie eilte auf den Hof, aber wer sie sah, lief davon; nur die Frau mit dem spitzen Gesichte kam heraus, faßte die häßlichen Thiere herzhaft an und zerrtrat sie mit einem so freundlichen Gesichte, wie sie es noch bei keiner andern Gelegenheit gezeigt hatte. Einige Frauen, welche davon gelaufen waren und gerade bei der Grünholz etwas einzukaufen hatten, erzählten dieser Dame das Ereigniß, und Fritzchen, welcher es mit angehört hatte, rief es Brüe durchs Schlüsselloch zu, denn die Thür des Zimmers, in welchem er sich befand, hatte die Grünholz eben wieder abgeschlossen. Kaum aber hatte Brüe vernommen, um was es sich handelte, so erwachte plötzlich eine solche Energie in ihm, daß man befürchten mußte, sie würde ihn zerbrechen. Aber er schien mit einem Male von Eisen zu sein, und da er nicht hoffen durfte, daß die Wittwe ihn befreien würde, so kroch er durchs Fenster der Hinterstube direct auf den Hof hinaus.

Seine Energie steigerte sich aber zu einem noch erhöhtem Grade, als er die mörderische Attaque der alten Hexe auf seine Thiere sah, die er mit so vieler Mühe gepflegt und großgezogen hatte. Mit einer Heftigkeit,

vor welcher sein Frack voll Entsetzen die Flucht zu ergreifen schien, stieß er die Alte bei Seite, als sie eben den grünen Käfer, welcher unter dem gastlichen Dache der Fräulein Massias'schen Nase sein Domicil gesucht hatte, zertreten wollte, und halb zornig, halb wehmüthig rief er dem Fräulein zu: O, was haben Sie mir da ethan! —

Brüe; entgegnete das Fräulein athemlos, ich hoffe, daß Sie mit mir mehr Mitleid, als mit den häßlichen Thieren haben werden.

O, ich bitte, halten Sie doch! halten Sie doch! rief Brüe, indem er des Fräuleins Schürzzipfel erfaßte, zur Erde niederkniete und rasch die noch lebendigen Thiere ergriff und sie in, dke Schürze warf.

Brüe! Brüe! rief das Fräulein, und suchte ihm ihre Schürze zu entreißen, ich hoffe, das ich Ihnen mehr gelten werde, als die Würmer!

Um Himmelswillen, stehen Sie doch still! schrie Brüe, Sie zertreten mir ja alle meine Thiere.

Mögen sie zertreten werden, rief das Fräulein außer sich, das ist besser, als würde ich von ihnen zerfressen!

Es war gerade in dieser verfänglichen Situation, in welcher die jetzt herbeikommende Grünholz ihren Bräutigam und das Fräulein traf. Es sah wirklich ganz so aus, als wollte Brüe in der leidenschaftlichsten Wallung der Massias vor aller Welt eine Liebeserklärung

machen. Dieſe hatte ſo eben ihre Schürze abgebunden, und ließ ſie, wie es ſchien, eine umgekehrte Potiphar, in Bruce Händen.

Konnte man unter ſo verdächtigen Indicien es der Aſſiwe verargen, wenn ſie nun auch ihrerſeits heftig losbrach? Konnte ſie dabei ruhig bleiben, wenn ein Mann, den ſie in vier Wochen zu heirathen ſich feſt vorgenommen hatte, in einer ſo zweideutigen Situation gefunden wurde? Konnte man es ihr verdenken, wenn ſie ihm die Schürze aus der Hand riß, und mit Allem, was darin war, der Maſſias ins Antlitz ſchleuderte und ihr entſetzliche Meduſenblicke zuwarf?

Ein ſehr heftiges und für die Bedrohte ſicher ſehr gefährliches Ungewitter ſchien im Anzuge zu ſein, und Bruce, der damit beſchäftigt war, die Trümmer ſeines zoologiſchen Muſeums zu retten, hätte gewiß den ſchlechteſten Blitzableiter von der Welt abgegeben. An den Fenſtern ſtanden die Männer der Hoffrauen und blickten behäbig lachend, wie die Götter im Olymp, auf die Scene herab, während ihre milderen Hälften im Hofe von dem Bereiche des Schlachtfeldes und der Würmer ſich vorſichtig fern haltend, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit der kommenden Entwickelung harrten.

Aber wie immer, ſo erſchien auch diesmal Herr Rüttel als Deus ex machina. Mit dem Blicke eines Habichts überſah er was vorgegangen und was im Ver-

den war. Er zertrat das an der Erde kriechende Gewürm, ergriff die Hand seiner Cousine und zog sie eben nicht sanft in seine Wohnung hinein, während die Wittwe Brües Arm ergriff und ihn in ihren Keller gewaltsam entführte. Vergebens protestirte Brüe und suchte der Wittwe begreiflich zu machen, daß er in seine Wohnung gehen müsse, um nachzusehen, ob nicht noch mehr Unheil daselbst angerichtet worden sei. Madame Grünholz gab keinen Pardon, sie hielt die Schachtel, in welche Brüe die bereits aufgesammelten Würmer hinein gelegt hatte, eisenfest unter ihrem Arm, und so sah sich der arme Mensch genöthigt, sich in seine Entführung zu ergeben.

Uebrigens endete dieses tragikomische Ereigniß nicht vortheilhaft für die Wittwe, denn Herr Knittel sehnte sich, in seiner Behausung angelangt, mit seiner Cousine aus. Er war gerade nicht liebenswürdig gegen sie — denn das vermochte er überhaupt nicht zu sein — aber er machte ihr doch Hoffnung, daß er sehr bald einen seiner kinderreichsten Miether ermittiren würde, in welchem Falle er ihr dessen Wohnung zu überlassen gedächte. Er ersuchte sie auch, ihn doch täglich zu besuchen, und dann und wann seine Wäsche nachzusehen, für welche Mühewaltung er ihr seinen mächtigen Schutz verhieß. Endlich aber versicherte er ihr, und dieser Punkt machte Knittel in den Augen seiner Cousine wirklich sehr liebenswürdig, daß er, wenn sie Brüe wirklich heirathen wolle,

die Sache schon in Ordnung und die Wittwe zu Raison bringen würde.

Fräulein Massias war außer sich vor Freude, denn sie zweifelte jetzt gar nicht mehr, daß sie den Trauring schon so gut wie am Finger hatte. Der Gedanke, über die Grünholz zu triumphiren, hatte aber noch mehr Reiz für sie, als die Hoffnung, in ihre Wäsche A. B. zeichnen zu können, und aus einer alten Jungfrau eine junge Frau zu werden. Sie nahm das Anerbieten ihres Cousins mit vielem Dank an, ja ihre Dankbarkeit ging sogar so weit, daß sie Knittel umarmte, wie sie ihn umarmt haben würde, wenn er Brüe gewesen wäre. Hätte Knittel jetzt gesagt: Cousinchen, ein Mann ist wie der andere, und es ist gleichgiltig, ob Brüe oder Knittel Dich tyranniſiren und Dir das Märtyrerthum auferlegen wird, dem kein Weib entgehen kann, wer weiß, ob Fräulein Massias nicht ebenso lieb A. K. wie A. B. in ihre Wäsche gezeichnet haben würde.

Daß sie ihrem Cousin versprach, täglich zu ihm zu kommen, um seine Wirthschaft zu führen, das wollen wir als selbstverständlich nicht erwähnen, wie auch das nicht, daß Knittel während dieser ganzen Scene, ohne in den Augen der Massias an Liebenswürdigkeit zu verlieren, aussah wie ein wildes Thier, dessen Appetit auf ihre wohlgerundete Körperfülle jeden Augenblick hervorzubrechen drohte.

Eilftes Kapitel.

Dunkle Exiſtenzen.

Die Zeiten ſind vorüber, da die Blüthe der Ritterſchaft das Kreuz nahm, um das heilige Grab wieder in den Beſitz der Chriſtenheit zu bringen; die Zeiten ſind vorüber, da die fahrenden Ritter durch das Land zogen, um fromme Gelübde zu erfüllen, oder die Liebe ihrer Herzensdame durch den Glanz ihrer Thaten zu gewinnen. Auch keine Johanniter-, keine Maltheſer-, keine Tempelritter giebt es mehr, aber es giebt ein modernes Ritterthum, das iſt das Ritterthum der Induſtrie.

Unſere jetzige Geſellſchaft hat, ſo gut wie die claſſiſche und die mittelalterliche, ihre Auswüchſe. Die Zeit der Freibeuterei mit Schwert und Lanze, die Zeit der Raubritter iſt vorüber; es wird nicht mehr als ein adliges Handwerk betrachtet, auf der Landſtraße im Hinterhalt zu liegen und die vorüberziehenden Kaufleute zu überfallen, zu ſengen, zu brennen, zu morden und himmelſchreiendes Unrecht an Land und Leuten zu begehen. Dieſes Ritterthum iſt gewichen vor der Allmacht der Geſetze, vor dem ſtarken Arm der Armeen und der Polizei, vor dem Bedürfniß der Ordnung. Aber es giebt heute andere Ritter, die wegelagern, andere Freibeuter

die umherschleichen, die Gesellschaft auszubeuten, — es sind die modernen Ritter der Industrie.

Früher gehörte weder ein außerordentlicher Muth, noch eine außerordentliche Kraft zu diesem edlen Handwerke. Man befand sich in der Nähe fester Burgen, war in Eisen und Stahl gepanzert, und diejenigen, welche überfallen wurden, waren zumeist Kaufleute, des Kriegshandwerks weniger gewöhnt, — heute aber ist es das furchtbare Gesetz mit seinen Millionen wacher Augen und Arme, gegen welche der moderne Raubritter kämpfen muß. Ihn schützen nicht Burgen, Mauern und Gräben, ihn schützt nicht Stahl und Eisen, sein Schutz ist — der Schleier der Nacht.

Der Baron Julius von Holdern-Kökritz gehörte zu jenen dunkeln Existenzen, welche unser großstädtisches Leben, das moderne Industrie-Ritterthum aufgebracht hat. Einer ehemals reichen und angesehenen, dann später gänzlich verarmten Adelsfamilie entsprossen, hatte er dennoch eine Zeitlang ein Leben geführt, wie es nur ein reicher Mann zu führen vermochte. Jung, hübsch, geistreich, galant, wenn auch ohne tiefe, wissenschaftliche Bildung, war er ein bevorzugter und begünstigter Liebling der Damenwelt gewesen, und da man wußte, daß er weder ein Vermögen ererbt, noch erworben, und ihn dennoch allen jenen noblen Passionen obliegen sah, welchen die Aristokratie ergeben ist, so mußte es nicht allzu

schwer zu errathen sein, woher ihm die Mittel zu seinem verschwenderischen und glänzenden Leben flossen.

Der Baron war schon früh ein vollendeter Weltmann. Er spielte leidenschaftlich, er war Epicuräer, er traktirte seine Freunde, er kannte alle hübschen Mädchen der Residenz und liebte mindestens die Hälfte derselben, kurz er lebte und raste in den Tag hinein, ohne weder rück- noch vorwärts zu schauen.

Allmählig aber schienen seine Hülfsquellen zu versiegen, seine Schulden waren zu einer enormen Höhe angewachsen, seine Leidenschaften verlangten darum nicht weniger ihre Befriedigung. Alle Welt wähnte, daß er eines schönen Tages aus Berlin verschwinden würde. Aber zur allgemeinen Ueberraschung bezahlte der Baron plötzlich alle seine Schulden, durchfuhr in einer eleganter Equipage, welche Aufsehen erregte, die Straßen der Residenz, ritt Pferde, um welche ihn Fürsten und Prinzen beneideten, und lebte nach wie vor auf dem glänzendsten Fuße. Das währte jedoch abermals nicht lange; ehe ein Jahr verflossen, war der Baron wiederum in eine Schuldenlast gerathen, von der ihn diesmal keine mitleidige Fee befreien zu wollen schien. Nun begann der Baron ein höchst wechselvolles Leben. Heute ritt er auf einem prächtigen Schimmel neben einer schlanken Reiterin, welche, — wie er behauptete, wenn er gefragt wurde — die Fürstin die und die war, oder

er fuhr in einem glänzenden Einspänner durch die Straßen; und einen Tag später vielleicht kroch derselbe Mann von Dach zu Dach, um sich dem Executor oder dem Schuldarreste zu entziehen, oder er hatte im buchstäblichen Sinne des Wortes gar kein Obdach und kampirte in Folge einer zufälligen Ursache bei einem seiner Bekannten. Der Baron besaß ein solches Talent, seine Verlegenheiten zu verbergen und diesen, wenn er sie durchaus nicht verhehlen konnte, einen schicklichen Grund zu geben, daß er seine intimsten Freunde täuschte, und daß man ihm oft nicht glaubte, wenn er es eingestand, daß er wirklich in momentaner Verlegenheit sei. Mit der Zeit war dem Baron dieses Hazardiren mit seinem Leben, seinem Glücke und seinen Umständen so sehr zur Leidenschaft geworden, daß er nie froher, geistreicher und aufgeräumter war, als wenn er plötzlich ohne alle Mittel dastand und nicht wußte, wo er sein Haupt niederlegen und wovon er am nächsten Morgen frühstücken sollte. Er hatte ein solches Selbstvertrauen zu sich, daß sich seine Sorglosigkeit oft bis zur Verwegenheit steigerte. Bei Allem aber, was er that, hütete er sich wohl, sich in den Verruf einer unnoblen Handlung zu bringen, er wußte stets den Schein vor der Welt zu bewahren, und bis jetzt wenigstens war er noch nie in einen Conflikt mit der Polizei gekommen, obwohl sein Name in Folge seines lockern Lebens schon manchesmal, ohne daß er es

wußte, in den Akten irgend eines leichtfertigen Frauenzimmers figurirte.

Nach und nach aber schien der Baron immer mehr herab zu kommen; sein Credit versiegte gänzlich, seine Gläubiger begannen ihn in die Enge zu treiben, und es war wunderbar genug, wie er noch immer von Zeit zu Zeit wieder auftauchte, nachdem er sich gänzlich zurückgezogen zu haben schien. In dieser Periode war es, wo allerlei sonderbare Gerüchte über seine Verhältnisse auftauchten; seine Freunde zogen sich je mehr und mehr von ihm zurück, und der Baron begann, — wie es schien — eine andere Klasse der Gesellschaft, als die, in welcher er bisher zu leben gewohnt war, aufzusuchen.

Er stieg in die bürgerliche Welt hinab. Er nahm eine sehr tiefsinnige Geschäftsmiene an, erschien täglich an der Börse und wurde hier bald eine sehr bekannte Erscheinung. Er wußte sich in den Ruf eines sehr reichen Mannes zu setzen, obwohl man eigentlich nicht sagen konnte, ob und welche Geschäfte er machte. Er schien nur das Terrain zu sondiren und sich ein geeignetes Individuum als Opfer auszuersehen.

Dieses Opfer war Herr Haspin.

Wie sicher er übrigens dieses seines Opfers war, ging aus dem Umstande hervor, daß der Baron seine ziemlich dürftige Wohnung, die er in der letzten Zeit inne gehabt, plötzlich verließ, und sich ein Logis in dem

fashionabelsten Theile der Residenz nahm; und so sehen wir denn den Herrn Baron am zweiten Tage seines Einzuges in die neue Wohnung in einem höchst nobeln Schlafrock, der allerdings noch nicht bezahlt war, in einem Lehnstuhle sitzen und behäbig ein Cigarre rauchen. Ob es eine von denen, die er Herrn Haspin gestohlen hatte, oder wirklich eine ächte importirte für fünf Groschen war, vermögen wir nicht festzustellen. Gewiß aber ist es, daß einige Wolken auf des Barons Stirn lagen, welche eine leichte Verlegenheit verriethen, über deren Beseitigung seine Gnaden nachsannen.

Der Baron hatte nämlich auf heute zwei Herren zu einem Frühstück eingeladen. Dieses Frühstück durfte nicht gewöhnlich sein, denn es kam ihm darauf an, zu imponiren. Unter diesen zwei Herren befand sich auch Herr Haspin.

Warum wollte er diese Herren zusammen bringen?

Wir werden sehen.

Es war gewiß, daß sie kommen würden. Es war jetzt gegen elf Uhr, lange konnten seine Gäste nicht mehr ausbleiben und noch war nicht das Geringste besorgt, und in des Barons Kasse war die vollkommenste Ebbe.

Kommt Zeit, kommt Rath!

Der Baron rauchte seine Cigarre ruhig bis zu Ende; bald darauf pochte es.

Herein! rief der Baron

Herr Haspin trat ins Zimmer.

Ach, das ist ja hübsch von Ihnen, mein lieber Herr Haspin, daß Sie sich einstellen; sagte der Baron, indem er ihm entgegen trat und seine Hand erfaßte. Wie befindet sich Ihr Töchterchen, das charmante Kind?

Sehr wohl, mein lieber Herr Baron; versetzte Herr Haspin.

Nun, nehmen Sie Platz, hier sind Cigarren, bedienen Sie sich gefälligst. Dort steht auch Feuerzeug und Wachsstock.

Haspin zündete sich eine Cigarre an und setzte sich neben den Baron in einen Lehnstuhl.

Wissen Sie, Herr Haspin, begann jetzt der Baron, daß ich ehegestern so dumm war, fünftausend Thaler in russischen Papieren zu verlieren? Gestern hätte ich gewinnen können, viel gewinnen können.

Freilich, freilich; versetzte Haspin. Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Baron.

O, hat nichts zu sagen, wir sitzen an der Quelle; entgegnete der Baron. Ich brauchte nichts zu verlieren, aber ich wollte verlieren.

Sie wollten verlieren? fragte Haspin und seine Augenbrauen sträubten sich zu Berge.

Geheimniß — ſagte der Baron lächelnd, man muß zuweilen — — nicht wahr, mein lieber Herr Haspin?

Freilich! freilich! rief Haspin, welcher wirklich einen Augenblick glaubte, der Baron würde ihm das Geheimniß mittheilen.

Ich halte wirklich dafür, fuhr der Baron fort, daß, um zu ſpeculiren, die Zeit nie günſtiger geweſen, als jetzt, wo in der politiſchen Atmoſphäre ſo viele ſchwebende Wolken lagern, die ſich bald zu einem drohenden Gewitter zuſammenziehen, bald wieder zerſtreuen, wo von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde ein neues Gerücht auftaucht. Wer dieſe Conjuncturen zu benutzen verſteht, kann ſehr leicht ein halber Rothſchild werden. Aber ich kann Ihnen verſichern, mein lieber Haspin, daß die Kaufleute für die Beurtheilung unſerer politiſchen Verhältniſſe ſehr ſelten das rechte Verſtändniß haben; ich will Ihnen aber gerecht werden, indem ich zugebe, daß ſelbſt Diplomaten, ſehr gewiegte Diplomaten, große Sottiſen begehen und ſich oft ungeheuer verrechnen. Aber ich kenne einen, der ſich nie irrt, einen Mann, der ein wahrhaftes Barometer für alle Banquiers und Börſenſpeculanten ſein könnte, und dieſen einen bin ich ſo glücklich meinen Freund zu nennen.

So? ſagte Haspin, und er zwinkerte mit ſeinen Augen ſo lüſtern nach dem Baron hinüber, daß dieſer unwillkürlich lächeln mußte.

O, ich kann Ihnen den Mann nennen; sagte er dann, oder noch besser, Sie sollen ihn persönlich kennen lernen. Sind Sie zufrieden?

Sie sind ein wahrer Goldmann, mein lieber Baron; versetzte Haspin.

In diesem Augenblick wurde zum zweiten Male gepocht.

Herein! herein! rief der Baron und schritt sogleich bis an die Thür.

Herr Haspin, sagte der Baron, den eintretenden Gast auf das Zuvorkommendste empfangend, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Grafen von Lübbenau vorzustellen.

Haspin machte eine so tiefe Verbeugung, daß seine Nase in Gefahr gerieth, an seinen Kniescheiben zu zerschellen. Er schämte sich ordentlich, als der Baron ihn beim Vorstellen kurzweg „Herr Haspin" nannte. Er hätte ganz gewiß ein großes Stück Geld dafür gegeben, hätte der Baron sagen können: „Herr Commerzienrath Haspin" oder „Herr Haspin von Haspel." Es dauerte eine ganze Weile, ehe er den Verdruß über seinen kahlen Namen überwunden hatte.

Jetzt aber zuckte Haspin wie elektrisirt zusammen, Der Baron hatte ihm nämlich, während der Graf sich eine Cigarre anzündete, zugeflüstert:

Mein Börsenbarometer!

Herr Haspin ſah den Grafen mit einer ungeheuern Bewunderung an. Der Kaiſer von China hätte kein größerer Gegenſtand der Verehrung für ſeine Augenbrauen ſein können. —

Der Graf von Lübbenau war ein langer, hagerer Mann von achtundvierzig Jahren, hatte eine hohe Stirn, ſehr marquirte Züge und graues Haar. Sein Rock war ziemlich fadenſcheinig, ſein ſchwarzes Beinkleid hatte ſogar ſchon einigen Glanz, was auf ein höheres Alter ſchließen ließ, aber die Wäſche war von untadelhafter Weiße. In ſeinem Benehmen war der Graf ruhig, diplomatiſch zurückhaltend, ſehr ſchweigſam. Eine goldene Schnupftabaksdoſe — oder vielleicht nur eine galvaniſch vergoldete — war beſtändig in ſeinen Händen und ſchien ſich ächt diplomatiſch mit ſeinem Weſen identifizirt zu haben.

Meine Herren, ſagte jetzt der Baron, vielleicht ſpielen Sie eine Partie Whiſt. Es iſt Sonntag und Sie verſäumen wahrſcheinlich nichts.

Was mich betrifft, entgegnete Herr Haspin, ich verſäume allerdings nichts, und bin gern bereit —

Ein Stündchen hätte ich wohl Zeit: bemerkte der Graf, aber länger auch nicht eine Minute.

Nun dann beliebe es Ihnen ins andere Zimmer zu treten, meine Herren; ſagte der Baron, indem er die Thür zu einem Nebenzimmer öffnete, welches wo möglich

noch eleganter, als das Empfangzimmer ausgestattet war. Hier stand schon ein Spieltisch mit Karten in Bereitschaft.

Entschuldigen Sie mich nur für einen Augenblick, meine Herren, sagte alsdann der Baron, ich bin gleich wieder bei Ihnen.

Er trat dann wieder ins andere Zimmer und stand hier einen Augenblick sinnend still. Er fehlte ihm wahrlich nicht an Stoff zum Nachdenken. Er sollte den Herren drinnen ein Frühstück geben und hatte nichts.

Er öffnete jetzt das Fenster und sah in die belebte Straße hinaus; nach einigen Sekunden rief er ein paar Worte zum Fenster hinaus, worauf er dieses wieder schloß und erwartungsvoll nach der Thür sah.

Einige Sekunden später trat ein noch ganz junger Bedienter in Livree ins Zimmer.

Guter Freund, sagte der Baron, ich sehe Dich zufällig vorübergehen, — wie befindet sich Deine Herrschaft?

O, ich danke — sehr wohl.

Und die Frau Fürstin?

Danke — sehr wohl —

Du scheinst mich nicht zu kennen? — Wie lange bist Du bei Deiner jetzigen Herrschaft?

Vierzehn Tage —

Ganz recht, so lange ist's her, seit ich zum letzten

Mal dort war. Aber ich erkannte ſogleich an der Livree, bei welcher Herrſchaft Du biſt. Nun, es iſt mir erfreulich zu hören, daß ſie ſich wohl befindet. Adieu.

Der Bediente wollte gehen.

Warte doch; ſagte der Baron, als falle ihm plötzlich etwas ein, Du kannſt mir einen Gefallen thun, Freund.

Sehr gern, gnädiger Herr —

Gehe doch zu Sala Tarone — Du weißt doch, wo Sala Tarone wohnt —?

Ich bitte um Verzeihung, ich weiß es nicht.

Nun, ſo wirſt Du vielleicht Gerold oder Dünnwald im Pariſer Keller kennen?

Im Pariſer Keller habe ich ſchon öfter für meine Herrſchaft Beſtellungen gemacht; verſetzte der Bediente.

Nun, dann habe die Güte dorthin zu gehen, mein Freund, und zu beſtellen, daß ich ſofort ein Déjeuner für drei Perſonen zu haben wünſche. Man ſoll es aber wohl bedenken, daß der Baron von Kökritz zu den erſten Gourmands der Reſidenz gehört.

Sehr wohl, Herr Baron.

Auch ein Dutzend Flaſchen guten Rheinwein und ſechs Flaſchen Champagner wünſche ich.

Sehr wohl, Herr Baron.

Der Bediente ging und der Baron ſtrich wohlgefällig ſeinen Schnurrbart. Er konnte darauf rechnen, daß er Alles auf das Bereitwilligſte und Vortrefflichſte

erhalten würde. Vor der Livree des Fürſten R. hatte die ganze Stadt Reſpect. Allerdings ſtand er mit dem fürſtlichen Hauſe in durchaus keiner intimen Verbindung, da aber der Name des Fürſten R. gar nicht ausgeſprochen worden war, ſo konnte er ſich geirrt haben, wenn die Sache jemals zur Sprache kam. Uebrigens hoffte er bald zu bezahlen, und für heute war er ſeiner Verlegenheit enthoben.

Jetzt trat er vergnügt zu den andern Herren in die Stube. Er entſchuldigte ſich ſeines langen Ausbleibens wegen und ſetzte ſich zum Spiele nieder. Es wurde um den Strohmann gezogen. Herr Haspin hatte ihn zuerſt.

Wie hoch, meine Herren? fragte der Baron.

Der Herr Graf wolle beſtimmen; ſagte Haspin höflich.

Bitte, bitte, beſtimmen Sie nur gefälligſt; wie wir gewöhnlich ſpielen, möchte Ihnen zu hoch ſein.

Was das anbetrifft, warf der Baron lächelnd ein, werden wir wohl nicht höher ſpielen, als Herr Haspin.

So hoch Sie nur immer wollen, meine Herren; entgegnete Haspin ſehr geſchmeichelt.

Point einen Thaler, drei Honeurs, drei As einen Thaler; ſagte der Graf.

Haspins Augenbrauen wollten ſich gewaltig in die

Höhe ziehen, aber er unterdrückte raſch ſein Erſtaunen und ſagte ſehr gleichgültig:

Einverſtanden, meine Herren.

Dann nahm Herr Haspin vier doppelte Friedrichsd'or aus der Taſche, um damit anzulegen.

Der Graf griff ebenfalls in die Taſche.

Ich kann mit Whiſtmarken dienen, meine Herren; ſagte der Baron, indem er ſich erhob und zwölf Whiſtmarken auf den Tiſch legte.

Daß er zu gleicher Zeit auch noch ein Spiel Karten heimlich in den weiten Aermel ſeines Rockes gleiten ließ, bemerkte Niemand.

Ebenſo wenig bemerkte Haspin, während er die Whiſtmarken beſah, daß der Baron dieſes Spiel Karten mit dem, welches auf dem Tiſche lag, auf eine ſehr geſchickte Weiſe vertauſchte.

Die drei Herren begannen zu ſpielen. Der Baron machte dem Grafen und dieſer dem Baron einige ſehr verfängliche Zeichen. Der Robber war bald entſchieden.

Herr Haspin hatte verloren.

Einen zweiten Robber verlor dieſer ebenfalls, und ebenſo einen dritten und vierten. Herr Haspin bekam ſtets lächerlich ſchlechte Karten, wenn ſeine beiden Mitſpieler Karten gaben.

Sie ſind im Unglück, mein lieber Herr Haspin; ſagte der Baron.

Es scheint so; versetzte dieser, es thut mir nur Leid, daß mein Unglück auch meinem Herrn Compagnon Schaden bringt.

O, das hat nichts zu sagen; bemerkte der Graf mit dem gleichgültigsten Gesichte von der Welt.

In diesem Augenblicke wurde das Dejeuner gebracht. Der Baron ließ Alles auftragen und spielte seinen Robber zu Ende.

Der Kellner meldete nun dem Herrn Baron, daß Alles in Ordnung sei.

Gut; versetzte der Baron, indem er weiter spielte, geben Sie meinem Bedienten die Rechnung.

Da der Kellner keinen Bedienten sah, war er so bescheiden, fortzugehen, ohne Bezahlung entgegen zu nehmen.

Der Robber war zu Ende gespielt, Herr Haspin hatte abermals verloren.

Achtzig Thaler; sagte der Baron, indem er die Summe zusammenzog. — Sie sind noch gnädig weggekommen, Graf. Sie gewinnen zehn — ich siebenzig.

Haspin zählte gleichmüthig das Geld hin und eben so gleichmüthig ließ es der Baron auf dem Tische liegen. Der Graf steckte seine zehn Thaler ein.

Jetzt bitte ich, meine Herren; sagte der Baron nehmen Sie mit dem fürlieb, was Ihnen ein Junggeselle bietet.

O, Sie machen für einen Junggesellen viel zu viel Umstände, mein lieber Herr Baron; versetzte Haspin.

Die Herren setzten sich nun an den Tisch. Der Graf langte sehr fleißig zu und war um so schweigsamer, je mehr er aß.

Machen Sie keine Umstände, Herr Haspin; sagte der Baron, Sie müssen sich gefälligst selbst bedienen. Ich habe meinen Schlingel von Bedienten ganz nothwendig fortschicken müssen. Uebrigens liebe ich's auch nicht, wenn ich mit meinen Freunden zusammen bin, von meinen Domestiquen belauscht zu werden. Wie mundet Ihnen der Wein, Herr Haspin?

Ganz vortrefflich; sagte dieser, indem er sich suchend umsah.

Was wünschen Sie? fragte der Baron zuvorkommend.

Aber wo ist denn Mirabeau? fragte Haspin.

Mein Bedienter ist mit ihm ins Bad gegangen; versetzte der Baron.

Ins Bad? — fragte Haspin verwundert.

Befremdet Sie das? Jeden Sonntag müssen mein Bedienter und mein Hund ein warmes Bad nehmen.

Ich finde das ganz in der Ordnung; entgegnete Haspin, die Reinlichkeit ist bei Thieren wie bei Menschen ein gleich nothwendiges Erforderniß.

Und jetzt, meine Herren, an die Batterie! rief der

Baron, indem er eine Champagnerflaſche entkorkte und die Gläſer füllte. Auf das Wohl meiner Herren Gäſte!

Man ſtieß an, Herr Haspin wurde ſehr erregt, der Herr Graf blieb ruhig, der Baron war ein ſehr liebenswürdiger Wirth.

Es folgte Toaſt auf Toaſt.

Auf Herrn Haspins ſchmuckes Töchterlein! rief jetzt der Baron, der ſoeben wieder eine Flaſche entkorkt hatte, und ihren künftigen, hoffentlich ebenſo ſchmucken Bräutigam!

Von ganzem Herzen; ſagte der Graf, indem er mit Haspin anſtieß. Der Baron macht mich in der That ſehr neugierig, ich verliebe mich in Ihr Töchterchen, ohne es zu kennen.

Es würde dann für Sie gewiß die beſte Heilung ſein; entgegnete Haspin, wenn Sie meine Tochter ſähen; jedenfalls würde dann jede Illuſion verſchwinden, und wenn Ihnen dieſe Kur zuſagt, Herr Graf, dann bitte ich um die Ehre, Sie nächſten Sonntag mit dem Herr Baron bei mir zur Mittagstafel ſehen zu können.

Ich nehme mit Vergnügen an; verſetzte der Graf, ſich verbindlich verbeugend.

Herr Haspin will Sie homöopathiſch curiren; bemerkte der Baron, similia similibus curantur.

Auf Ihre Zukünftige, Herr Baron! rief jetzt der Graf ſich erhebend.

Ich denke nicht daran, mich wieder zu verheirathen; versetzte der Baron, ausgenommen ich müßte mich ganz rasend verlieben.

Nun, das ist ja doch nicht unmöglich; sagte Haspin.

Es liegt ein so gewisses Etwas in Ihrer Physiognomie; bemerkte jetzt der Graf bedeutungsvoll lächelnd, was mich fast vermuthen läßt, daß es schon geschehen ist.

Sie müssen nun schon einmal immer diviniren, mein Herr Graf; entgegnete der Baron, ich denke mein Leben lang wie Sie und unser Herr Haspin Junggeselle zu bleiben.

Ich bin es eigentlich nicht; sagte Haspin.

Das würde auch sehr bedauerlich sein; wandte der Baron ein, da Sie dann nicht ein so schönes Töchterlein haben würden. Sie können aber trotzdem ganz gut als Junggeselle passiren, denn ich glaube nicht, daß Sie den Weibern und der Liebe abgeschworen.

Muß man dazu Junggeselle sein? fragte der Graf.

Ein Ehemann ist ein so einfältiges, praktisches, alltägliches und gewöhnliches Ding; entgegnete der Baron, daß er zur Liebe keinen Schwung, zur Schwärmerei keine Zeit, zu Thorheiten keine Neigung und zu Illusionen kein Herz mehr hat. Wenn sich ein verheiratheter Mann auch wirklich einmal verlieben könnte — ich meine natürlich in eine andere als in seine Frau, in welche ein Ehemann niemals verliebt ist — dann geschieht es höch-

ſtens aus Caprice, oder aus Ueberdruß, oder aus Langeweile; — er iſt mithin nicht wirklich verliebt.

Sie würden auf dieſe Weiſe, ſelbſt wenn Sie ſich verliebten, eine Ehe perhorreſciren? ſagte Haspin.

Sie kennen den Herrn Baron noch nicht; fiel der Graf ein, er ſtemmt ſich mit allen Vieren gegen die Ehe, aber einmal muß er doch daran, und dann wird es gewiß keinen gemüthlichern Hausthyrannen geben, als meinen Freund Eheſeind.

Und wie iſt es mit Ihnen, mein lieber Herr Haspin? fragte jetzt der Baron lächelnd. Nichts auf dem Herzen alter Junggeſelle?

Nein; verſetzte Haspin, ich habe allerdings mich ſchon einige Male verheirathen wollen, aber ich unterließ es meiner Tochter zu Liebe.

Und ich unterließ es mir zu Liebe; ſagte der Baron, aber mein lieber Herr Graf; rief er dann ſich gegen dieſen wendend, Sie ſitzen ja plötzlich ſo ſchweigſam da und ſtarren wie verſteinert ins Blaue hinaus. Woran denken Sie? —

An die Dame, welche ich heirathen möchte; verſetzte der Graf.

Sie ſind am Ende gar verliebt, Graf? fragte der Baron lachend.

In dieſem Moment bin ich es geworden; verſetzte der Graf.

Sie haben ſich doch nicht in einen von uns verliebt? fragte der Baron.

Sehen Sie doch dort hinüber, Baron; mich wundert, daß eine ſo engelſchöne Nachbarin bisher Ihrem Scharfblick entgangen iſt! rief jetzt der Graf aus.

Wo dort? fragte der Baron.

Gerade über in dem weißen Hauſe. Sehen Sie an dem mittelſten Fenſter im erſten Stock nicht das wunderſchöne Mädchengeſicht?

Ei, ei, ſagte der Baron, das glaube ich; dieſes wunderhübſche Mädchengeſicht iſt die Prinzeſſin Pauline und bereits die Braut meines Freundes, des jungen Fürſten von H . . . .

Alſo ſchon Braut; ſagte der Graf, da muß ich freilich reſigniren.

Meine Herren; rief jetzt der Baron, ich bin Ihnen, und zumal unſerm Herrn Haspin, Revange ſchuldig; haben Sie Luſt, das Spiel fortzuſetzen?

Sehr gern; ſagte Haspin.

Was mich betrifft, bemerkte der Graf, muß ich bedauern. Das hübſche Kind da drüben hat mich ganz aus dem Concept gebracht, ich befürchte beim Spiel arge Böcke zu machen und meinem Compagnon Schaden zu bringen.

Ach — Sie! — ſagte der Baron, mit dem Finger

drohend, Sie haben eine in Erz gepanzerte Bruſt, an Ihnen brechen Amors Pfeile in Stücken.

Haben Sie nicht Luſt zu einem andern Spiel, welches durchaus kein Nachdenken erfordert?

In dieſem Falle müßten wir Vingt-un ſpielen.

Das wäre mir recht! ſagte der Graf.

Und mir auch; ſagte Herr Haspin.

Die Herren erhoben ſich und traten in die andere Stube. Man ließ ſich hier wieder am Spieltiſch nieder.

Ich befürchte nur; ſagte jetzt Haspin mit einem ſehr nachdenklichen Geſichte, daß ich nicht mit genug Geld verſehen bin.

Bitte, verfügen Sie über meine Kaſſe; ſagte der Baron ſehr verbindlich und mit dem größten Gleichmuth.

Wenn es ſo weit ſein ſollte, werde ich Ihre Güte in Anſpruch nehmen; verſetzte Herr Haspin, indem er ſeine nicht unbedeutende Kaſſe auf den Tiſch legte.

Aber ich habe unbedingt zu wenig Geld bei mir, mein lieber Baron; ich bitte um Tauſend Thaler, wenn Sie die Güte haben wollen! ſagte der Graf.

Herr Haspins Augenbrauen zogen ſich gewaltig in die Höhe, er ſchämte ſich über die winzige Summe, welche er vor ſich liegen hatte, und es that ihm leid, daß er nicht zehntauſend Thaler gefordert hatte.

Tauſend Thaler; ſagte der Baron, indem er ſich er-

hob, wie lange ſoll das bei Ihnen reichen, lieber Graf? Sie ſetzen ja Tauſend auf eine Karte.

Herrn Haspins Augenbrauen ſtiegen noch höher.

Ich werde heute nur immer hundert ſetzen; verſetzte der Graf.

Der Baron öffnete ſein Cylinderbureau und legte fünfzehn ſchwere Rollen auf den Tiſch.

Haspins Augenbrauen würden ſich vielleicht noch höher gezogen haben, hätte er in dieſe Rollen hineinſehen können.

Der Baron gab dem Grafen zehn ſolcher Rollen und legte fünf neben ſich auf den Tiſch. Er hielt die Bank.

Da der Graf auf jede Karte eine Rolle ſetzte, glaubte Herr Haspin nicht allzuweit hinter dieſem zurückbleiben zu können und ſetzte jedesmal einen Doppel-Friedrichsd'or.

In einem Nu hatte der Graf ſeine zehn Rollen und Herr Haspin ſeine Doppel-Friedrichsd'or verſpielt.

Sie haben heute raſendes Glück; ſagte der Graf zu dem Baron, ich muß nochmals um tauſend Thaler bitten.

Ich werde ſogleich holen; entgegnete der Baron.

Sie brauchen ſich ja nicht zu bemühen, Sie haben ja ein paar Tauſende in der Bank.

Bitte um Verzeihung; entgegnete der Baron, Sie wiſſen, daß man aus der Bank nicht gerne borgt;

aber, Herr Graf, nehmen Sie dieſe vier Whiſtmarken, gut jede für funfzig oder für hundert? —

Wollen ſagen für tauſend! entgegnete der Graf.

Es kommt ganz auf Sie an; ſagte der Baron.

Nun, ich habe alſo hier viertauſend Thaler.

Und Sie, Herr Haspin? fragte der Baron, wollen Sie nicht auch einſtweilen dieſe vier Whiſtmarken nehmen bis die Taille zu Ende iſt. — Gut alſo für? — —

Nun, wir wollen jede hundert Thaler gelten laſſen.

Alſo aufgemerkt, meine Herren! —

Es ſtanden zwölfhundert Thaler auf dem Spiele.

Der Baron und der Graf lachten herzinniglich über den guten Erfolg, mit welchem ſie Herrn Haspin verblendeten.

Der gute Mann gewann in der That eine hohe Meinung von dem coloſſalen Reichthum der beiden vornehmen Herren.

Der Baron ſchlug ab — er gewann beide Karten.

Baron; ſagte der Graf, Sie nehmen für die neunzehnhundert Thaler, die ich Ihnen das letzte Mal abgewann, vollſtändige Revange. Ich ſetze nochmals tauſend Thaler — aber nun bitte ich —

Ich ſetze abermals hundert; ſagte Haspin.

Der Graf lächelte ſo ironiſch, daß Herr Haspin ſich über ſeine Kleinmüthigkeit zu ſchämen begann.

Nehmen Sie die Marke für zweihundert Thaler, Herr Baron? fragte er.

Für tausend, wenn Sie wollen; versetzte der Baron.

Ich danke; entgegnete Herr Haspin, also gut für zweihundert.

Der Baron schlug ab.

Der Graf hatte verloren, Herr Haspin gewonnen.

Sieh da! sagte der Graf lächelnd, Herr Haspin ist kein schlechter Nachahmer.

Nun, ich setze diesmal diese beiden Marken, jede dreihundert.

Und ich setze meine letzte Marke; sagte der Graf, indem er sich erhob.

Der Banquier gewann beide Einsätze.

Ich werde aufhören; sagte jetzt der Graf. Sie sind zu sehr im Glücke; man könnte heute sein ganzes Vermögen bei Ihnen zusetzen. Ich schulde Ihnen fünftausend Thaler, Herr Baron. Ich werde Ihnen diese Summe morgen durch meinen Banquier zusenden lassen.

Bitte, bitte; versetzte der Baron verbindlich, es hat solche Eile nicht.

Und ich schulde Ihnen tausend Thaler, Herr Baron; sagte Haspin, indem er lächelte, als mache es ihm Vergnügen, in so vornehmer Gesellschaft sein

Geld verspielt zu haben; Sie werden es morgen erhalten.

Bitte, bitte; wiederholte der Baron, beeilen Sie sich nicht, ich werde es mir schon gelegentlich eincassiren.

Ich mache dergleichen Dinge gerne rasch ab; entgegnete Haspin.

Meine Herren; sagte der Baron jetzt, ich bin jederzeit bereit, Ihnen Revange zu geben, verfügen Sie also über mich.

Nun, vielleicht nächsten Sonntag, wenn ich die Ehre haben werde, Sie bei mir zu sehen; sagte Haspin.

Mit Vergnügen; versetzte der Baron.

Ja, der Baron muß uns Kapital und Zinsen zurückerstatten; sagte der Graf, indem er dem Baron die Hand zum Abschiede reichte.

Sie werden sich schon an der Börse für Ihren heutigen Verlust zu revangiren wissen; entgegnete der Baron.

Das ist wohl möglich; versetzte der Baron — ich hatte vorige Woche mit einem Coup achtzig Tausend —

Achtzig! — rief Herr Haspin unwillkürlich, indem er seinen Hut aus der Hand fallen ließ.

O, man verliert auch mal wieder so viel; wandte der Graf gleichmüthig ein.

Sie und verlieren! bemerkte der Baron, wann haben Sie schon jemals an der Börse verloren?

Nun, doch zuweilen.

O, ja, wenn Sie verlieren wollten.

Der Graf reichte nun Herrn Haspin die Hand. Es wurde dem guten Manne ganz feierlich zu Muthe, als er die fünf Finger hielt, welche sich so vortrefflich auf das Börsenspiel verstanden und achtzig Tausend Thaler mit einem Male einzustreichen wußten.

Herr Haspin verabschiedete sich nun ebenfalls, er begleitete den Grafen eine Strecke und ging dann sehr erregt, aber zufrieden mit dieser neuen glänzenden Bekanntschaft nach Hause.

Indessen war der Graf wieder zu seinem Kumpane zurückgekehrt. Diese beiden Herren theilten jetzt ein ganz hübsches Sümmchen brüderlich mit einander. Wenn Herr Haspin hätte vernehmen können, wie sehr man ihn jetzt auslachte!

Möchte der eitle Mann aus seiner Verblendung erwachen, ehe es zu spät ist! —

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

In demſelben Verlage erſcheint ferner:

Paris im Beichtſtuhl

von

Louis Rogeard.

Deutſche Original-Ausgabe

in 25—30 Heften à 5 Ngr.

Dies Werk iſt weit entfernt, eine Nachahmung der Pariſer Geheimniſſe zu ſein, nichts deſto weniger wird die darin enthaltene Schilderung des jetzigen Paris in allen ſeinen Beziehungen, moraliſchen, ſocialen, politiſchen ꝛc., durch die Neuheit der Gewandung, durch Kühnheit der Dictionen, durch die unerſchrockene Darlegung nicht etwa erdichteter, ſondern wahrer und wirklicher Thatſachen, welche bisher noch Niemand vor die öffentliche Meinung der gebildeten Welt hinzuſtellen vermocht und gewagt hat, überraſchen und nicht geringes Aufſehen erregen.

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Siebenter Band.

Unter dem Schleier der Nacht.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Gustav J. Burfürst.
1867.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten!

Der Autor.

Erstes Kapitel.

Oheim und Neffe.

Herr Haspin war ein Mann von feiner Lebensart. Er hatte eine bedeutende Summe mit dem größten Gleichmuth verloren. Aber selbst als Herr Haspin in seinem Hause war, lag keine Wolke von Verdrießlichkeit auf seiner Stirn. Froh und vergnügt sagte er zu seiner Tochter, die ihm entgegen kam:

Malchen, ich habe mich ausgezeichnet amüsirt!

Das freut mich, Vater; versetzte Amalie, indem sie ihrem Vater den Hausrock reichte.

Du glaubst es gar nicht, welch ein charmanter Mann dieser Baron ist; so höchst nobel, so höchst liebenswürdig. Malchen, das wäre ein Gentlemänchen für Dich! —

Für mich? — Gott bewahre mich, lieber Vater!

Wovor soll Dich Gott bewahren? sagte Haspin. Doch nicht etwa davor, daß Du Frau Barenin würdest?

Ja, davor! sagte Amalie sehr fest und entschieden.

Du bist eine große Närrin, versetzte Haspin; was ist Dir in den Kopf gefahren? Ich wollte, der Baron würbe um Dich, ich würde auf der Stelle zugreifen.

Ich aber gewiß nicht, lieber Vater; sagte Amalie.

Nun möchte ich doch wirklich wissen, was Du an dem Baron auszusetzen hast? fragte Haspin.

Gar nichts; versetzte Amalie.

Wenn Du also an ihm nichts auszusetzen hast, —

Möchte ich dennoch nicht Frau Baronin werden; denn ich bin in den Baron keineswegs verliebt, lieber Vater.

Nun so verliebe Dich doch in ihn, Du Närrchen.

In diesen Herrn Baron niemals, lieber Vater; er hat so etwas, was ich Dir nicht näher beschreiben kann, was mir aber im höchsten Grade mißfällt. Der Mann ist so entsetzlich arrogant; er scheint mir eine so überlegene, wichtige Miene gegen Dich anzunehmen, als müßtest Du so recht von der Erkenntniß durchdrungen sein, daß Du einen Herrn Baron vor Dir hast.

Malchen, Du bist wirklich eine Närrin; ungezwungener, höflicher, vertraulicher als der Baron kann man nicht gut sein.

In dieser Vertraulichkeit eben liegt seine Unverschämtheit; ich kann Dir das nicht so genau beschreiben, aber Du kannst mir glauben, daß ich Recht habe.

Nun, ich habe ihn auf Sonntag zum Diner eingeladen; was gilt die Wette, daß Du von dem Baron eben so sehr entzückt sein wirst, wie ich?

Gut, Väterchen, die Wette gilt! sagte Amalie, der ein genialer Gedanke durchs Köpfchen schoß.

Du bist schlau, Amalie; entgegnete Haspin. Du wirst mir nicht die Wahrheit sagen.

O, gewiß, Väterchen!

Nun, wie wollen wir die Wette stellen?

Wenn ich am Sonntage zugeben muß, daß der Baron durch seine Liebenswürdigkeit meine Abneigung gegen ihn besiegt hat, dann zahlst Du mir fünfhundert Thaler aus, mit denen ich nach Belieben schalten kann.

Und wenn Du das Entgegengesetzte behauptest; fragte Haspin, wenn Du Dich nicht für überwunden erklärst, was habe ich dann von Dir zu erwarten?

Ja, was soll ich Dir geben? fragte Amalie nachdenklich. Ich habe höchstens funfzig Thaler in meiner Sparbüchse.

Nun, dann giebst Du mir das Versprechen, daß Du den Baron heirathen wirst, wenn er um Deine Hand bei mir anhält.

Die Wette ist ungleich, lieber Vater; versetzte Amalie.

Das finde ich nicht, denn Deine Einwilligung müßtest Du mir auch umsonst geben; Du kannst bei der Wette also nur gewinnen.

Nicht für Millionen würde ich in eine Ehe einwilligen, die mir mißfiele, lieber Vater.

Aber wenn Du Dich hartnäckig gegen eine Ehe sträubtest, die nach meinem Sinne wäre, dann weiß ich nicht, ob ich Dich nicht zwingen würde, Amalie.

Nein, Vater, das würdest Du nicht thun; sagte Amalie entschieden.

Ich würde es ganz gewiß thun; entgegnete Haspin ebenso bestimmt. Aber wir wollen uns darum jetzt nicht streiten. Was giebst Du mir also, wenn Du mir am Sonntage erklärst, der Baron habe Dir nicht gefallen?

Ich will Dich dann mit etwas überraschen, aber ich sage Dir nicht womit.

Ei, das klingt ja ganz mysteriös. Nun meinetwegen, ich sage topp. Aber ich halte Dich wahrhaftig beim Wort, Amalie!

Und ich Dich wahrlich auch, lieber Vater. Wenn ich Dir also Sonntag erkläre, daß der Baron mir gefällt, dann erhalte ich von Dir sofort fünfhundert Thaler zu jedem beliebigen Gebrauch ausgezahlt?

Ja, die sollst Du haben; sagte Haspin schlaulächelnd.

Diese Wette war wirklich eine der merkwürdigsten, welche je gemacht worden sind. Wenn Jedes der Wettenden auf den Gewinn gerechnet hätte, so wäre das ganz gewöhnlich gewesen; aber bei dieser Wette rechnete so-

wohl Herr Haspin als auch Amalie auf den Verluſt, und Jedes freute ſich auf den Verluſt ſeiner Wette mit einem ſo ungeheuchelten Frohſinn, daß Beide den Sonntag über höchſt vergnügt waren. Niemals hatte Amalie ſo reizend, ſo himmliſch, ſo heiter ausgeſehen, wie an dieſem Sonntage, da ſie am Arme ihres Vaters nach dem Odeum ging. Es war wirklich kein Wunder, daß ſie allgemeines Aufſehen erregte, und Jedermann, der ihnen begegnete, zu ſagen ſchien: Welch' ein reizendes Mädchen!

Aber hinter den Bäumen, welche den Weg nach Kemperhof beſchatten, trat ein junger Mann hervor, ſchlank, blond, mit einem intereſſanten Stutzbärtchen und folgte den Beiden Schritt auf Schritt. Der junge Menſch ſchien ſeinem Außern nach ein Künſt'er zu ſein, einer jener genialen Köpfe, welche den Weg durch das Leben auf ihre Weiſe machen. Er hatte einen ſtolzen Gang, einen ſichern, kecken Blick, und durch ſeinen abgetragenen fadenſcheinigen Rock hindurch machte ſich jenes noble Weſen bemerkbar, welches edle Naturen in keiner Lage des Lebens, ſelbſt mitten im Schlamme gemeiner Sorgen und Nöthen, nicht verleugnen. Haspins Augenbrauen ſahen heute ſo gemüthlich aus, wie es nur immer möglich war, denn es ſchmeichelte ihm nicht wenig, daß er mit ſeiner Tochter ſo viel Aufſehen erregte. Er war ſo glücklich, daß er ſich über nichts zu ärgern

vermochte. Es freute ihn ordentlich, heute Geld verloren zu haben, zumal an den Baron; es freute ihn die Aussicht, bald wieder fünfhundert Thaler zu verlieren; vielleicht gar hätte es ihn gefreut, wenn ihm sein Neffe begegnet wäre, oder wenn er, daheim angekommen, seine Thüren erbrochen und sich beraubt gefunden hätte.

Der junge Mann machte plötzlich eine Wendung und schlug einen kleinen Seitenpfad ein, dann ging er Haspin und seiner Tochter entgegen. Beide bemerkten ihn nicht gleich. Und je heiterer Amalie aussah und mit der freundlichen Frühlingssonne um die Wette zu lächeln schien, desto finsterer wurde das Gesicht des jungen Mannes. Seine Züge, sagten es ganz deutlich: Wie kann sie lachen!

In diesem Augenblicke war er Amalien ganz nahe gekommen. Sie bemerkte ihn und sofort schwand das heitere Lachen auf ihrem holden Antlitze. Es war ein kurzer beredter Moment. Amalie nickte mit dem Haupte, der junge Mann erwiderte den Gruß. Jetzt bemerkte ihn auch Herr Haspin, er zuckte am Arme seiner Tochter zusammen wie ein Fisch, der sich in die Angelruthe verbissen, sah seine Tochter mit weit in die Höhe gezogenen Augenbrauen an und machte ein so ernstes, strenges Gesicht, wie er es seit langer Zeit nicht gezeigt hatte.

Verfolgt uns denn der Taugenichts überall? sagte

er. Amalie, die Sache muß ſich ändern, und ſie ſoll ſich bald ändern, ich gebe Dir mein Wort darauf!

Amalie konnte trotz dieſes Ausrufes nicht umhin, ſich noch einmal nach dem jungen Manne umzublicken, der bereits an ihnen vorüber gegangen war. Auch er ſah ſich um, und noch einmal ſagte ein halbverſtohlener Gruß von beiden Seiten, daß dieſe beiden Herzen ſich nicht fremd ſtanden.

Malchen! Malchen! rief Herr Haspin, Du willſt mich durchaus unglücklich machen. Ich war ſo vergnügt. Dieſer Landſtreicher hat mich um meine Heiterkeit gebracht.

Warum ſoll nicht auch er im Thiergarten die herrliche Luft genießen? wandte Amalie ein. Welches Unrecht begeht er mit dieſer Handlung, lieber Vater?

Iſt dieſes Begegnen wohl Zufall? fragte Haspin ärgerlich.

Ganz gewiß, lieber Vater. Konnte er wiſſen, daß wir heute um dieſe Stunde auf dieſer Stelle ſein würden?

Du ſiehſt, daß er es wußte. Dieſer Patron ſpionirt Alles aus, aber ich lege ihm das Handwerk, verlaß Dich darauf, Amalie.

Amalie ſah ihren Vater bittend an, aber dieſer war hart wie Eiſen, wenn es ſeinem Neffen galt. Herr Haspin hatte heute eine große Summe verſpielt und

konnte dennoch freundlich sein und lachen; aber er würde, wenn ihm sein Neffe, um eine kleine Gabe bittend, die Hand entgegengestreckt hätte, diese unwillig zurückgestoßen haben. Woher kam dieser Haß? Was hatte ihm dieser junge Mann zu Leide gethan? Was hatte er ihm Böses zugefügt? — Nichts! Seht Euch in Euern nächsten Kreisen um, meine Leser, prüfet Eure eigenen Herzen und dann sagt Euch, wie viel von den Empfindungen des Herrn Haspin in den Euren lebt, und wie oft sich diese Verhältnisse im Leben finden. Wo herrscht oft wohl größere Feindschaft, als im Schooß der Familie? Wo größere Gleichgültigkeit, wo größere Zurücksetzung der Armen durch die vom Glücke besser Begünstigten? Und während die Familien fest und innig zusammen halten, sich gegenseitig moralisch und materiell stützen, sich Freunde in der Noth, treue Gefährten in Leid und Freud sein sollten — wo ist mehr Haß, mehr Neid, mehr Verachtung und Verfolgungssucht, als innerhalb der Familien? —

Herr Haspin hatte von seinem Vater ein ziemlich bedeutendes Vermögen ererbt. Eignes Glück vermehrte es. Sein Neffe, der Sohn seiner Schwester, welche an einen Beamten verheirathet war, hatte früh seine Eltern verloren. Arme Verwandte nahmen ihn auf, und der König bewilligte eine kleine Unterstützung zu seiner Erziehung. Der Knabe hatte viel Talent und lernte mehr durch sich

ſelbſt, als durch Schule und Lehrer. Herr Haspin begann ſich für ihn erſt zu intereſſiren, als ſeine Tochter alt genug war, den Verluſt ihrer Mutter zu empfinden, und Verſtand genug beſaß, den armen Couſin zu bedauern, der weder Vater noch Mutter hatte. Sie bat ihren Vater ſo lange, bis er den Knaben ins Haus nahm, und bald hatte ſich zwiſchen Beiden ein inniges geſchwiſterliches Verhältniß gebildet. Herr Haspin war davon eigentlich nicht ſehr erbaut und er wollte den Knaben ſchon mehrere Male wieder fortſchicken, unterließ es jedoch auf inniges Bitten ſeiner Tochter. Aber er überwachte die beiden Kinder argwöhniſch ſo viel er irgend vermochte und tröſtete ſich mit der Beſtimmung, daß ſein Neffe gleich nach der Confirmation in ein bedeutendes Geſchäft in Cöln als Lehrling eintreten ſollte. Oskar jedoch erklärte ſofort, als ihm ſein Oheim dieſen Plan eröffnete, daß er zum Kaufmann weder Befähigung noch Neigung verſpüre, und daß er ſich zum Schriftſteller ausbilden würde.

Zum Schriftſteller! — Wer da das Hohnlachen dieſes klugen, praktiſchen, reichen Herrn Haspin geſehen hätte! — Zum Schriftſteller! — Ob nicht alle klugen, reichen und praktiſchen Herren dazu gelacht hätten? — Die Folge dieſer einfältigen Antwort des jungen Oskar Barnim war ſeine ſofortige Verſtoßung, und von nun an, obgleich erſt fünfzehn Jahre alt, ſtand der junge

Mensch auf eigenen Füßen. Er gab Unterricht, er überſetzte, er lehrte und lernte zugleich; er gewann ſeinen Unterhalt, aber es lag in der Natur der Umſtände, wie wir wohl nicht näher auszuführen brauchen, daß der junge Menſch manchen ſchweren Kampf zu beſtehen hatte und daß er, ſo fleißig er auch war, doch nur kümmerlich exiſtirte.

Vergebens ſtrengte ſich Amalie an, ihren Vater zu verſöhnen. Obwohl ſie ſein Abgott war, obwohl er ſie in der That ſo innig liebte, wie ein Menſch ſeiner Art nur lieben konnte, ſo blieb er dennoch taub gegen ihre Bitten, ſobald dieſelben ſeinen Neffen betrafen; und es begann zwiſchen ihm und dem jungen Menſchen ein Kampf auf Tod und Leben. Oskar hatte, als er das Haus ſeines Oheims verließ, dieſem geradezu erklärt, daß er keine Gelegenheit verſäumen würde, ſeine Couſine zu ſehen und zu ſprechen. Haspin bat nun ſeine Tochter flehentlich, ihm ein ſo großes Herzeleid zu erſparen und jede Gelegenheit zu meiden, mit dem Taugenichts zuſammen zu kommen; und Amalie, welche ihren Vater zu gut kannte, gab ihm dieſes Verſprechen, denn ſie befürchtete, das ein hartnäckiger Widerſtand von ihrer Seite ihren Vater nur noch mehr reizen und am Ende veranlaſſen würde, Berlin gänzlich zu meiden. Sie ſchrieb nun an ihren Couſin, daß, ſo entſetzlich es ihr auch ſei, ſie ihn vorläufig nicht ſehen könne. Sie würde ihn

jedoch nie vergeſſen, und er könne immer auf ihre herzliche Theilnahme und ſchweſterliche Liebe rechnen. Sie hoffe auch, daß ſie mit der Zeit die Härte ihres Vaters beſiegen und ihm ſeine Zuneigung wieder gewinnen würde; ſie rechne jedoch darauf und bäte ihn innigſt darum, daß er alles vermeide, was die Kluft zwiſchen ihm und ihrem Vater erweitern könne. Er würde ſie ſonſt dadurch in die mißlichſte Lage bringen, denn ſie würde nie gegen den beſtimmt ausgeſprochenen Willen ihres Vaters handeln. Er ſolle beharrlich, ſo weit er es vor ſeinem guten Gewiſſen verantworten könne, ſeinen Weg verfolgen. Sie traue ihm Geiſt, Talent und Willenskraft genug zu, ſich eine Stellung zu erringen, die ihm die Achtung der Welt und ein anſtändiges Auskommen ſichern würde. Wenn er irgend einen Wunſch an ſie habe, dann möge er ihr ſchreiben, und zwar an ihre Amme, die alte Paddelke, die dann und wann zu ihnen komme. Er könne jederzeit ſich der ſchleunigſten Antwort verſichert halten, und er ſolle ſchließlich den Muth nicht verlieren Sie grüße ihn ſchweſterlich innig und liebevoll als ſeine immerwährende Freundin Amalie Haspin.

So liebevoll nun dieſer Brief auch geſchrieben war, ſo fühlte ſich der junge Menſch doch gekränkt. Er hielt es für einen Mangel an Theilnahme, für Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit, daß ſeine Couſine ihrem Vater Gehorſam leiſten und jedes perſönliche Zuſammentreffen mit

ihm vermeiden wollte. Er meinte, kein großherziges Mädchen würde einem Vater, der so etwas verlange, Gehorsam gewähren. Genug, er schmollte und schrieb an seine Cousine direct per Stadtpost:

„Da sie ihn, ebensowohl wie ihr Vater, in den Bann erklärt, so danke er herzlich für die bisher gewährte schwesterliche Theilnahme. Er hoffe diese zwar auch ferner zu verdienen, aber er habe einen zu großen Respect vor ihrem kindlichen Gehorsam, als daß er ihn jemals in Versuchung zu führen beabsichtige. Ihrer Versicherung, seiner auch ferner schwesterlich gedenken zu wollen, schenke er gerne den aufrichtigsten Glauben; was aber ihn beträfe, so würde er sich gewiß die ernstlichste, wenn auch schmerzlichste, Mühe geben, sie zu vergessen, und er glaube daß dieser Entschluß für die Ruhe ihres Vaters sowohl als auch für ihre eigene gewiß der ersprießlichste sei."

Als Amalie diesen Brief empfing, weinte sie bitterlich und bewahrte ihn wie eine ehrwürdige Reliquie in ihrem Nähtisch auf. Der junge Trotzkopf aber hielt sein Wort. Er ließ zwei Jahre lang von sich nichts sehen und hören.

An ihrem siebenzehnten Geburtstage endlich erhielt Amalie eine Zusendung mit der Post, welche ein Packet enthielt. Als sie es öffnete, lachte ihr ein prächtig ge-

bundenes, mit Gold auf rothem Grunde reich verziertes Buch entgegen. Mit pochendem und ahnendem Herzen öffnete sie es. Ihr Herz hatte sie nicht getäuscht; es war Oskars Erstlingswerk, eine poetische Erzählung, welche von der literarischen Welt freudig willkommen geheißen wurde und den jungen Dichter in die Literatur ehrenvoll einführte. Das Packet trug den Poststempel Leipzig, aber kein Brief war diesem Buche beigefügt, nicht einmal ein Gruß.

So ungerecht der junge Mensch nun auch gegen Amalie war, so lag doch etwas Achtungswerthes in dieser seiner Zurückhaltung. Denn Amalie, weniger ungerecht als ihr Cousin, war davon überzeugt, daß diese Zurückhaltung ihm nicht leicht wurde. Ihre Freude über das Buch war tief, innig; sie küßte und las es, und las und küßte es hundertmal, und beschloß den Versuch zu wagen, nachdem sie zwei Jahre von ihrem Cousin keine Silbe gesprochen hatte, ihren Vater einmal wieder an Oskar zu erinnern. Sie zeigte ihm das Buch. Haspin aber, weit entfernt, durch diesen Beweis von dem Talente und dem redlichen Streben seines Neffen versöhnt zu werden, packte das Buch, indem er vorgab, es lesen zu wollen, wieder ein und sandte es mit einem kurzen Briefchen an den Verleger in Leipzig mit der Bitte, es dem Verfasser zuzusenden, zurück. In dem Briefe schrieb er:

„Meine Tochter verbittet ſich alle Zuſendungen; umſomehr da ſie jetzt Braut iſt.“

Jedoch wie immer, wenn der Bogen zu ſtraff geſpannt wird, ſo verfehlte auch Herr Haspin durch dieſe Hartherzigkeit ſein Ziel. Oskar, durch die Nachricht ſeines Oheims aufs tiefſte erſchüttert, machte ſich auf nach Berlin, um ſeine Couſine noch einmal zu ſprechen. Er konnte ihr nicht zürnen, er beſchuldigte in ſeinem Herzen ſich ſelbſt. Warum ſollte ſie nicht Braut ſein? — Hatte er noch irgend ein Recht, ſelbſt nur an ihre ſchweſterliche Liebe, nachdem er ſie von ſich gewieſen und ſo lange Zeit ſo hartnäckig geſchwiegen hatte? Konnte ſie eine Ahnung davon haben, was er in dieſer Zeit gelitten, wie er um ſie gekämpft und geduldet hatte? — Aber ſie ſollte es jetzt erfahren. Er wollte zu ihr eilen, ihr mit glühenden Worten ſchildern, wie ſehr er ſie immer geliebt und noch liebe, wie ſie für ihn der gute Genius geworden, der ihn beherrſche, aus dem er ſein Leben, ſein Streben, ſeine Kraft ſchöpfe, und wie er der elendeſte, unglücklichſte Menſch ſein würde, wenn er der Hoffnung, dereinſt von ihr geliebt zu werden, entſagen müſſe. Kaum in Berlin angekommen, ging er geradeswegs zu ihr hin. Er wollte den harten Sinn ſeines Oheims ſelbſt zu brechen ſuchen, aber er traf ſeine Couſine allein. Als er zu ihr hereinſtürmte, als ſie ihn erblickte, groß, ſchön, mit dem intereſſanten, geiſtvollen

und kühnen Antlitze, da sank sie mit Freudenthränen an seine Brust, und in sprachlosem Entzücken hielt sie der junge Mann umfangen.

Aber wer malt ihr Erstaunen, als sie nun hörte, welche Veranlassung ihn zu ihr geführt? Wahrlich, eine harte Prüfung für sie. Sie konnte ihren Vater nicht vertheidigen, und ebenso wenig wollte sie ihn Oskar gegenüber beschuldigen. Es sei möglich, sagte sie, daß ihr Vater an ihre baldige Verheirathung gedacht habe; sie sei aber keineswegs verlobt, auch sei ihr durchaus kein junger Mann bekannt, von dem sie annehmen könne, daß er um ihre Hand bei ihrem Vater angehalten habe. Kaum hatte Amalie ihren Cousin in dieser Weise beruhigt, als Herr Haspin erschien, und Onkel und Neffe standen sich nun gegenüber.

Es war anzuerkennen, daß Oskar, trotz seiner Jugend, trotzdem, daß ihn die Leidenschaft beherrschte, sich dennoch mit einer Würde benahm, die seine Cousine für ewig an ihn kettete. Es bedurfte kaum ihres flehentlichen Blickes, um seinen Zorn zu sänftigen und ihm die Achtung einzuflößen, welche er Amaliens Vater, zumal in ihrer Gegenwart, so lange es irgend möglich war, zollen mußte. Ja, Oskar hatte Selbstverleugnung genug, seinen Oheim in Allem, was er bisher gegen ihn unternommen hatte, zu entschuldigen.

Ich gebe zu, sagte er, daß Sie mich in der

besten Absicht von der Welt, um mich zur Umkehr auf der, nach Ihrer Meinung, für mich gefährlichen Bahn zu bewegen, auf eine so verletzende Weise behandelt haben. Ich gebe zu, daß ich nicht die, Ihren väterlichen Absichten gebührende Rücksicht gegen Sie genommen habe, und daß Sie deshalb sich von aller Verantwortlichkeit in Bezug auf den von mir erwählten Lebensberuf lossagen wollten. Aber ich bitte Sie, ich flehe Sie an, noch einige Jahre mit mir Geduld zu haben und Amaliens Hand bis dahin nicht zu vergeben. Ich werde, wie bisher so auch fernerhin, Ihren väterlichen Willen respectiren; ich werde Berlin sofort wieder verlassen; auch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß während der Zeit meiner Abwesenheit Amalie niemals einen Brief von mir erhalten soll, und wenn ich's binnen drei bis vier Jahren nicht zu einer anständigen, ehrenvollen Stellung gebracht habe, nun, dann will ich, wenn auch mit gebrochenem Herzen, auf Amaliens Hand verzichten und weder Sie noch Ihre Tochter werden mich jemals wieder sehen.

Diese würdigen Worte, vereint mit Amaliens Bitten, würden Herrn Haspin vielleicht etwas gerührt haben, wenn er nicht so entsetzlich praktisch, so ganz und gar Geldmensch gewesen wäre. Er lachte den jungen Menschen höhnisch aus, welcher mit der Feder sich eine Stellung erwerben wollte, welcher stolz war auf das,

was er einen Erfolg nannte, und was ihm vielleicht keinen Groschen eingebracht habe. Was er der Welt genützt mit seinen Versen? fragte er. Ob sie nicht der Verleger aus Gnade und Barmherzigkeit gedruckt habe? — Aus Gnade und Barmherzigkeit! — Vielleicht hatte Haspin recht, aber der junge Mann krümmte sich unter dem vielleicht nur allzuwahren Hohne dieser Worte. Er fragte nun seinerseits, was Haspin der Welt mit seinem Kornwucher genützt? — Was er beschaffe, indem er den Armen das Brod und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse vertheuere, um für sich selbst Tausende zu gewinnen? Was er damit beschaffe, daß er so gut das Einmal Eins studirt habe und solches so gut auf das Leben anzuwenden wisse? — Was er damit beschaffe, daß er nichts achte, als eine volle Börse, die oft nur durch die schmutzigste Gesinnung gefüllt worden sei?

So ruhig Oskar früher gewesen, so leidenschaftlich wurde er jetzt. Der Hohn seines Oheims hatte den Damm durchbrochen, hinter welchem Amaliens flehentlicher Blick bisher seine Leidenschaft zurück gehalten, und so folgte Hohn auf Hohn, Drohung auf Drohung. Haspin verkündete seinem Neffen ewige, unversöhnliche Feindschaft, und dieser betheuerte, daß er jetzt seine Tochter *ohne* seine Erlaubniß lieben, daß er sie täglich sehen, und daß er ihr folgen wolle, wohin sie sich auch wenden und was auch daraus entstehen möge.

Oskar hielt Wort. Wenn Haspin mit seiner Tochter ausging, was jeden Tag zu geschehen pflegte, dann folgte ihm der junge Mann auf dem Fuße. Er hatte gerade Haspin gegenüber sich eine elegante Stube gemiethet, die er theuer bezahlen mußte, nur um seine Cousine dann und wann am Fenster zu sehen und zu wissen, wann sie ausging. Haspin war außer sich vor Wuth, er wollte sofort wieder ausziehen, aber der Gedanke, daß ihm Oskar ja auch in der neuen Wohnung denselben Streich spielen konnte, hielt ihn von der Ausführung dieses Entschlusses zurück. Er hoffte übrigens, seinem Neffen auf eine andere Weise beizukommen. Er miethete das gegenüberliegende Zimmer zu einem höhern Miethspreis. Oskar mußte ausziehen. Tags darauf wohnte er eine Treppe höher. Haspin hätte das ganze Haus, ja alle Häuser auf jener Seite miethen müssen, um das vis-à-vis seines Neffen zu verhindern. Natürlich wurde Haspins Haß durch diese hartnäckige Opposition bis zum Aeußersten gesteigert. Er besuchte die theuersten Lokale, weil er hoffte, die beschränkten Verhältnisse, in denen sein Neffe lebte, würden diesem nicht gestatten, ihm auch dorthin zu folgen. Aber es war, als wenn sich auf einen bloßen Wink dieses jungen Menschen alle Thüren und Thore öffneten. Nichts schien ihm zu theuer zu sein. Oskar fand sowohl durch sein literarischen Verbindungen, als auch durch andere Mittel und

Wege, überall Zutritt. Es war nur zu gewiß, daß der junge Menſch durch hartnäckiges Verharren in dieſer ſonderbaren Oppoſition gegen ſeinen Oheim ſehr viel Zeit verlor und ſich in Schulden ſtürzte, und daß Amalie, abgeſehen von andern ſchmerzlichen Gefühlen, für ihn zu zittern begann. Sie ſchrieb an ihn, ſie bat ihn flehentlich, von ſeinem bisherigen Benehmen abzuſtehen.

„Sie würde ſich glücklich ſchätzen, ihn dann und wann zu ſehen, aber es ſei ihr wehe ums Herz, wenn ſie bedächte, welche große Opfer an Zeit und Geld er ſeiner jetzigen Lebensweiſe brächte, und wie er leider dadurch die Brücke zwiſchen ihm und ihrem Vater gänzlich abbräche.“

Darauf erwiderte Oskar kurz und herzbrechend für die arme Amalie:

„Die Brücke betrachte er bereits als abgebrochen. Zeit, Geld und Leben hätten keinen Werth und nur Eins habe noch Reiz für ihn, ihrem Vater zu zeigen, daß er, der arme Teufel, Talent genug beſitze, ihn mit allen ſeinen Schätzen zur Verzweiflung zu bringen.“

Und Oskar fuhr in ſeinem ſonderbaren Verfolgungsſyſtem fort. Herr Haspin mußte ſich zuletzt doch entſchließen, die Miethe für ein Jahr zu opfern und auszuziehen. Er triumphirte, als er endlich eine Woh-

nung gefunden hatte, der gegenüber mehrere Regierungsgebäude, eine Schule und andere öffentliche Anstalten lagen. Er war dadurch wenigstens vor dem bisherigen unmittelbaren vis-à-vis seines ihm verhaßten Neffen gesichert. Er zog bei Knittel ein. Aber was that Oskar? Er hatte nicht sobald in Erfahrung gebracht, was man in Berlin sehr leicht erfährt, daß Herr Haspin aus- und wohin er ziehen würde, als er im selben Hause drei Treppen hoch miethete, seiner Wäscherin die Wohnung abtrat und sich nur ein Zimmer vorbehielt. Als Amalie dies gewahrte, entschloß sie sich das Aeußerste aufzubieten, um den jungen Mann zur Aenderung seines Benehmens zu bewegen. Sobald ihr Vater das Haus verlassen hatte, ließ sie Oskar herunter rufen und machte ihm die dringlichsten Vorstellungen. Sie erklärte ihm, daß er durch Fortsetzung seines Benehmens ihre Liebe völlig verscherzen, daß sie aber, wenn er es ändern wolle, Alles aufbieten würde, ihren Vater umzustimmen. Schließlich gebe sie ihm das heilige Versprechen, nie einem andern Mann angehören zu wollen. Aber er solle Geduld haben — sie seien ja Beide noch jung, die Zeit würde Alles ändern. Er solle wieder mit Ernst an seinen erwählten Beruf gehen, und sie wolle es jede Woche einmal möglich machen, ihn zu sprechen. Er solle ihr aufrichtig sagen, wie er

jetzt stehe, und ob er nicht durch seine jetzige Lebensweise tief in Schulden gerathen sei?

Oskar, durch die Vorstellung seiner Cousine tief bewegt, durch ihr Versprechen, niemals einem andern Manne angehören zu wollen, beruhigt, versprach, von seinem bisherigen Benehmen abzustehen. Daß er tief verschuldet sei, leugnete er nicht, aber er würde seine Schulden bezahlen. Er zog auch sofort von Knittel aus und miethete sich eine bescheidenere Wohnung. Herr Haspin athmete ordentlich auf. Er glaubte durch seinen Umzug diese glückliche Veränderung hervorgerufen zu haben, aber Amalie sagte ihm, daß sie mit ihrem Cousin gesprochen und daß er ihr zugesagt habe, sein Benehmen zu ändern, daß sie aber nun auch hoffe, er selbst werde gegen Oskar nachsichtiger werden. Amalie, welche entschlossen war, es sich zur Lebensaufgabe zu machen, ihren Vater für ihren Cousin günstig zu stimmen, sprach nun alle Tage von ihm. Ja, sie machte ihrem Vater kein Hehl daraus, daß sie Oskar versprochen hatte, wöchentlich wenigstens einmal mit ihm zusammen zu kommen; denn sie könne es nicht länger ertragen, fügte sie hinzu, die Veranlassung einer so traurigen Feindschaft zwischen zwei so nahen Verwandten zu sein.

Herr Haspin wurde sehr ungehalten, er untersagte es seiner Tochter strenge, mit ihrem Cousin zu sprechen, und um der Sache ein- für allemal ein Ende zu machen,

drohte er, ihr den ersten Besten, der um sie anhalten würde, zum Ehemanne geben. Es gelang dem Mädchen allerdings, ihren Vater wieder zu besänftigen, und durch ein Benehmen, welches ihrem Verstande ebensowohl wie ihrem Herzen zur Ehre gereichte, wußte sie, trotz ihrer Erklärung, daß sie ihren Cousin nicht zur Verzweiflung bringen wolle, jede Erbitterung zwischen ihr und ihrem Vater zu verhindern.

Aber durch die heutige Begegnung mit Oslar, die allerdings nur zufällig war, wurde der Haß des Onkels gegen seinen Neffen von Neuem gereizt, und Haspin beschloß in seinem Innern, was es ihn auch kosten möge, den Baron zum Schwiegersohn zu gewinnen.

Beschäftigt mit diesem Gedanken, dessen Verwirklichung ihm nicht allzuschwierig schien, und vom Liebreiz seiner Tochter überwunden, gewann Herr Haspin allmählig seine Heiterkeit wieder und unterdrückte seinen Groll. Es trat, wie gewöhnlich nach diesen Streitigkeiten, ein vollkommener Waffenstillstand zwischen Vater und Tochter ein. Selbst wenn Amalie noch weiter gegangen wäre, würde ihr Haspin nicht länger gezürnt haben. Diese schnelle Unterdrücknng seines Zornes war nicht Folge seiner Gutmüthigkeit, sondern der Furcht, die Schönheit seiner Tochter könnte durch allzu langen Kummer zu Grunde gerichtet und es dann schwierig

werden, einen Schwiegersohn nach Wunsch zu finden und an dem verhaßten Neffen Rache zu nehmen.

Es war spät am Abende, als Herr Haspin mit seiner Tochter in die Stadt zurückkehrte. Hoch wirbelte der Staub, und das wirre Getöse der heimpilgernden, fahrenden und reitenden Städter war ohrbetäubend; die Stadt, dieses Ungeheuer mit zwanzig Rachen, hatte deren kaum genug, alle diese lebenden Wesen, Menschen, Wagen und Pferde aufzunehmen. Die Thorstraßen boten interessante Bilder dar. Die Zelten- und Thiergarten-Etablissements, die Neue Welt, die Biergärten vor dem Schönhauser- und Rosenthaler Thore, der Düstere Keller und der Bock, die Kaffeegärten der Hasenhaide, die Sommertheater und die Lokale in Moabit, kurz alle diese Vergnügungsorte, welche der Erholung und Zerstreuung der hartgeplagten Städter ein sonntägliches Asyl öffnen, spieen in bunten Haufen ihre Gäste aus. Wahrlich, der Pinsel eines genialen Künstlers hätte ergötzliche Bilder diesem Menschengewühle entnehmen können. Es schienen nicht Bewohner einer und derselben Stadt zu sein, welche sich durch die verschiedenen Thore jetzt über die Straßen ergossen. Dort herrschte die kräftige Vierschrötigkeit und die derben, rothen und gedunsenen Physiognomien vor, hier die schlanke Taille und die Bläße des vergeudeten Lebens; dort der Frack, hier der Ueberrock; dort die elegante, hier die bürger-

liche Toilette. Welch ein Genuß, auf einer Bank unter den Linden ſitzend, dieſe wandelnden Bilder an ſich vorüberziehen zu laſſen. Welche Launen der Liebe, des Geſchmacks und des Zufalls zeigen alle dieſe Ehepärchen, welche jetzt ermüdet und gelangweilt, die Koſten des genoſſenen Vergnügens überrechnend, dahin ſchlendern. Schlanke, zierliche Weiber mit dicken, unbeholfenen Männern; Männer wie Hopfenſtangen mit Frauen wie Tonnen. Kleine Männer mit großen Frauen, und Weibchen, die noch Kinder zu ſein ſchienen an den Armen ihrer rieſigen Ehemänner hängend. Ebenſo ſeltſam phantaſtiſch waren Schönheit und Häßlichkeit, Jugend und Alter, Liebenswürdigkeit und Abgeſchmacktheit gepaart. Familien mit einem halben oder ganzen Dutzend Kinderchen, welche den Schnellſchritt ihrer Eltern hemmten, führten Naturſcenen auf, deren kindliche Einfalt oft eben ſo rührend wie ergötzlich, oft eben ſo beleidigend für das Auge wie unangenehm für die Naſe war. Und dazwiſchen angehende Backfiſch-Pärchen voll ſüßer Harmloſigkeit auf den Geſichtern, voll von Träumen zukünftigen Glückes. Es ficht ſie nicht an, wie dort ein Vater im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Kind trägt, und wie dort die kleine Frau den jüngſten großen Bengel auf den Arm nehmen muß, weil er nicht mehr laufen will.

Glückliche Täuſchung der Liebe, welche ſich über alle Trivialitäten des Lebens hinwegträumt!

Endlich beginnen sich die dichten Menschenmassen zu lichten; die Locale werden leer. Die Stühle, um die man sich kurz zuvor noch gestritten, und die zu den gesuchtesten Erfrischungen gehört haben, stehen verlassen da, trauernd über den Wechsel des Lebens. Die Nachtigallen, diese Primadonnen der Lüfte, beginnen mit ihren Wiegenliedern den Tag in den Schlaf zu lullen, die Bäume rauschen und plaudern unbelauscht mit einander — vielleicht von ihren Jugendtagen. Die Erde aber wird schweigsam und geheimnißvoll wie eine alte brütende Kartenlegerin. Der Himmel schmückt sich wie ein großer Herr, der zu einem Hoffeste geht, mit Sternen und Brillanten und mit dem rothen Adlerorden erster Klasse, dem Monde. Auch die Straßen in der Sadt werden öde, aber die Steine erholen sich von den Millionen Fußtritten, die sie heute von den Menschen erhalten, welche so viel jünger sind und so viel kürzer leben als sie, und auf denen sie, das Recht der Wiedervergeltung übend, vielleicht dereinst als Leichensteine ruhen werden.

Zweites Kapitel.

Brües Flucht.

In Knittels Hause war ein förmlicher Krieg zwischen den Hofbewohnern entbrannt. Sobald Madame Grünholz erfahren hatte, daß Fräulein Massias sich bei dem Maulwurf, wie sie Knittel im Zorne nannte, einnisten wollte, erklärte sie der Frau mit dem spitzen Gesichte und der Coloristin und der Briefträgerin und überhaupt Jedem, der es hören wollte, daß sie ihr Recht behaupten und nicht einen Finger breit weichen würde. Ja, sie habe ein gutes Recht an Brües Hand, sagte sie, denn sie kenne ihn fast von Kindesbeinen an, so lange er bei dem Maulwurf wohne, und habe schon bei Lebzeiten ihres seeligen Mannes, sich gegen diesen mehr als einmal geäußert, der Brüe wäre just so ein Männchen für sie und sie würde ihn auch ganz gewiß heirathen, wenn er — Grünholz nämlich — einmal sterben sollte. Und sie habe dies sogar Herrn Brüe mitgetheilt, und nun sei sie vor Gott und Menschen seine rechtmäßige Braut und habe die Verlobung mit ihm vor einer Menge Zeugen gefeiert. Es sei, fuhr sie zornig fort, eine Unverschämtheit sonder Gleichen von einer Person, die in Berlin noch nicht einmal ein Zweigroschenbrod verzehrt, ihr den Besitz eines Mannes streitig machen zu wollen, der

ihr mit Leib und Seele angehöre. Sie heiße Madame Grünholz, und die ganze Nachbarschaft könne ihr bezeugen, daß sie nicht etwa pro forma, sondern in Wirklichkeit so heiße. Sie habe Gottlob ein paar Arme, die sich auf das „Holzen" sehr wohl verständen, und wenn sie auch kein Mann sei, so würde sie doch beweisen, daß sie sehr gut als solcher gelten könne.

Mit diesen Herzensergießungen verband sie die kategorische Erklärung an Brüe, sie hoffe, das er mit diesem „überseeischen" Fräulein — was sie mit dem Worte „überseeisch" sagen wollte, hat Brüe noch bis heute nicht begriffen —, welches sich schämen sollte, Heirathsgedanken zu haben, keine Sylbe sprechen würde. Er habe nun wohl eingesehen, daß sie mit ihm eben so, wie mit seinen niedlichen Thierchen umspringen würde, und übrigens verstehe sie sicher nicht mehr von der Wirthschaft, wie der Kuckuk vom Eierlegen.

Brüe wußte nicht gut, was er zu dieser Erklärung sagen sollte. Es that ihm allerdings sehr wehe, daß das Fräulein seine Menagerie in einen so traurigen Zustand gebracht hatte, aber es wollte ihm auch ganz und gar nicht behagen, der Madame Grünholz Staatsgefangener zu sein. Denn unter dem Vorwande, ihn vor des Fräuleins Zudringlichkeit schützen zu wollen, hielt sie ihn während des ganzen Tags eingesperrt. Um ihm einigermaßen die Langeweile zu vertreiben, ließ sie

Fritzchen nicht in die Schule gehen und sperrte ihn bei Brüe ein. Der Junge, welcher nichts zu thun hatte, machte sich mit Brüe allerlei Kurzweil. Er kletterte ihm auf den Rücken, hing sich an seinen Hals, kroch ihm zwischen den Beinen hindurch; ja der Junge neckte ihn sogar damit, daß ihn die Mutter wohl auch bald den Stock fühlen lassen und es mit ihm wie mit seinem seligen Vater machen würde, für welchen Fall er ihm gutmüthig seine Bücher anbot, damit er sich dieselben unter den Rock stecken könnte. Er mache es auch so, sagte er, uud man fühle dann nicht das Geringste von den Schlägen.

Fräulein Massias aber, über Brües Gefangenschaft aufs Höchste entrüstet, wandte sich natürlich an ihren Cousin, dessen mächtigen Schutz in Anspruch nehmend, und Knittel ging ohne Weiteres zu der Grünholz, befahl ihr, ihm die Stube zu öffnen und befreite nun seinen Freund, indem er ihn, den Widerspruch der Wittwe völlig unbeachtet lassend, aus dem Keller herausbrachte. Sofort nahm Fräulein Massias den Befreiten in Beschlag. Brüe konnte kaum zum Athmen kommen, und er sah wohl ein, daß, wenn das so fortginge, er schlimmer als ein Negersklave daran sein würde.

Unter diesen Verhältnissen war es denn natürlich, daß Brüe ernstlich daran dachte, sich dieser Gefahr zu entziehen. Welches Loos ihm bei der Grünholz als

deren Ehemann bevorstehen würde, das konnte ihm na den bisherigen Erfahrungen und Fritzchens Aeußerunge nicht zweifelhaft sein, und jedenfalls war das Fräulei Massias sanfter, verständiger, manierlicher und für ih passender. Auch schien es Brüe minder bedenklich, d andere Hälfte des Fräulein Massias mit der ganze Berechtigung eines Ehemannes, als die eheliche Hälf einer Frau zu werden, welche den Mann spielen wollt So viel stand jedenfalls bei Brüe entschieden fest, da es der Wittwe niemals gelingen durfte, ihn zu heire then, sollte er nicht der unglücklichste Mann von d Welt werden.

Bei dieser Einsicht hatte also Fräulein Massias leich tes Spiel. Unglücklicher Weise aber erzürnte sie sich scho am folgenden Tage so heftig mit ihrem Cousin, welche in seinen Grobheiten kein Maaß kannte und alle Rück sichten bei Seite setzte, daß sie betheuerte, sie würd niemals wieder sein Haus betreten. Aber Brüe wurd sehr bestürzt, als Fräulein Massias ihm ihren Entschlu mittheilte.

Lieber Brüe; sagte das Fräulein, dem diese Bestür zung keineswegs entging, ich will Ihnen einen Vorschla machen.

O, bitte sehr, machen Sie gefälligst; entgegnete Brü und blickte erwartungsvoll zum Fräulein auf.

Kommen Sie sofort mit mir, und bleiben Sie bei mir

Sofort? ſagte Brüe, bedenken Sie doch meine Sachen —

Nehmen Sie ſie mit; entgegnete das Fräulein.

O, das geht nicht, das würde Ihr Couſin nicht zugeben; ich müßte ihm dann noch für ein ganzes halbes Jahr die Miethe bezahlen.

Für ein halbes Jahr?

Mein Contract iſt erſt im October abgelaufen.

Hm; entgegnete das Fräulein tiefſinnig, was iſt dabei zu thun?

Ich befürchte; ſagte Brüe kleinmüthig, daß ſich dabei ſehr wenig thun läßt.

Das Beſte würde es immer ſein, fuhr das Fräulein fort, wenn wir ganz ſpät in der Nacht, ſo viel wir in eine Droſchke bringen können, fortſchaffen und alles Uebrige vorläufig ſtehen laſſen, bis ſich Herr Knittel entſchließt, Ihnen die Sachen auszuliefern.

Ich glaube nicht, daß er ſich je dazu entſchließen wird; verſetzte Brüe.

Nun, dann bezahlen wir ihm ſeinen Hühnerſtall, mein lieber Brüe; die paar Thaler für die halbjährliche Miethe werden wir wohl am Ende noch entbehren können.

O, es ſind fünfzehn Thaler! ſagte Brüe.

Und iſt es nicht über hundert Thaler werth, mein lieber Brüe, wenn Sie von der Megäre da unten befreit werden? Ich würde es mir mein ganzes Leben

hindurch zum Vorwurf machen, wenn ich nicht Alles, was ich vermag, zu ihrer Rettung aufbieten sollte. Und wenn es mich meinen letzten Groschen, meinen letzten Pfuhl kostete, ich würde ihn mit Freuden zum Opfer bringen. Glauben Sie nicht, mein lieber Brüe, daß ich eigennützig bin. Ich vermag mich meinen Freunden zu opfern, und ich werde Sie niemals zwingen, mich zum Weibe zu nehmen, niemals! Ich stelle es Ihrer Initiative ganz anheim, ob Sie sich die Fesseln anlegen wollen, welche meine Liebe — die allerdings, ich bekenne es offen, nicht gering ist — Ihnen gewiß so viel wie möglich versüßen wird.

O, o; sagte Brüe die Augen niederschlagend, ich zweifle nimmermehr; ich will keineswegs behaupten, daß Ihre Bande für mich hart sein werden.

Nein, gewiß nicht; sagte das Fräulein, au contraire! Sie wissen, daß französisch Blut in meinen Adern fließt. Sie wissen, daß ich zart genug bin, einen Mann zu würdigen, welcher der französischen Sprache, der Sprache meiner Väter, vollkommen mächtig ist. Sie können versichert sein, daß ich das Alles sehr wohl zu schätzen verstehe, und daß ich Ihrer ferneren wissenschaftlichen Ausbildung gewiß nichts in den Weg legen werde. Sammeln Sie Thiere, so viel Sie wollen, bringen Sie Löwen und Hyänen in Ihre Wohnung, Krokodile und Eisbären. Sie werden sehen, daß ich Ihnen nichts in den Weg

ſtellen werde, au contraire, Monſieur Brüe; ich würde mich auch mit den Spinnen und Käfern befreunden, denn ich habe wirklich keinen Haß gegen die Thiere, wenn ich nur einmal mich mit ihnen vertraut gemacht habe.

Es lag wirklich etwas ſehr Einnehmendes in der Beredtſamkeit der Dame, und Brüe ſah wohl ein, daß er ſich an ihrer Seite jedenfalls beſſer, als im Keller der Grünholz befinden würde. Er ſagte daher, daß er gar nicht abgeneigt wäre, auf ihren Plan einzugehen, wenn er ausgeführt werden könnte.

Den werden wir ſchon ausführen; entgegnete das Fräulein, ich beſtelle jetzt auf zwölf Uhr eine Droſchke, dann wird es im Hauſe ruhig ſein, bis dahin bleibe ich bei Ihnen.

O; ſagte Brüe, ich glaube nicht, daß Madame Grünholz eher zu Bette gehen wird, bis Sie das Haus verlaſſen haben.

Das iſt allerdings wahr; entgegnete das Fräulein. Wie wäre es denn, wenn ich zum Schein gegen zehn Uhr fortginge, den Schlüſſel mitnähme und um vier Uhr Morgens mit der Droſchke käme?

Das würde wohl das Beſte ſein; meinte Brüe.

Nun wohlan, es bleibt bei dieſer Verabredung, mein lieber Freund; ſagte das Fräulein.

Als dieſe Unterhaltung ſtattfand, war es nicht weit von zehn Uhr. Madame Grünholz, welche auf Alles

genau achtete, was Brüe betraf, wußte sehr wohl, daß ihre verhaßte Nebenbuhlerin bei ihrem Ehegatten in spe sich befand. Sie stand jetzt horchend hinter der Thür, aber außer einigen abgebrochenen Worten, die sie nicht zusammenfassen konnte, vermochte sie nichts zu verstehen. Sie war jedoch entschlossen, so lange zu warten, bis das Fräulein gehen würde, ihr ein tüchtiges Angedenken mit auf den Weg zu geben, und ihr ein- für allemal zu erklären, daß, wenn sie es noch einmal wagen würde, ehrbaren Frauen ihre Verlobten abspänstig zu machen, sie für ihr Leben lang gezeichnet werden sollte. Hätte die arme Massias ahnen können, welch ein Attentat gegen sie beabsichtigt war, welche Gewitterwolke hinter der Thür ihrer wartete, sie würde ganz gewiß mit einer weniger glücklichen Miene sich jetzt verabschiedet haben.

Aber gerade in demselben Augenblick, als das Fräulein Brüe verlassen wollte, hatte sich die Frau mit dem spitzen Gesicht wie eine Katze, nur in Begleitung ihrer Jungfer, vor Brües Thür geschlichen. Sie wußte natürlich eben so wohl, wie die Grünholz, daß das Fräulein bei Brüe sich befand, aber sie wußte auch, daß die Wittwe zu ihm hineingegangen war. Diese hatte sogar zuvor mit ihr gesprochen und ihr symbolisch zu verstehen gegeben, daß sie nicht erst ein Mann zu werden brauche, um eine Person zu züchtigen, die ihr ins Gehege laufe. Und die Frau mit dem spitzen Gesicht hatte so recht

herzinniglich gelacht, denn sie war keinem Menschen gut und hielt es mit Jedem, immer mit dem, mit welchem sie gerade sprach; sie freute sich über jeden Skandal, von welcher Seite er auch kommen und über jedes Unglück, wem es auch zustoßen mochte. Ihre Neugierde war aber eben so groß wie ihre Nichtswürdigkeit. Es währte nicht lange, so schlich sie der Wittwe nach. Diese, das Auge am Schlüsselloche, und das Ohr beim Auge, vernahm nichts davon. Als nun das Fräulein die Thür öffnete, und die Wittwe auf sie losfahren wollte, trat sie der Jungfer auf den Fuß, und diese begann jämmerlich zu miauen. Die Frau mit dem spitzen Gesichte fuhr auf, und durch das Geräusch, welches diese Bewegung verursachte, wurde die Wittwe irre geführt. Sie sah in dem dämmernden Lichte, welches durch die halb geöffnete Thür drang, einen Körper hinter der Thür sich bewegen, sie hielt ihn für die entwischte Nebenbuhlerin, fuhr auf ihn los, und schien mit der größten Energie den Beweis liefern zu wollen, daß die Natur sich wirklich geirrt haben mußte, da sie ein Weib aus einem Material schuf, welches für einen Mann bestimmt gewesen zu sein schien. Die Frau mit dem spitzen Gesicht schrie auf, sie rief ihre Jungfer, welche auf die Wittwe zusprang und für ihre Herrin auf eine Weise Partei nahm, die alle ihre Talente im Kratzen und Beißen in das glänzendste Licht stellte. Eine fürchter-

liche Balgerei entstand hinter der Thür; Fräulein Massias, welche bestürzt hinaus leuchtete, sah eine wahrhafte Nachtscene: die beiden Weiber mit glühenden Augen, mit zerzaustem Haar, während die Jungfer auf den Schultern ihrer Herrin stand und mit den Pfoten an der Haube der Grünholz hing.

Fräulein Massias, welche jetzt eine Ahnung bekam, daß ihr selbst wohl nichts Gutes bevorgestanden haben mochte, hielt es für das Klügste, die Thür rasch wieder zuzuschlagen. Sie rieth Brüe sich durchaus still und neutral zu verhalten, denn der unschuldige Dritte, meinte sie, muß gewöhnlich die Zeche bezahlen, wenn er sich in den Streit Anderer mischt.

Indessen schienen die beiden Weiber draußen sich endlich verständigt zu haben. Die Wittwe hatte bemerkt, daß es nicht die Massias war, welcher sie einen bewunderungswürdig gut gezielten Schlag auf die Nase gegeben, und die Frau mit dem spitzen Gesicht war gern bereit, Frieden zu machen, da sie aus Mund und Nase blutete. Ein entsetzliches Gepolter an der Thür verkündete der Massias, daß der Feind Frieden geschlossen, um nun gemeinschaftliche Sache gegen sie selbst zu machen, und wirklich begehrte die Wittwe laut und kategorisch ihre Auslieferung. Es gab sich eine solche Wuth in der Stimme der Wittwe zu erkennen, daß Brüe unwillkürlich zu zittern begann. Einen Augenblick schienen

Beide rathlos zu sein. Plötzlich warf Brüe einen Blick auf das Fenster, sein Gesicht erheiterte sich merklich, er gab dem Fräulein einen bedeutsamen Wink, und zeigte auf den glücklich gefundenen Ausweg.

Ah; rief die Massias mit einem triumphirenden Gesicht, und ihre ganze Energie schien zurückzukehren, an diesen Ausweg hatte ich nicht gedacht.

Steigen Sie zum Fenster hinaus, lieber Brüe, ich folge Ihnen sofort.

Bitte, bitte sehr; sagte Brüe galant, ich werde der Letzte sein.

Nicht doch, mein Freund; versetzte das Fräulein, wenn Sie nur erst in Sicherheit sind.

Aber meine Sachen, meine Thiere' wandte Brüe ein.

Die kommen auch, steigen Sie nur hinaus, ich werde Ihnen Alles zureichen, was wir fortschaffen können.

Mit diesen Worten drängte das Fräulein Brüe ans Fenster und half ihm hinaus. Diese Operation wurde nicht ohne große Schwierigkeit zu Stande gebracht, da es gegen Brües Anstandsgefühl war, dem Fräulein etwas Anderes als sein freundliches, ehrwürdiges Gesicht zu zeigen.

Machen Sie keine Umstände, lieber Brüe; rief das Fräulein, wir sind ja Alle Menschen. Drehen Sie sich doch um, so geht es wirklich nicht.

O, o; stotterte Brüe und ließ sich erröthend von

dem guten Fräulein umdrehen, welche ihn nun beherzt und entschieden in die Höhe hob.

Brüe gelangte glücklich auf die Erde.

Nun reichte ihm die Massias die Kasten mit den Ueberresten seiner verunglückten zoologischen Sammlung, und stieg dann selbst eiligst aus dem Fenster, wobei ihr Brüe mit dem ritterlichsten Anstande von der Welt behülflich war.

So, nun in Gottes Namen vorwärts, mein Freund; rief das Fräulein mit einem glückseligen Lächeln, jetzt haben wir gewonnenes Spiel! O, keine Macht der Erde soll Sie jetzt mir entreißen.

Sie sind sehr gütig; sagte Brüe, indem er sich umsah, wirklich ich bin Ihnen sehr dankbar.

Glücklich gelangten die Geretteten nun auf die Straße, nahmen eine Droschke und erreichten ohne Aufenthalt ihr trauliches Asyl.

Drittes Kapitel.

Der Gast.

Acht Tage später war der Tisch bei Herrn Haspin aufs nobelste servirt. Herr Haspin ließ sich in einer der respektabelsten Restaurationen speisen, und er hatte nichts gespart, um dem Baron zu zeigen, daß er es sich

zur Ehre rechnete, ihn als seinen Gast bei sich zu sehen. Was ihn aber am meisten freute war, daß Amalie heute so liebreizend aussah wie nur je, daß sich kein Wölkchen von Unmuth auf ihrer Stirn lagerte, und daß sie so unbefangen freundlich und glücklich schien, als habe sie schon lange den heutigen Gast ersehnt. Herr Haspin zweifelte nicht im geringsten daran, daß seine Tochter den unwiderstehlichsten Eindruck auf den Baron machen würde, und daß dieser mit seiner Erklärung gewiß nicht lange zurückhalten würde. In Folge dieser glücklichen Stimmung schäkerte er mit seiner Tochter immer zu, und um ihr zu zeigen, wie sicher er seiner Sache sei, zählte er den Betrag der verloren Wette schon im Voraus ab.

Endlich kam der Baron, aber allein, in einem eleganten Wagen vorgefahren; sein Bedienter öffnete ihm den Schlag, und der Baron selbst erschien so nobel, wie ein Mann seines Standes nur immer erscheinen konnte. Er war in der That noch immer eine hübsche Erscheinung. Seine imponirende Figur war durch seine heutige höchst elegante Toilette ungemein gehoben, und auf seinem Gesichte lag die Sicherheit des Weltmannes, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist. Haspin empfing ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit, Amalie mit unbefangener Grazie. Man setzte sich bald zu Tische, und da es an guten Weinen nicht fehlte, wurden die beiden Herren

äußerſt animirt. Der Baron zeigte ſich wirklich ungemein liebenswürdig, er erzählte die ergötzlichſten Hof-Anekdoten, ſprach über Alles mit Geiſt. Er war gegen Amalie ausgezeichnet galant, machte ihr auf die ritterlichſte Weiſe die Cour, und Amalie, auf die der Baron bei ſeinem erſten Erſcheinen einen keineswegs angenehmen Eindruck gemacht hatte, mußte ſich heute eingeſtehen, daß ſie ihrem Vater nicht Unrecht geben könne, wenn er ſeinen Gaſt liebenswürdig finde.

Nach der Tafel ſchlug Herr Haspin eine Spazierfahrt vor, auf welche der Baron mit Freuden einging. Sie fuhren nach Charlottenburg. Hier ergingen ſie ſich in dem ſchönen Schloßgarten und verweilten im Mauſoleum, wo ein todtes Königspaar im Steine wieder lebendig geworden zu ſein ſcheint. Auf Amalie machte dieſer Anblick, wie immer ſo auch heute, einen tiefen Eindruck. Dieſe Königin, welche einſt ſo holdſelig war, dieſer König, auf deſſen Ruf ſich einſt Millionen erhoben, — einem todten, regungsloſen Stein hat man es anheimgegeben, dieſes Herz, dieſes Auge, dieſe Macht und Würde vor dem Staube der Vernichtung zu retten, den die allgewaltige Zeit, mächtiger als wir Alle, über uns zuſammenhäuft.

So ernſt? ſagte der Baron.

Wie ſollte man das nicht werden, wenn man an königlichen Gräbern ſteht; entgegnete Amalie.

Ja, es liegt etwas Ueberwältigendes in dem Anblick, in dem Gedanken an die Vergänglichkeit so mächtiger Sterblichen; sagte der Baron.

Nicht darin, daß das Mächtigste vergänglich ist, liegt das Ueberwältigende; entgegnete Amalie, nein darin, daß das Vergängliche so mächtig ist, darin, daß der Staub wieder lebendig wird, darin, daß aus dem Moder der Vergangenheit neue Welten entstehen, neue Zeiten erblühen, und daß man erst gestorben sein muß, um einer der vielen Bausteine des Universums zu werden.

Wahrhaftig, eine treffende Bemerkung; sagte der Baron, es ist sehr wahr, daß die Wirkung unseres Daseins erst nach unserm Tode verspürt wird.

Wollen wir nicht auch einmal den Karpfen einen Besuch abstatten? fragte Herr Haspin, der inzwischen darüber nachgedacht hatte, ob er die Mitgift seiner Tochter nicht um fünfundzwanzig Prozent erhöhen müsse, wenn der Baron sein Schwiegersohn würde.

Wie Sie wünschen; entgegnete der Baron.

Man ging zum Karpfenteich. Eine Menge Leute amüsirten sich damit, den Fischen Brod zuzuwerfen, nach welchem sie fröhlich schnappten. Es war wirklich ein interessanter Anblick, die Thiere so munter spielen zu sehen. Wer weiß, hätte man sie gefragt: wollt ihr todte Könige sein und ein hübsches Mausoleum haben und eine große Menge Kapitel in der Geschichte? sie

würden wohl gesagt haben: kommt wieder, wenn wir gestorben sind!

Ja, welchen Werth das Leben für das geringste Wesen hat! Diese Thiere haben freilich keine Unsterblichkeit, keinen Himmel, kein Paradies, — aber geht und fragt den Bettler, ob er für einen Platz unter dem Mausoleum sein Leben geben wolle, wird er nicht eben so wie diese Thiere sagen: kommt wenn ich gestorben bin? —

Wenn ich mir, und ich hoffe, daß dieses nicht mehr lange dauern wird, ein Gut kaufe; sagte Haspin, dann muß ich jedenfalls auch einen so fischreichen Teich haben. Apropos, lieber Baron, wie steht es, Sie wollten ja eines ihrer Güter verkaufen? — Wie wär's, wenn wir einmal hinreisten, um es in Augenschein zu nehmen?

Das würde mir unendlich viel Vergnügen machen, entgegnete der Baron. Ich habe zwar den Plan, es zu verkaufen, aufgegeben, aber ich würde mich unendlich freuen, wenn Sie diesen Sommer auf einige Zeit dort mein Gast sein wollten.

Das werde ich kaum abschlagen können; sagte Haspin. Wer weiß, vielleicht machen wir diese Reise als sehr nahestehende Freunde mit einander.

Haspin flüsterte die letzten Worte dem Baron ins Ohr. Dieser, welcher den Wink verstand, versetzte leise:

Ich hoffe das, ich habe allerdings die Absicht, gerade in der Beziehung ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden.

Wann sie wollen, lieber Baron; sagte Haspin, ich stehe Ihnen stets zu Diensten.

Nun morgen, an der Börse.

Gut, morgen also; sagte Haspin.

Ihre Tochter entzückt mich; fuhr der Baron fort, und unter Umständen wäre ich gar nicht abgeneigt, sie zur gnädigen Frau zu machen.

Sie ist auch wirklich ein hübsches Mädchen; sagte Haspin, sehen Sie nur, ob wohl Einer vorübergeht, ohne sie anzusehen. Und was die Mitgift betrifft, das macht mir, wie Sie wissen, keine grauen Haare, lieber Baron.

Ach; versetzte der Baron, auf die Hunderttausend Thaler, die Sie Ihrer Tochter mitgeben, kommt es mir wirklich nicht an, Nadelgeld für sie, — aber —

Aber? fragte Haspin und seine Augenbrauen verstiegen sich entsetzlich hoch.

Sie müssen durchaus erst Commerzienrath sein.

O; sagte Haspin lachend, das macht sich vielleicht.

Das wird sich allerdings machen, und sogar sehr bald; versetzte der Baron.

In diesem Augenblick wandte sich Amalie von den Karpfen ab. Der Baron bot ihr den Arm an. Väter-

chen wird das Gehen schwer; sagte sie lächelnd, und ergriff Haspins Arm.

O nein, nein, durchaus nicht; sagte dieser.

Aber Amalie hatte ihm schon den Arm gegeben, und so ging sie plaudernd mit dem Baron den ganzen Weg an seiner Seite.

Der Baron begleitete sie bis nach Hause, und als er sich entfernt hatte, war Haspins erste Frage: nun Amalie, was sagst Du zu dem Baron?

Väterchen, er hat mir in der That gefallen.

Ah, — siehst Du! — Komm her, dafür sollst Du einen Kuß — und Deine fünfhundert Thaler haben.

Ich nehme Beides; sagte Amalie, indem sie ihrem Vater einen Kuß gab. Aber ich erinnere Dich daran, lieber Vater, daß ich mir ausbedungen habe, mit dem Gelde machen zu können, was ich will.

Das versteht sich, es ist Dein.

Gut; versetzte Amalie, so werde ich es dem armen Oskar schicken, daß er seine Schulden bezahlen kann.

Herr Haspin machte ein Gesicht, als wäre ihm ätzende Lauge in die Augen gespritzt worden.

Amalie; rief er und stand wüthend auf, für diesen Taugenichts gebe ich Dir keinen Deut!

Das würde mir leid thun, Vater, noch mehr um Dich als um ihn; versetzte Amalie sehr ruhig, denn Du

haſt es mir verſprochen, und ich bin daran gewöhnt, daß Du mir Dein Wort hältſt.

Das wäre wahrlich hübſch, dieſem Vagabonden noch Geld zu geben, daß er mich auslacht, Amalie! — Wahrhaftig, Du ſcheinſt es mit mir ſehr gut zu meinen.

Er hat uns ſein Wort ehrlich gehalten; verſetzte das Mädchen, er läßt Dich in Ruhe, alſo Du biſt ihm auch eine kleine Revanche ſchuldig. Glaube nicht, daß er etwa nur mit einer Silbe gegen mich ſeiner Schulden erwähnt hat, ich ſelbſt habe ihn gefragt. Da es mir eine große Freude machen würde, ihn ſchuldenfrei zu wiſſen, und Du mir jeden beliebigen Gebrauch geſtattet haſt, ſo ſehe ich nicht ein, Väterchen, warum Du mir dieſe Freude, die mich glücklich machen würde, verſagen willſt.

Du biſt wirklich eine Närrin; ſagte Haspin, es iſt beſſer, Du würfeſt das Geld aus dem Fenſter hinaus.

Das iſt nicht meine Anſicht, lieber Vater. Oskar iſt und bleibt in meinen Augen, trotz aller Fehler und Eigenthümlichkeiten, die er haben mag, ein ehrenwerther Menſch, den wir nicht ſinken laſſen dürfen, ſelbſt wenn wir ihn nur zufällig kennten und er kein ſo naher Verwandter wäre.

Amalie; ſagte Haspin, indem er die Hand ſeiner Tochter ergriff, Du ſollſt Deinen Willen haben. Schicke dem Taugenichts das Geld, ſchicke ihm meinetwegen mein

ganzes Vermögen, vielleicht wird es Dir Vergnügen machen, wenn ich bei ihm betteln gehe. Warte, vielleicht kommt es noch so weit.

Vater, sagte Amalie, wie kannst Du nur so etwas reden. Hat Oskar Dich schon so viel gekostet? Habe ich Dich schon so oft um Unterstützung für ihn gebeten? Ist er denn überhaupt der Mensch, der so willig im Annehmen ist, welcher so gern bettelt?

Amalie, versetzte Haspin, indem er seiner Tochter unmuthig das Geld hinwarf, ich mag von dem Vergeuder nichts mehr hören. — Du machst mich wirklich böse, wenn Du nur noch ein Wort von ihm sprichst. Für mich ist er jetzt todt; todt sage ich, als hätte er nie gelebt. Und was Dich betrifft, so sollst Du ebenfalls Ruhe vor ihm haben. Der Baron hat um Deine Hand angehalten. Die Geschichte wird morgen in Ordnung kommen. Es freut mich, daß er Dir so gut gefällt. Die Hochzeit soll möglichst beschleunigt werden, und dann reisen wir in der sauren Gurkenzeit zusammen nach dem Gute des Barons. Abgemacht!

Lieber Vater, sagte das Mädchen, ich habe Dir allerdings gesagt, daß mir der Baron ganz gut gefällt, und das ist die Wahrheit. Aber es ist ein Anderes, ob er mir als Gatte gefallen würde, und ob ich den Glauben habe, durch ihn glücklich zu werden. Ich bitte Dich also, was mich betrifft, dem Baron keine Hoffnung zu

machen, denn da ich eine Hauptrolle in dieser Angelegenheit spielen soll, so wirst Du mir auch Zeit lassen, die Person, die darin hauptsächlich mitspielen wird, ein wenig zu studiren. Deine Tochter müßte Dir ferner stehen, als Dein Schwiegersohn, wenn Du mir das versagen wolltest.

Larifari; sagte Haspin, Du bist eine Schwärmerin, Amalie. Wenn Dir der Baron gefällt, wird er Dir für Alles gefallen, und ich muß Dich ernstlich bitten, keine Sprenzien zu machen. Die Sache ist zwischen uns schon abgemacht.

Das bedauere ich sehr, versetzte Amalie, denn Du hast über mich verfügt, wie über einen Gegenstand, den Du heute kaufen und morgen wieder verkaufen kannst.

Amalie verließ die Stube mit Thränen in den Augen. Haspin ließ sie gehen und warf sich brummend in seinen Lehnstuhl. — Nach einer Viertelstunde aber schlich er sich leise bis an das Zimmer seiner Tochter und horchte eine Weile. Es war ganz ruhig darin, er machte die Thür auf, seine Tochter saß nachdenklich am offenen Fenster und starrte in die Sterne, an welchen vielleicht im selben Augenblicke Oskars Augen hafteten.

Noch nicht zu Bette? sagte Haspin. Geh' Amalie, laß es nun gut sein, ich bitte Dich, gräme Dich nicht um den Taugenichts. Schicke ihm das Geld, schreibe

ihm meinetwegen schon morgen ganz früh einen Brief. Und wenn er einmal in ganz großer Noth sein sollte, möge er sich an mich wenden. — Ah — wie sie jetzt lacht, dieses schlechte Ding! Um diesen abscheulichen Taugenichts lohnte es sich noch eine Thräne zu weinen! Du bist wirklich eine Närrin, Amalie. Nun schlafe wohl, mein Kindchen. Was die andere Geschichte anbetrifft, ich meine mit dem Baron, überlege sie Dir. Ich sage Dir, Amalie, er ist ein charmanter Mensch, ein nobler Mensch, ein reicher Mensch, und ein guter Mensch — und noch dazu ein Baron. Na, gute Nacht gnädige Frau. Befehlen Ihre Gnaden noch etwas zu morgen?

Amalie lächelte. Ihr Vater machte, indem er also sprach, einen so komischen Katzenbuckel, und sein Gesicht verzerrte sich so sonderbar, daß ihre gute Laune wiederkam. Als Haspin sie lachen sah, war er zufrieden; er küßte sie und ging, indem er sagte: träumen Sie süß, gnädige Frau!

Aber Amalie blickte flehentlich zum Himmel und sandte ein Gebet zum gnädigen Gott empor.

Am andern Morgen schickte sie das Geld sofort an Oskar. Sie fügte dieser Summe einen Brief bei, der so zart abgefaßt war, daß der unbeugsamste Stolz nicht beleidigt, und jedes edle Herz davon gerührt wer-

den mußte. Aber Oskar sandte ihr das Geld sofort zurück und fügte folgendes Schreiben bei:

„Gieb das Geld Deinem Vater zurück, von welchem Du es vielleicht zu theuer für mich erkauft haben magst. Nicht um Millionen möchte ich Dich noch einmal an der Seite eines Mannes sehen, mit dem Du lächeln, Deine Ideen austauschen und heiter scherzen kannst, während ich vor Grimm und Pein vergehe."

Und Amalie küßte diesen Brief, der ihr so unsäglich wehe, der ihr so großes Unrecht that, und legte ihn zu den andern Angedenken von einem Wesen, das sie so unglücklich glücklich machte.

Viertes Kapitel.

Brüe geräth in Gefangenschaft.

Seitdem Brüe das Haus verlassen hatte, waren acht Tage verflossen. Fräulein Massias pflegte ihn mit schwesterlicher Sorgfalt und bot Alles auf, um ihn die Suppen und die sonstigen Schmackhäppchen der Wittwe vergessen zu machen. Sie hatte ihm freigestellt, ihr Zimmer mit zu benutzen, so daß er in dem seinen nur schlief, und außerdem gab sie sich alle mögliche Mühe,

den guten Brüe zu zerstreuen und ihm Zeitvertreib zu machen. Sie war äußerst tolerant gegen seine Käfer und Insekten, die er natürlich mitgenommen hatte, sie tödtete keine Spinne, ohne sie ihm erst zu zeigen. Wodurch sie aber ungemein in Brües Zuneigung und Anhänglichkeit gewann, war, daß sie sehr oft Gerichte kaufte und kochte, an denen sich nicht nur Brües Gaumen, sondern auch sein wissenschaftlicher Geist aufs Höchste ergötzte. Ja, es war sogar zu sagen, daß der Studieneifer dieses Mannes, seitdem er bei Fräulein Massias wohnte, einen höheren Schwung bekam, denn sie eröffnete ihm ein weites Feld für seine wissenschaftlichen Forschungen. Es verging kein Tag, an welchem sie nicht entweder Aale oder Krebse oder einen Hecht oder ein Gekröse und Geschlinge oder das hohe Haupt irgend eines achtbaren Thieres, welches für die menschliche Gefräßigkeit den Märtyrertod gestorben war, in ihre Küche brachte; und Brüe hatte dann jedesmal seine Freude daran, diese Thiere von außen und innen auf das Genaueste zu untersuchen Wie die Fische sich im Wasser bewegten, welche Kraft sie in ihren Stößen zeigten, welche Windungen und Krümmungen die Aale machten, wie die Krebse ihre Scheeren gebrauchten, wie das Innere eines Hammelkopfes beschaffen war, und ob das Gehirn eines Ochsenkopfes einigen Verstand verrieth: dieses Alles untersuchte er mit einer minutiösen Genauig-

keit, die dem größten deutschen Naturforscher zur Ehre gereicht haben würde. Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß er diesen Eifer nicht bis zur Grausamkeit gegen die armen Thiere steigerte, welche lebendig in des Fräuleins Hände fielen. Einen Fisch oder ein Täubchen oder Hühnchen zu tödten, wäre Brüe rein unmöglich gewesen, und wenn das Fräulein mit aufgekrämpten Aermeln, das Mordmesser in der Hand, den Blick voll lachender Todeswuth, an die Schlachtbank trat, um einem Hechte den Garaus zu machen, dann wandte er den Blick ab, bis die letzten Zuckungen eintraten, welche mit in das Bereich seiner wissenschaftlichen Forschungen fielen. Besonders interessant war es ihm dann, wenn ein solcher geschlachteter Hecht einen andern kleinen Fisch im Bauche hatte. Diesen kleinen Fisch in der Hand, pflegte sich dann Brüe auf die Wasserbank neben dem Eimer zu setzen, um philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, wie allen Thieren, von dem Gewürm an bis zum stirngekrönten Menschen, ein gewisser kannibalischer Instinkt, der auf die Vernichtung anderer Geschöpfe gerichtet ist, inwohne, und wie diesem kannibalischen Egoismus die größte Gewaltthat, als ein Recht des Stärkeren, nicht die geringsten Gewissensbisse verursache. Zu derlei Betrachtungen, mittelst deren er zu ganz neuen Prinzipien im Naturrechte gelangte, hatte Brüe recht oft Veranlassung, und

auf dieſe Weiſe verbrachte er die Zeit bei dem Fräulein zugleich nützlich und angenehm. Beſonders aber bot der Beſuch der Wochenmärkte ſeinem Beobachtungsdrange eine Fülle von Gegenſtänden. Er begleitete nämlich das Fräulein regelmäßig, wenn ſie auf den Markt ging um die Einkäufe für ihre Küche zu beſorgen; das geſchah wöchentlich zweimal, und dieſe Tage waren Feiertage für Brüe. Er war dann ſtets ſo galant, dem Fräulein den Korb zu tragen, und ſchlenderte an ihrem Arme ſo ſeelenvergnügt einher, daß Jeder, der ihn anſah, nicht umhin konnte, ihn für einen glücklichen und beneidenswerthen Bräutigam oder Gatten der freundlichen Perſon zu halten, welche ebenſo ſeelenfroh und gut gelaunt an ſeiner Seite ging. Der ganze Markt kannte bereits beim zweiten Male Brüe und Fräulein Maſſics, denn Brüe blieb faſt bei jeder Verkäuferin ſtehen und knüpfte wo möglich mit ihr eine Unterhaltung an über die Art, wie die Gegenſtände, die ſie verkaufte, in ihre Hand geriethen, wie ſie gewonnen, wie ſie aufbewahrt würden Am meiſten intereſſirten ihn die Käſeverkäufer, welche ganze Wagen voll Käſeladungen, die mit der menſchlichen Naſe in ewiger Feindſchaft leben, auf den Markt brachten. Von dieſen mußte das Fräulein regelmäßig wenigſtens einige kaufen, und zwar mit möglichſt vielen Maden, die Brüe für ſeine mikroſkopiſchen Unterſuchungen ein weites Feld der Forſchungen boten. Ueber-

haupt hatte alles, was Made war, für Brüe ein hohes Interesse, denn er sagte, wohl nicht mit Unrecht, daß es für jeden denkenden Menschen ein unabweisbares Bedürfniß sei, sich mit den Geschöpfen zu beschäftigen, welche einst die unbedingteste und absoluteste Herrschaft über ihn ausüben.

Es war heut das dritte Mal, daß Brüe diesen interessanten Spaziergang auf dem Markte machte. Anfänglich war er nicht ohne Scheu dahin gegangen, denn er hatte immer befürchtet, Madame Grünholz könnte ihm begegnen; da dieses aber zweimal nicht geschehen war, wurde er dreister. Soeben stand er bei einem Taubenverkäufer und suchte sich bei diesem darüber Aufklärung zu verschaffen, ob ein schwarzes Taubenpaar eben so wie ein Negerpaar wiederum schwarze Junge zur Welt brächte, oder ob diesem allgemein anerkannten afrikanischen Naturgesetze entgegen, zwei schwarze Tauben auch ein völlig weißes Täubchen zur Welt bringen könnten. Fräulein Massias war inzwischen ein paar Schritte weiter gegangen, um andere Dinge einzukaufen, welche den wissenschaftlichen Brüe weniger interessirten. Der Taubenhändler wollte sich eben auf eine eingehende Erörterung des Gegenstandes einlassen, welchen Brüe so geistreich angeregt hatte, wurde aber durch mehrere Käuferinnen, die jetzt herantraten, daran gehindert, und im selben Augenblicke fühlte Brüe, daß ein jedenfalls

weiblicher Arm, denn es geschah mit der größten Zartheit, sich in den seinen schob. Fräulein Massias machte es oft so, und Brüe ließ sich, wie er es gewohnt war, von ihr leiten und lenken wohin sie wollte, da sie doch mit den Bedürfnissen des Haushaltes besser als er vertraut war. Er war noch so tief in Gedanken über verschiedene neue Erfahrungen, die er heute gemacht hatte, versunken, daß er sich nicht einmal nach dem erkundigte, was das Fräulein soeben gekauft hatte. Er bemerkte kaum, daß sie ihn mit auffälliger Hast vorwärts zog, und sie waren schon außerhalb des Marktgewühls, als Brüe eine sehr wichtige Frage einfiel. Aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er, zu seiner Führerin aufblickend, erkannte, daß es nicht Fräulein Massias weiblicher, sondern der Madame Grünholz männlicher Arm war, der ihn bisher geführt hatte.

Die Wittwe lachte wahrhaft diabolisch und zog ihre Nase so schnippisch in die Höhe, als wollte sie gar keine Nase mehr haben, zum kräftigsten Beweise, daß es jedem Sterblichen schwer werden würde, ihr eine solche anzudrehen. Brüe vermochte vor Entsetzen keine Silbe hervorzubringen, seine Zunge war völlig gelähmt.

Sie sind ein Deserteur! sagte Madame Grünholz endlich, nachdem sie sich lange genug an Brües Verlegenheit geweidet hatte, und indem sie mit ihm immer rascher

vorwärts ging. Sie verdienen es wahrlich, füſilirt zu werden. Ah, wenn ich ein Mann wäre!

Brüe ſchwieg noch immer.

Hätte ich je ahnen können; fuhr die Wittwe fort, daß Du ein ſo undankbarer, treuloſer, pflichtvergeſſener Mann ſein könnteſt, ich würde mich niemals mit Dir verlobt haben, niemals Brüe, merke Dir das Niemals werde ich es Dir vergeſſen können, daß Du Deinen Eid, den Du mir am Traualtar geben wollteſt, ſchon im Voraus gebrochen haſt, indem Du mit einer ſo ſchändlichen Kreatur davon gingſt Ja, eine ſchändliche Kreatur, ſage ich, eine nichtswürdige Perſon, und wenn ſie tauſendmal die Couſine des Maulwurfs iſt, und wenn ſie ſelbſt eine Prinzeſſin wäre! Kommt ſie mir noch einmal unter die Augen, ich ſchwöre es Dir, Brüe, es iſt um ſie und um Dich geſchehen! Es iſt mir ganz gleichgültig, wenn ich auch deshalb meinen Kopf verliere, denn wer mir meinen rechtmäßigen Verlobten nimmt, der nimmt mir mein Leben; aber ihr Beide ſollt zuerſt daran.

Brüe bekam eine Gänſehaut, das Bewußtſein ſeiner Schuld begann ihn ungemein zu drücken.

Und ich frage Dich, Brüe; fuhr die Wittwe fort, warum Du dieſe Maſſias, die noch tauſendmal nichtswürdiger als der Maulwurf iſt, gegen mich in Schutz genommen haſt und warum Du mit ihr davon gelaufen

biſt? Ich möchte wiſſen, ob Du wohl glaubſt, daß ſie Dir beſſeren Kaffee und beſſere Bouillon und beſſere Eier kochen, und für Dich beſſer waſchen kann als ich? Und ob ſie vielleicht Deine Thiere und Dich beſſer pflegen wird als ich? Ich frage Dich, ob Du das glaubſt? Dieſes Geſchöpf, dieſe Landſtreicherin will Dich nur an ſich ziehen, um Dich auszubeuten, — aber ich werde ihr das Handwerk legen. Ich werde dafür ſorgen, daß ſie mit Sang und Klang aus dem Thore gebracht wird; angemeldet iſt ſie auch nicht. O, wenn ich ein Mann wäre!

Brüe gab der Wittwe im Stillen das Zeugniß, daß dieſer Wunſch ganz überflüſſig war; im Uebrigen gab er ſich für verloren. An ein Entrinnen war nicht zu denken, und er befürchtete, daß das Fräulein ihn niemals wieder würde erlöſen können. Die Wittwe las ihm auf dem ganzen Wege die Leviten und gab ihm eine vollkommen ausreichende Probe von dem, was ſie auch in dieſem Fache zu leiſten vermochte. Dem armen Brüe wurde immer unheimlicher zu Muthe, je näher er ſeiner alten Wohnung kam; er ſah ſich öfter ängſtlich um, ob nicht das Fräulein hinter ihnen wäre, aber die Wittwe, welche dieſe Bewegung ſehr wohl verſtand, packte dann Brües Arm noch einmal ſo derb und griff in ihren Buſen, indem ſie murmelte: ah — wir haben ein Meſſer!

Aber die Hoffnung auf Rettung verschwand dem unglückseligen Brüe gänzlich, als, nur wenige Häuser von seiner Wohnung entfernt, Fritzchen laut jubelnd auf ihn zustürzte, sich an seinen Hals hing, und wie an einer Turnstange seine Kunststückchen an ihm zu machen begann.

O, Dir wird es schlecht gehen; sagte er, denn die Mutter hat einen fürchterlichen Schwur gethan, daß sie Dir das Davonlaufen nach der Hochzeit schon besorgen wird.

Nichtswürdiger Bengel; rief die Wittwe und gab dem Buben mit der Faust einen Schlag auf den Kopf, Du lügst ja!

Ich lüge wahrhaftig nicht, Vater Brüe; sagte der Junge, und wenn die Mutter Dich schlagen will, stehe ich Dir bei! Ich habe Vater Grünholz auch immer beigestanden. Ich reiße ihr die Haare aus, wenn sie Dir etwas thut.

O, o, o! sagte Brüe, dem ganz schwarz vor den Augen wurde. Die Verzweiflung, in welcher er sich jetzt befand, würde ihn vielleicht zu einem energischen Entschlusse aufgestachelt haben, aber Fritzchen hatte ihn an der einen, und die Wittwe an der andern Seite so fest, daß es wirklich eine vergebliche Kraftanstrengung gewesen wäre, hätte er den geringsten Versuch zu seiner Befreiung gemacht. So ließ er sich denn geduldig wie ein Opferlamm in den Keller der Wittwe schleppen.

Die Frau mit dem spitzen Gesichte hockte, wie gewöhnlich, wenn sie deren Stelle vertrat, auf einem mit Kartoffeln gefüllten Korbe, die Jungfer auf ihrem Schooße. Sie schrie laut auf, als sie Brüe gewahrte, lief ihm, die Jungfer unter dem Arm, entgegen, schlang den noch freien Arm um Brües Hals und küßte ihn zum Willkommen, während ihn die Jungfer mit ihren grauen Augen eifersüchtig ansah. Die Wittwe machte ein so triumphirendes Gesicht, als käme sie von der Erstürmung Sebastopols oder von einer andern welthistorischen Eroberung zurück, oder als liefere sie irgend einen gefährlichen Verbrecher oder Räuberhauptmann in die Stadtvogtei ein; und während sie Brüe in die Stube schob, flüsterte sie der Frau mit dem spitzen Gesicht, indem sie hinter Brüe ein Fäustchen machte, zu: den will ich schon mürbe machen!

Nichtsdestoweniger setzte sie ihrem Gefangenen sofort ein Stück Kalbfleisch und eine Flasche von ihrem besten Weißbier vor, bat ihn aber, damit er sich seinen besten Rock nicht verunsaubere, diesen abzulegen, indem sie sogleich, ohne auf seine Gegenrede zu achten, Hand ans Werk legte. Sie schloß auch sofort Brües Rock und Mütze in ihren Schrank, wo bereits schon früher einmal derselbe Rock und die bekannte Weste an jenem verhängnißvollen Verlobungsabend residirt hatten. Fritzchen, welcher seinem Vater in spe auch einen Dienst leisten wollte,

ergriff mit Vehemenz eins seiner Beine und zog ihm erst den rechten und dann den linken Stiefel aus, wogegen er ihm ein Paar Hausschuhe vorsetzte. Auch die Stiefeln schloß Madame Grünholz ein und erklärte nun laut und feierlich, daß sie Brüe bis zur Hochzeit nicht wieder von sich lassen würde; sie wolle, fügte sie hinzu, mit dem Hauswirth deshalb Rücksprache nehmen, und hoffe als eine so langjährige Bewohnerin seines Hauses welche dreimal gesteigert worden sei und ihre Miethe stets pünklich bezahlt habe, von ihm die Erlaubniß zu erlangen, Brüe in Gewahrsam halten zu dürfen. Für seine Wohnung, so lange er noch verpflichtet wäre, würde sie aufkommen und sich die Sachen ausliefern lassen. Herr Knittel könne das Zimmer nun sofort vermiethen, sie würde in ihrer Stube für Brüe ein Bett aufschlagen, sie selbst aber mit ihrem Fritzchen in der Kammer schlafen. Und schon morgen würde sie mit ihm zum Küster gehen, um das Aufgebot zu bestellen.

Brüe, über den also verfügt und geschaltet wurde, ließ den Kopf wie eine der geschlachteten schwarzen Tauben hängen, welche so verhängnißvoll für ihn geworden waren. Er aß allerdings, denn die Wittwe steckte ihm, während sie sprach, um ihm ihre Sorgfalt und Zuneigung recht zu beweisen, das Fleisch mit Gewalt in den Mund, aber es blieb ihm mehr als einmal in der Kehle stecken, und der arme Teufel kam jeden

Augenblick in Gefahr zu erſticken. Mittlerweile hatten auf Frau Bubes Mittheilung von Brües Ankunft ſich mehrere Hoffrauen verſammelt, welche ihn mit ihren Liebkoſungen und Vorwürfen überſchütteten, und man muß geſtehen, daß ihn dieſe rührende und unzweideutige Theilnahme mit ſeinem unglückſeligen Geſchick einigermaßen wieder ausſöhnte.

Als Knittel heimkam, beſuchte ihn ſofort die Wittwe und kündigte ihm Brües glückliche Gefangennehmung an. Knittel war über deſſen Flucht nicht weniger erbittert geweſen, als die Wittwe; denn obwohl ihm die Miethe durch die zurückgelaſſenen Effekten vollkommen geſichert war, ſo hatte ihn doch dieſer Streich ſeiner Couſine und ihr Triumph ſehr verdroſſen. Hätte er nicht den Kopf mit andern Dingen voll gehabt, er würde ganz gewiß dieſer Angelegenheit die größte Theilnahme zugewendet haben. Er billigte vollkommen den Plan der Wittwe, welcher ihm Brüe als ſeinen ferneren Einwohner und Secretair ſicherte, und ging dann mit ihr in ihre Wohnung, wo er den armen Brüe auszankte, als wäre er ſein entlaufener Sclave geweſen. Was ſollte der Arme alſo machen, der auf dieſe Weiſe mit Vorwürfen und Liebkoſungen zugleich beſtürmt wurde? Am Ende mußte er ſich doch ſagen, daß es ſchon als ein Beweis von der großen Anhänglichkeit an ſeine Perſon gelten müſſe, wenn man ihn ſo ſchmerzlich ver-

mißt habe. Brüe begann ſich alſo in ſein Schickſal zu finden. Die Wittwe brachte in der That ſeine Sachen ſchon am folgenden Tage in ihre Wohnung und ergriff Beſitz davon; im Uebrigen mußte ihr Brüe nachrühmen, daß ſie ſich ſehr anſtrengte, um ihm ſeine Gefangenſchaft zu verſüßen. Sie kochte für ihn das Schönſte und Beſte; ſie ſorgte dafür, daß ſeine Pfeife ſtets in Ordnung war, und kaufte ihm ſogar eine neue, weil ſeine alte gar zu ſchmutzig ausſah; ſie putzte ihn eigenhändig, als ſie mit ihm zum Küſter ging und wenn ſie ſonſt mit ihm ausging; ſie nannte ihn ihr liebes Brüechen, ihr ſchlechtes gutes Männchen, und ſpornte ihr Fritzchen durch einige Groſchen, die ſie ihm gab, und durch unzählige, die ſie ihm verſprach, an, für die neue Vervollſtändigung der Brüe'ſchen Menagerie zu ſorgen, wobei ſie auf die ſchlechte Perſon ſchimpfte, welche die hübſchen Thiere getödtet hatte. Ueberhaupt machte ſie ſich über dieſe Perſon bei jeder Gelegenheit luſtig und gab ihr ſo viele Titel, daß der Kaiſer von China ſelbſt nicht dagegen hätte aufkommen können, nur daß ſie weniger ſchmeichelhaft als die ſeinen waren. In der That begann das Andenken an das Fräulein bei Brüe allmählig zu erlöſchen, ihr Stern zu erbleichen, zumal da ſie nichts that, um wieder in ſeinen Beſitz zu gelangen. Er wußte nicht, durch welche ſchlaue Intrigue die Arme abgehalten wurde, ihn in ſeiner Wohnung, wo

sie Brüe allerdings zunächst vermuthen mußte, aufzusuchen. Genug — Brüe begann sie zu vergessen; und da ihm die Frau mit dem spitzen Gesichte, welche bei den nothwendigen Ausgängen der Wittwe stets seine Hüterin war, unzählige Mal aus den Karten prophezeit hatte, daß es im Buche des Schicksals unwiderruflich feststünde, die Wittwe würde seine Frau werden, so befreundete er sich zuletzt mit dem Gedanken, und fand sich wie ein echter wahrer Philosoph in das unvermeidliche Schicksal, zumal da er seiner Kleider stets beraubt war.

Die Wittwe hatte so fest auf ihren Sieg gerechnet, daß sie schon längst Alles zu ihrer Verheirathung mit Brüe vorbereitet hatte. Den Eheconsens hatte sie schon seit Wochen in der Tasche, und wenn einige ihrer Freundinnen einigen Zweifel an dem Erfolge ihrer Bewerbungen um Brüe zu äußern sich erlaubten, dann holte sie ihren Eheconsens hervor und sagte mit einer, jeden Zweifel darniederschlagenden Geberde:

Hier steht es schwarz auf weiß. In vierzehn Tagen ist Brüechen mein Mann — oder ich will Hahneputin heißen.

Natürlich mußte eine so entsetzliche Betheuerung den tiefsten Eindruck machen. Und wirklich war das Aufgebot bereits zum ersten Male erfolgt, zum zweiten Male, zum — dritten Male.

Armes Fräulein Massias — wo bist Du? —

Der verhängnißvollste Tag in Brües Leben rückte heran.

Fünftes Kapitel.

Was uns die Leichensteine erzählen.

Es war vor vierzehn Jahren, — vor Beginn unserer Geschichte — als sich ein stiller, trauriger Leichenzug durch die Stadt bewegte. Der Leichenwagen sah aus, wie jeder andere Leichenwagen dritter Klasse, und die Vorübergehenden bemerkten das schwarze Fuhrwerk kaum, welches nur eine Kutsche im Geleite hatte.

Es war eine arme, demüthige, bescheidene Leiche, welche durch die Pforte des Gottesackers getragen wurde, an welcher sie der Todtengräber empfing, um eine Bewohnerin mehr den vielen Tausenden zuzubetten, deren Schlafstatt er behütete.

Aber so viele Tausende er auch an der Pforte zwischen den gleich dunkeln Welten des Lebens und des Todes empfangen haben, so vielen Tausenden er auch eine Hand voll Staub von dem Staube, dem wir alle dereinst angehören werden, in die Gruft nachgeschüttet haben mochte, — unter allen Leichen war wohl keine,

welche mit mehr Thränen zur Gruft bestattet worden war.

Und doch waren es nur zwei Augen, welche diese Thränen weinten!

Da stand ein Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, schwarz vom Haupte bis zur Sohle gekleidet; aber das schneeweiße Schnupftuch, mit welchem die Kleine das abgehärmte Antlitz bedeckte, vermochte die Zähren nicht mehr in sich aufzunehmen, welche ihren sanften, seelenvollen Augen entströmten.

Ein alter Mann mit schneeweißem Haupte stand neben ihr und hatte die zitternde Rechte auf das gebeugte Haupt des Kindes gelegt. Er sprach nichts, er starrte in die Gruft hinein, er schüttelte mit dem Haupte, ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust — und die Stricke raschelten, an welchen der Sarg hinunterfuhr. Dann nahm auch er eine Hand voll Erde und warf sie so langsam, so bedächtig, so feierlich in die Gruft, als fürchte er die Todte in ihrem Schlummer aufzuschrecken.

Und als das Gebet vorüber war, da nahm er die Hand der Kleinen und sagte mit leiser und gepreßter Stimme:

Gott wird sie wohl empfangen! — Komm', Agnes! —

Hierauf verließen Beide das Grab, stumm weinend

einſam und allein. Die Kutſche brachte ſie in ihre Wohnung — es war alles vorüber.

Vorüber war Krankheit, Leiden und Sterben. In der verödeten Wohnung war es ſo unheimlich, ſo feierlich ſtille. Der Großvater ſaß träumeriſch auf dem alten Lehnſtuhle beim Ofen und dachte an ſein eigenes Grab, und die kleine Agnes lag auf dem Bette, auf welchem ihre Mutter geſtorben und weinte noch immer.

So vergingen viele, viele Tage und viele, viele Nächte, und noch immer verſiegten die Thränen der Kleinen nicht. So koſtbar ihr auch die Zeit war, denn ſie führte ganz allein die kleine Wirthſchaft, ſo beſuchte ſie doch tagtäglich den ſchmalen Raſenplatz mit der kleinen gußeiſernen Tafel, auf welcher der Name ſtand:

Johanna von Sarrow.

Die Todten reden nicht. Ein heiliges Schweigen lag auf den Gräbern. Aber geöffnet war das geheimnißvolle Buch, deſſen Blätter Leichenſteine und Kreuze ſind. Jedes Blatt hat denſelben Inhalt: hoffen, ſtreben, dulden, weinen und ſterben. Aber die Geſchichten, welche zwiſchen dieſen großen und kleinen Zeilen ſtehen, das iſt die Paſſionsgeſchichte des menſchlichen Herzens.

Unten in der Erde hat ſich der Staub und Moder längſt vermiſcht, Gebein ſich den Gebeinen zugeſellt: die Todten ſind Eins geworden — Eins und einig. Aber

hier oben halten die Leichensteine noch Wache, die steinernen Blätter, wie verwittert auch, sind noch lesbar, und noch heute erkennt man auf einem derselben ganz deutlich die Inschrift.

Johanna von Sarrow.

Ja das ist alles, was von dem Herzen übrig geblieben ist, das einst so innig, so treu und ergeben zu lieben vermochte. Man sollte an diesem Leichensteine nicht so gleichgültig vorüber gehen. Wahrlich, wir meinen, die Todte vermöchte selbst unter diesem kalten Steine, der ihr Gebein deckt, für diejenigen ein Gebet zum Himmel zu senden, die eine Thräne des Mitleids und der Theilnahme auf ihren Rasenhügel fallen lassen.

Johanna von Sarrow war die Tochter eines einfachen, schlichten Bürgers, eines gediegenen Handwerkers von altem Schroot und Korn. Das Adelswappen prangte nicht auf ihren Karossen und war auch nicht in ihre Schnupftücher eingestickt. Aber ihre edle Weiblichkeit und ihre hohen Geistesgaben hatten ihr den hohen und höchsten Adel von Gottes Gnaden verliehen.

Sie war kaum siebenzehn Jahre alt, da verliebte sich ein Edelmann aus sehr angesehener Familie in sie. Der Vater protestirte gegen den adeligen Liebhaber, die Tochter wies ihn entschieden zurück — aber sie liebte ihn dennoch.

Der junge Mann blieb beharrlich, und als seine

Eltern nach einigen Jahren heimgegangen waren in unſer aller Heimath, wiederholte er ſeine Anträge und beſiegte das alte und das junge Herz, den Vater und die Tochter, und bald darauf ſtanden ſie am Altare und gelobten ſich Hand in Hand und ſpäter Lippe an Lippe, Herz an Herz, was leider nur eine Hand und ein Herz treu gehalten.

Nach zwei Jahren kehrte Johanna von Sarrow mit gebrochenem Lebensmuthe, betrogen um die Seligkeit ihres Lebens ins väterliche Haus zurück. Ein Schmerzenskind brachte ſie mit — das arme Lindchen.

Ein alter Weiſer ſagt: wenn ein Mädchen geboren wird, dann weinen die Wände. Uns bedünkt, wenn die Leichenſteine alle reden könnten, würden ſie uns belehren, daß die Wände Recht haben.

Der Heimkehr der betrogenen Frau folgte die Scheidung von ihrem treuloſen Gatten; er ſuchte in den Armen einer zweiten Frau ſein verlorenes Paradies — aber er fand die Hölle und ſtarb bald darauf reuig und zerknirſcht.

Er hinterließ der zweiten Frau einen Sohn, und als dieſe Frau bald darauf ſtarb, nahm ihn Johanna zu ſich und erzog ihn bis zu ſeinem ſechſten Jahre; dann nahm ein Verwandter ſeiner Mutter ihr den Knaben faſt gewaltſam fort — ein harter Schlag für

Johanna, denn sie liebte den Knaben mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Endlich legte die Schwergeprüfte selbst das Haupt aufs Sterbekissen. Sie empfahl ihre arme Waise ihrem ergrauten Vater und Gott. Als sie die Augen schloß, schien ein frommer Engel ihr Antlitz mit sanftem Lächeln anzuhauchen. Wie selig sie schlummerte, wie der letzte Gedanke ihrer Seele — Ruhe in Gott — sie über den Schmerz der Scheidung von ihrer armen Waise hinüberhob!

Das sind ein paar Zeilen aus der Geschichte, die uns die Leichensteine erzählen:

Johanna von Sarrow.

Sechstes Kapitel.

Ein Vormund.

Es war wieder Frühling und wieder Herbst geworden, der Sturm hatte die Bäume kahl geschüttelt, und das Leben war reicher geworden an Todten und Lebendigen.

Der schwarze Mann, welcher die Grabstatt bewachte, wo Johanna von Sarrow ruhte, legte abermals sein behäbiges Gesicht in ernste Falten, setzte den leidigen

Dreimaſter auf und trat wiederum aus der Pforte des Kirchhofes, um eine Leiche in Empfang zu nehmen, welche, gefolgt von einer einzigen Kutſche, traurig daherkam.

Es waren wiederum nur zwei Augen, welche weinten. Die kleine Agnes von Sarrow ſah den letzten Schatz in die Erde ſenken, den ihr der Himmel gelaſſen; und bald erhob ſich über dem ſchmalen Raſenbette ein neuer Leichenſtein mit dem Namen:

Wilhelm Staud.

Wer erbarmte ſich jetzt der Verwaiſten? — Was ſie geliebt und von denen ſie geliebt, das war ihr in jene unendliche Ferne gerückt, welche die bangende, ſchmerzenreiche Sehnſucht mit allen ihren Thränen nicht zu erreichen vermag. Jenes traurige Haus, wo die Poeſie der Jugend unter dem eiſigen Hauch ſtrenger, oft liebloſer Regelung erſtarrt, das Waiſenhaus, that ſich als das einzige Aſyl für die arme Verlaſſene auf. Da ſank das arme Kind auf die Kniee und rang verzweiflungsvoll die Hände, betend, es möge Gott gefallen, ein drittes Grab den beiden theuren Gräbern hinzuzufügen. Sie wolle nicht in den Kerker der verwaiſten Jugend hinein. Ihre Thränen rührten eine arme, aber brave Nachbarin, ſie nahm die Kleine zu ſich und ließ ſie, ſo gut ſie vermochte, erziehen; aber

Agnes erzog sich selbst, und als sie funfzehn Jahre zählte, ernährte sie ihre Wohlthäterin und sich selbst mit dem gutwilligen Fleiß ihrer Hände und dem noch gutwilligern Streben ihres Dankgefühls.

Aber das Schicksalsbuch der unglücklichen Agnes trug den grausamen Titel: „Todte Liebe!" Kaum siebenzehn Jahre alt, stand sie wieder allein. Es waren aus zweien drei Gräber geworden. Aber in der harten Schule ihres traurigen Geschickes war sie zu einer Jungfrau gereift, wie es deren wenige giebt: resignirt, verständig, fleißig, abgeschlossen in sich selbst — zwei Hütern ihre jungfräuliche Tugend und Einsamkeit vertrauend, der Arbeit und dem Stolze, in deren veredelndem Umgange sie emporgewachsen.

So lebend unter ihrem eigenen Schutz, konnte sie des Vormunds entbehren, den ihr das Gericht bestellt. Es war auch gut so. Was hätte ein Vormund für sie thun können, der, wie so viele Vormünder, mit dem Handschlage, den er dem Gerichte gegeben, es abgethan zu haben glaubte! Was hätte ihr ein Vormund wie Herr Haspin nützen können? — Herr Haspin hatte außer Agnes noch ein paar andere Mündel, von denen ein Knabe längst gestorben war. Nichts desto weniger erhielt das Vormundschaftsgericht alljährlich den üblichen Bericht: mein Mündel, der Knabe der und der

führt sich gut.*) Das Gericht, welches wußte, daß der Knabe der und der schon seit drei Jahren in der Erde ruhte, legte den Bericht des Herrn Haspin alljährlich getreulich zu den Acten, was natürlich nicht ohne Lächeln abging. Es war auch wirklich komisch. Wie gut aufgehoben die armen Waisen unter solchen Vormündern sein müssen! Welche gewissenhafte Ausübung einer christlichen Pflicht! Seht Euch um, Ihr werdet auf jedem Tritte einem Vormunde begegnen, der wie Herr Haspin schreibt: der Knabe der und der führt sich gut. Und wenn ihm der Knabe der und der begegnet, wird er ihn sicherlich nicht kennen, oder wenn er todt ist, wird er es nicht wissen, und wenn er gar verdorben ist, wäscht er seine Hände in Unschuld. Dafür ist das Vormundschaftsgericht da! —

Nach diesem Gesagten wird es Keiner auffällig finden, wenn wir erzählen, daß Agnes ihren Vormund nur einmal in ihrem Leben gesehen hatte. — Bei diesem Besuche, welchen Agnes Herrn Haspin abstattete, drehte sich die Unterhaltung ungefähr um folgenden Gegenstand.

Du bist Agnes von Sarrow? — Ei — ! — Ja, ich entsinne mich! — Nun, Du bist ja recht groß geworden! Also schon funfzehn Jahre alt? —

*) Thatsache.

Ich werde in nächster Woche confirmirt, Herr Haspin.

In nächster Woche? — So! — Höre mal — ich wüßte eine Stelle für Dich. Bist Du recht ehrlich?

Agnes sah ihren Vormund bei dieser Frage so ruhig und stolz an, daß seine Augenbrauen nicht wußten, welchen Ausdruck sie annehmen sollten.

Ich hoffe; sagte er dann, daß Du Deinem Vormund keine Schande machen wirst. Ein mir bekannter Destillateur braucht eine Ladenmamsell. Du kannst Dich bei ihm melden.

Ich danke Ihnen für Ihre gütige Empfehlung; sagte Agnes sich verbeugend, und wandte Herrn Haspin den Rücken.

Herr Haspin, welcher wirklich glaubte, daß Agnes ihm zu großer Dankbarkeit für seinen Vorschlag verpflichtet sei, sagte:

Warte doch einen Augenblick, ich will Dir die Adresse geben, und indem er eine Feder nahm und schrieb, fügte er hinzu:

Die Hauptsache ist, mein Kind, daß Du recht freundlich mit den Leuten bist. Gewöhnlich ist das Volk, welches in einem solchen Laden verkehrt, ein wenig hausbacken. Leute, die Branntwein trinken, sind, — nun, Du wirst mich schon verstehen. Man darf da nicht so empfindlich sein. Das wird sich schon machen, nicht wahr? —

Agnes warf ihrem Vormund einen Blick stolzer Verachtung zu, dann ging sie, ohne ein Wort zu sagen. — Er bemerkte nicht die Thräne, welche aus dem Auge der armen Waise über ihre Wange glitt.

Warum weint das Mädchen, Väterchen? fragte die damals achtjährige Amalie, welcher Agnes an der Thür begegnet war, und die jetzt ins Zimmer trat.

Weil sie ein stolzes Ding ist, weil sie es vorzieht, die große Dame zu spielen, statt ehrlichen Erwerb zu suchen.

Aber sie sieht so einfach, ich möchte sagen, so rührend aus; entgegnete Amalie, indem sie das Köpfchen sinken ließ.

Ach, davon verstehst Du nichts, Du altkluges Ding; entgegnete Haspin, indem er sein Töchterchen küßte.

Amalie, welche nicht wie ihr Vater in Korn und Spiritus speculirte, verstand allerdings nichts davon, dennoch meinte sie:

Ach, wer weint, ist auch gewiß recht unglücklich! —

Das war das einzige Mal, daß Agnes mit ihrem Vormunde gesprochen hatte.

Siebentes Kapitel.

Edmund von Barrow.

Agnes war siebenzehn Jahr alt.

In einer Stadt wie Berlin kann es für eine arme Waise, welche ganz allein auf sich selbst angewiesen ist, kein größeres Unglück geben, als — nicht älter als siebenzehn Jahre zu sein.

Aber die Natur, welche gerechter als alle Gerechtigkeit ist, gestattet es nicht, daß die Zeit über jene Unglücklichen hinweg eilt, selbst dann nicht, wenn sie Verderben bringt.

Agnes führte ein so eingezogenes Leben, daß sich alle ihre größeren Ausgänge auf den Besuch der Kirche und des Kaufmanns erstreckten, der sie beschäftigte. Es war nicht ihre Schuld, wenn sie gesehen und geliebt wurde, nein, es war gewiß nicht ihre Schuld, wenn sie so schön, so voll Adel und so ganz verlassen war.

Es verging ein Vierteljahr, ohne daß sie es gewahr wurde, mit welcher Theilnahme ein Paar schöne, feurige Männeraugen zu ihr hinübersahen. Aber sie bemerkte, wenn sie zuweilen nach Hause kam, daß die schönsten Blumen in ihrem Zimmer auf dem Tische, der Kommode, auf den Stühlen oder auf der Erde lagen.

Sie konnten nur durchs offene Fenster in die Stube

hinein geworfen sein. Woher? — Sie hatte keine Ahnung davon, bis ihr eines schönen Tages, als sie nähend am Fenster saß, Blumen in den Schooß fielen. Erröthend blickte sie auf, sah den jungen Mann ihr gegenüber am Fenster stehen, und andern Tages hatte sie ihre Wohnung verlassen.

Aber drei bis vier Tage später trat ein junger, hübscher und blühender Mann in ihr bescheidenes Stübchen. Agnes erröthete vor Zorn und Schrecken. Es war ihr ehemaliger Nachbar.

Sie haben Ihre Wohnung verlassen; sagte er, ich habe Sie fortgetrieben, ich bin untröstlich. Aber ich danke dennoch dem Himmel, der es so kommen ließ, denn bei dieser Gelegenheit erfuhr ich Ihren Namen.

Agnes wollte soeben in ihrem beleidigten und tief gekränkten Stolze eine Antwort geben, als der junge Mann hinzufügte:

Gestatten Sie mir, Ihnen den meinigen zu nennen, — ich heiße Edmund von Sarrow.

Agnesens Herz begann zu pochen, als sie einen Namen hörte, welcher der ihrige war. An ihren Augenwimpern hingen Thränen. Zum ersten Male in ihrem Leben wurde sie daran erinnert, daß sie Verwandte habe. Aber mit dem Gefühle der Rührung vermischte sich alsbald das Gefühl der Bitterkeit und des Stolzes.

Ich glaubte wirklich; sagte sie, den jungen Mann

mit rührender Würde anblickend, die Einzige in der Welt zu sein, welche den Namen von Sarrow führt, und ich glaube nicht, daß Sie dieser Name berechtigt, mich zu verfolgen. Lassen Sie mich in Ruhe, ich bin gewöhnt, einsam und allein zu leben. Ich nähre mich von meiner Hände Arbeit, meine Zeit ist kostbar, ich bin nicht in der Lage, mich müßig unterhalten zu können.

Ich weiß es; versetzte Edmund erröthend, ich habe es ja drei Monate lang gesehen, wie Sie leben — und arbeiten. Ich kenne Sie, Sie sind stolz — Sie sind eine von Sarrow. —

Mein Herr; versetzte Agnes, ich bin die Tochter meiner Mutter.

Ehre ihrem Angedenken; entgegnete Edmund, Ihr Bruder hat oft von ihr erzählt. —

Mein Bruder? — O Gott, es ist wahr, ich habe einen Bruder? rief Agnes aus.

Er ist gestorben!

Agnes setzte sich nieder; sie hielt ihren Kopf mit beiden Händen, und ihre Brust arbeitete gewaltig unter den Schmerzen, die ihr das Herz krampfhaft zusammenpreßten. Die Vergangenheit zog an ihrer Seele vorüber; alle jene trüben kummervollen Stunden, die sie durchlebt, traten an sie heran; die Thränen, die ihre Mutter, und die sie mit ihr geweint; die Nächte, die sie durchseufzt; die Leichensteine; die Gräber — alles was das

Leben, was der Tod ihr Bitteres gebracht — es ſtand vor ihr.

Es war ein feierlicher Moment.

Nach einigen Minuten brach Edmund das Schweigen.

Wir können nichts für die Sünden unſerer Väter; ſagte er, meine Schuld iſt es nicht, daß ich erſt jetzt erfahren, daß es eine Agnes von Sarrow giebt, ein ſo braves, biederes, edles Weſen, das ich — ich muß es Ihnen ſagen — verehre, anbete, das ich liebe! —

Der junge Mann ſank auf die Kniee, er erfaßte Agneſens Hand, er führte ſie ehrerbietig an ſeinen Mund, — aber Agnes zog ſie ernſt zurück.

Mein Herr; ſagte ſie, um Himmels Willen laſſen Sie mich; auf Ihrem Namen ruht ein Fluch! — Dieſer Name, den Sie, den ich führe — er iſt eins mit dem Unglück meiner armen Mutter, mit dem Unglück meines Daſeins. — Gehen Sie — vergeſſen Sie mich — ich will einſam und vergeſſen leben wie bisher! Ich mache keinen Anſpruch auf verwandtſchaftliche Liebe, laſſen Sie mich ferner in dem Wahne, der auch ſein Wohlthuendes hat — ich ſei die einzige von Sarrow.

Mein Gott; rief Edmund, Sie ſind es ja, es giebt außer Ihnen und mir keinen von Sarrow mehr! Ihr Vater hatte nur einen einzigen Bruder, deſſen einziger Sohn ich bin. Meine Mutter habe ich kaum gekannt. Ich bin eine Waiſe wie Sie — ich fühle in mir

den Beruf, die Pflicht, das Unrecht meines Oheims wieder gut zu machen. Ich bin vermögend — ich liebe Sie — werden Sie meine Gattin.

Nimmer! sagte Agnes mit der größten Entschiedenheit.

Edmund zuckte auf. Er stürzte fort.

Und eine Viertelstunde später saß Agnes wieder bei ihrer Arbeit. Ihr Antlitz war todtenbleich — ihr Auge sah starr und thränenlos auf die Arbeit, aber ihr Herz pochte laut unter den Stichen eines bitteren Geschickes.

Vielleicht dachte sie, indem sie so dasaß, darüber nach, ob es nicht besser gewesen wäre, ein solches unempfindliches, lebloses Stück Zeug zu sein, als ein Herz zu haben, welches nicht einmal wagen durfte — zu lieben.

Am andern Tage erhielt Agnes einen Brief.

Sie öffnete ihn, er war Edmund von Sarrow unterschrieben.

Eine Stunde lang lag der Brief ungelesen auf ihrem Tische.

Sie kämpfte mit sich selbst, ob es nicht besser sei, ihn wieder zu schließen und ungelesen an den Schreiber zurückzusenden; aber ein eigenthümliches Gefühl, das sie nicht bemeistern konnte, machte sie andern Sinnes.

Sie las:

Meine theure, gute, hartherzige Cousine!

Wenn nichts im Stande ist, Ihren Sinn zu beugen, wenn Sie meine Hand ausschlagen, die

Sie brüderlich durchs Leben führen will, wenn Sie das Herz verstoßen, welches so warm für Sie schlägt, — dann gestatten Sie mir wenigstens, das Gelöbniß in Ihre Hand niederzulegen, daß ich keine Andere als Sie zum Traualtar führen werde. Gestatten Sie es mir, Ihnen dann und wann einige Nachricht von mir zukommen zu lassen, und beglücken Sie mich mit einigen Zeilen, wenn auch nur, damit ich die Gewißheit erlange, daß Sie leben und dann und wann an mich denken. Ich verlasse morgen Berlin und vielleicht Europa — aber so fern ich auch immer von Ihnen sein werde, stets wird Ihr Bild vor meinen Augen stehen, welches mich für ewig an Sie gefesselt hat.

Edmund von Sarrow.

Diesem Briefe war ein werthvolles Geschenk beigelegt, und am andern Tage hatte Edmund in der That Berlin verlassen.

Es vergingen mehrere Jahre. Edmund durchreiste die alte und die neue Welt, aber er konnte Agnes nicht vergessen. Sie erhielt Brief auf Brief, welche sie gemessen doch freundschaftlich erwiderte. So glühend auch immer die Gefühle sein mochten, welche Edmund in seinen Briefen aussprach, sie blieb ruhig und zurückhaltend. Nicht die leiseste Hoffnung, daß sie einst die Seine werden würde, fand in ihren Briefen Ausdruck.

Und als Edmund nach fünf Jahren wiederkehrte, da waren seine Gefühle ungeschwächt dieselben, aber auch Agnes war dieselbe geblieben — zurückhaltend, ruhig und kalt.

In dieser Zeit war es, daß Edmunds Vater starb. Er hinterließ seinem Sohn ein bedeutendes Vermögen, welches ihn aller materiellen Sorgen überhob, und nun noch einmal bestürmte er Agnes um ihr Herz, ihre Hand. Und als sie ihn auch jetzt noch zurückwies, sandte er ihr sein Testament, in welchem er sie zu seiner Universalerbin einsetzte. Nur wenige Worte waren dem Testamente beigefügt.

Er schrieb:

Ich bin in Verzweiflung, rette mich. Nur Du vermagst es! — — — — — —

Edmund von Sarrow.

Der Kampf, welchen Agnes damals mit sich selbst zu bestehen hatte, Gott allein war dessen Zeuge. Aber ihr Herz hätte hart wie Stein, und ihre wirklich innige Liebe zu dem jungen Manne gefühlloser, unerbittlicher als der Haß sein müssen, wenn sie solcher Verzweiflung und solcher Beharrlichkeit, solcher schwärmerischen Zuneigung hätte länger widerstehen können; und drei Monate später stand ein junges Paar vor dem Traualtar, und der Priester segnete zwei Wesen, um sie

unauflöslich für diese Welt an einander zu ketten — Agnes — Edmund.

Achtes Kapitel.

Ein unheilvoller Brief.

Agnes und Edmund lebten so glücklich, wie nur immer ein junges, liebendes Paar leben kann. Aber es ist wahr, auf manchem Leben ruht ein Fluch. Es giebt Menschen, die alle Ansprüche haben, daß ihnen ein glückliches Loos zu Theil werde, die aber es niemals erlangen.

Kaum war der Segen über das junge Paar ausgesprochen, kaum hatte Agnes den ersten Kuß ehelicher Liebe empfangen, da erhielt Edmund einen Brief aus seiner Heimath, der ihn erbleichen machte.

Hätte Agnes ihren Gatten in dem Augenblicke bemerkt, in welchem er diesen Brief las, sie würde ihn gebeten haben, ihr den verhängnißvollen Inhalt mitzutheilen, sie vertraut mit dem Schicksal zu machen, das gemeinsam mit ihm zu tragen ihre heiligste Pflicht geworden, und die sie mit aller Aufopferung und Selbstverleugnung, deren ihre edle Seele fähig war, geübt haben würde.

Aber sie sah es nicht, welch finstere Schatten sich auf dem Antlitze ihres jungen Gatten lagerten; sie sah es nicht, wie er sich in seinem Zimmer aufs Sopha niederwarf, sein Antlitz mit seinen Händen bedeckte und — weinte wie ein Kind.

Das währte eine Stunde; dann erhob sich Edmund und trat zu seiner jungen Gattin mit einem so ruhigen Gesichte ein, daß nichts an ihm den furchtbaren Kampf verrieth, den er soeben mit sich ausgekämpft hatte. Und Agnes lebte glückliche Tage an seiner Seite; aber es waren eben nur Tage, als wollte ihr trauriges Geschick sie der Freuden höchste kosten lassen, um die harten Schläge, von denen sie nur zu bald getroffen werden sollte, desto niederschmetternder für sie zu machen.

Denn so viele Mühe Edmund sich auch geben mochte, harmlos, unbefangen, ruhig und glücklich zu erscheinen, der Alp, unter dem seine Brust seit jenem Briefe schwer seufzte, begann allmählig sein Wesen umzuändern, seine Zerstreuung, seine Unruhe nahm je mehr und mehr zu und konnte seiner Gattin nicht entgehen.

Aber in der Meinung, Edmund erkalte in seiner Liebe, und zu stolz, ihn daran zu erinnern, was er ihr gelobt und beschworen, im Bewußtsein treuester und aufopferndster Pflichterfüllung, ließ sie keinen Laut des Vorwurfes über ihre Lippen kommen.

Selbst dann nicht, als Edmund begann, die Nächte

aus dem Hause zu bleiben. Sie blieb unwandelbar dieſelbe. Und als ſie endlich inne wurde, daß es der Fluch ihres Lebens war, einſam und verlaſſen zu ſein und alles zu verlieren, was ſie liebte, da verließ ſie das Haus ihres Gatten, ihm einen Brief folgenden Inhaltes zurücklaſſend:

„Du haſt Deine Eide vergeſſen. Du haſt es nicht verleugnet, daß Du ein Sarrow biſt. Ich habe Dein Haus verlaſſen, in dem ich allzu glücklich und allzu unglücklich war. Meine Nähe drückt Dich, die Deinige foltert mich. Ich habe nur eine Bitte an Dich: denke, ich ſei todt. Störe meine Ruhe nicht weiter."

Agnes hatte aus dem Hauſe ihres Gatten nichts mitgenommen, als das Geld, welches ſie in ihrer Wirthſchaft erſpart. Hiervon richtete ſie ſich beſcheiden ein und fing wieder an, wie ehemals, von ihrer Hände Arbeit zu leben.

Als Edmund, heimkehrend von einer durchſchwärmten Nacht, den Brief vorfand, entſetzte er ſich; ſtarren Blickes hielt er die ſchmerzensreichen Zeilen ſeiner unglücklichen Gattin in ſeiner krampfhaft geballten Hand. Er ſchlug ſich verzweiflungsvoll an die Stirn — gewaltig arbeitete es in ſeiner Bruſt — dann ſagte er mit dumpfer Stimme:

Sie hat wohl gethan — es iſt ſo beſſer. — Dann

ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, er rief unzählige Male den Namen: Agnes! Hätte ſie ihn hören können, der Glaube an ſeine Liebe würde ihr vielleicht zurückgekehrt ſein.

In dieſem Momente trat ein Mann zu ihm ein, der um einige Jahre älter als er zu ſein ſchien. Er war hochgewachſen und hatte ein äußerſt ariſtokratiſches Anſehen. Seine Manieren waren weltmänniſch und ließen auf den erſten Augenblick erkennen, daß er gewohnt war, ſich in höheren Kreiſen zu bewegen.

Dieſer Mann war der Baron von Heldern-Kökritz.

Edmund begrüßte ihn kalt und finſter.

Du haſt mir Dein Wort gegeben, niemals mein Haus zu betreten; ſagte Edmund. —

Das gab ich Dir. Aber nun iſt es etwas anderes, — Deine Frau iſt davon gelaufen.

Mann! rief Edmund mit einem entſetzlichen Blick, ſprich nicht alſo von meinem edlen Weibe! —

Laß die Thorheiten; ſagte der Baron, indem er ſeine Hand auf Edmunds Schulter legte, die Weiber ſind ſich alle gleich. Wäre Deine Frau wirklich ſo edel, wie Du ſtets von ihr rühmteſt, dann hätte ſie Dein Haus nicht verlaſſen, dann würde ſie Deinen Namen nicht blamirt haben. Ich habe die Weiber ſtets in orientaliſchem Sinne behandelt, als Sklavinnen. Glaube mir, die Natur hat ihnen keine andere Stellung ein-

räumen wollen. Sie ist fortgelaufen, wiederhole ich — laß sie in Frieden ziehen. Jetzt wirst Du wohl zu leben und Deine Jugend zu genießen beginnen. Ich will Dir nur sagen, weshalb ich komme. Diese Nacht wollen wir in Deiner Wohnung ein Spiel machen.

Versucher, sagte Edmund, umstricke mich nicht noch mehr mit Deinen teuflischen Banden! Schon hast Du meine Seele mir unwiederbringlich geraubt. O, laß mich! Hier auf meinen Knieen bitte und beschwöre ich Dich, gieb mich frei, gieb mich wieder mir selbst zurück, übe Erbarmen, habe Mitleid mit meinem Schmerze!

Edmund war vor dem Manne niedergesunken und hatte flehentlich seine Kniee umfaßt. Der Baron sah so ruhig, so wegwerfend lächelnd auf ihn herab, daß man die Antwort auf seinem Gesichte hätte lesen können, die er jetzt dem verzweifelnden Edmund gab.

Du bist ein großer Narr; sagte er, Du bist entsetzlich sentimental. Es ist wirklich zum Erbarmen. Als wenn ich Dein Mephisto wäre. Lächerlich! — Ich habe Dich doch nicht etwa zum Verbrechen verleitet? — Geh in Gottes Namen Deiner Wege. Hole Deine Frau zurück. Wenn sie nur wiederkehrt! — Ob sie nicht prüde sein wird? — Falle ihr zu Füßen, wie Du mir zu Füßen liegst. Gestehe ihr Alles — hörst Du — Alles! — Sage ihr, — Du habest —

Edmund ſprang auf, wie von einer Tarantel geſtochen, und packte den Baron am Arme.

Stille! rief er, um Gottes Willen, ſprich das Wort nicht aus! Entweihe dieſes Zimmer nicht, in welchem ich an ihrer Seite ſo glücklich war, durch die Erinnerung an eine That, die ihren Namen an den Pranger bringen würde. Du haſt Recht — es iſt ſo beſſer, daß ſie gegangen iſt. Ich darf ſie nicht mehr lieben. Ich darf ihr nicht mehr nahen. Teufel — Du ſollſt mich behalten!

Der Baron ſtrich gleichmüthig ſeinen Schnurrbart, als habe Edmund ſoeben ein Luſtſpiel vor ſeinen Augen aufgeführt.

Der Paroxismus iſt alſo vorüber; ſagte er, man wird wieder ein vernünftig Wort mit Dir reden können. Alſo Du wirſt jetzt wie ich, als Junggeſelle, ohne allen Zwang leben können. Wir wollen uns jetzt allnächtlich in Deiner Behauſung verſammeln. Und Du wirſt ſo gut ſein und Dein miſanthropiſches Geſicht ein wenig glatt erhalten. Was fehlt Dir? — Du lebſt in Saus und Braus! Du kannſt reiten, fahren, ſchwelgen, Dich in Genüſſe aller Arten ſtürzen, Du kannſt die hübſcheſten Mädchen von Berlin in Dich verliebt machen. Denn wer die Weiber mit goldenen Augen anſieht, der kann des Sieges ſtets verſichert ſein. Habe ſtets die Taſchen voll, und die Welt iſt Dein. Vergiß Dein Weib. Die

Monogamie, mein Freund, ist überhaupt eine von den Institutionen, welche der Pietismus in die Welt gesetzt hat. Der, welcher uns das Leben gab, hat es als erstes Gebot in unsere Brust gelegt: Lebe! — Ja, lebe, ehe Du gestorben bist. Lebe, ehe Du unter dem Leichensteine ein dummes, nichtsnutziges Gebein geworden bist, dessen ganze Unsterblichkeit darin beruht, in dem Kirchenbuche als Nummer so und so viel zu figuriren.

Sei stille! sagte Edmund, Deine Philosophie hat mich längst thönern gemacht. Mein Schicksal mag sich erfüllen! Meine arme Frau hat recht — ich bin ein Sarrow!

Du wirst also Alles in Bereitschaft setzen; sagte der Baron. Adieu. Wir treffen uns bei Donna Leila.

Der Baron ging.

Aber Edmund setzte sich nieder und schrieb einen Brief an seine Gattin.

Er lautete:

„Du hast mein Haus verlassen, weil Du wähntest, meine Liebe gegen Dich sei erkaltet. Gott aber weiß es, daß meine Liebe gegen Dich mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin — unglücklich und bedauernswerth. Wenn Du mich nicht mehr lieben kannst — und ich weiß, Du kannst es nicht — verdamme mich wenigstens nicht. Ich sende Dir einliegendhundert Thaler. Eine gleiche Summe wirst Du

allmonatlich erhalten. Lebe wohl! Bete für mich! —“

Noch an demſelben Tage erhielt Edmund das Geld nebſt einem Schreiben zurück. Es hieß darin:

„Ich bedarf Deiner Unterſtützung nicht. Ich vermag mich zu ernähren wie damals, ehe ich Dich kannte. Gott verzeihe Dir. Ich werde für Dich beten.“

Als Edmund dieſen Brief geleſen, raffte er ſich empor. Ein männlicher Muth ſchien in ihm aufzuflammen. Er wollte zu ſeiner Gattin eilen und ihr Alles, was er auf der Seele und auf dem Gewiſſen hatte, bekennen. Er verließ entſchloſſen ſeine Wohnung. Aber kaum war er einige Schritte gegangen, da hörte er ſeinen Namen rufen. Er ſah ſich um — der Baron, an ſeiner Seite die Lorette, Donna Leila, jagten in einem eleganten Phaëton durch die Gaſſe.

Edmund wandte das Geſicht ſchnell wieder ab und eilte vorwärts. Aber der Phaëton überholte ihn, der Baron ſprang auf die Straße herab und hielt Edmund feſt.

Wohin? fragte er.

Ich will einen nothwendigen Gang abmachen; entgegnete Edmund.

Der Baron ſah ihn ſcharf an und flüſterte ihm dann ins Ohr:

Du willst zu Deiner Frau, um vor ihr zu winseln. Aber ich sage Dir, wenn ein Wort von jener Nacht über Deine Lippen kommt, dann findet man morgen meine Leiche und das Bekenntniß unserer That. — Ich habe keine Anverwandten mehr, nichts, was mir nahe steht. Der Name Holdern-Kökritz erlischt mit mir. Aber Deinen Namen trägt Dein Weib. Gut — der Name Sarrow mag für alle Zeit das Brandmark tragen, welches Du ihm aufgedrückt.

Edmund erbebte.

Jetzt gehe! sagte der Baron und schwang sich mit einem so ruhigen Gesichte auf seinen Phaëton, als hätte er mit Edmund die gleichgültigste Sache besprochen.

Edmund kehrte, sich selbst verfluchend, wieder heim.

Und in der Nacht darauf saß er mit dem Baron und einigen anderen Personen desselben Schlages am Spieltische. Donna Leila und andere Damen ihres Gelichters machten die Honneurs — und das Opfer, welches sie sich auserwählt, fiel unter den Streichen eines tückischen, falschen und verderblichen Spiels.

Und so ging es Nacht für Nacht.

Neuntes Kapitel

Unter dem Schleier der Nacht.

Edmund war nicht zum Sünder geboren. So sehr ihn auch der Baron umstrickt hielt, seine bessere Natur sträubte sich fortwährend gegen die Schmach, die er auf sich geladen. Er vermochte sein Gewissen nicht zu betäuben.

Eines Tages erklärte er dem Baron entschieden, daß jede Gemeinschaft zwischen ihnen aufhören würde; der Baron entgegnete ihm kühl: ich zwinge Dich durchaus nicht, mein Freund zu sein.

Nun ging Edmund noch einmal zu seiner Frau. Sie empfing ihn wie einen gleichgültigen Fremden, ruhig und kalt, ohne ihn abzustoßen, ohne ihm freundlich entgegenzukommen.

Agnes; sagte Edmund, aufs tiefste bewegt, ich bin ein Frevler, ich bekenne es, aber dennoch hast Du mir Unrecht gethan. Höre mich an.

Agnes blickte auf, aber sie schwieg ruhig und kalt.

Als ich Dich heirathete; fuhr Edmund fort, glaubte ich Reichthum zu besitzen, ich glaubte Vermögen genug zu haben, um Dir das Leben angenehm machen, um jegliche Sorge von Dir fern halten zu können. Mein Vater hatte ein bedeutendes Vermögen, in großen Ka-

pitalien bestehend, die hypothekarisch gesichert waren, hinterlassen. Ich genoß die bedeutenden Zinsen; kein Mensch konnte mir die Erbschaft streitig machen, so lange ich der Sohn meines Vaters war. Aber am Tage nach unserer Hochzeit erhielt ich einen Brief, in welchem mir mein Anwalt anzeigte, daß ich nicht der Sohn meines Vaters sei! — — Unter seinen Papieren habe sich eine Schrift gefunden, aus welcher das Gericht ersehen, daß der Sohn, welchen ihm seine Frau gebar, von ihm gehaßt wurde, weil er sie in dem Verdacht der Untreue hatte. Und als sie im Wochenbette starb, habe er den Knaben fremden Leuten übergeben und mich, den Sohn einer armen Wittwe, als seinen Sohn angenommen. Niemand habe hiervon eine Ahnung gehabt. Das Gericht habe nun, so schrieb mein Anwalt weiter, sofort Beschlag auf den Nachlaß meines Vaters gelegt und Alles aufgeboten, um den Verbleib des wahren Erben zu erforschen. So hatte ich also mit einem Male Eltern, Reichthum und Namen verloren — ich bin kein von Sarrow.

Edmund schwieg und blickte forschend zu seiner Gemahlin auf, um zu sehen, welchen Eindruck seine Mittheilung auf sie hervorgebracht; sie saß ruhig und unbeweglich da wie eine Bildsäule.

Edmund fuhr fort:

So war ich also plötzlich ein armer, namenloser

Menſch; denn man war, wie mir mein Anwalt ſchrieb, dem wahren Erben, welcher in Berlin unter dem Namen Beyer als Sattlergeſelle lebte, auf die Spur gekommen. Es handelte ſich nur noch darum, meine Mutter aufzufinden, um dann jenen Beyer als den rechtmäßigen Sarrow anzuerkennen.

Dieſe Nachricht brachte mich faſt von Sinnen. Wahrlich, es war ein entſetzlicher Kampf, den ich beſtehen mußte; nicht meinetwegen, ich ſchwöre es Dir, habe ich gelitten. Meine Liebe zu Dir war treu und innig vom erſten Augenblick an, da ich Dich ſah, bis jetzt. Dich ſo plötzlich arm, und mich aller Mittel beraubt zu ſehen, Dir das Leben verſüßen zu können, nicht ferner im Stande zu ſein, Deine traurige, verlorene Jugend durch meine Liebe Dich vergeſſen zu machen,— das allein war es, was mich mit Verzweiflung erfüllte. Ich fühlte mich nicht ſtark genug, Dir Alles zu bekennen. Oftmals — und Du wirſt es wohl bemerkt haben — wenn ich, von den widerſtreitendſten Gefühlen übermannt, an Deine Bruſt ſank, war das Bekenntniß des drückenden Geheimniſſes auf meiner Zunge, aber — wenn ich Dein bleiches Antlitz ſah, in welches ſich der Gram gelittener Seelenſchmerzen ſo unauslöſchlich eingeprägt, dann erſtarb mir das Wort auf der Zunge.

Ich ſah mich in dieſer entſetzlichen Lage nach einem Rathgeber um. Ich hatte einen Bekannten, von dem

ich mich jedoch, sobald ich Dich kennen gelernt, zurückgezogen hatte, weil mir seine Epicuräerart, zu denken und zu leben, mißfiel. Der Zufall führte mich mit ihm zusammen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihm mein Vertrauen schenkte und ihm meine entsetzliche Lage eingestand. —

Pah, sagte er, Sie wären ein Thor, wenn Sie sich die Geschichte einen Augenblick zu Herzen nehmen wollten. Ich werde Ihnen helfen. Ihre Frau ist eine legitime von Sarrow, nicht wahr? — Angenommen also, Sie wären in der That nicht ein von Sarrow, sondern jener Sattlergeselle, und dieser Sattlergeselle stürbe plötzlich als junger Mann ohne Verwandten, — so würde Ihre Frau die einzige rechtmäßige Erbin sein. Das ist richtig, entgegnete ich, ohne etwas Böses zu denken. Es ist gut, fuhr er fort. Können Sie handeln und schweigen? — Ja, sagte ich, für das Glück meiner Frau würde ich mein Leben opfern. — Und was geben Sie mir, wenn ich Sie im Besitze Ihres Vermögens erhalte? — Ich theile mit Ihnen! rief ich in unbedachter Freude. Es bleibt mir genug, um vollkommen sorgenlos und anständig zu leben. — Wollen Sie mir eine Verschreibung geben? — Ich bin bereit! — So folgen Sie mir, sagte er, ich werde die Schuldverschreibung in optima forma aufsetzen. — Sie unterzeichnen und überlassen das Andere mir.

Ich wollte nun erfahren, wie er die Sache anfangen wollte, aber er verſetzte: das iſt vorläufig meine Sache. Es wird Alles ganz gut von Statten gehen.

In ſeiner Wohnung angelangt, ſetzte er die Schuldverſchreibung auf, und ich unterzeichnete.

Edmund hielt in ſeiner Erzählung inne und ſeufzte ſchmerzlich auf. — Agnes ſaß noch immer ſtarr wie eine Bildſäule da.

Ich hatte mich dem Teufel verſchrieben; fuhr Edmund fort. Wie glücklich wäre ich geweſen, hätte ich Dir alles bekannt. Du würdeſt meine Armuth — ich weiß es nur zu gut — voll Ergebung und Hingebung mit mir getragen haben. — Ich war verblendet, wahnwitzig — die Augen ſind mir jetzt geöffnet — doch zu ſpät! — Höre weiter.

Acht Tage lang beſuchte ich meinen vermeintlichen Retter vergeblich; wenn ich ihn fragte, was er in unſerer Sache gethan, dann verſetzte er: noch nichts! — Inzwiſchen hatte er ſeine Wohnung verändert. Als ich am neunten Tage zu ihm kam, ſagte er: dieſen Abend nach elf Uhr ſtelle Dich bei mir ein. Aber Niemand darf davon eine Ahnung haben, daß Du außer Deinem Hauſe biſt, ſelbſt Deine Frau nicht. Es iſt Deine Sache, wie Du das veranſtalten willſt. Begieb Dich zu Bett, oder beſſer, ſchließe Dich in Dein Zimmer ein und ſage, Du habeſt nothwendig zu arbeiten.

Dann verlaß, wo möglich verkleidet und unbemerkt, Deine Wohnung. Hier haſt Du den Schlüſſel zu meinem Hauſe. Ich erwarte Dich.

Mein Gott, was ſoll ein ſo geheimnißvolles Treiben bedeuten? fragte ich, und es fiel mir ſchwer aufs Herz.

Das wirſt Du ſchon erfahren, thue, wie ich Dir geſagt.

Ich hoffe, es wird nichts Schlimmes ſein: entgegnete ich zögernd.

Ich hoffe, Du wirſt glauben, daß ich kein Hallunke bin; entgegnete jener barſch. Willſt Du mir nicht folgen? Nun gut — hier nimm die Verſchreibung zurück. Wenn dieſe Nacht nicht geſchieht, was geſchehen muß, — ſo biſt Du morgen ein ſtandesloſer Bettler.

Ich werde kommen; ſagte ich entſchloſſen.

Als ich meinen Freund verlaſſen hatte; fuhr Edmund nach einer Weile fort, irrte ich in der Stadt umher. Ich wagte es nicht, nach Hauſe zu gehen und vor Dein Angeſicht zu treten. Eine entſetzliche Beklemmung bedrückte mich. Unaufhörlich flüſterte mir ein guter Geiſt zu: vertraue Dich Deiner Frau. Ich habe die Stimme dieſes guten Geiſtes nicht beachtet. Ich kam ſpät und, wie Du wohl bemerkt hatteſt, höchſt zerſtreut nach Hauſe. — Ich ſagte Dir, daß ich wichtige Briefe zu ſchreiben hätte und die Nacht durch arbeiten würde. Du ſahſt mich forſchend an, aber ſagteſt nichts.

Hätte ich meine Gefühle damals nicht zurückgedrängt, ich würde zu Deinen Füßen gesunken sein und Dir mein Unglück, welches ich ja nicht verschuldet, offenbart haben.

Ich schloß mich in mein Zimmer ein und wartete, bis Mitternacht heranrückte; dann verließ ich leise das Haus. Ich stand an der Thür unseres Schlafgemaches, ich wollte hineintreten, mein Herz drängte mich, einen Scheidekuß auf Deine Lippen zu drücken, aber die Furcht, Dich aus dem Schlafe zu wecken, hielt mich zurück. Ich ging, — Du warst für mich verloren.

Als ich zu dem Baron eintrat, sah ich ihn in Gesellschaft eines jungen Mannes, der mit mir in Einem Alter sein mochte, aber sehr gewöhnlich aussah. Sie waren von Weinflaschen umgeben. Es fiel mir auf, daß mein Freund mich nicht vorstellte. Der junge Mann schien etwas verlegen zu sein und sich sehr demüthig gegen meinen Freund zu zeigen. Sie waren in einem Spiele begriffen.

Wir werden jetzt eine Partie Whist spielen, sagte der Baron und gab mir einen geheimnißvollen Wink, den ich nicht zu deuten vermochte, — aber vor allen Dingen, meine Herren, trinken wir erst ein Gläschen. Er schenkte ein. Den ersten Toast Deiner Frau, sagte er, und stieß mit mir an, den zweiten der glücklichen Beendigung unseres Geschäftes, fuhr er, nochmals einschenkend, fort. Dann setzten wir uns zum Spiele nieder.

Mein Freund füllte ein Glas nach dem andern und forderte uns immerfort zum Trinken auf. Der Wein wirkte ganz eigenthümlich auf mich. Auf unsern Gefährten schien er in derselben Weise zu wirken. Ich sah nicht, ob unser Wirth eben so viel trank, aber er blieb sehr ruhig, wie es mir schien.

Wir wurden ungemein erregt. Plötzlich erhob sich mein Freund und rief: à propos, ich glaube gar, daß ich vergessen habe, die Herren einander vorzustellen. Bitte zu verzeihen. Herr Edmund Röling — Herr Sattlergeselle Beyer, von Sarrow in spe.

Der Name, den ich soeben gehört, machte einen entsetzlichen Eindruck auf mich. Ich starrte meinen Freund sprach- und regungslos an. Er blieb eisern ruhig. Spielen wir weiter! sagte er.

Ich spielte — aber meine Gedanken waren nicht beim Spiel.

Ich sah unaufhörlich den Menschen an, den das Geschick mir so plötzlich als meinen größten, entsetzlichsten Feind entgegengestellt hatte. Gemein in seiner Physiognomie, in seiner Sprache, in Sitten und Manieren, mußte ich mir sagen, daß es nur eine tückische Laune des Schicksals sein konnte, ihn in den Genuß der Rechte setzen zu wollen, welche die ganze Welt von Anbeginn meines Seins als die meinigen unbestreitbar anerkannt hatte. Ihm sollte ich alles opfern, was

mir werth und theuer war — Name, Stand, Vermögen — und — Dich! — Eine Wuth, von der ich mir nicht sagen konnte, auf welche Weise sie in meine Brust gekommen, die bisher nur für bessere Regungen empfänglich war, überfiel mich. Ich trank und trank, — meine Sinne umnachteten sich, es war Wahnsinn, der mich mehr und mehr umdüsterte. Ich weiß nicht, wie es kam. Aber plötzlich ließ mein Doppelgänger das Haupt sinken: er fiel vom Stuhle herab und lag leblos, mit geschlossenen Augen da.

Es ist geschehen! sagte der Baron, auf dessen Thun ich zuletzt gar nicht mehr geachtet hatte, mit derselben ehernen Ruhe, die er bisher gezeigt hatte.

Was ist geschehen? rief ich.

Er ist todt!

Ich sprang entsetzt auf, aber ich wußte nicht mehr, was ich that. Der Baron packte meinen Arm und sagte, mich fest und ehern anblickend: Jetzt sei kein Thor! — Stille! — Was hier geschehen ist, bleibt für ewig unter dem Schleier der Nacht verborgen. Faß' an! —

Mit diesen Worten packte er den Todten, — ich sah ihn das Fenster öffnen — ich hörte ein — Wasser rauschen — einen schweren Fall. Dann war Alles unheimlich still, und ich sank nieder; — ich weiß nicht mehr, was

ich empfand, bis ich in einen tiefen, todtenähnlichen Schlaf verfiel.

Edmund hielt inne, er bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, Thränen rieselten über seine Wangen.

Agnes legte die Hand auf die Brust, ihr Auge blickte starr auf Edmund hin, ihr Antlitz war leichenblaß — sie saß noch immer unbeweglich wie eine Bildsäule da.

Ich weiß nicht; fuhr Edmund fort, was ich dachte, als ich endlich aus meinem Schlafe emporschreckte. Es war heller Tag, der Baron sah ruhig und heiter wie immer aus.

Sarrow, sagte er, du hast keinen Nebenbuhler mehr, es ist Niemand da, der Dir Namen und Vermögen streitig machen wird. Die ganze Geschichte ist bis jetzt der Welt ein Geheimniß geblieben, selbst Beyer hatte keine Ahnung von dem was vorging. Jetzt ist noch eins zu thun, — Deine Mutter zum ewigen Stillschweigen zu bringen. Du thust in der ganzen Sache nichts, ich werde an Deinen Anwalt schreiben, und wenn der Erbe fehlt, wird man, so hoffe ich, die ganze Sache auf sich beruhen lassen, da Deine Frau ja die einzige rechtmäßige Erbin ist. Kümmre Dich um nichts.

Aber mein Gott, rief ich, was hast Du mit dem Menschen gemacht? —

Frage doch, was Du mit ihm gemacht hast — ent-

gegnete der Baron, oder frage lieber nichts. Du wirst in einigen Tagen lesen, daß der Sattlergeselle Beyer seine Wohnung verlassen und nicht wieder zurückgekehrt ist, und daß ihm wahrscheinlich ein Unglück zugestoßen sein müsse. Schweig' wie die Wellen da unter meinem Fenster, schweig' wie das Grab. Rühre den Schleier nicht an, den die Nacht um uns gehüllt. Lebe, liebe vergiß und schweig'! —

Ich kehrte nach Hause zurück. Aber ich konnte Deinem Auge nicht mehr harmlos und unbefangen begegnen, — ich wich Dir aus. Wenn ich Dich liebend umfangen wollte, drängte sich ein böser Schatten zwischen uns; ich mußte Dich meiden, und der Baron that das Seinige, mein Gewissen einzuschläfern, mich trunken zu machen durch Schwelgereien aller Art; aber ich vermochte meine Liebe zu Dir nicht zu verdrängen, ich konnte meinem Gewissen nicht entfliehen.

Das ist das entsetzliche Geheimniß! — Jetzt weißt Du Alles! Mein Vermögen ist hin, der Baron hat mir redlich geholfen, es zu vergeuden. Deine Liebe ist hin, um derentwillen ich zum Verbrecher wurde. Verdamme mich, wie ich mich selbst verdamme, mir bleibt nur Eines: meine That zu sühnen. — O, nur ein Wort, nur ein Blick, daß Du mir verziehen — und dann lebe wohl! —

Edmund sank auf die Kniee, er rang verzweiflungsvoll die Hände. Sein Haupt fiel auf Agnesens Schooß.

Sie ſaß wie eine Bildſäule — ſie hätte wohl reden mögen — aber ſie vermochte nicht — ihre Zunge ſchien gelähmt zu ſein. Endlich — endlich ſtieß ſie mit gewaltiger Anſtrengung die abgebrochenen Worte aus: —

Gehe — ich verzeihe —!

Habe Dank! rief Edmund.

Und acht Tage ſpäter erhob ſich ein vierter neuer Raſenhügel auf dem Kirchhofe, und ein einfaches ſchwarzes Kreuz trug den Namen:

Edmund von Sarrow.

Ein Piſtolenſchuß hatte ſeinem Leben ein Ende gemacht, und das Geheimniß ſeines Todes ruhte ungeahnt unter dem Schleier der Nacht.

Zehntes Kapitel.

Brüe als Bräutigam.

Es war ein ſo prächtiger, heiterer Sonntag, daß man wirklich glauben mußte, der liebe Gott habe ihn extra ſchön gemacht, um irgend einen begünſtigten Sterblichen zu beglücken. Und dieſer begünſtigte Sterbliche war vielleicht kein anderer — wir vermuthen es wenigſtens —, als Brüe.

Der große, verhängnißvolle Tag war nämlich her-

angerückt, an welchem aus dem Junggesellen Brüe der leibhaftige Ehemann der Madame Grünholz werden sollte. Umsonst hatte der arme Mann schon eine ganze Woche lang fast stündlich den Kalender angesehen, in der Hoffnung, er habe sich vielleicht geirrt und der verhängnißvolle Tag komme viel später oder stehe gar nicht im Kalender und komme nie. Er stand darin und kam; und als Brüe am heutigen Sonntage Morgens vier Uhr die Augen aufschlug, stand der junge Tag, freundlich lachend wie ein alter Schelm, der Gott weiß wie viele Leute schon angeführt, unausweichbar vor ihm und guckte ihn mit seinem hellen feurigen Auge verführerisch an.

Es war demnach kein Wunder, daß ihm das Band, welches er heute knüpfen sollte, unter einem rosenfarbigern Lichte erschien, als es bisher der Fall gewesen, wo er die Ehe mit der Grünholz fast nur von ihrer Schattenseite betrachtet hatte, und daß Brüe, der sich während seiner Gefangenschaft einer ausgezeichneten Behandlung zu erfreuen gehabt, sich sagte: er sei doch eigentlich ein rechter Narr, eine Frau zu fürchten, die ihm so viele unverhohlene Beweise ihrer Liebe und Zuneigung gegeben.

Da es noch sehr früh war, und sich in der Kammer, wo die Grünholz mit ihrem Jungen schlief, noch nichts regte, so hatte Brüe hinlänglich Zeit, der Sache noch einmal recht gründlich nachzudenken; und man muß

ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Fall nach allen Seiten hin aufs Gewissenhafteste zu beleuchten begann.

Vor allen Dingen mußte er sich sagen, daß seine Abneigung gegen die Ehe überhaupt als eine sündhafte Auflehnung gegen göttliche Einrichtungen angesehen werden könne, indem doch das Weib nicht geschaffen worden sei, um durchaus nicht geheirathet zu werden, und daß demnach die Wittwe um so mehr ein Recht habe, einen Mann zu begehren, da sie wohl wissen mußte, was eigentlich ein Mann zu bedeuten habe. Ferner mußte er sich gestehen, daß er doch bei aller geziemenden Bescheidenheit von sich selbst sagen durfte, daß er kein schlechter Mensch sei, und daß er es daher eigentlich keinem Weibe verargen könne, wenn es nach seinem zeitweiligen Besitz trachtete. Außerdem, so überlegte er ferner, sei die Wittwe mit manchen ganz unzweifelhaft guten Eigenschaften ausgestattet; sie könne noch als recht hübsch gelten, ihr erster Mann habe wie die Frau mit dem spitzen Gesichte und die Wittwe selbst wohl zehnmal betheuert hatten, sich stricte in sie verliebt, und er kenne wirklich Männer, die weit häßlichere Frauen hätten. Außerdem sei Madame Grünholz sehr wirthschaftlich und reinlich — freilich eben deshalb auch eine Feindin der Tabackspfeife und des Ungeziefers, mit welchem er doch zuweilen Experimente zu machen pflege;

— aber das dürfe bei einem so wichtigen Gegenstande, wie bei der Ehe, nicht den Ausschlag geben. Was nun ihre Herrschsucht anbeträfe, die er so sehr gefürchtet, so sei diese im Grunde auch nichts anderes, als eine gewisse Characterstärke, die eigentlich mehr Achtung als Tadel verdiene. Und wenn sie gegen den seligen Grünholz wirklich zuweilen etwas zu weit gegangen sein sollte, so müsse man auch andererseits bedenken, daß es mitunter Männer gebe, welche die Frauen recht ungalant behandelten. In Summa habe er eigentlich durchaus keine Ursache, vor der Hochzeit und eventualiter vor der Ehe mit einer Frau zurückzuschrecken, welche keinen sehnlicheren Wunsch habe, als seinen ehrlichen Namen zu tragen; und er finde es auch recht ehrenhaft von einer Dame, wenn sie den Namen Brüe dem Namen Grünholz vorziehe.

Dies war das Resultat der Betrachtungen, welche Brüe am Morgen seiner Hochzeit zwischen vier und fünf Uhr anstellte, und wahrscheinlich geschah es in Folge der bei ihm jetzt eintretenden Seelenruhe nach langen Kämpfen, daß er plötzlich wieder einschlief und nach einem sehr liebreizenden Traum erst um sieben Uhr wieder erwachte.

Madame Grünholz war ihm nämlich im Brautstaate, mit zwei Flügelchen und allerliebsten Pantöffelchen be-

kleidet, erschienen, und nach Brüe die Arme ausstreckend, hatte sie ausgerufen:

Du warst der Mann meiner Sehnsucht, schon ehe Du geboren!

Und wer beschreibt Brües Verlegenheit, als er, die Augen wie geblendet von dem schönen Bilde abwendend und erwachend, die Wittwe leibhaftig vor sich sah, zwar bekleidet, aber so einfach, daß man durchaus nicht wissen konnte, ob sie soeben aufgestanden war oder erst zu Bette gehen wollte.

Brüechen; rief sie, mit einem Lächeln, daß dem armen Manne fast das Herz geschmolzen wäre, weißt Du auch, welch ein Tag heute ist?

Freilich; sagte Brüe, die Augen schließend — Sonntag.

Ja, Sonntag, und noch ein Tag —

Noch ein Tag? — Ich denke jeder Tag ist nur ein einfacher Tag.

Hochzeitstag, Närrchen! Heute Nachmittag um drei Uhr sind wir ein Paar!

O, sagte Brüe, — das ist merkwürdig.

Schelmchen, Du! — Nun sträubst Du Dich nicht mehr? — Ich sage Dir — Du bist der glücklichste Mann von der Welt.

Freilich — ich habe noch nie Hochzeit gemacht.

Ich glaube, — mit mir gewiß noch nicht —

Und mit diesen Worten gab sie ihm ein paar so derbe Küsse, daß Brüe ganz bewußtlos wurde.

Jetzt aber stehe auf, mein Männchen; sagte sie nun, ich will Dich putzen wie einen Jüngling von achtzehn Jahren. Ich habe den Frack meines seligen Grünholz bei dem ersten Schneidermeister Berlins ausbessern lassen, und seine Hosen sind auch noch ganz und schön. Du wirst göttlich aussehen, Brüechen. Stehe auf, mein Männchen!

Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben und hinausgehen, bis ich aufgestanden bin? entgegnete Brüe.

Ach — was das für ein seltsamer Kauz ist! rief die Wittwe — vier Stunden vor der Trauung — welche Umstände!

O; sagte Brüe — vier Stunden! — es sind acht.

Die Wittwe ging lachend hinaus, und Brüe erhob sich.

Brüe! Brüe! schrie plötzlich die Wittwe. Sie stehen ja mit dem linken Bein zuerst auf, das bedeutet Unglück. Wollen Sie gleich den rechten —

O, bitte, bitte; sagte Brüe, im höchsten Grade verlegen, das war gewiß ein Irrthum.

Kaum hatte der arme Brüe diesen ominösen Fehltritt wieder gut gemacht und sich so weit angekleidet, daß er, ohne zu erröthen, Damenbesuche empfangen konnte, da zeigte sich das spitze Gesicht, mit Jungfer

Bube unterm Arm, und trat freundlich grinsend, wobei ihr Gesicht noch einmal so lang wurde, in die Stube.

Guten Morgen, Kinderchen; sagte sie, ich will es mir nicht nehmen lassen, an Eurem Hochzeitstage Euch nochmals die Karten zu legen. Kommt her — 's soll was Schönes sein.

Das ist recht; rief die Wittwe, etwas Schönes wollen wir auch haben.

Vater Brüe! Vater Brüe! rief in diesem Augenblick der kleine Fritz und sprang aus der Kammer heraus, wenn Du mir jetzt nicht ein großes Stück Kuchen giebst, dann sage ich Dir etwas, was Dir leid thun soll.

Madame Grünholz, welche die List des Jungen verstand, ging rasch an den Schrank, schnitt ihm ein Stück Kuchen ab und versetzte ihm, indem sie es ihm gab, einen tüchtigen Puff.

Noch ein Stück! rief der Junge aufschreiend. Für den Puff muß ich noch ein Stück haben! Du hast mir mehr als zwanzig Stück versprochen, wenn ich bis zu Deinem Hochzeitstage recht artig sein und nichts plaudern würde. Und ich habe nichts geplaudert, nicht wahr Herr Brüe?

Ich wußte nicht; bestätigte Brüe.

Die Wittwe gab dem Jungen noch ein Stück Kuchen

und brachte ihn, wahrscheinlich mit dem Versprechen eines dritten Stückes, aus der Stube hinaus.

Inzwischen hatte das spitze Gesicht die Karten auf den Tisch gelegt. Sie waren merkwürdiger Weise ganz neu.

Einem Brautpaare am Hochzeitstage muß man ganz neue Karten legen; sagte sie, ich werde mir dafür die Bezahlung ausbitten. Na — jetzt seid still. Jungfer, komme sie hierher, sie kann mir helfen.

Mit diesen Worten ließ sie sich die Katze auf die Schultern springen, und sie und die Jungfer blickten sehr tiefsinnig in die Karten.

Nehmen Sie sich in Acht! sagte sie dann zur Grünholz und blickte sie schadenfroh an. Immer, wenn ich Ihnen die Karte lege, liegt etwas Schwarzes zwischen Ihnen und dem Bräutigam. Es liegt wieder etwas Schwarzes dazwischen.

Die Grünholz erblaßte.

Was kann denn Schwarzes dazwischen liegen? sagte sie, bis heute Nachmittag wird doch keiner von uns sterben.

Wer weiß; sagte das spitze Gesicht, die Finger an das Kinn legend, nehmen Sie sich in Acht, Frau Grünholz, — wenn das Schwarze Ihnen nichts thut, wenn die Hochzeit glücklich überstanden ist, dann — ah! —

das möcht' ich lieber nicht sagen, das ist einen Thaler werth!

Nun, was ist's? fragte die Wittwe in der höchsten Spannung.

Was bekomme ich dafür? fragte das spitze Gesicht, unheimlich lauernd, indem sie ihre Jungfer strich.

Wir müssen doch erst hören, was es ist. Ich gebe zwei Metzen Kartoffeln —

Pfui, Jungfer, das ist lumpig; nicht? sagte Frau Bube.

Drei Metzen — und ein großes Stück Kuchen. —

Ein großes Stück Kuchen, das wäre etwas und einen Teller Braten, und ein Quart Rum.

Die Hexe guckte in ihre Karten und machte ein sehr geheimnißvolles Gesicht — ja — was Gutes ist es — etwas sehr Gutes.

Sie sollen das Verlangte haben — was ist's also?

Brue, kommen Sie hierher; rief die Bube — nun lachen Sie einmal.

O; sagte Brüe, ich glaube wohl, daß es etwas sehr Erfreuliches ist.

Etwas sehr Erfreuliches? — Ein Junge ist's, Brüechen, ein kleiner, allerliebster Brüe — und noch etwas —

Die Grünholz machte ein sehr verdrießliches Gesicht, Brüe wurde über und über roth.

Ein Pärchen! rief das spitze Gesicht, schadenfroh lachend, ein Junge und ein Mädel, kerngesund.

O! o! sagte Brüe, das ist merkwürdig!

Die Grünholz schien nahe daran, beweisen zu wollen, daß sie für drei Metzen Kartoffel, ein Quart Rum und ein Stück Kuchen etwas anderes als Zwillinge zu erhalten gehofft, als sich plötzlich die Stube mit fast sämmtlichen Hoffrauen füllte, welche das Brautkleid der Wittwe zu bewundern gekommen waren. Ueberhaupt versetzte die Hochzeit der Gemüsehändlerin das ganze Haus in Aufregung. Es waren nicht allein fast sämmtliche Hofbewohnerinnen mit ihren Ehemännern zur Hochzeit gebeten, auch Knittel hatte seine hohe Gegenwart zugesagt, und außerdem war der Wäscherin im Vorderhause, drei Treppen hoch, bei welcher Telar gewohnt hatte, die Auszeichnung geworden, eingeladen zu werden.

Die Bewunderung, welche das Brautkleid der Wittwe bei allen Anwesenden erregte, war eine unheuchelte, wie es schien, obwohl die Frauen, als sie die Wittwe verlassen hatte, tausend Dinge daran auszusetzen hatten, die ihnen natürlich erst jetzt einfielen.

Sie wird wie ein Pumpernickel darin aussehen; meinte die Kelerinstin.

Eine höchst geschmacklose Farbe! rief die Briefträgerin.

Nicht um Alles in der Welt würde ich in einem solchen Kleide Hochzeit machen; sagte die Wäscherin. Da hätten Sie mein Brautkleid sehen sollen. Wie eine Göttin habe ich mich darin ausgenommen.

Und nun begann sie den Staat, den sie als Braut getragen, mit einer Genauigkeit zu erzählen, die sich bis auf das Strumpfband erstreckte. Und die Koloristin und die Briefträgerin und die andern Frauen beschrieben dann ihren Staat, und Jede behauptete, sie habe sich darin besser ausgenommen als die andere. Zuletzt drohte sich ein sehr ernster Streit zu entspinnen, welcher glücklicher Weise durch die hinzukommende Schneiderin geschlichtet wurde. Sie erzählte, was sie am Nachmittage anziehen würde; und nun beschrieben die andern Frauen auch ihren Staat; und endlich trennten sich die Weiber höchst freundschaftlich und sagten der Schneiderin schließlich sehr schmeichelhafte Artigkeiten über ihren guten Geschmack und das reizende Brautkleid der Wittwe.

Die gesellschaftliche Lüge ist nicht nur in den Salons zu Hause — die kleine, gemeine Welt versteht sich auch darauf.

Elftes Kapitel.

Vor der Trauung.

Das große Ereigniß des Knittelschen Hauses rückte für alle Theilnehmenden so rasch heran, daß es fast über sie hinweggeeilt wäre, ohne von ihnen wahrgenommen zu werden. Die Schornsteine im ganzen Hinterhause hatten abermals einen Feiertag, bei dem freilich die kleine Generation sehr zu kurz kam; denn sie wollte es durchaus nicht einsehen, warum sie hungern und das warme Mittagsessen entbehren sollte, ohne wie ihre Eltern die Anwartschaft auf eine gute Abendmahlzeit zu haben.

Aber kleine Geister macht die Freude egoistisch, während edle Seelen, von ihr emporgetragen und gehoben, die ganze Welt beglücken möchten. Die Hofbewohner hatten zu viel mit sich selbst zu thun, um von den unbefriedigten Mienen ihrer Kleinen Notiz zu nehmen.

Das war ein Rennen und Laufen nach dem Keller der Wittwe, und von der Wittwe nach der Wäscherin, und von der Wäscherin nach der Schneiderin, und von der Schneiderin nach dem spitzen Gesicht, welches stets allerlei Neues von den Speisen zu erzählen hatte, welche die Wittwe bei einer Köchin zubereiten ließ, — daß man Knittels großmüthige Toleranz bewundern mußte; denn an keinem Tage wurden sein Hofpflaster und seine Trep-

pen mehr abgenutzt, und er spazierte wohlgefällig im Hofe herum und ließ Alles ohne Murren geschehen.

Es war aber auffallend, daß man die Hauptperson der lustigen Tragödie, welche aufgeführt werden sollte, heute gar nicht beachtete. Der arme Brüe saß den ganzen Tag über unter der speciellen und sehr hartnäckigen Bewachung Fritzchens in der Kammer. Welche Belohnung Fritzchen für dieses Amt versprochen war, wissen wir nicht zu sagen, da der Junge heute merkwürdig verschwiegen war. Aber so viel wissen wir, daß er sich von der Hochzeitfeier sehr viel verhieß.

Indessen schien sich der arme Brüe bei seinem Pfeifchen, das ihm unbenommen war, zu trösten. Außerdem hatte er so viel zu denken, daß er gar nicht bemerkte, wie ein Stündchen nach dem andern verging, und wie er dem Grabe seiner idyllischen Junggesellenschaft immer näher und näher rückte.

Was Alles in seinem armen Kopfe vorging, das konnte natürlich kein Mensch errathen. Aber wahrscheinlich ist es, daß er sehr ernstlich an das Pärchen dachte, welches ihm Frau Bubes Karten verhießen, und daß es ihm schwer auf der Seele lag, nicht einmal das gute Fräulein Massias bei seiner Hochzeit zu sehen.

Uebrigens schien es ihm selbst noch keineswegs recht klar zu sein, was eine Hochzeit zu bedeuten, und was er eigentlich dabei zu thun habe. Sein harmloses,

schuldloses Gemüth ließ ihn glauben, daß es so ziemlich eins und dasselbe sei, Hochzeit zu machen oder einen Wurm zu feiren.

Als aber die erste Stunde Nachmittag schlug, gerieth er in die größte Aufregung. Madame Grünholz nämlich, bekleidet mit dem untergeordneten Theil ihres Brautstaates, mit einer ungeheuer weitbauschigen Krinoline, mit schneeweißen Strümpfen und hellen Zeugstiefeln, trat in Begleitung des Schneiders zu ihm herein und, Brüe umarmend und küssend, sagte sie weiter nichts, als das verhängnißvolle Wort:

Jetzt mußt Du Dich putzen!

Hätte man dem guten Brüe gesagt: jetzt mußt Du Dein Sterbehemde anziehen, schwerlich hätte ihm das Herz lauter pochen können, als jetzt. Er zitterte am ganzen Leibe, und als er den Schneider sein Hochzeitshabit vor sich entfalten sah, lief ihm der Angstschweiß von der Stirn herab. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke, daß dieser schwarze Anzug jenes verhängnißvolle Schwarz sein könnte, von dem Frau Bube unheilverkündend gesprochen. Und dieser Gedanke war um so lebhafter bei ihm, als er wußte, daß diesen schwarzen Anzug der selige Grünholz getragen und im selben Anzuge kurz vor seinem Tode einen Zunftgenossen zur Erde bestattet hatte.

Doch was konnte ihm jetzt sein Sträuben helfen?

Die Zeit drängte, jeglicher Widerstand wäre vergeblich gewesen. Wie ein Opferlamm oder wie ein armer Sünder, der zum letzten Gange sich ankleidet, ließ er sich in das Beinkleid und in die Weste und in den Rock des seligen Grünholz stecken. Die Wittwe hatte, um ja jedes Hinderniß in der Geburt zu ersticken, ihm gesagt, daß er sich um nichts, nicht einmal um seinen Bräutigamsfrack zu kümmern habe, und Brüe fand dies so natürlich, daß er nicht die geringste Einwendung dagegen erhoben hatte. Jetzt erst wurde es ihm klar, welch einen Fehler er begangen; aber bei dem entschiedenen Auftreten der Wittwe, die ihn schon als ihren Mann betrachtete, fehlte ihm aller Muth zum Widerstande.

Der Schneider schien wahrhaft begeistert von dem großen Effect — so sagte er — den Brüe in dem Anzuge des seligen Grünholz machte. Er hatte so wenig daran geändert, daß es fast schien, er habe gar nichts geändert. Dessen ungeachtet sprang er himmelhoch über sein gelungenes Meisterstwerk, welches den schönsten Bräutigam, den je eine Braut umfangen, mit einer Glorie umgab, welche mystisch genannt werden konnte.

Die Wittwe war unter den Händen von einem und einem halben Dutzend Frauen so sehr in Anspruch genommen, daß sie den guten Brüe ganz vergaß und sich seiner nicht eher wieder erinnerte, als bis ihn der Schneider mit einer triumphirenden Miene in die Stube führte.

Ein allgemeines A! und O! empfing ihn. Zwar hätten alle Anwesenden vor Lachen bersten mögen, aber die Wittwe nahm eine so imponirende Miene an, daß es gewiß Niemand gewagt haben würde, auch nur die leiseste Bemerkung zu machen.

Na, wie macht sich mein Brüechen? fragte sie, ihn küssend.

Ausgezeichnet! sagte die Koloristin.

Wie ein Adernis! rief die Briefträgerin.

Wie ein Adonis! verbesserte der Schneider. Das ist ein Meisterstück, auf welches meine Enkel noch stolz sein werden.

Ja, ein hübscher Bräutigam! rief das spitze Gesicht, in die Hände klatschend — ein schmucker Junge!

Bitte! bitte! sagte Brüe, der in seiner Verlegenheit nach dem Schnupftuche suchte, als müsse ein solches nothwendig eo ipso in jedem neuen Rock stecken.

Brüechen will sich von hinten besehen! rief die Koloristin, welche seine Bewegung nach den Frackschößen mißverstand. Gebt ihm doch noch einen Spiegel.

Hinten ist's wie vorne; sagte der Schneider, ohne Falte, glatt wie ein Aalrücken.

Ein hübsches Männchen; sagte Frau Bube und faßte Brüe unters Kinn, so hätte ich ihn mir gar nicht gedacht.

In diesem Augenblick hörte man Wagen rollen, und

vor Knittels Hause sammelte sich eine Menge Kinder, Mädchen und Frauen.

Ach schon die Hochzeitskutsche! rief die Grünholz, die soeben ihren Kopfputz geordnet hatte.

Ja, die Hochzeitskutsche! sagte die Frau mit dem spitzen Gesicht grinsend.

Die Gesellschaft eilte ans Fenster, prallte aber entsetzt zurück.

Guter Gott! riefen sie unisono — das ist ja ein Leichenwagen.

Ein Leichenwagen! rief die Grünholz erblassend.

Ein Leichenwagen! murmelte Brüe, mein Gott — es ist ja Keines von uns gestorben! —

Hihihi! kicherte die Bube, es kommt etwas Schwarzes dazwischen, ich habe es ja gesagt.

Im Nebenhause ist ja eine Leiche; sagte die Koloristin, die Geheimsecretairs-Tochter ist ja gestorben.

Ich sehe aber gar nicht ein, warum die Leiche gerade jetzt bestattet werden muß, wo wir zur Trauung fahren wollen! rief die Grünholz piquirt. Das geschieht aus Chikane. Die Geheimsecretairin gönnt mir die Hochzeit nicht. Sie hat immer gesagt: aus meiner Verheirathung würde nichts werden. Sie ist neidisch darauf, daß ich Braut bin. Aber nun soll sie's auch erleben. Ihre Tochter fährt im Leichenwagen und ich in der Brautkutsche.

Da ist schon die Brautkutsche! riefen die Damen, und die andern Kutschen sind auch da. Sind Sie fertig, Grünholzin?

Gleich; entgegnete die Wittwe, die vor dem Spiegel stand und an ihrem Kopfputz noch einige Verbesserungen zu machen hatte. Dann trat sie vor die Gesellschaft hin und sagte, einen Knicks machend:

Nun, wie gefällt Ihnen die Braut?

Allerliebst; versetzte die Koloristin und küßte die Wittwe.

Wahrhaftig — als wären Sie siebzehn Jahr alt! sagte die Briefträgerin und küßte ebenfalls die Wittwe.

Nein, ich habe noch keine so schöne Braut gesehen; bemerkte die Wäscherin, indem sie die Wittwe umarmte.

Und die Andern sagten etwas Aehnliches und küßten die Braut nach der Reihe mit einer Herzlichkeit, die über alle Heuchelei erhaben zu sein schien.

Nun aber ist es hohe Zeit; mahnte die Wittwe, komm Brüechen!

Brüechen! Charmantes Brüechen! rief das spitze Gesicht kichernd.

Brüechen! Brüechen! — ertönte es von allen Seiten.

Aber Brüechen war nicht da.

Fritzchen! Fritzchen! rief die Wittwe erbleichend.

Aber Fritzchen war nicht da.

Sie sitzen gewiß schon im Wagen! sagte die Koloristin.

Ja wahrhaftig! rief das spitze Gesicht, da sitzt ja schon der Junge beim Kutscher auf dem Bock.

Der Schlingel! sagte die Grünholz, nun kommt!

Die ganze Gesellschaft verließ nun in corpore den Keller, welcher dem spitzen Gesicht zur Behütung überlassen wurde.

Als die Grünholz an die Kutsche trat, erblaßte sie abermals.

Er ist ja nicht drinnen! rief sie. Ah — das will ich ihm gedenken. Der muß noch ganz anders werden. Sehen Sie doch, wo er bleibt. Sagen Sie ihm, er solle sich sputen. Das hätte er auch schon vorher abmachen können.

Was? fragte die Koloristin.

Nun, er wird noch etwas zu thun haben.

Ach, das thut die Angst; sagte die Bube immer kichernd.

Die Wittwe war indessen in die Kutsche gestiegen, aber sie saß schon zehn Minuten darin, und Brüe kam noch immer nicht.

Wir versäumen noch die Trauung! rief sie außer sich vor Wuth und stieg wieder aus dem Wagen und eilte in den Keller.

Es war wirklich seltsam. Die Brautkutsche hielt hinter

den Trauerkutschen des Leichenwagens, als gehöre sie zu seinem Gefolge; die Situation war für alle Betheiligte höchst peinlich. Der versammelten Menge aber machte dies Schauspiel nicht wenig Vergnügen, und eine Menge Witze begannen sich über die Braut zu ergießen.

Im Keller war Alles in der größten Bewegung. Brüe war nirgends zu finden. Es verging eine Viertel-, eine halbe, eine ganze Stunde. Verzweiflung und Wuth bemächtigten sich der Wittwe. Sie riß, das Gelächter der Menge nicht achtend, Fritzchen vom Bocke herab und begann ihn auf daß Strengste über Brües Verbleib zu inquiriren.

Der Junge begann jämmerlich zu schreien. Eine bestimmte Antwort war von ihm nicht heraus zu bekommen. Die Frau Bube trat dazwischen und nahm Fritzchen ins Verhör, aber der Knabe wußte wirklich nicht wo Brüe war.

Man holte Knittel herbei, als könne dieser mächtige Mann Alles, was man von ihm verlangte. Wenn ich den Patron bekomme; sagte er grimmig, dann hänge ich ihn bei den Beinen auf. Warter nur, ich werde ihn schon finden, und dann soll ihm das Ausreißen für immer vergehen.

Die Wittwe und die ganze Gesellschaft schöpften neue Hoffnung, als Knittel nun den Keller und Brües Wohnung aufs Genaueste zu durchsuchen begann, aber er

hätte bis zum jüngsten Tag suchen können, ohne ihn zu finden. Die Hochzeitskutschen standen noch immer vor der Thür, der Leichenconduct hatte sich aber schon längst in Bewegung gesetzt. Die Wittwe wußte am Ende nichts Besseres zu thun, als — eine Ohnmacht zu bekommen, welche wenigstens bewies, daß ihr doch nicht alle Weiblichkeit fehlte. Die andern Frauen bekamen ebenfalls Ohnmachten, die aber sofort verschwanden, als die Köchin, da die bestimmte Zeit herangerückt war, die Speisen brachte. Sie hatten den ganzen Tag gehungert, und es war wirklich zweifelhaft, ob ihre Ohnmachten aus dem Herzen oder aus dem Magen kamen. Sie machten sich über die Speisen her und vertilgten sie so gemüthlich, als wäre Alles aufs beste abgethan worden. Schließlich trösteten sie sich damit, daß die Hochzeit durchaus nicht an einen bestimmten Tag gebunden und aufgeschoben keineswegs aufgehoben sei.

Indessen lag die Wittwe in ihrem Hochzeitstaate auf dem Bette und schien ernstlich krank zu sein. Man behauptet sogar, daß sie bitterlich geweint und einen heiligen Eid geleistet habe, dem Brüe beide Augen auszukratzen, sobald sie seiner habhaft werden würde.

Aber Brüe war — in Sicherheit.

Zwölftes Kapitel.

Ein Wiederſehen nach dem Tode.

Es war Niemand weniger daran ſchuld, daß die Hochzeit der Wittwe ein ſo tragikomiſches Ende nahm, als Brüe ſelbſt. Gott weiß es, daß der arme Mann hinausgegangen war, um in die Brautkutſche einzuſteigen, denn es war ihm unangenehm von der ſchauluſtigen Menge begafft zu werden; ſeine Beſcheidenheit ſträubte ſich dagegen, Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu ſein.

Wenn ich ganz unbemerkt in den Wagen ſteige; dachte er, dann bin ich aller Beläſtigung überhoben.

Er ſchlich ſich daher ganz leiſe und unbemerkt aus dem Keller, eben ſo leiſe und unbemerkt ſchlüpfte er in den Wagen.

Er war wirklich ganz unſchuldig daran, wenn er ſtatt in die Brautkutſche in die letzte Kutſche des Leichenzuges ſtieg, welche vor dem Brautwagen ſtand.

Brüe ſah in ſeinem ſchwarzen Anzuge einem Manne, welcher einer Leiche das Geleit giebt, mindeſtens eben ſo ähnlich wie dem viel begehrten Bräutigam einer Gemüſehändlerin, und es fiel dem Manne, welcher bei dem Wagen des Leichengefolges ſtand, durchaus nicht auf, als er hineinſtieg.

Als Brüe, plötzlich, aller Aufmerksamkeit entgehend, in der Kutsche saß, vertiefte er sich so sehr in allerlei philosophische Betrachtungen über den eigentlichen Kern einer Hochzeit und über die Schatten- und Lichtseiten des ehelichen Lebens, daß die Zeit unbemerkt an ihm vorüber ging, und daß er es nicht einmal gewahrte, als sich seine Kusche in Bewegung setzte. Da diese nur bestellt war, um das Leichengefolge stattlicher und ansehnlicher zu machen, und ganz unbesetzt blieb, so fuhr der Kutscher den andern Wagen nach, ohne sich um den Insassen zu bekümmern, oder beim Trauerhause zu halten.

Brüe erwachte nicht eher aus seinen Betrachtungen, bis seine Kutsche hielt. Er hatte allerdings bemerkt, daß er fuhr, aber in seiner Unschuld glaubte er, daß die Braut in einem andern Wagen sitze. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er statt der Kirche den Kirchhof vor sich sah.

Mein Gott, wo bin ich denn? rief Brüe, als der Schlag seiner Kutsche geöffnet wurde.

Vor dem Kirchhofe; versetzte der Kutscher, welcher glaubte, daß Brüe ein Mittagsschläfchen gemacht.

Vor dem Kirchhofe? — Was soll denn das bedeuten?

Das soll bedeuten, daß Sie aussteigen müssen; entgegnete der Kutscher, oder Sie können auch drinnen bleiben, wenn Sie es vorziehen.

Wer wird denn begraben? rief Brüe, welcher sich für bezaubert hielt, entsetzt aus.

Nun, das ist aufrichtige Theilnahme; sagte der Kutscher, Sie wissen nicht einmal, welcher Leiche Sie folgen?

Nein, ich weiß es wirklich nicht, mein Freund; ich bin ganz verwirrt. — Es scheint mir ein seltsamer Traum zu sein — ich soll getraut werden — ich will ja heute Hochzeit machen.

Brüe sprang mit allen Zeichen des Entsetzens aus dem Wagen, und der Kutscher, welcher ihn für verrückt hielt, schüttelte den Kopf.

Nein, das ist sehr bedeutsam; sagte Brüe, indem er der Leiche folgte, wirklich, das hat was zu bedeuten. Die Frau Bube hat es immer prophezeit, es würde etwas Schwarzes dazwischen kommen. Mein Gott, was soll ich nun eigentlich beginnen? Wirklich seltsam! — Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Nein, ich weiß es nicht. Und wenn ich es auch wüßte, ich weiß es doch nicht. Nein ich weiß es doch nicht!

Dem armen Brüe begann der Kopf zu schwindeln. Mechanisch folgte er der Leiche, sah den Sarg in die Gruft hinabsenken und starrte den Dreimaster des Todtengräbers an, welcher auf dem Brette stand, das über der Gruft lag. Unwillkürlich gedachte er an den Leichenbitter, welcher einen so tiefen, unbehaglichen Ein-

druck auf ihn gemacht hatte; er begann zu zittern. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Es schien ihm, als hätten alle Menschen und er selbst, und die Kreuze und die Leichensteine rings umher solche Dreimaster auf dem Haupte, wie die Leichenbitter und der Todtengräber. Ja, der Himmel selbst schien ihm nichts als ein riesiger Dreimaster zu sein, den die Erde, als der Leichenbitter aller Menschen, sich aufgestülpt.

Die letzte Schaufel Erde war in die Gruft geworfen, die Spaten ruhten und das Leichengefolge trat den Rückweg an. Die Welt kümmert sich wenig darum, wenn sie um eine Seele ärmer geworden, und die Thränen, welche eine Mutter weinte, verrannen wie ein paar Tröpflein Wermuth in dem großen Ocean der Schmerzen dieser Erde. Aber Brüe stand noch immer bei dem Grabe, er ganz allein, als warte er darauf, daß man ihn selbst hineinlege, bis ein Schrei, der zum Himmel drang und ihm durch Mark und Bein fuhr, ihn aus seinem Brüten erweckte. Ein Paar Arme umfingen ihn — und eine Ohnmächtige lag an seinem Busen.

Fräulein Massias! rief Brüe stöhnend, Fräulein Massias! — Mein Himmel, wie kommen Sie hierher? — Wo sind Sie gewesen? — Was machen Sie? — O, mein Gott, kommen Sie doch zu sich — ich kann ja nichts dafür — ich weiß ja selbst nicht, was das Alles zu bedeuten hat! Nur nicht sterben, Fräulein Massias,

nur nicht sterben! Es sind ja schon genug Todte in der Welt. Wahrlich — es ist ja hier Alles todt — so viele Gräber! so viele Leichensteine! — Alle Hochzeiten helfen nichts, helfen gar nichts, mein liebes Fräulein — der Tod bekömmt mehr Kinder, als alle Ehen zusammengenommen. Nur nicht sterben, nur nicht Hochzeit machen. Kommen Sie zu sich, liebes, gutes Fräulein!

Brüe war ganz außer sich. In seinem Leben war er nicht so beredt gewesen, aber es war auch kein Spaß.

Fräulein Massias hatte eine Ohmacht, die durchaus mit keiner von allen Ohnmachten zu vergleichen war, die sie und andere Damen jemals gehabt haben, und haben werden. Es war eine Ohnmacht, die unvergleichlich genannt werden konnte — tief, andauernd, ehrlich, tragisch.

In seiner Verzweiflung ließ Brüe die Massias auf die Erde sinken. Er hatte in der Nähe eine Gießkanne bemerkt, er eilte hin, sie war gefüllt. Und als wäre die Massias auch so ein Grab, das trotz aller Thränen, die darauf fallen, dennoch verdorrt, nahm er die Kanne und fing an das Fräulein zu begießen bis die Kanne leer war. Das Mittel half. Fräulein Massias schlug die Augen auf, sie steckte die Arme nach Brüe aus und sagte mit ersterbender Stimme:

Du bist es wirklich und leibhaftig? Es ist nicht Dein Geist, es ist kein Traum? Non, vous êtes mon

ami Brüe pour toujours et à jamais. O, mein Gott die Freude, tödtet mich — oui! —

Kommen Sie zu sich, ich bitte herzlichst, fassen Sie sich, wenn's beliebt; sagte Brüe, bedenken Sie, wo wir sind. Ich bin ja ganz gewiß kein Schatten, obwohl ich heute ganz schwarz gekleidet bin. Aber das thut wirklich nichts — mir ist ganz wohl.

Dem armen Brüe stand der Angstschweiß auf der Stirn; Fräulein Massias sah ihn noch immer starr an. Endlich jedoch schien sie wieder zu sich selbst zu kommen, sie erhob sich, erfaßte krampfhaft Brües Arm und führte ihn fort.

Brüe wagte kein Wort zu sprechen. Das Fräulein sah so seltsam, so imponirend aus, als sie ihn durch die langen Gräberreihen führte, bis sie vor einem großen marmornen Leichensteine stehen blieb, auf welchem die Worte standen:

Victor Emanuel Brüe.

O, o, das ist seltsam! stotterte Brüe, das ist ganz gewiß ein Irrthum. Das kann ich nicht sein! — Ich begreife nicht, wie mein Leichenstein hierher kommt.

Und ich habe Dich beweint; sagte die Massias und begann in der That zu weinen, und Sie konnten mich so gänzlich vergessen?

Brüe wurde unendlich gerührt.

Mein liebes Fräulein, sagte er, wenn ich nur eine

Ahnung davon gehabt hätte, daß Sie mich für todt hielten, dann würde ich ganz gewiß schon längst zu Ihnen gekommen sein — wirklich. Ich habe sehr oft an Sie gedacht.

Wie konnte ich denn anders? entgegnete das Fräulein. An dem Tage, als ich Sie auf dem Markte verlor, eilte ich sofort nach Ihrer Wohnung, um zu sehen, ob Sie vielleicht dorthin gegangen wären, aber mein böser Cousin hielt Wache vor der Thür und ließ mich nicht hinein. Und so oft ich kam, so oft stand er da und wurde entsetzlich grob gegen mich. Es muß ihn durchaus immer Jemand von meiner Ankunft unterrichtet haben. Endlich wurde es mir zu viel und ich entschloß mich, was es auch kosten möge, in Ihre Wohnung zu dringen. Ich traf wieder meinen sauberen Herrn Cousin, der diesmal aber ganz höflich war; und die Frau Bube, welche neben ihm stand, hielt ein Zeitungsblatt in der Hand.

Der arme Brüe ist schon längst gestorben und begraben; sagte sie, hier können Sie es sehen. Wir haben seine Todesanzeige hineinsetzen lassen.

Und nun zeigte sie mir das Blatt, und ich glaubte in die Erde sinken zu müssen. Ich erkundige mich, wo der Kirchhof ist, fahre flugs hinaus und wirklich finde ich das Grab mit dem Namen Brüe. Nun, ich denke, das war kein kleiner Schreck. Ich habe recht bitterlich

um Sie geweint. Ja, ich habe durch meine Thränen Sie zum zweiten Male als mein Eigenthum gewonnen. Jetzt, Brüe, soll nichts uns trennen — Sie gehören mir und nur mir.

Brüe wußte selbst nicht recht, wem er eigentlich angehörte. Das Grab trug seinen Namen, Madame Grünholz hatte sich mit ihm verlobt, Fräulein Massias ihn beweint, und ihm war gar nicht lächerlich zu Muthe. Indessen er sagte sich, daß es nichts Einfacheres gebe, als daß noch ein anderer als er Victor Emanuel Brüe heißen könne, und daß Alles in der Welt Bestimmung sei. Vor der Wittwe hatte er eine heilige Scheu. Er ahnte wohl, welches Empfanges er sich bei ihr zu versehen haben würde, und so erschien ihm denn die Massias wie ein vom Himmel gesandter Rettungsengel.

Er theilte dem Fräulein nun offenherzig mit, wie es ihm ergangen, und daß, wenn der Zufall nicht so merkwürdig ihm seinen Beistand geleistet hätte, er jetzt der Ehemann der Madame Grünholz sein würde.

Das Fräulein wurde außer sich. Sie weinte Thränen der Rührung und sagte schluchzend:

Ist das nicht ein deutlicher Fingerzeig Gottes, mein lieber Brüe, daß Sie diese Frau nicht heirathen dürfen? — Konnte der liebe Gott sich auffallender für Sie ins Mittel legen? Können Sie nun noch daran denken,

eine Frau zu ehelichen, gegen die der Himmel selbst Partei genommen hat? — Kommen Sie mit mir; mag die schlechte Person Alles behalten, was Sie Ihr Eigenthum nennen, aber Ihre Hand, Ihr Herz soll sie Ihnen nicht rauben. Kommen Sie, ich habe genug, um den Verlust verschmerzen zu können. Was mein ist, das ist das Ihre. Kommen Sie — kein treueres Herz werden Sie jemals finden als das meine. Gott wollte es, daß wir uns finden sollten, und er will es, daß wir uns einander angehören sollen.

Es wurde dem guten Brüe so feierlich zu Muthe, daß er vor Rührung nicht sprechen konnte. Er nahm den Arm des Fräuleins, und zum andern Mal zog er in das trauliche Asyl ein, in welchem es ihm so wohl gewesen war, und das er niemals wieder zu verlassen sich selbst aufs Heiligste angelobte.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Rechenexempel.

Seit dem letzten Besuche des Barons bei Herrn Haspin, waren acht Tage vergangen; seit dem letzten Auftritte zwischen ihm und seiner Tochter hatte er kein

Wort mehr über den Baron mit ihr gesprochen. Aber er schien so tiefsinnig und nachdenkend zu sein, daß Amalie dadurch nicht wenig beunruhigt wurde.

Hätte sie gewußt, was während dieser acht Tage vorgegangen war, sie würde noch weit mehr geängstigt worden sein.

Am Tage nach dem Besuche des Barons bei Haspin hatten sich diese beiden Herren an der Börse ein Rendezvous gegeben.

Der Baron schien so sehr beschäftigt zu sein, seine Geldspeculationen schienen ihn so in Anspruch zu nehmen, daß er Amalien ganz vergessen hatte. Er sprach kein Wort von ihr, so sehr auch Haspin hierauf wartete.

Der arme Mann war ganz verlegen und wußte nicht, wie er's anfangen sollte. Endlich nahm er sich ein Herz, faßte den Baron zutraulich an den Arm und sagte, ihn bei Seite führend:

A propos — meine Amalie läßt Sie grüßen, das Mädel ist ganz verliebt in Sie, mein lieber Baron.

Sehr schmeichelhaft! sagte der Baron, ich habe auch recht viel an sie gedacht. Charmantes Kind! — Wenn ich nicht gerade jetzt von so vielen Geschäften bedrängt wäre, würde ich sofort ihre Hand von Ihnen begehren. — Wie wär's, Herr Haspin? — Ich glaube, daß Ihnen der Schwiegersohn genehm sein würde?

Ohne Bedenken, mein lieber Baron — sofort, wenn

Sie wollen. Ich würde Sie ſogar darum bitten, wenn Sie nicht abgeneigt wären — ſofort! — Ich habe meine Gründe, ſehr plauſible Gründe!

Sie haben Ihre Gründe? fragte der Baron.

Ich will Ihnen dieſelben mittheilen, mein lieber Freund. Ich habe leider einen Taugenichts von Neffen, der ein Literat iſt und meiner Tochter nachſtellt. Und Sie wiſſen, wie die jungen Mädchen ſind, für Künſtler und Literaten ſind ſie immer eingenommen. Ich will — Gott behüte — nicht etwa ſagen, daß ſie nur die geringſte Neigung für den Menſchen hat. So etwas würde ich nie aufkommen laſſen, aber er plagt das Mädchen und mich mit ſeiner Zudringlichkeit. Das iſt's. Wenn das Mädchen Braut würde, dann hätte ich Ruhe. Sechzig Tauſend, mein lieber Baron, und noch zweimal ſo viel nach meinem Tode.

Leben Sie ſo viel Jahre als Sie Tauſende beſitzen; entgegnete der Baron, Ihre Tochter gefällt mir, das Uebrige iſt Nebenſache. Sobald Ihre Tochter ihre Einwilligung gegeben, iſt die Sache richtig, dann feiern wir die Verlobung.

Herr Haspin wäre dem Baron vor Freude faſt in die Arme gefallen.

Meine Tochter wird ihr Jawort unbedenklich geben; ſagte er, in dieſer Sache iſt jedes Hinderniß beſeitigt. Darf ich noch heute auf Ihren Beſuch rechnen?

Mein lieber Herr Haspin; entgegnete der Baron, die Sache ist zwischen uns abgemacht. Wenn Sie mit Ihrer Tochter gesprochen haben, und sie keine Abneigung gegen mich fühlt, dann bin ich überaus glücklich. Aber wir wollen nichts übereilen. Lassen Sie Ihrer Tochter acht Tage lang Bedenkzeit. Ich werde nicht eher zu Ihnen kommen, bis diese acht Tage verstrichen sind; wir werden uns ja täglich an der Börse sprechen, und wenn Ihre Tochter dann geneigt ist, eine Ehe mit mir einzugehen, dann bereiten Sie alles zur Verlobung vor.

Herr Haspin hätte am liebsten schon heute die Verlobungsanzeige in die Blätter rücken lassen, aber er konnte schicklicher Weise in den Baron nicht dringen, den Aufschub zu verkürzen. Uebrigens gewann der Baron durch diese Bedächtigkeit in seinen Augen ungemein. Sechzig Tausend Thaler und ein schönes junges Mädchen, und doch so zurückhaltend — ein solcher Mann mußte wahrlich große Auswahl haben.

Herr Haspin hielt es für das Klügste, gegen seine Tochter kein Wort zu erwähnen. Dazu hatte er Zeit, das konnte ja eben so gut am achten Tage geschehen. Aber er sprach den Baron jeden Tag an der Börse, und jedesmal sagte er:

Meine Tochter ist recht glücklich, mein lieber Baron,

sie ehrt die Zartheit, mit welcher Sie verfahren. Aber sie ist die Ihre.

Wenn Sie nur erst Commerzienrath wären, mein lieber Haspin; versetzte dann der Baron. Ich habe die nöthigen Schritte gethan. — O, es ist so gut, als hätten Sie Ihr Diplom schon in der Tasche.

Der Baron hielt plötzlich inne und grüßte sehr vornehm einen kleinen dicken Herrn, der an ihm vorüber ging.

Kennen Sie den Mann? fragte er Herrn Haspin.

Dieser verneinte.

Mein Gott — das wundert mich — es ist ja Herr Tourniers, der Pariser Agent des Herrn von Rothschild.

Wahrhaftig? sagte Herr Haspin, und seine Augenbrauen nahmen einen sehr demüthigen Ausdruck an — mein Gott, ich weiß gar nicht, daß er hier ist.

Ich habe gestern ein Geschäft im Belaufe von einer halben Million Francs mit ihm gemacht.

So —; sagte Herr Haspin wieder, und seine Augenbrauen senkten sich noch mehr, da werden Sie viel gewinnen.

Ich hoffe; mein Börsenbarometer setzt enormes Vertrauen in das Geschäft, er meint, ich konnte Millionen gewinnen.

Dieses Gespräch fand am siebenten Tage statt, und

am Abende dieſes Tages, als Amalie ganz allein in ihrer Stube ſaß, trat ihr Vater zu ihr herein.

Welches Buch lieſt Du da? fragte er — Du wirſt Dir die Augen verderben. —

Es iſt ein Buch von Oskar, lieber Vater.

Ein Buch von Oskar? —

Herr Haspin war ganz gewaltig zornig, aber er mäßigte ſich und ging einige Minuten im Zimmer ſchweigend auf und nieder.

Dann und wann ſchielte er ſeine Tochter von der Seite an. Er war offenbar in Verlegenheit, wie er ihr die Mittheilung machen ſollte, die er auf dem Herzen hatte.

Endlich blieb er vor ſeiner Tochter ſtehen und ſagte mit einem Tone, der väterlich und feierlich zugleich ſein ſollte: Amalie, ich habe ein ſehr ernſtes Wort mit Dir zu ſprechen.

Und das wäre, Väterchen? —

Ich habe Dir ſchon geſagt, daß der Baron um Deine Hand angehalten hat. Ich bin acht Tage mit mir ernſtlich zu Rathe gegangen; ich bin zu dem Reſultat gekommen, daß es zu Deinem Glücke iſt, wenn ich dem Baron mein Jawort gebe, und — ich habe es ihm gegeben.

Amalie, welche auf dieſe Mittheilung gefaßt war, verſetzte ganz ruhig:

Aber ich, Väterchen, werde es ihm nicht geben.

Dann wird er Dich ohne Dein Jawort heirathen! entgegnete Haspin aufgebracht.

Väterchen; sagte Amalie, der Baron vermag mich nicht glücklich zu machen, und von Dir bin ich überzeugt, daß Du mich nicht unglücklich machen willst.

Nein, das will ich nicht; rief Herr Haspin, und deshalb soll der Baron mein Schwiegersohn werden. Morgen ist die Verlobung.

Du wirst mir erlauben, daß ich zuvor mit dem Herrn Baron rede.

Amalie; sagte Herr Haspin, und setzte sich seiner Tochter gegenüber, ich hoffe daß Du Deinen alten Vater nicht in die Grube bringen willst. Ich glaube, daß ich solchen Dank nicht um Dich verdient habe. Deine Weigerung wäre nichts als Eigensinn. Du hast mir selbst erklärt, daß Du den Baron liebenswürdig findest, und er ist auch liebenswürdig. Du hast gar keine Ursache, Dich zu sträuben. Wenn nur der Baron wollte, dann könnte er noch ganz andere Partien machen. Ich habe gehört, daß die Fürstin L., eine Frau, welche Millionen im Vermögen hat, rasend in ihn verliebt ist. Du kannst es Dir wirklich zur Ehre anrechnen, in seinen Augen Gnade gefunden zu haben.

Amalie erhob sich mit vor Stolz und Schaam gerötheten Wangen.

Niemals; sagte sie, werde ich einem Manne meine

Hand reichen, der es als eine Gnade betrachtet, daß er mich zu seiner Gattin gewählt hat. Ich habe Stolz und Selbstachtung, lieber Vater, aber ich bin Gottlob frei von jeder Eitelkeit und dem Ehrgeize, mich über meinen Stand erheben zu wollen.

Tochter; entgegnete Herr Haspin, dessen Augenbrauen hoch in die Luft stiegen, wir wollen uns durchaus nicht streiten. Warum auch? Worte führen zu nichts, das Exempel ist einfach. Du bist meine Tochter, ich bin Dein Vater. Ich habe einen Bräutigam für Dich gewählt — das Facit ist eben so einfach: er wird Dein Mann.

Du glaubst also, Vater, daß der Schlag meines Herzens sich nach einem solchen Rechenexempel regeln lassen wird? Du bestehst darauf, daß ich einen Mann heirathen soll, den ich nicht lieben, nicht achten kann? Und weshalb? Weil er ein Baron ist! — Würdest Du Dir nicht die größten Vorwürfe machen, wenn Du mich siechen sähest, und ich weiß es, ich würde an seiner Seite nicht lange leben.

Amalie weinte. Herr Haspin war sehr erschreckt von ihren Thränen und suchte sie zu beruhigen.

Ich will auf nichts bestehen; sagte er, ich habe aber dem Baron einmal mein Wort gegeben und auf morgen die Verlobung angesetzt. Da es aber zwischen uns ausgemacht ist, daß diese in aller Stille von statten

geben soll, so kann sie noch aufgeschoben werden. Aber ich hoffe, Du wirst den Baron wenigstens freundlich empfangen. Er wird sehr oft unser Haus besuchen, und Du hast Zeit, ihn und Dich zu prüfen. Ich bin überzeugt, daß Du in vier Wochen ihm gern Deine Hand geben wirst. Das ist Alles, was ich von Dir verlange, und wenn Du mir auch das versagst, dann sind wir geschiedene Leute. Ich werde mit Dir mein Vermögen theilen, und Du magst gehen, wohin Du willst.

Es war Herrn Haspin durchaus nicht Ernst mit seiner letzten Drohung, aber er glaubte, daß sie auf seine Tochter einen großen Eindruck machen würde. Er verließ sie und warf sich unmuthig auf sein Canapee.

Der Taugenichts, der Landstreicher hat dem Mädchen gänzlich den Kopf verdreht; sagte er dann in lautem Selbstgespräch, wenn ich nur ein Mittel wüßte, ihn gänzlich zu beseitigen. Wahrhaftig, wenn ich nur eins wüßte, ich könnte den Patron vergiften.

Und Herr Haspin machte ein so böses Gesicht, als er dies sprach, daß man ihm wohl hätte zutrauen können, daß er eine Gelegenheit, seine Drohung wahr zu machen, nicht unbeachtet lassen würde.

Und giebt es nicht andre Mittel als Gift, von nicht minder grausamer Wirkung? — Mittel, welche in den Gesetzbüchern nicht verpönt, mit keiner Strafe belegt sind, welche nicht einmal den Verlust der bürgerlichen Ehre

nach ſich ziehen? — Giebt es nicht Mittel, ſchlimmer als Gift und Dolch, ſchlimmer als Mord und Todſchlag, welche die Geſellſchaft öfter in Anwendung bringt, als es ſich die Geſetzbücher aller Zeiten träumen laſſen?

Gift? — Ja, Herr Haspin bebte vor dieſem Gedanken nicht zurück. Es iſt ja Alles Gift, ſogar Zucker kann zu Gift werden — es kömmt nur auf die Anwendung an. Warum ſollte es kein friedliches, unblutiges, unſchuldiges — Gift für Amaliens und Oskars Liebe geben? — —

Und während Haspin ſo nachdachte und grübelte, ſtärkte ſeine Tochter ihre Seele an den erhabenen Gedanken, an den edlen Gefühlen deſſelben jungen Mannes, den ſie eben ſo innig liebte, wie ihr Vater ihn tief und tödtlich verachtete und haßte.

Vierzehntes Kapitel.

Ein gefährliches Experiment.

Am andern Morgen beſuchte Haspin ſeine Tochter ſchon ganz früh.

Amalie ſah ſo ruhig und heiter aus, daß Haspin faſt über ſeine Furcht zu lachen begann, daß ihm ſeine Tochter entſchieden entgegen treten könnte.

Leute ſeiner Art vermögen ſich nicht in groſſe und edle Seelen hinein zu leben.

Faſt hätte er den Plan, welchen er am geſtrigen Abend ausgebrütet, wieder verworfen, aber ein Blick auf das Buch, welches aufgeſchlagen auf Amaliens Nähtiſch lag, machte ihn andern Sinnes.

Amalie; ſagte er, indem er ſeiner Tochter die Hand küßte, ich habe Dir vielleicht wehe gethan, bin zu hart, zu compakt gegen Dich geweſen, das liegt, wie Du weißt, ſo in meiner Art. Ich meine es gut mit Dir, davon biſt Du überzeugt, und wenn Du mir ſo entgegen trittſt, dann werde ich gar zu leicht böſe und aufgebracht. Nun kommen noch tauſend andere Dinge dazu. Ich habe meinen Kopf ſtets voll von Geſchäften. Mein ſehnlichſter Wunſch iſt es, Dich angemeſſen und glücklich verheirathet zu ſehen, ich bin nun einmal für den Baron eingenommen, und lange zu fackeln, das weißt Du, iſt nicht meine Sache. Aber wenn Du durchaus nicht willſt — —

Herr Haspin betonte das durchaus ſehr ſtark und ſah ſeine Tochter dabei forſchend an.

Amalie hörte aufmerkſam zu, ohne bei dieſem durchaus mehr Bewegung oder Aufregung zu verrathen.

Wenn ‚Du durchaus nicht willſt; wiederholte Haspin, dann werde ich Dich natürlich nicht zwingen. Aber ich kann dem Baron doch wahrlich nicht die Thür

weiſen. Du mußt wiſſen, daß ich mit ihm in Geſchäftsverbindung ſtehe und durch dieſen Mann jährlich Tauſende verdiene. Du wirſt alſo geſtatten, daß er zu uns kommt, da ich ihn einmal eingeladen habe. Du wirſt ihn prüfen und ihm Deine Hand geben, wenn es Dir gefällt, und wenn es ihm gefällt. — Verſtehe mich recht, Amalie; ich will Dir keinen Zwang auferlegen, aber ich bitte Dich, ſei ein wenig vernünftig. Ich will es auch ſein. Du kannſt dem Schlingel meinetwegen ſchreiben, er mag uns ſogar beſuchen, ich will es ihm erlauben.

Herr Haspin betonte dieſe Worte abermals ſehr ſtark und ſah ſeine Tochter wiederum ſehr prüfend an.

Amalie blieb ſo ruhig und gefaßt wie zuvor.

Nun, Du machſt ja eine Miene, Amalie, als hätteſt Du ſoeben Dein Todesurtheil vernommen.

Väterchen; ſagte Amalie, laß den Baron in Gottes Namen kommen, wenn es Dir Vergnügen macht, aber Oskar wird, wie bisher ſo auch ferner, unſer Haus meiden.

Nun um ſo beſſer; ſagte Herr Haspin, und ſeine Augenbrauen ſtiegen wieder bis an das Stirnhaar.

Ich glaube nicht, daß Oskar der Mann iſt; fuhr Amalie fort, welcher ſich mit dem Baron vertragen würde.

Der Baron würde ihn ſogar ſehr mitleidsvoll be-

handeln; wandte Haspin ein. Der Baron ist viel zu nobel, als daß er einen so armen Menschen beleidigen sollte.

Und Oskar würde sein Mitleid nie in Anspruch nehmen; entgegnete Amalie, und jede Beleidigung würde er zu züchtigen wissen.

Herr Haspin war so aufgebracht über diese Antwort seiner Tochter, daß er das Mädchen hätte beißen können, wenn es nicht glücklicher oder unglücklicherweise seine Tochter gewesen wäre.

Er erhob sich und sagte sehr zornig:

So laß ihn zum Teufel gehen! Ich sehe wohl ein, daß alle meine Güte und Nachsicht sich weder bei Dir noch bei dem Taugenichts Dank erwirbt.

Mit diesen Worten verließ Haspin seine Tochter, setzte sich an sein Schreibbüreau und nahm die Zeitung in die Hand.

Es interessirten ihn weder die Geburten noch die Todesfälle, weder die politischen noch die socialen Fragen, aber wie theuer das Korn und der Spiritus war, und ob die Ernte schlecht gerathen, und ob die Preise der Lebensmittel immer höher gingen, höher, höher —

Fünf Tausend Thaler hatte Herr Haspin in vier und zwanzig Stunden gewonnen. Eben so viel Tausende von Familien, als er Tausende von Pfennigen gewonnen, mochten diese vierundzwanzig Stunden der stei-

gernden Theurung unter den grauſamſten Nöthen und Sorgen verſeufzt haben.

Herr Haspin war trotz der ſchweren Sorge, die ihn bedrückte, ſehr aufgeräumt. Am ſelben Morgen beſuchte ihn der Baron und hatte mit ihm eine ſehr lange Conferenz. Was ſie miteinander beſprachen, war ſehr delicater Natur. Herr Haspin geſtand dem Baron, daß er glaube, ſeine Tochter habe ſich von ſeinem Neffen umſtricken laſſen. Es wäre ihm unmöglich, gegen das Mädchen gewaltthätig aufzutreten, er würde aber Alles aufbieten, um ſie zur Vernunft zu bringen. Er bitte den Baron um ſeinen freundſchaftlichen Rath und würde ihm ewig dafür dankbar ſein, wenn er ſeine Tochter von ihrer thörichten Neigung heilen könnte. Er habe bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, ſonſt würde er es ihm früher mitgetheilt haben, und er hoffe, der Herr Baron werde ſeine Tochter lieb genug gewonnen haben, um ihr die Kindereien zu verzeihen, und Nachſicht und Geduld mit ihr zu haben.

Der Baron ſchien von dieſer Mittheilung durchaus nicht überraſcht zu ſein und nahm eine äußerſt großmüthige Miene an.

Mein lieber Freund; ſagte er, welches Mädchen hat nicht ſeine Zeit der Schwärmerei? Das iſt vorübergehend, machen Sie ſich deshalb keine Sorgen. Es hat ja durchaus keine Eile mit uns. Ihre Tochter iſt noch jung.

ich hoffe, wir werden die beſten Freunde werden. Nur keine Uebereilung, kein Zwang, keine Härte. Ehe ein Jahr vergeht, wird ſie meine Frau ſein. Und was Ihren Neffen anbetrifft, ſo wäre es mir lieb, wenn ich den jungen Menſchen kennen lernte. Vielleicht iſt er noch zu retten; es iſt auch möglich, daß ich ihm eine gute Anſtellung im Staatsdienſte verſchaffen kann. Laſſen Sie jeden Groll gegen ihn fahren. Sie haben die Sache viel zu ernſt genommen. Laſſen Sie die Leutchen, und ſeien Sie verſichert, ſie werden beide von ihrer Schwärmerei geheilt werden, ſobald ſie ſehen, daß man davon kein Aufhebens macht.

Herr Haspin hätte den Baron küſſen mögen, ſo ſehr erbauten ihn ſeine Worte. Er fand es ſeltſam, daß er früher nicht eben ſo gedacht, und nahm ſich ernſtlich vor, die Sache gar; auf dieſelbe Weiſe wie der Baron zu behandeln.

Sie haben ſehr recht; ſagte er, Ihre Anſicht zeugt von großer Menſchenkenntniß und von noch größerer Nachſicht gegen meine Tochter. Ich habe ihr übrigens heute ſchon erlaubt, den Patron täglich zu ſehen. Ich habe ihm frei geſtellt, uns zu beſuchen; ich will ſofort an ihn ſchreiben und ſo milde und nachſichtig wie nur irgend möglich gegen ihn verfahren. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?

Gewiß. Laſſen Sie ihn kommen, ſo oft er will,

laſſen Sie ihn mit Ihrer Tochter, ſo oft er will, zuſammen ſein. Zeigen Sie nicht das geringſte Mißtrauen, ich bitte Sie darum: ſelbſt wenn Sie einmal bemerken ſollten, daß die Leutchen ein wenig mit einander charmiren.

Herr Baron — das wäre doch zu viel Nachſicht! — fiel Haspin ordentlich erſchreckt ein.

Durchaus nicht. Was iſt da? Sie ſind ja Verwandte. Nur dergleichen Kleinigkeiten nicht zu ſtrenge, nicht zu ernſt genommen. Das erzeugt Erbitterung. Folgen Sie meinem Rath und Sie ſollen ſehen; wie lieb ihr Töchterchen mich gewinnen wird. A propos; fuhr der Baron, dieſes Thema dann ohne Weiteres abbrechend, fort, mein Börſenbarometer, der Graf von Lübbenau, iſt erkrankt — —

Ei! Doch nicht gefährlich?

Durchaus nicht; ein rheumatiſches Leiden hält ihn ans Haus gefeſſelt. Wir haben faſt jeden Abend bei ihm eine oder mehrere Spielpartien. Es würde ihn ſehr erfreuen, wenn Sie ihn beſuchen wollten. Ginge es vielleicht dieſen Abend? Wir ſind Ihnen überhaupt noch Revanche ſchuldig.

O, bitte, bitte; entgegnete Haspin, das hat nichts zu ſagen. Aber ich werde mir eine Ehre daraus machen, den Herrn Grafen dieſen Abend zu beſuchen. Sie werden auch dort ſein, nicht wahr? —

Ich hoffe; ich werde es jedenfalls möglich zu machen ſuchen, beſonders wenn ich weiß, daß Sie ganz gewiß dort ſein werden.

Der Baron gab Herrn Haspin die Adreſſe des Grafen und verabſchiedete ſich dann, ohne Amalie geſehen zu haben.

Herrn Haspin war ein Stein von Herzen gefallen. Ein äußerſt nobler Menſch; ſagte er vergnüglich zu ſich ſelbſt, man erkennt doch gleich den Edelmann.

Dann dachte Herr Haspin eine Weile ſehr ernſthaft nach, ergriff die Feder, ſchrieb einen Brief und ging zu ſeiner Tochter hinein.

Weißt Du, wer ſo eben bei mir war? fragte er, ſeine Tochter mit einem bedeutſamen Lächeln anſehend.

Nun? fragte Amalie.

Der Baron!

So! ſagte Amalie.

Und weißt Du, an wen dieſer Brief iſt? fragte Haspin weiter.

An ihn? — ſagte Amalie.

Nein, nicht an den Baron; an Deinen Monſieur Couſin.

An Oskar? — Was ſoll er? —

Ich bitte ihn freundlichſt und ergebenſt, ſeinen Groll gegen mich fahren zu laſſen, und mein Haus fortan wieder als ſein Vaterhaus zu betrachten.

Väterchen! rief Amalie, und ſah ihren Vater erſtaunt an.

Ja Väterchen! entgegnete Haspin. Das Väterchen iſt immer gut, viel zu gut für ein ſo verzogenes Töchterchen. Aber Väterchen wird Dir einmal wieder Deinen Willen thun. Was daraus entſtehen wird, dafür mache ich mein eigenſinniges, närriſches Töchterchen ganz allein verantwortlich.

Und der Baron? fragte Amalie mit Thränen in den Augen.

Wird ſich den Guckuck um mein Töchterchen und meinen Schlingel von Neffen weiter kümmern.

Er kömmt nicht wieder zu uns?

Nein, wenigſtens nicht zu Dir.

Gelobt ſei Gott! rief Amalie, und fiel ihrem Vater um den Hals.

War das nicht ein Judaskuß, welchen Haspin jetzt auf die Stirn ſeiner Tochter drückte?

Funfzehntes Kapitel.

Kalte Freundschaft.

Oskar saß in seinem kleinen, bescheidenen Stübchen soeben mit einer literaischen Arbeit beschäftigt, als der Briefträger ihm einen Brief brachte.

Als er ihn erbrochen und gelesen hatte, gerieth er in die freudigste Aufregung, er faltete die Hände wie zum Gebet und rief:

Das ist Dein Werk, Amalie! — Dein Werk! — Und ich konnte Dich so quälen! —

Tief bewegt ging der junge Mann im Zimmer auf und nieder, aber lange vermochte er in diesem Zustande nicht zu verharren. Er kleidete sich an und verließ seine Wohnung.

Er ging geraoes Weges nach dem Hause, in welchem sein Onkel wohnte.

Er bemerkte in seinem Zimmer kein Licht, wohl aber in Amaliens Stube. Es war ihm nicht möglich, jetzt, wo ihm sein Oheim das Haus wieder geöffnet, den andern Tag zu erwarten, er stürmte die Treppe hinauf, er klingelte, und Amalie öffnete ihm die Thür.

Er flog an ihre Brust, zwei Herzen schlugen an einander, die sich für ewig angehören wollten, zwei Herzen, die schwer gekämpft und gelitten hatten.

Ein ſolcher Augenblick iſt oft mehr werth, als ein ganzes Leben.

Und nachdem ſich Beide eine lange, lange Weile ſtumm umarmt, ſagte Amalie zu ihrem Couſin:

Lieber Oskar, biſt Du jetzt ganz ohne Groll gegen meinen Vater?

Amalie; verſetzte Oskar, und wenn mir Dein Vater noch viel, viel mehr Böſes zugefügt hätte, ich würde Alles vergeſſen haben.

Nun, ſo vergiß; ſagte Amalie, hoffe, vertraue und harre aus!

In dieſem Moment kam Herr Haspin.

Oskar flog ſeinem Oheim entgegen, umarmte und küßte ihn, Amalie that daſſelbe.

Herr Haspin blieb kühl, aber er zwang ſich, wenigſtens nicht zurückſtoßend zu ſein.

Er bat ſeinen Neffen, zu ihm ins Zimmer zu kommen.

Oskar; ſagte er, mit einer ganz eigenthümlichen Betonung, ich hoffe, daß Du jetzt eingeſehen haſt, daß ich Dir wohl will. Mein Haus ſteht Dir offen, Du ſollſt mir jederzeit willkommen ſein. Ich bitte Dich, ein- für allemal, daß Du Sonntags unſer Gaſt biſt. Nur eine Gefälligkeit erzeige mir, knüpfe vorläufig kein Liebesverhältniß mit meiner Tochter an.

„Knüpfe vorläufig kein Liebesverhältniß mit meiner Tochter an.“ Dieſe Worte ſprach Has-

pin ſo trocken, ſo dürre, ſo geſchäftsmänniſch aus, als habe er eigentlich ſagen wollen: laſſe mein Korn und meinen Spiritus unangetaſtet. Seinem Neffen ſtieg das Blut ins Geſicht, ſchon hatte er das Wort auf der Zunge, welches er ihm entgegnen wollte, als Haspin eben ſo dürr und trocken hinzufügte:

Ihr ſeid nahe Verwandte, es iſt natürlich, daß Ihr Euch lieb habt; ich habe nichts dagegen, ſo lange ſich nicht voreilige Hoffnungen daran knüpfen. Apropos — meine Tochter hat mir geſagt, daß Du wieder ein ſo hübſches Buch geſchrieben haſt. Gieb mir ein Exemplar, vielleicht kann ich zu Deinem Beſten davon Gebrauch machen. Willſt Du bei Amalien den Abend bleiben? Ich gehe fort! Alſo morgen biſt Du mein Gaſt.

Mit dieſen Worten wandte ſich Herr Haspin von ſeinem Neffen ab. Oskar blieb eine Weile ſtehen, er ſchien gegen ſeinen Oheim ſich ausſprechen zu wollen. Aber er beſann ſich, ſchwieg und ging.

Als er wieder zu Amalien kam, fragte ſie, ihn forſchend anſehend, nach dem Inhalt ſeiner Unterredung mit ihrem Vater.

Dein Vater ſagte mir; verſetzte er, daß Du meine Couſine ſeiſt, und daß ich jeden Sonntag bei ihm eſſen könne.

Trotzkopf! entgegnete Amalie, biſt Du ſchon wieder empfindlich und unzufrieden? Willſt Du im Sturme

jedes Vorurtheil über den Haufen rennen? Iſt es nicht genug, daß er Dir erlaubt hat, von nun an wieder ſein Neffe und mein Couſin zu ſein? Konnteſt Du etwa von ihm erwarten, daß er ſofort meine Hand in die Deine legen und uns ſeinen Segen geben würde?

Nein; ſagte Oskar, ſo ſanguiniſch war ich nicht, aber ſeine Worte haben mich eiskalt angeweht. Amalie, ich kann nichts dafür, Gott möge mir verzeihen, wenn ich Deinem Vater Unrecht thue; aber als ich ihn umarmte, ſchien es mir, als haſſe er mich noch eben ſo, wie zuvor.

Oskar! rief Amalie voll Vorwurf, und eine Thräne ſtand in ihrem Auge.

Oskar umarmte ſie und küßte ihr die Thräne fort. Dann ſetzte er ſich neben ſie hin, und ſie begannen zu plaudern. Es verann Stunde auf Stunde, ohne daß ſie es merkten. Was ſind der Liebe, welche die Unendlichkeit auszufüllen vermag, ein paar Stunden?

Plötzlich ging die Thüre auf, und Herr Haspin ſtand wieder vor ihnen.

Nun, das nenn' ich aushalten; ſagte er, indem er zu lächeln verſuchte.

Schon wieder zurück? Was iſt die Uhr, Väterchen? fragte Amalie.

Nicht mehr, als elf; verſetzte Haspin.

Oskar verabschiedete sich, nicht wenig erstaunt über die so weit vorgerückte Zeit. Haspin küßte wie gewöhnlich seine Tochter, ehe er zu Bette ging. Kein Wort der Mißbilligung kam über seine Lippen. Er hob nur den Finger drohend in die Höhe, und sagte halb scherzhaft, halb im Ernst: Du, Väterchen ist auch noch da!

Dann ging er in sein Zimmer.

Sechszehntes Kapitel.

Hinter den Coulissen.

Ja, Väterchen ist auch noch da! wiederholte Haspin, als er in seinem Zimmer war. Ich bin dem Rathe des Barons gefolgt, ich befürchte aber, das Experiment kann sehr gefährlich werden. Der Baron ist zu großmüthig, aber ich denke, ich werde sie an einanderbringen. Ja, ich muß eine Krisis hervorrufen, ehe mir die Sache über den Kopf wächst.

Herr Haspin setzte sich mit diesen Worten an sein Bureau, leerte seine Taschen aus und zählte sein Geld nach.

Er spielt mit einem seltenen Glück; murmelte er

dann, ich habe wieder eine bedeutende Summe verloren. Wir ſpielen eigentlich zu hoch. Aber wie gentlemänniſch er ſich immer benimmt! Wie oft er mich bat, niedriger zu ſetzen, da ich im Unglück ſei! — Nun, ich denke, ich kann einmal einige Tauſende verlieren, zumal, da ſie mein zukünftiger Schwiegerſohn gewinnt. Ein äußerſt liebenswürdiger Menſch!

Herr Haspin legte den Reſt ſeines Geldes in ſein Bureau und begann ſich zu entkleiden.

Ich könnte den Tagedieb, dieſen Bücherſchreiber, dieſen Störefried mit kaltem Blut verhungern ſehen; fuhr er dann fort. Als er mich umarmte, war es mir, als würde ich von einem kalten Eiſen berührt und ich muß es dulden, daß er bei meiner Tochter ſitzt und liebelt! Lange kann ich das nicht mit anſehen. Wenn meine Tochter wüßte, wie ſehr ich ihn haſſe! — Doch Geduld! — Ich faſſe ihn und dann wehe ihm!

Herr Haspin ſprach das vielleicht im ſelben Augenblicke, in welchem Amalie und Oskar, ſchwelgend in der glücklichen Erinnerung an den gemeinſam verbrachten Abend, ein Dankgebet zum Himmel ſandten.

Am folgenden Tage ſtellte ſich Oskar wieder ein Amalie empfing ihn herzlich, aber nicht froh.

Oskar; ſagte ſie, ich habe eine große, große Bitte an Dich.

Gewiß nicht größer, als ich ſie Dir erfüllen kann; verſetzte Oskar.

Wir haben heute noch einen Gaſt; fuhr Amalie fort, einen Geſchäftsfreund meines Vaters, den Baron von Kökritz, denſelben Mann, mit welchem wir vor vierzehn Tagen ausgefahren ſind.

So? ſagte Oskar, bezieht ſich auf ihn Deine Bitte?

Ja, auf ihn! — Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe, und ich hoffe, Du wirſt gegen den Gaſt meines Vaters artig und höflich ſein; mein Vater hält ſehr viel von ihm.

Du wirſt Dich über mich nicht zu beklagen haben, meine gute Amalie; verſetzte Oskar, ihre Hand küſſend. Dein Vater iſt ein ſonderbarer Mann, ich werde alle mögliche Rückſicht nehmen, ſei unbeſorgt.

Ich danke Dir! verſetzte Amalie erfreut und ging mit ihrem Couſin in die große Stube, wo der Tiſch bereits gedeckt war.

Herr Haspin empfing ſeinen Neffen eben ſo wie geſtern; ſein Benehmen, das war nicht zu verkennen, war durchaus berechnet, aber Oskar gab ſich alle Mühe, unbefangen zu erſcheinen.

Eine Viertelſtunde ſpäter traf der Baron ein. Er kam in einem prachtvollen Phaëton.

Amalie, welcher das Herz pochte, als der Baron erſchien, war gegen ihn nicht wenig dankbar geſtimmt,

als ſie ſah, wie zuvorkommend und aufmerkſam er gegen Oskar, und wie zurückhaltend er gegen ſie ſelbſt war. Er knüpfte nach der erſten Begrüßung ſofort mit ihrem Couſin eine Unterhaltung an, und ſpendete ihm auf eine eben ſo feine als taktvolle Weiſe ein ſehr ausgezeichnetes Lob über ſeine literariſchen Leiſtungen. Herrn Haspin durchfuhr es wie ein Dolchſtich, als er den Baron ſeinen Neffen mit einer Achtung behandeln ſah, die im grellſten Kontraſt zu der Art und Weiſe ſtand, mit welcher er ſelbſt ſeinem Neffen bisher begegnet war.

Bei Tiſch wurde der Baron noch liebenswürdiger; er citirte Stellen aus Oskars Buch, von denen er entzückt zu ſein ſchien, und gratulirte Herrn Haspin und ſeiner Tochter zu den Erfolgen, die Oskar bereits erzielt habe, und ganz gewiß noch erzielen würde.

Amalie war erſtaunt über ein ſolches Benehmen. Sie mußte ſich eingeſtehen, daß ſie dem Baron in ihrem Herzen Unrecht gethan hatte, und ſie ſchwelgte in dem glücklichen Gedanken, daß ſie von einem ſo edel denkenden Manne kein Hinderniß in ihrer Liebe finden würde.

Herr Haspin, welcher es müde war, einen Menſchen, den er ſo ſehr haßte, gelobt zu hören, zumal von dem Baron, ſagte:

Ja, das iſt Alles recht ſchön — wenn es nur etwas einbrächte. Die Hauptſache bleibt in meinen Augen immer der Erwerb. Ich hätte gewünſcht, daß mein

Herr Neffe ſich lieber einem praktiſchen Berufe zugewendet hätte. Was ſoll aus all dem werden? — Wenn er ein Amt hätte, wäre es mir wirklich lieber.

Wenn es überhaupt der Wunſch und die Neigung Ihres Herrn Neffen iſt; entgegnete der Baron, ein Amt zu bekommen, ſo bin ich gern bereit, ihm mit meinem Einfluſſe, welcher, wie ich mir ſchmeichele, nicht unbedeutend iſt, zu dienen.

Ah — charmant! rief Herr Haspin und ſah ſeinen Neffen in der feſten Zuverſicht, daß er aufs Glatteis geführt worden ſei, triumphirend an.

Wenn der Herr Baron mir ein, meinen Fähigkeiten einigermaßen entſprechendes Amt zu verſchaffen vermag; entgegnete Oskar durchaus unbefangen, werde ich es mit Vergnügen und Dank annehmen.

Herr Haspin ließ vor Entſetzen über dieſe Antwort das Stück Fleiſch, welches er eben zum Munde führen wollte, von der Gabel fallen.

Amalie hätte ihren Couſin umarmen und küſſen mögen.

O, das wird ſich machen. Ihren Fähigkeiten und Ihrer Bildung angemeſſen muß es natürlich unter allen Umſtänden ſein. Berlin würden Sie auch nicht gern verlaſſen.

Nein, nicht gern; verſetzte Oskar.

Ich glaube, das könnte Dir einerlei ſein; ſagte Haspin.

Später vielleicht, jetzt nicht, lieber Onkel; entgegnete Oskar.

Aber warum später? Ich denke, wenn Dir das Glück geboten würde, ein Amt zu erlangen, solltest Du in der Wahl des Ortes weniger peinlich sein.

Nun, das ist vorläufig noch Nebensache; bemerkte der Baron einlenkend. Die Hauptsache ist, daß Sie so viel Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung besitzen, trotz Ihres enormen Talentes und der Lorbeeren, die Ihnen winken, einen praktischen Beruf zu wählen. Bei Ihrem Alter, wo die Illusion noch so viel Macht besitzt, ist das wirklich viel.

Ich finde das ganz in der Ordnung; sagte Haspin, dessen Haß mit jeder Lobesspendung des Barons neue Nahrung gewann. Ein Dichter kommt mir vor wie eine Kartenlegerin; sie weiß genau, was Anderen, aber nie, was ihr selbst passiren wird. Der Dichter hat immer Gold für Andere im Munde, während er selbst Hunger leidet. Apropos, weil doch gerade von einer Kartenlegerin die Rede ist. In unserem Hause wohnt ja wohl eine, welche sehr vielen Zulauf haben soll. Ist's nicht so, Amalie?

Ja; sagte Amalie, wenn es wahr ist, was mir das Mädchen erzählt.

Sie soll ja auch der Grünhändlerin da unten etwas prophezeit haben, was buchstäblich eingetroffen ist; sagte

Herr Haspin. Erzähle doch einmal die Geſchichte, Amalie; ſie iſt wirklich komiſch.

Amalie begann nun zu erzählen, was ſie von der Hochzeit der Gemüſehändlerin gehört hatte.

Oskar ſchien zerſtreut zu ſein, der Baron aber hörte aufmerkſam zu.

Nun; ſagte er, ich finde eigentlich die Pointe nicht. Der Leichenwagen iſt allerdings etwas Schwarzes, aber daß er die Trauung verhindert habe, das iſt doch fraglich. Er ſcheint mir mit dem Verſchwinden des Bräutigams in keiner Beziehung zu ſtehen.

Allerdings; entgegnete Amalie, man ſagt, daß er ſich in eine der Trauerkutſchen geſetzt und ſich ſo davon gemacht habe.

Der Baron lachte laut auf.

Und was hat die Dame nun gethan? hat ſie ſich den Bräutigam nicht wiedergeholt?

Sie ſoll ſehr gefährlich erkrankt ſein; entgegnete Amalie.

Da hat dieſe komiſche Begebenheit ja einen ſehr tragiſchen Ausgang genommen; ſagte der Baron.

Ja; fuhr Amalie fort, die Kartenlegerin ſoll auch den Tod der Frau prophezeit haben.

Ei der Tauſend! rief der Baron, das klingt ja ordentlich unheimlich. Was ſagen Sie dazu, Herr Oskar?

Ich halte von allen dieſen Sachen nichts; entgegnete Oskar. Der Zufall ſpielt die größte Rolle dabei.

Das iſt meine Meinung nicht; fiel Herr Haspin ein. Ich entſinne mich, daß mir vor vielen Jahren, wo ſich in einer Geſellſchaft eine alte-Dame befand, die ſich auch mit dem Kartenlegen viel beſchäftigte, ohne aber ein Gewerbe daraus zu machen — denn ſie war ſehr reich — daß mir alſo dieſe Dame etwas prophezeit hat, was ſpäter buchſtäblich eingetroffen iſt.

Und darf man fragen, was das war? warf der Baron ein.

Es iſt durchaus kein Geheimniß; entgegnete Haspin. Sie ſagte mir, ich würde meine Frau nach ſo und ſo vielen Jahren verlieren, und einen Sohn bekommen, welcher mein Haus zu großen Ehren bringen würde.

Das war nicht buchſtäblich; ſagte der Baron lächelnd.

Allerdings; ich glaube feſt daran. Ich war damals noch unverheirathet, nicht einmal Bräutigam, ich kannte meine nachherige Frau nicht, und ſie iſt wirklich genau nach ſo vielen Jahren geſtorben, wie mir jene Dame prophezeit hatte.

Aber der Sohn? fiel der Baron ein.

Nun, es könnte ja auch ein Schwiegerſohn ſein! ſagte Haspin.

Das iſt allerdings wohl möglich; bemerkte der Baron. Sie glauben alſo an ſolche Dinge. Ich ſehe auch nicht

ein, warum man ihre Möglichkeit absolut bestreiten soll. Nun, wenn eine solche Frau hier im Hause wohnt, könnte man sie des Spaßes halber ja einmal kommen lassen.

Wahrhaftig; sagte Haspin, das wollen wir thun.

Bin schon da! rief jetzt plötzlich eine heisere Stimme ins Zimmer hinein, dessen Flügelthüren offen standen.

Alle Anwesenden schraken empor.

Es war das spitze Gesicht, welches sich mit unheimlichem Grinsen ins Zimmer bohrte. Sie hatte ihre Jungfer wie gewöhnlich unterm Arm.

Sie haben an unserer Thür gehorcht? fragte Haspin, sich erhebend. Wer hat Sie in die Wohnung eingelassen?

Die Magd; versetzte das spitze Gesicht. Meine Jungfer hier war mir fortgelaufen, sie hospitirt zuweilen im Hause herum, besonders wo es gute Leckerbissen giebt, und da wollte ich sie holen. Wenn die Herrschaft etwas von mir wissen will, ich weiß Alles! Nicht Jungfer?

Die Gesellschaft lachte.

Ich dächte; sagte der Baron, wir ließen sie nach Tische wieder kommen.

Ja wohl; meinte Haspin, Sie können wieder kommen, wenn wir vom Tische aufgestanden sind. Ich werde Sie durch das Mädchen rufen lassen.

Charmant; entgegnete die Bube, bin ja nah' genug. Schieß über, Jungfer! Das bedeutet Glück dem Hause.

Sie duckte ſich und ließ die Katze mit einem Satze über ihren Kopf hinweg und aus dem Zimmer hinausſpringen. Dann folgte ſie ſelbſt.

Ein unheimliches Weib; ſagte der Baron, das giebt Ihnen wieder Stoff, Herr Oskar. Nicht wahr, eine charakteriſtiſche Erſcheinung?

Für den Roman, aber nicht für ein Gedicht; entgegnete Oskar, ihre Erſcheinung erweckt mehr Ekel als Grauen.

Das finde ich nicht; wandte Haspin ein, von Ekel kann wohl nicht die Rede ſein, ſie ſieht ihrem Metier ganz angemeſſen aus.

Es wurde nun noch eine Weile über dieſen Gegenſtand debattirt; man aß und trank und erhob ſich dann ſehr erregt vom Tiſche.

Die Herren zündeten ſich eine Cigarre an; der Baron unterhielt ſich auf eine ſehr liebenswürdige Weiſe bald mit Herrn Haspin, bald mit Oskar und zuweilen mit Amalien. Das Mädchen wurde hinuntergeſandt, die Kartenlegerin zu holen. Niemand hatte es bemerkt, daß der Baron aus ſeinem Taſchenbuche ein Blatt Papier genommen und etwas mit Bleiſtift darauf geſchrieben hatte. Niemand bemerkte es, daß er daſſelbe Blatt

der Kartenlegerin, die ſoeben gekommen war, in die Hand ſteckte, welche es ſchnell verbarg.

Ich muß bitten; ſagte ſie, daß ſich die Geſellſchaft dem Fenſter zukehre, während ich meine Karten auflege, das iſt ſo meine Weiſe.

Man wandte ſich dem Fenſter zu, und das Weib benutzte die Gelegenheit, um den ihr vom Baron zugeſteckten Zettel zu leſen.

Ein boshaftes Lächeln verzerrte ihr Geſicht; dann breitete ſie ihre Karten auf dem Tiſche aus, ſetzte ſich vor denſelben hin und ſagte, indem ſie die Jungfer auf ihre Schulter ſpringen ließ:

So, jetzt, meine Herrſchaften, wenn's gefällig iſt! Nun, wem ſoll ich zuerſt die Karte legen?

Zuerſt der Dame! rief der Baron.

Aber was Gutes, ſonſt nichts; ſagte Amalie lächelnd.

Das Weib ſah Amalie mit ihren ſtechenden Augen grinſend an.

Was Gutes? — Das glaube ich. Dann müßte ich meinen Karten commandiren können, aber die Karten commandiren mir. Ja! ja! es iſt nicht immer gut, was gut ausſieht. Mancher hübſche Apfel hat einen faulen Kern.

Ach, ich will gar nichts hören; ſagte Amalie, ſich abwendend, wenn's nicht etwas ganz Gutes iſt.

Nun, nun; fuhr das ſpitze Geſicht fort, etwas Gutes

kann's wohl sein, etwas Gutes ist es auch, aber nicht gleich. Es wird erst später gut. Wenn die Herrschaft ins andere Zimmer gehen will, dann will ich's Ihnen sagen.

Nein, das ist nicht nöthig; sagte Amalie.

Nun, dann schweig' ich lieber.

Wie Sie wollen; entgegnete Amalie.

Nein, die Frau ist einmal da, und sie soll sagen, was die Karten bedeuten; gebot Herr Haspin, ich bitte Sie, Herr Baron und Dich Oskar —

Aber wenn Amalie nicht will — wandte Oskar ein.

Dann will ich; versetzte Haspin sehr barsch.

Gehe doch; sagte Amalie, ihren Cousin bittend ansehend, ich werde Alles getreulich wieder erzählen.

Sie wirds erzählen, Jungfer; rief das Weib mit heiserem Lachen, als zweifle sie daran.

Nun lassen Sie Ihr Orakel hören! mahnte Amalie, als sie mit der Hexe allein war.

Man kann nicht wissen; entgegnete die Alte grinsend, indem sie sehr geheimnißvoll in die Karten guckte, ich kenne die Verhältnisse nicht, ich weiß nur, was mir die Karten jetzt sagen, und ich will Niemanden beleidigen. Wenn Sie verlobt sind, dann bedaure ich Sie, ja, wahrhaftig, ich bedaure Sie. Nicht wahr, Jungfer? — Frau Bube ist sehr mitleidig.

Warum bedauern Sie mich? fragte Amalie.

Weil es Ihnen schlecht gehen wird; — weil Ihnen Ihr Bräutigam untreu ist.

Wenn's weiter nichts ist; entgegnete Amalie lächelnd, dann bedauern Sie mich in Gottes Namen.

Die Frau Bube und ihre Jungfer sahen Amalien so unheimlich an, daß diese rasch ins andere Zimmer ging und die Herren rief.

Nun, Amalie was war's? fragte Haspin.

Unsinn, Väterchen! versetzte Amalie.

Unsinn? sagte der Baron, nun dann lassen Sie doch auch uns einmal den Unsinn hören.

Meine Karten sollen Unsinn sein, Jungfer Bube! rief das Weib. Hier liegen zwei Bräute neben einem Bräutigam. Ihr Bräutigam ist Ihnen untreu und wird Ihnen großes Herzeleid machen. Aber trösten Sie sich, mein Kind. Eine andere vornehme Person bewirbt sich um Ihre Hand. Bald giebt's eine Hochzeit, laden Sie mich dazu ein, meine Herrschaften, und auch Jungfer Bube!

Und mit diesen Worten erhob sich die Bube und raffte ihre Karten zusammen.

Haspin drückte dem Weibe einen Thaler in die Hand, und die Bube entfernte sich mit vielen Knixen, die Jungfer unter dem Arm, indem sie sagte:

Wenn die Herrschaften mich wieder einmal haben wollen, Frau Bube ist immer bei der Hand, und

was ſie prophezeit, das trifft ein; — iſt noch immer eingetroffen. Na, viel Glück!

Das Weib verließ die kleine Geſellſchaft in einer ziemlich peinlichen Stimmung. Oskar blickte finſter darein. Amalie war ſehr nachdenklich geworden. Herr Haspins Geſicht ſah aus, wie das eines Mannes, der mit einem ſehr ſchweren Rechenexempel beſchäftigt iſt; nur der Baron blieb gut gelaunt und wußte das Geſpräch auf eine ſo liebenswürdige Weiſe wieder auf allerlei angenehme Dinge zu lenken, daß die Frau Bube und ihre Prophezeihung bald vergeſſen zu ſein ſchien.

Es war ſpät, als der Baron aufbrach. Da er und Oskar faſt einen und denſelben Weg nach Hauſe gingen, lud er dieſen ein, ihn zu begleiten. Oskar hatte zuvor Gelegenheit gefunden, mit Amalien allein zu ſprechen. Er ſah ſeine Couſine eine Weile mit ſichtlicher Bewegung an.

Oskar, was iſt Dir? fragte Amalie.

Nichts; verſetzte Oskar, die Hand ſeiner Couſine küſſend.

Du biſt ſo bewegt!

Amalie; ſagte Oskar, ich weiß es, ein finſterer Schatten drängt ſich zwiſchen uns.

Oskar; rief Amalie, Du biſt auf den Baron eiferſüchtig, und Du weißt, daß mein Herz ganz und ungetheilt Dein Eigenthum iſt!

Ja, das weiß ich; verſetzte Oskar — und Du zweifelſt auch nicht an meiner Liebe, Amalie, gewiß nicht?

Oskar, — wie ſeltſam Du biſt! — Sei doch ruhig. Ich bin's! — Auf Wiederſehen! —

Er preßte das Mädchen innig an ſein Herz, ſie hielten ſich Beide lange feſt umſchlungen. Sie bemerkten nicht, das Haspins Geſicht in das Zimmer blickte, daß ſeine Augenbrauen ſich in die Höhe ſträubten. Plötzlich ſtand er vor ihnen.

Die beiden Liebenden traten zurück.

Der Baron will ſich verabſchieden; ſagte Haspin in einem ſehr verdrießlichen Tone, ich finde es ſehr unartig von Dir, daß Du Dich ſo lange entfernſt. Und nun Oskar bei Seite nehmend, ſagte er zu dieſem:

Ich muß Dich bitten, nicht zu vergeſſen, was wir mit einander verabredet haben. Es ſollte mir leid thun, wenn unſer freundſchaftliches Verhältniß ſich wieder auflöſte. Dann aber iſt es gewiß nicht meine Schuld. Ich dulde keine Liebelei mit meiner Tochter, und ich hoffe, Du wirſt Dich damit begnügen, ſie täglich zu ſehen. Wenn Du es wirklich gut mit meiner Tochter meinſt, dann bitte ich Dich nochmals, ſei gegen ſie zurückhaltend.

Oskar hatte nicht Zeit, ſeinem Onkel eine Antwort zu geben.

Dieſer verließ raſch das Zimmer, Oskar folgte ihm.

Der Baron forderte ihn auf eine so liebenswürdige Weise auf, ihm das Vergnügen seiner Gesellschaft zu schenken, das Oskar nicht umhin konnte, ihn zu begleiten. Aber er war auf dem ganzen Wege sehr einsilbig und verabschiedete sich von dem Baron sehr ceremoniös.

Am andern Tage erhielt Herr Haspin von seinem Neffen einen Brief folgenden Inhaltes:

„Sie haben mir Ihr Haus geöffnet aber nicht Ihr Herz, und ich sehe wohl ein, daß ich keine Hoffnung habe, Ihren Haß gegen mich besiegen zu können. Unter diesen Umständen verträgt es sich nicht mit meiner Denkungsweise, Sie ferner zu belästigen und durch meine Gegenwart in Unruhe zu versetzen. Leben Sie wohl. Leben Sie glücklich. Ihr Neffe wird Ihnen ferner keinen Verdruß mehr verursachen. Er wird den Frieden unverbrüchlich halten, den er mit Ihnen geschlossen hat."

Zu gleicher Zeit erhielt auch Amalie folgende Zeilen:

„Ich weiß, daß ich den tief eingewurzelten Haß Deines Vaters nicht zu überwinden vermag. Selbst um den Preis Deiner Liebe mag ich nicht wie ein geduldeter Bettler bei Deinem Vater ein- und ausgehen. Aber niemals wird er mit dem eisigen Hauch seiner berechneten Kälte die Liebe auslöschen, die mein Herz erfüllt. Du bist mein! — Du hast es

mir gelobt! — Ich vertraue Deinem Worte! — Harre aus!“

Herr Haspin trat mit seinem Briefe in der Hand zu seiner Tochter ins Zimmer.

Amalie; sagte er, Du siehst nun hoffentlich ein, was für ein unsinniger Mensch Dein liebenswürdiger Cousin ist. Soll ich ihn etwa noch einmal bitten, mir die Ehre seiner Freundschaft zu erweisen? — Mag er fort bleiben. Von nun an sind wir mit einander für immer fertig. Hat er auch Dir geschrieben?

Ja, Vater, diesen Brief; sagte Amalie, und überreichte ihrem Vater Oskars Brief.

Haspin las. Wie ein drohendes Ungewitter erhoben sich seine Augenbrauen.

Er betrachtet Dich also als seine Verlobte; sagte er.

Ja, Vater!

Und Du Malchen?

Ich? — Nun, Väterchen, ich halte ebenfalls mein Wort!

Du hast ihm Dein Wort gegeben, ihn zu heirathen?

Nein, das nicht — ich habe ihm nur mein Wort gegeben, ihn stets zu lieben.

Haspin sah seine Tochter finster an. Ein heftiger Sturm schien seinem Ausbruche nahe zu sein. Aber der Sturm kam nicht zu Ausbruche.

Höre, Malchen; sagte er so ruhig und bedächtig,

als zähle er einen Haufen Kaſſenanweiſungen auf, — Du kannſt ihn meinetwegen lieben, ſo viel Du willſt. Ich werde Dich daran nicht hindern. Lies ſeine Bücher hundertmal, beguck ſein Bild tauſendmal, denke an ihn täglich millionenmal — aber heirathen wirſt Du den Mann, den ich Dir beſtimme, oder ich will nicht ſelig werden! —

Amalie aber küßte Oskars Brief mit einer Inbrunſt, welche eine Erneuerung ihres Gelübdes zu ſein ſchien, und dann faltete ſie die Hände und betete.

Was wird bei dem Lenker der Geſchicke ſchwerer in die Wagſchaale fallen, Amaliens Segen oder ihres Vaters Fluch? —

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Achter Band.

Unter dem Schleier der Nacht.

Dritter Theil.

Leipzig,
Gustav J. Burfürst.
1867.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Der Autor.

Erſtes Kapitel.

Unter dem Dache.

So ſchön Brüe auch an jenem Morgen geträumt haben mochte, wo ihm Madame Grünholz im bräutlichen Gewande erſchienen war — unvergleichlich ſchöner war ſein Erwachen am folgenden Tage, denn des Fräulein Maſſias treue Augen lächelten ihn beſeligend an und boten ihm einen heitern Morgengruß.

O, mon cher ami! rief ſie, wie feſt haben Sie geſchlafen, wie lange iſt es ſchon Tag, wie freue ich mich, Sie munter zu ſehen!

Mein Gott; ſagte Brüe, wo bin ich denn? Es träumte mir ſoeben, daß ich im Leichenwagen ſitze, der alte Leichenbitter neben mir zu Linken, und Madame Grünholz zur Rechten. Es war ein ſehr häßlicher Traum, ich freue mich wirklich recht ſehr, daß er nicht wahr iſt.

Nein, mein lieber Freund; entgegnete das Fräulein holdſelig lächelnd, ſeien Sie unbeſorgt, kein Leichenbitter,

keine Madame Grünholz soll Ihnen etwas anhaben. Ich habe mich, seitdem ich Sie wieder gefunden, mit einem Plane beschäftigt, und den wollen wir sofort ausführen, sofort!

Wenn Sie mir nur gütigst erlauben wollen, daß ich mich erhebe und ankleide —; entgegnete Brüe, dann wird es mir viel Vergnügen machen, Ihren Plan anzuhören.

Ja wohl mein Freund, ich werde indessen den Kaffee besorgen; versetzte das Fräulein, und zog sich bescheiden zurück.

Und nun erhob sich Brüe, um Toilette zu machen, aber kaum war er aus dem Bette, als er plötzlich bestürzt stehen blieb und ausrief:

O, mein Gott! in welch' mißlicher Lage befinde ich mich jetzt! Was soll ich nun beginnen? Er setzte sich tiefsinnig auf das Bett und würde, Gott weiß wie lange, so dagesessen sein, wenn das Fräulein nicht bald darauf eingetreten wäre.

Brüechen, mein Freund, Sie zögern ja so lange; rief sie, fehlt Ihnen etwas?

Ach, mein liebes Fräulein Massias; versetzte Brüe, wir haben gar nicht bedacht, daß ich einen Anzug mitgenommen habe, der nicht der meinige ist!

Nicht der Ihrige? —

Nein, er gehört dem seligen Grünholz, und um nichts in der Welt möchte ich ihn wieder anziehen.

Aber Sie können ja nicht ohne Bekleidung bleiben, mein Freund; versetzte die Massias, welche, da sie Brües Verlegenheit bemerkte, mit abgewandtem Gesichte sprach.

Allerdings, nein, das kann ich nicht; ich muß den Anzug zurückschicken und mir den meinigen dafür ausbitten.

Das werden Sie nicht thun; sagte das Fräulein sehr energisch. Ich kaufe Ihnen in dem ersten besten Laden einen andern Anzug, und dann, Brüe, verlassen wir sofort Berlin und ziehen nach meiner Heimath. Dorthin wird uns das häßliche Weib hoffentlich nicht folgen, und wir werden glücklich und in Frieden leben. Ist das nicht ein schöner Plan, mein Freund?

O, das läßt sich hören; entgegnete Brüe, ich bin gar nicht abgeneigt.

Nun dann trinken Sie Ihren Kaffee, ich werde Ihnen den Tisch vors Bett rücken und mich dann rasch aufmachen, um Ihnen eine neues Habit zu besorgen.

Sie sind sehr freundlich, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das wieder gut machen soll.

Davon später, mein Freund. Nun trinken Sie, und lassen Sie sich die Zeit nicht lange werden. Ich bin bald wieder bei Ihnen. Leben Sie indessen wohl, mon cher ami!

Fräulein Massias ging, indem sie Brüe ein Kußhändchen zuwarf, und Brüe schlürfte seinen Kaffee mit einer rührenden Behaglichkeit. Er begann das Fräulein mit der Wittwe zu vergleichen und konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß die Massias viel natürliche Güte und eine Liebenswürdigkeit besaß, durch welche sie sich von der Wittwe äußerst vortheilhaft unterschied.

Aber plötzlich wurde Brüe durch ein lautes, sehr energisches Pochen an der Thür aus seinen vergleichenden Betrachtungen aufgeschreckt. Von wem anders konnte das ungestüme Pochen kommen, als von der Madame Grünholz? Welch ein entsetzlicher Gedanke. Wahrlich, ein noch ganz anderer Mann als Brüe würde vor einer solchen Erscheinung gezittert haben.

O, ich werde nicht öffnen! sagte Brüe, indem er aufhorchte. Es ist um mich geschehen, wenn ich sie einlasse. Ich bürge für nichts.

Wird da drinnen bald aufgemacht! rief eine rauhe Männerstimme, ich schlage die Thür ein!

Herr Knittel! rief Brüe freudig überrascht, nun, das ist etwas anderes. Ihn werde ich natürlich einlassen.

Er erhob sich, drapirte sich sehr malerisch mit dem Betttuche, öffnete rasch die Thür und kroch eben so schnell wieder ins Bett hinein.

Nun das ist ja prächtig; sagte Knittel, indem er mit seinem Stock auf den Fußboden stieß und sich prü-

send im Zimmer umsah. Das ist nicht bitter. Also hier ist die Hochzeit gefeiert worden. So hält man das ganze Haus zum Narren! Wo ist das Frauenzimmer? Ich massacrire die freche Person.

O, bitte! bitte! sagte Brüe sanft, Fräulein Massias ist ganz unschuldig.

Ihr wagt es noch, sie zu vertheidigen! rief Knittel, und schlug mit seinem Stock so wüthig auf Brües Decke, daß dieser erschreckt zusammen fuhr. Jetzt steht Ihr auf und kommt mit mir. Morgen soll die Hochzeit sein, so wahr ich Knittel heiße. Allons! Steht auf, macht mich nicht böse, sonst haue ich Euch und die schlechte Person in die Pfanne!

Nein; sagte Brüe, das geht nicht, wenn ich auch wirklich wollte, es geht nicht. Ich habe keine Kleidungsstücke hier.

Ihr habt keine Kleidungsstücke hier? A propos, es ist wahr. Wenn Ihr mir nun nicht sofort gutwillig folgt, dann gehts Euch schlimm. Ihr werdet es noch erleben, als Dieb auf der Anklagebank zu sitzen.

O, o! rief Brüe entsetzt.

Ja', als Dieb, als ganz gemeiner Dieb! Ihr seid davon gelaufen und habt Kleidungsstücke mitgenommen, die Euch nicht gehören. Ich sage Euch, besinnt Euch schnell. Die Grünholz hat die Anklage schon aufgesetzt,

und wenn Ihr nicht sofort mit mir kommt, läßt Euch in Zeit von einer Stunde der Staatsanwalt holen.

Mein Gott! rief Brüe, es geschah ja ganz ohne meinen Willen.

Ihr seid ein Dieb, sag' ich Euch! rief Knittel. Also macht keine Flausen, zieht Euch an und folgt mir.

Aber das Fräulein hat die Kleidungsstücke mitgenommen; rief Brüe verzweiflungsvoll, weil sie mir andere kaufen will, und wir hatten ganz gewiß die Absicht, sie der Madame Grünholz sofort zurückzuschicken.

Knittel gab keine Antwort. Er ging brummend in die andere Stube hinein. Brüe blickte ihm voll Entsetzen nach. Er hörte ihn herum wirthschaften, ohne errathen zu können, was er vorhatte. Endlich kehrte Knittel mit einem Kleide und einer Haube von Fräulein Massias zurück. Beides warf er dem zitternden Brüe an den Kopf.

Wenn Ihr keine Kleidungsstücke habt; sagte er, dann zieht Ihr diese an.

Das würde ich um keinen Preis thun; versetzte Brüe, die Jungen würden mir ja nachlaufen.

Das ist meine Sorge; entgegnete Knittel, wir steigen in eine Droschke.

Ich würde mich gewiß sehr lächerlich machen; protestirte Brüe.

Aber Knittel trat ans Bett und setzte dem ganz

verdutztem Brüe die Haube auf. Dann warf er ihm das Gewand über dem Kopf, machte das Kleid zu und riß ihn am Arme so kategorisch aus dem Bette heraus, daß dem armen Brüe die Knochen wehe thaten. Aber jetzt erwachte auch die ganze Energie seiner sittlichen Entrüstung in ihm.

Herr Knittel; sagte er, ich werde Ihnen nicht folgen! Kein Mensch wird mich zu einer Handlung zwingen, die den Anstand gröblich verletzt. Warten Sie, bis ich andere Kleidungsstücke habe; in Frauenkleidern gehe ich keinen Schritt mit Ihnen.

Das wird sich finden; pochte Knittel, ich gehe jetzt eine Droschke holen, und wenn Ihr Sperenzien machet, dann schreie ich Euch auf offener Straße als Dieb aus, und lasse Euch durch einen Schutzmann nach der Stadtvogtei bringen. Nun wählt!

Mit diesen Worten verließ Knittel das Zimmer.

Brüe stand eine Weile ganz erstarrt da. Er kannte Knittel zu gut, um nicht von seiner brutalen Heftigkeit Alles fürchten zu müssen. In dieser Noth leuchtete ihm nur ein Gedanke der Rettung — Flucht. Natürlich durfte es nicht weit sein, er mußte im Hause bleiben.

Da fiel es ihm ein, daß ganz oben in einem Dachstübchen eine Frau wohnte, welche, wie er wußte, mit der Massias freundschaftlich stand. Schnell huschte er aus der Küchenthür hinaus und stürzte die Treppe

hinauf. Die Frau ſchrie laut auf, als ſie einen Mann in Weiberkleidern vor ſich erblickte. Sie erkannte Brüe nicht ſogleich.

St, Stille, ich bitte ſehr! flüſterte Brüe, ich bitte Sie inſtändigſt, mir ein Aſyl zu gewähren, ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein.

Ach, Herr Brüe! rief die Frau, welche eine äußerſt ſchmutzige Haube, ein eben ſo ſchmutziges Geſicht und noch ſchmutzigere Hände hatte und einen großen Kochlöffel in der Hand hielt, den ſie als Feuerſchürer benutzt zu haben ſchien. Was iſt es mit Ihnen, ſind Sie wieder hier? Und in welchem Aufzuge!

St, ich bitte gefälligſt; flüſterte Brüe, ängſtlich aufhorchend. Es würde mir ſehr lieb ſein, wenn Sie die Thür ſofort hinter mir zumachen wollten.

Ja, ja, aber ich muß doch wiſſen, was Sie haben.

Das ſollen Sie ganz gewiß recht ausführlich erfahren; entgegnete Brüe, aber laſſen Sie mich nur erſt zu Athem kommen.

Die Frau führte Brüe in die Stube und ſchloß ihre Thür. Brüe theilte ihr nun das Vorgefallene haarklein mit. Die Frau hörte ſehr aufmerkſam zu und ſagte dann:

Und deshalb haben Sie ſolche Furcht? Ich will doch einmal ſehen, wer mich zwingen will, Jemand zu heirathen, den ich nicht mag. Auf dieſe Art hätte ich

mich schon zwanzig Mal verheirathen müssen. Halb Berlin wollte mich ja heirathen, als ich ein Mädchen war. Alfons Prut wollte mich durchaus; Hannekutsch, der Klempner, wollte mich ebenfalls und der Hautboist Friesecker ersäufte sich sogar meinetwegen. Ach, Du mein Gott! ich hätte mich ja in tausend Stücke zerschneiden müssen und wäre doch nicht ausgekommen, wenn Jeder, der mich freien wollte, auch nur ein Stückchen von mir bekommen hätte. Es kann Sie Niemand zwingen, sag' ich Ihnen. Sie sind kein Türke und kein Onkel Tom. Ich werde hinuntergehen, warten Sie nur.

Um des Himmels Willen! rief Brüe und hielt die Frau beim Arme fest, warten Sie doch, bis das Fräulein kommt, dann fehlt ihm jeder Grund, sich an meine Person zu halten.

In diesem Augenblick hörte man ein lautes Gezänke.

Ah, das Fräulein ist gekommen! rief die Frau, ich werde hinunter eilen und meinem Geschlechte beistehen. Aber Sie bleiben hier oben, ich leide es durchaus nicht daß Sie hinuntergehen. Sie sind viel zu gut.

Mit diesen Worten schob sie Brüe ins Zimmer hinein und verschloß die Thür hinter ihm. Brüe hatte Zeit, sich umzusehen. Es ward ihm plötzlich ganz unheimlich zu Muthe, er wußte selbst nicht warum. Vielleicht war es der schwarze Dreimaster und der schwarze Frack und die schwarze Hose, welche an einem großen Nagel an

der Wand hingen. Es kam ihm plötzlich vor, als sähe er den alten Leichenbitter, welcher ihm nicht mehr aus dem Gedächtnisse wollte, wieder vor sich stehen. Das Bild erhielt mehr und mehr Gestaltung und alle übrigen Sachen gewannen denselben unheimlichen Anstrich. Auf der Kommode lag ein großes weißes Hemde, und über dem Spiegel hing an einem Nagel eine große Haube, welche die Staatshaube der Bewohnerin dieses Zimmers sein mußte. Aber diese Haube war schwarz garnirt, und es schien, als blicke ein monströses Gesicht unter derselben hervor. Kurz, jeder Gegenstand, auf welchen sein umherschweifendes und irrendes Auge fiel, nahm eine unheimliche Physiognomie an. Brüe erhob sich und lauschte. Er hätte sich jetzt weit lieber dem gefürchteten Knittel gegenüber gesehen, zumal er es für seine Pflicht hielt, das Fräulein gegen dessen Brutalität in Schutz zu nehmen. Zu seiner nicht geringen Freude hörte er endlich sich Tritte nähern, bald darauf ward aufgeschlossen, und die schmutzige Frau trat in Begleitung des Fräuleins zu ihm ein.

Dem haben wir das Wiederkommen verleidet! rief die Frau, welche ihren großen Kochlöffel noch immer in der Hand hielt.

Und das haben Sie brav gemacht, mein guter Brüe! rief die Massias. Denken Sie sich, der Grobian wollte mich attaquiren; aber ich habe mich männlich gegen ihn

zur Wehre gesetzt. Ich habe so laut um Hülfe gerufen, daß er fluchend davon gelaufen ist.

O; sagte Brüe, was Sie meinetwegen ausstehen müssen! Glauben Sie, daß er wieder kommen wird?

Das ist wohl möglich; entgegnete die Massias, er hat mir wenigstens mit seiner Wiederkehr gedroht. Aber ich werde so schleunig wie möglich alles zu unserer Abreise ins Werk setzen. Und bis dahin, lieber Brüe, werden Sie hier bei dieser Frau wohnen. Sie war so gütig, mir zu versprechen, Sie aufnehmen zu wollen.

Nun, das versteht sich; entgegnete die Frau, eine Hand wäscht die andere. Bei ihr schien dies allerdings nicht der Fall zu sein, aber sie meinte es doch ehrlich. Denn sofort öffnete sie die Thür, und vor Brües Augen zeigte sich eine dunkle Kammer, in welcher zwei Betten standen, die eben so unheimlich aussahen, wie der schwarze Anzug und der Dreimaster und die schwarz bebänderte Haube.

Sie sind nicht allein? fragte Brüe etwas bedenklich und in Beziehung auf die beiden Betten.

Ich lebe als alleinige Wittwe; versetzte die Frau, ich habe nur zwei Schlafleute bei mir. Aber es sind noble Kerlchen, ein Doctor und ein Professor.

So! sagte Brüe, einigermaßen beruhigt.

Sie können ganz ungenirt mit einem der beiden

Herren in einem Bette schlafen. Es sind sehr solide junge Leute, sehr nobel, außerst manierlich.

Nun, mein lieber Brüe; sagte jetzt die Massias, werde ich wieder gehen. Ich darf die Hände nicht in den Schooß legen. Wir wollen unsere Abreise so schnell wie möglich beschleunigen. Bis dahin sind Sie hier ganz gut aufgehoben. Kaffee und Mittagsessen besorge ich Ihnen. Überhaupt werde ich Ihnen, so oft ich kann, Gesellschaft leisten. Und nun probiren Sie mal diesen Anzug an, ob er Ihnen nicht wie auf den Leib zugeschnitten sitzen wird.

Brüe nahm unter vielen Betheurungen seiner Dankbarkeit den Anzug und ging in die Kammer, um sich anzukleiden. Als er endlich hiermit fertig war und wieder zu den Frauen eintrat, wurde er mit einem Ausruf der Bewunderung empfangen. Es saß natürlich alles vortrefflich, obwohl es Brüe vorkam, als sei der Rock ihm viel zu weit und das Beinkleid zu eng; da aber die Frauen betheuerten, daß ihm kein Stück Zeug besser sitzen könne, so hatte er nicht den Muth, irgend eine Aussetzung zu machen und versprach schließlich, Alles wieder gut machen zu wollen, worauf das Fräulein Massias erwiderte: es sei schon alles gut gemacht.

Nun verabschiedete sich diese, indem sie Brüe nochmals der Fürsorge ihrer Nachbarin aufs Angelegentlichste anempfahl.

Singend und leichtfüßig wie ein sechzehnjähriges Mädchen hüpfte sie dann die Treppe hinunter.

Wie Brüe das Herz aufging! Er schien jetzt das Fräulein wirklich aufrichtig zu lieben.

Zweites Kapitel.

Doctor und Professor.

Als Brüe mit der Nachbarin allein war, fragte er sie zunächst nach ihrem Namen.

Sie heiße Peter-Peter, sagte sie, Elisette, Barbarine, Adelaide Peter-Peter.

Und was der schwarze Anzug zu bedeuten habe? fragte Brüe schüchtern weiter.

Dieser schwarze Anzug; sagte die Peter-Peter, gehörte meinem Manne, und ich lasse ihn daher zum Andenken hier hängen. Mein Mann war Leichenbitter, aber er hatte außerdem noch viele andere Aemter.

Wie lange ist er denn todt? fragte Brüe weiter.

Drei Jahre und zwei Monate; versetzte die Frau, welche sich die Hände wusch und dann das weiße Hemde nahm, sich niedersetzte und zu nähen begann.

Sie beschäftigen sich mit Nähen, wie ich sehe; fuhr Brüe fort.

Ja, ich nähe zumeist Sterbehemden; entgegnete die Frau. Mein Onkel, der auch Leichenbitter ist, weist mir recht viele Kundschaft zu, namentlich reiche Herrschaften. Es giebt keine einträglichere Arbeit, als die Anfertigung von Sterbehemden.

Die Frau sah so entsetzlich gleichgiltig aus, als sie dies sagte und indem sie nähete, daß sich Brüe nicht genug darüber wundern konnte.

In diesem Moment wurde draußen an die Thür gepocht, und Brüe vernahm ein lautes Hüsteln.

Das ist mein Onkel! rief die Peter-Peter, indem sie sich rasch erhob und die Thür öffnete, nun sollen Sie mal ein schmuckes Männchen kennen lernen. Schon über achtzig, aber noch ein Jüngling!

Sie öffnete, und Brüe glaubte in die Erde sinken zu müssen. Es war kein anderer, als der Schatten, der ihm so und so viele Thaler für das Grab der Massias abgenommen hatte, welcher jetzt an der geöffneten Thür sich festhielt und so unsicher auf den Beinen stand, daß Brüe befürchtete, ihn in die Stube hinein fallen zu sehen.

Schon über achtzig, aber noch ein Jüngling! wiederholte die Sterbehemden-Näherin, indem sie ihren Onkel beim Arme faßte, damit er leichter über die Schwelle kommen konnte.

Das Männchen setzte sich nieder und begann aber-

mals ein ganzes Weilchen lang zu husten, dann plötzlich sah er Brüe starr an und sagte mit lallender Zunge:

Wie kommen Sie hierher? Haben Sie ein Sterbehemde bestellt? Wohnen Sie jetzt in unserm Viertel? Ich sagt's ja! Nirgends werden Sie besser begraben werden, als bei uns.

Das Männchen brach in ein heiseres Lachen aus, wobei es auf dem Stuhle, der Stuhl auf dem Fußboden, und der Dreimaster auf seinem Kopfe zu tanzen begann. Die ganze Stube schütterte, selbst der Dreimaster an der Wand und die Haube der Frau Peter-Peter begannen mit zu tanzen.

Achtzig Jahre und noch wie ein Jüngling! wiederholte die Peter zum dritten Male.

Ist das Hemde bald fertig? fragte ihr Onkel nach einem Weilchen.

Bis Abend; versetzte die Frau.

Gut, dann mußt Du gleich eins für Bundel nähen. Für diesen Kunden muß ich aber funfzehn Groschen mehr haben. Er bezahlt gut.

Und er ist nicht so reich wie die Frau Junkel, für welche ich dieses Hemde nähe; sagte die Peter.

Aber er hat einen Leichenwagen erster Klasse, das ist die Hauptsache. Werden Sie auch einen Leichenwagen erster Klasse nehmen? fragte der Schatten, sich plötzlich an Brüe wendend. Sie kommen am besten dabei fort.

Es iſt immer mehr Reſpect da. Selbſt die Maden, ich ſage Ihnen, die Maden kommen nicht ſo ſchnell an die Leichen erſter Klaſſe heran. 'Siſt wahrhaftig war. 'Siſt ſo gut wie einbalſamirt!

Das ſcheint mir denn doch nicht gut möglich; ſagte Brüe.

Sie glauben's nicht? Ich kann's Ihnen nachweiſen. Ich habe mir 'mal ein beſonderes Buch für die Leichen erſter Klaſſe gemacht, nicht amtlich, nur ſo zu meinem Privatvergnügen. Haben's die Mäuſe angefreſſen? — So iſt's auch mit den Maden. Mehr Reſpect ſag' ich Ihnen! Was theuer iſt,. hält ſich immer am längſten.

Das Männchen hielt wieder inne, um ſeinen gewöhnlichen Kampf mit dem Athem zu beginnen, der ihm jeden Augenblick auszugehen drohte. Aber die Peter-Peter behauptete dennoch:

Wie ein Jüngling!

Mache die Stiche nur ordentlich groß; fuhr das Männchen, ſich offenbar ſehr geſchmeichelt fühlend, fort, es wird mit Sterbehemden nie ſo genau genommen. Na, alſo bis Abend. Ach, — bis dahin können noch viele Leute ſterben. Wenn ſie nur Alle in meinem Viertel wohnen möchten!

Der Schatten erhob ſich und trippelte hinaus, wobei ihm die Peter-Peter behülflich war, indem ſie ſagte:

Wie ein Jüngling von zwanzig Jahren!

Brüe wußte gar nicht, was dieſe fortwährende Betheurung zu bedeuten hatte; aber die Sterbehemden-Näherin erklärte es ihm, als ſie zurück kam, mit den Worten:

Wenn der alte Holzwurm ſtirbt, dann erbe ich einen ſchönen Brocken; aber ich fürchte, der überlebt ſelbſt den Tod!

Was bekomme ich, wenn er morgen ſtirbt? ſagte in dieſem Augenblick eine dünne Stimme, welche Brüe ganz fremd klang, und ein kleines winziges Männchen trat ins Zimmer.

Ah, guten Tag, Herr Doctor! rief die Peter-Peter, ſchon ſo früh zu Hauſe?

Wir ſind immer ſehr ſolide; verſetzte der Doctor, welcher Brüe mit einer Unverſchämtheit maß, die den armen Mann ganz verwirrt machte.

Der Doctor war ein dürres behendes Männchen mit ungeheuer langen Manchetten, welche ausſahen, als fühlten ſie das dringende Bedürfniß, ſchleunigſt gewaſchen zu werden. Auf ſeinem blondgelockten Haupte ſaß eine Mütze, die ihm ein ſehr pfiffiges Anſehen gab. Im Uebrigen fehlte ihm jedes beſondere Kennzeichen, wenn man nicht etwa eine ungeheuere Warze, welche über dem rechten Auge ſaß, hierunter begreifen wollte.

Das iſt Herr Brüe, ein guter Freund von Fräulein Maſſias; ſagte die Peter, welche des Doctors eifer-

süchtige Blicke wohl bemerkt hatte, er wird einige Tage bei uns wohnen. Es ist ein ausgezeichneter Mensch, der französisch spricht und von seinen Renten lebt.

Von seinen Renten? So! — sagte der Doctor schmunzelnd, indem er Brüe sehr herablassend seine Hand reichte. Es freut mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.

Gleichfalls, ganz gewiß, gleichfalls; entgegnete Brüe, sehr gerührt von dieser herablassenden Weise.

Herr Brüe wird mit Ihnen diese Nacht in einem Bette schlafen; sagte die Peter, nicht wahr, Sie haben nichts dagegen?

Durchaus nichts, im Gegentheil.

O, wir werden uns schon vertragen; sagte Brüe.

In diesem Moment wurde gepocht, der Doctor öffnete und Brüe machte die Bekanntschaft seines zweiten Stubengenossen.

Das ist der Herr Professor Rieseling; sagte der Doctor.

Sehr erfreut, sehr erfreut! entgegnete Brüe.

Der Herr Professor sah, um ihn mit wenigen Worten zu charakterisiren, wie ein umgekehrtes riesiges Ausrufungszeichen aus, ein langer Strich mit einem Punktum oben, oder wie ein Kirchthurm — eine lange, schlanke Spitze mit einem Knopfe. Außerdem hatte er eine Glatze, und seine Nase war mit einem Ungeheuer von

einer neusilbernen Brille geziert, welche in den Augen der Frau Peter-Peter wahrscheinlich die Stelle eines Diploms vertrat.

Die beiden Herren sprachen einige Worte leise mit einander und näherten sich dann dem sehr bescheiden dastehenden Brüe.

Also ein College; sagte der Professor, ihm die Hand reichend, ein wissenschaftlicher Mann; wir werden recht gute Freunde werden.

Ich hoffe; entgegnete Brüe.

Ganz gewiß; sagte der Professor, indem er eine Flasche hervorholte und einen tüchtigen Zug daraus that; — trinken wir auf gute Kameradschaft!

Er reichte Brüe die Flasche, welcher kaum daran nippte, dann gab er sie dem Doctor.

Auf des alten Holzwurms baldiges Ableben! rief der Doctor, ich wollte, ich könnte ihn schon morgen seciren. Spaß sollte es mir machen, Frau Peter! Ihnen auch?

Pfui, das ist gottlos; versetzte die Peter-Peter.

Ich sage Ihnen, wenn ich nur zwei Stunden mit ihm unter vier Augen sein könnte; fuhr der Doctor fort, ich wollt's zu Stande bringen. Es ist unverschämt, daß ein solches Klapperbein noch lebt und eine so fleißige Frau, wie Sie sind, so lange auf die Erbschaft warten

läßt. Ich habe es mir aber heilig angelobt, daß ihn nächstens der Schlag rühren soll.

Das ist gottlos; sagte die Frau Peter-Peter abermals.

Glauben Sie nicht, daß er mindestens Zehntausend Thaler besitzt? fragte der Professor.

Mindestens; entgegnete Frau Peter-Peter.

Und glauben Sie nicht; fuhr der Professor fort, indem er seine Brille höher hinaufrückte, daß wir das Geld besser anwenden würden, als er?

Ja, das ist freilich wahr; entgegnete die Peter-Peter.

Ergo; fuhr der Professor fort, würde der Tod ein gutes Werk stiften, wenn er ihn beim Wickel nähme.

Der Tod wird ihn nicht vergessen; wandte die Frau Peter ein.

Der Tod ist ein Narr; rief der Doctor, er kommt bei keinem Menschen zu rechter Zeit.

Wie gottlos! rief Frau Peter-Peter wieder.

Die Unterhaltung erhielt jetzt durch Fräulein Massias, welche ihren Freund Brüe zu besuchen kam und ihm einen Teller sehr vortrefflicher Biersuppe brachte, eine andere Wendung. Der Professor und der Doctor fanden den Geruch der Suppe so vorzüglich, daß Brüe nicht umhin konnte, die Herrn einzuladen, einen Löffel voll davon zu versuchen. Sie fanden aber den Geschmack noch besser als den Geruch, und Brüe bekam

von der Suppe nichts als den leeren Teller zurück; Dafür aber versprachen die Herren, ihr Mittagessen mit Brüe theilen zu wollen. Fräulein Massias holte eine zweite Portion herbei, von der jedoch ihr Freund eben so wenig wie von der ersten bekam. Die Herren vertrösteten Brüe diesmal auf das gemeinschaftliche Abendbrod. Wahrscheinlich aber kochte der Restaurateur der beiden Herren an diesem Tage zufällig nichts, denn sie erhielten weder Mittag- noch Abendessen. Nichtsdestoweniger waren sie am Abend vollkommen gesättigt, da sie es mit allen Speisen, welche die Massias heraufbrachte, eben so wie mit der Biersuppe machten.

So war denn dieser Tag, der leicht verhängnißvoll hätte werden können, glücklich verstrichen. Brüe hatte allerdings weniger als sonst gegessen, dafür erhielt er aber eine für ihn ausreichende Entschädigung. Fräulein Massias gab ihm nämlich beim Abschiede einen Kuß und flüsterte ihm bei dieser Gelegenheit zu:

Diese Menschen sind unausstehlich; hoffentlich wirst Du von ihnen bald erlöst sein, mein guter, armer Brüe! Gute Nacht, mein Freund!

Als Fräulein Massias fort war, wurde die Unterhaltung etwas matter, Brüe fühlte sich müde. Frau Peter-Peter nähete noch immer an ihrem Sterbehemde, und der Doctor, welcher noch ziemlich aufgeräumt und munter war, schlug eine Whistpartie vor.

Ich bedaure ſehr; ſagte Brüe, ich kenne keine Karte.

Dann ſind Sie allerdings ſehr bedauernswürdig; verſetzte der Doctor verächtlich, ein Mann, der keine Karten ſpielt, iſt nur ein halber Mann.

Sie müſſen ſpielen lernen; meinte der Profeſſor.

O, ich werde das wohl ſchwerlich begreifen; entgegnete Brüe.

Nun, verſuchen Sie es; redete der Doctor zu, wir werden ganz niedrig ſpielen. Es kömmt beim Spielen überhaupt nur auf Courage an.

Nur Courage; beſtätigte der Profeſſor, indem er ein Spiel Karten herbei holte. Sie werden ganz gewiß gewinnen. Das Glück verläßt die Dummen nicht.

Brüe war zu beſcheiden, um dem Andrängen ſeiner Stubencollegen lange widerſtehen zu können. Er nahm die Karten auf, in die er wie in ein geheimnißvolles Buch hineinſtarrte.

Wir werden ein Spiel mit aufgedeckten Karten ſpielen; ſagte der Profeſſor, Sie werden es ſehr raſch begreifen.

Als das Spiel zu Ende war, hatte Brüe noch nicht das Geringſte begriffen, vielmehr wurde ihm der Kopf ganz wirre, ſeine Müdigkeit nahm zu, und ehe das zweite Spiel zu Ende war, hatte er ſein Haupt auf den Tiſch ſinken laſſen und war eingeſchlafen.

Als Brüe wieder erwachte, umgab ihn dichte Finſterniß. Es mußte alſo tiefe Nacht ſein, dennoch aber

hörte er laute Stimmen, welche verriethen, daß ſich in ſeiner unmittelbaren Nähe wachende Perſonen befanden.

Herz iſt Trumpf! ſagte eine Stimme, welche die des Doctors zu ſein ſchien.

Gut, Sie ſpielen aus, Frau Wirthin; ſagte der Profeſſor.

Pique König! Reſpect vor dem Schwarzen! ſagte der Doctor.

Ich bin Royaliſt! Ich gebe ihm mein Herz! entgegnete der Profeſſor.

Sie ſtechen?

Brüe wußte nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit war. Man ſpielte, wie es ſchien vor ſeinen Augen, aber es war ja ſtockfinſter im Zimmer. Wie ſollte er das faſſen?

Meine Herren! rief Brüe.

Schlafen Sie nur weiter; ſagte der Doctor. Sie ſcheinen ſehr müde zu ſein. Sie ſehen, unſer Spiel iſt vortrefflich im Zuge. Ihre Stelle hat, wie Sie ſehen, unſre Frau Wirthin übernommen.

Mein Gott, ich ſehe ja gar nichts! rief Brüe entſetzt.

O, Sie ſind noch halb im Schlafe; verſetzte der Doctor, öffnen Sie nur die Augen.

Wie gottlos! flüſterte die Peter-Peter halbleiſe, indem ſie den Profeſſor anſtieß.

Nein, ganz gewiß nicht! rief Brüe, ich habe ja die

Augen weit geöffnet, ſo weit ich nur vermag, aber ich ſehe nichts!

Wie, Sie ſehen nicht das Licht? fragte der Doctor.

Nein!

Sie ſehen uns nicht?

Nein, gewiß nicht.

Sie ſehen nicht, daß wir Karten ſpielen?

Nein! nein! nichts von Allem!

Ach, Sie ſpaßen!

Meine Herren, ich ſpaße wirklich nicht! rief Brüe beſtürzt.

Laſſen Sie doch Ihre Augen ſehen! fuhr der Doctor fort, indem er Brües Kopf erfaßte.

Ja — er hat die Augen wirklich geöffnet; ſagte er dann. Blicken Sie einmal rechts. Nicht ſo, nach der andern Seite. Wahrhaftig; fuhr er dann zu den Andern gewendet fort, der arme Mann iſt blind!

Ich bin blind! rief Brüe mit einer kläglichen Stimme.

Wie gottlos! flüſterte die Peter-Peter wieder, während der Profeſſor ſich ſein Taſchentuch in den Mund ſtopfte, um nicht laut aufzulachen.

Mein Freund; fuhr der Doctor fort, Sie ſind allerdings ſehr beklagenswerth. Sie haben urplötzlich den Staar bekommen, ein Fall, der nicht ſelten eintrifft. Sie müſſen ſchleunigſt operirt werden. Morgen früh wollen wir uns daran machen, denn wir bedürfen zu

ſolchen Operationen des Tageslichts. Begeben Sie ſich jetzt zu Bette. Seien Sie getroſt, vielleicht ſind Sie noch zu retten.

O, mein Gott; entgegnete Brüe, das iſt ein großes Schickſal, meine Herren! Fräulein Maſſias wird es unendlich betrüben.

Kommen Sie, mein unglücklicher Freund; ſagte der Doctor, ich werde Sie entkleiden. Nehmen Sie ſich Ihr Unglück nur nicht allzuſehr zu Herzen. Wie bleich Sie ausſehen! Wie rührend! Faſſen Sie Muth! Kommen Sie!

Aber ich begreife gar nicht; ſagte Brüe, wie das ſo ſchnell gekommen iſt; — ich hatte ſo gute Augen!

Wunderſchöne Augen; verſetzte der Doctor, herzergreifende Augen haben Sie, mein Freund; es iſt wirklich traurig. Dieſe Augen mußten auf das weibliche Geſchlecht einen unwiderſtehlichen Reiz ausüben. Iſt es nicht ſo, Frau Wirthin?

Ach, wie gottlos! entgegnete die Peter-Peter, welche ſich gegen die galanten Angriffe des Profeſſors in Vertheidigungszuſtand ſetzte.

Der Doctor brachte Brüe in die Kammer, entkleidete ihn und legte ihn ins Bett. Nochmals, ſeien Sie ruhig, mein Freund; ſagte er, bevor er ging, vielleicht iſt Rettung noch möglich, ich hoffe wenigſtens Ihnen einen, wenn auch nur ſchwachen Schein, wieder herzu-

ſtellen. Nur geben Sie ſich Mühe einzuſchlafen, damit Sie bei der Operation der nöthigen Kräfte nicht entbehren.

Der Doctor ging hinaus und überließ den armen Brüe ſeinen traurigen Betrachtungen. Er probirte ſeine Augen, er öffnete und ſchloß ſie hundertmal, und wenn es ihm auch dann und wann vorkam, als habe er einigen Schimmer, ſo fiel es ihm doch nicht im Traume ein, an dem Ernſt ſeiner Situation zu zweifeln.

So ſaß denn der arme Brüe tief betrübt auf dem Bette. So plötzlich in ein ewiges Dunkel gehüllt, aller der harmloſen Freuden beraubt zu ſein, die ihm das Augenlicht verſchafft hatte, dieſer Gedanke einer langen, traurigen, immerwährenden Nacht erfüllte ihn mit einem unnennbaren Weh. Er konnte ein ſo entſetzliches Unglück nicht faſſen; er glaubte von einem böſen Traume heimgeſucht zu ſein; er betaſtete ſeine Augen, er hielt die Hände davor, aber er konnte wirklich nichts ſehen, und doch war Licht im Zimmer, denn der Doctor und Profeſſor traten in die Kammer, um ſich zu Bette zu begeben, und der Doctor ſagte zu letzterem:

Der arme Brüe ſchläft noch nicht; wie bejammernswerth iſt der Unglückliche! Schlafen Sie, Brüe, ſchlafen Sie, ich habe nicht alle Hoffnung verloren, Ihnen Ihr Augenlicht wieder zu geben. — Profeſſor, löſchen Sie das Licht aus, es könnte dem Blinden ſchaden.

O, o, o; seufzte Brüe, wer hätte das gedacht! — das ist wirklich sehr traurig für mich! —

Fassen Sie Muth, Brüe, fassen Sie Muth; sagte der Doctor, morgen werden Sie hoffentlich wieder sehen können.

In diesem Moment ließ sich eine Stimme vernehmen, welche Brües gequältes Herz neu belebte. Es war die Stimme der Massias,

Schieben Sie den Riegel vor, sonst ist der Witz zu Ende; flüsterte der Professor, welcher soeben ins Bett steigen wollte, aber in demselben Augenblick wurde die Thür geöffnet und Brüe schrie laut auf, denn die Massias trat in die Kammer, in der einen Hand ein Licht, in der andern ein großes Kissen, welches sie in zärtlicher Vorsorglichkeit herbei brachte.

Bleiben Sie doch draußen; rief der Professor, wir sind wirklich nicht in der Toilette, um Damenbesuche empfangen zu können.

Mein Gott, ich kann ja sehen! rief Brüe außer sich. Ich bin ja nicht mehr blind! Nein, ich bin wirklich nicht mehr blind!

Blind? — Was träumt Ihnen denn Brüe? — rief die Massias, welche noch immer hinter der Thüre stand.

Brüe war so erregt, daß er mit einem Satze aus dem Bette und in die Stube sprang. Er vergaß es

gänzlich, in welchem Zuſtande er war, trat vor die Maſſias, ſtarrte ſprachlos das Licht an, und rief ein über daß andere Mal:

Sie ſind meine Retterin! O, ich kann ganz gut ſehen!

Brüe! Brüe! rief das Fräulein, Sie ſind ja außer ſich, ſo kommen Sie doch zu ſich! Wer ſagt Ihnen denn, das Sie blind ſind?

Wie gottlos! ſagte die Peter-Peter; der Doctor und der Profeſſor haben ſich nur einen Spaß mit Herrn Brüe gemacht.

Die beiden Herren lachten diaboliſch auf, und Brüe begriff endlich, wie ſchmählich man ihm mitgeſpielt hatte. Beſchämung und Entrüſtung machten ihn eine Weile ſprachlos, dann ging er in die Kammer zurück, kleidete ſich blitzſchnell an und ſagte zu dem Fräulein:

Das ſind böſe Leute, mein gutes Fräulein Maſſias, erlauben Sie mir, wieder zu Ihnen herunter zu kommen. Ich werde wirklich nicht hier bleiben, die Herren haben ſehr ſchlecht an mir gehandelt.

Das Fräulein theilte vollſtändig Brües Entrüſtung, und unter dem lauten Gelächter der beiden Spaßvögel verließ ſie mit ihrem Freund die Wohnung der Nachbarin.

Brüe; ſagte ſie, in ihrer Stube angelangt, um keinen Preis werden Sie wieder zu der Peter-Peter hinauf-

gehen, welche ſo ſchlechte Menſchen in Schlafſtelle hat — und daß Sie es nur wiſſen: der Doctor iſt nichts als ein verdorbener Thierarzt, und der Herr Profeſſor iſt eben ein ſolches mauvais sujet, ein ehemaliger Lehrer, aber nicht einmal der franzöſiſchen, ſondern der deutſchen Sprache. Welch ein Glück, daß ich noch einmal hinaufgekommen bin, Sie hätten ſich am Ende noch zu Tode gegrämt.

Ja, ich habe mich in der That ſehr gegrämt; entgegnete Brüe, aber ich will doch in meinem ganzen Leben nicht wieder glauben, daß ich blind geworden bin. Die Herren machten es auch gar zu natürlich. Sie ſelbſt, liebes Fräulein, hätten es gewiß auch geglaubt.

Begeben Sie ſich jetzt zu Bette, mein Freund; verſetzte die Maſiſas, Sie werden ſchwer geprüft, aber ſeien Sie getroſt: nach ſolchen Leiden werden auch die Freuden nicht ausbleiben. Sie werden mit Ihren ſchönen großen Augen ſich und mich noch glücklich ſehen. Ja, gewiß.

Ja, gewiß! ſagte Brüe, das Fräulein zärtlich anſehend, Sie ſind mein guter Engel, und ich habe Sie ſo lieb!

Brüechen, mein Brüechen! ſagte das Fräulein entzückt, was Gott zuſammengefügt, ſollen Menſchen nicht trennen. Hier haben Sie meine Hand, wie Sie ja ſchon längſt mein Herz beſitzen. Dein auf ewig! —

Sie sank schmachtend an Brües Brust, und Brüe küßte das liebenswürdige Fräulein wirklich recht herzinniglich. Madame Grünholz war völlig aus seinen Gedanken verdrängt, und Knittel und Fritzchen und das spitze Gesicht, alle diese bösen Dämonen, vermochten ihm nichts anzuhaben; er hielt das Fräulein umarmt, oder er ließ sich vielmehr von ihr widerstandslos umarmen. Brüe war wirklich verliebt, obwohl er nicht mehr blind war.

Drittes Kapitel.

Herz und Zunge.

Seitdem Oskar das Haus seines Oheims verlassen hatte, war nur eine Nacht verflossen. Er hatte sie schlaflos verbracht. Trotzdem, daß ihm der Baron auf die liebenswürdigste Weise entgegen gekommen war, trotzdem, daß dessen Benehmen ihm auch nicht die geringste Veranlassung zur Eifersucht gab, hatte sich Oskar dennoch durch nichts beirren lassen. Die Vergangenheit des Barons lag allerdings wie ein versiegeltes Buch vor ihm; Oskar hatte seinen Namen noch niemals nennen gehört, seine Existenz wahr ihm bisher völlig unbekannt gewesen, — aber es steckt ein prophetischer Geist in jeder

Natur; Oskars Entschluß war bald gefaßt. Obwohl es der junge Mann mit seiner Ehre nicht vereinbaren konnte, das Haus seines Oheims noch ferner zu besuchen, so nahm er sich doch vor, das Thun des Barons zu beobachten, über ihn in aller Stille Erkundigungen einzuziehen und über das größte Kleinod, welches er besaß, über seine Cousine zu wachen.

Das waren die Gedanken, welche ihn die vergangene Nacht beschäftigt hatten und die ihn erfüllten, als er nach einem kurzen Schlafe erwachte.

Es wäre allerdings von Oskars Seite eine gute Politik gewesen, seinen Oheim nach da vor zu besuchen und so die beste Gelegenheit zu haben, den Baron ferner zu beobachten; aber wie männliche Geradheit ein Hauptzug in Oskars Charakter war, so verschmähte er es von dem Baron noch Freundschaftsversicherungen anzunehmen, während er ihn im Herzen beargwöhnte. Er wollte sich offen als seinen Feind erklären und so den Kampf gegen ihn ohne Rücksicht beginnen.

Wie jede Handlung, die aus einer festen, sich selbst klar bewußten Willenskraft hervorgeht, eine innere Befriedigung hervorruft, so fühlte sich auch Oskar unendlich erleichtert, als er die Briefe an seinen Oheim und an seine Cousine abgesandt hatte. Damit war der Krieg eröffnet, den er gegen den Baron führen wollte, und es

fehlte ihm nur noch die Gelegenheit, dieſem ſelbſt den Fehdehandſchuh hinzuwerfen.

Dieſe Gelegenheit ließ nicht auf ſich warten.

Am folgenden Tage nämlich erſchien der Baron in höchſt eigener Perſon ſchon ſehr früh bei Oskar. Dieſer war von ſeinem Beſuche keineswegs überraſcht, er kannte bereits ſeinen Mann. Er wird zu mir kommen, das war ſeine Meinung, wenn er wahrhaft iſt; er wird um ſo gewiſſer kommen, wenn er ein Heuchler iſt.

Oskar empfing den Baron mit einer äußerſt kalten Höflichkeit.

Junger Freund; ſagte Jener, ohne Oskars Zurückhaltung zu beachten, ich komme wahrlich nicht Ihretwegen zu Ihnen.

Und in weſſen Intereſſe ſonſt? fragte Oskar.

Man ſollte Sie Trotzkopf Ihren Weg verfolgen laſſen; fuhr der Baron fort, Leute Ihrer Art ſind nicht zu dreſſiren. Ihr Oheim iſt ein ganz tüchtiger Geſchäftsmann, ich habe vor ihm als ſolchem alle Achtung, aber das Ideale liegt ihm eben ſehr fern. In ſeinen Augen findet Alles, was nicht nach Geldmacherei ausſieht, wenig Gnade. Es iſt wunderbar genug, daß Ihre Couſine ſo wenig von den Untugenden eines Geldmenſchen abbekommen hat. Sie iſt wirklich ein allerliebſtes Mädchen, und Sie thun wahrlich unrecht, das Kind, welches Ihnen ſo aufrichtig und herzlich zugethan iſt

zu kränken. Warum wollen Sie das Haus Ihres Oheims meiden? Ich glaube, Sie könnten Ihrer Couſine wegen ſich ſchon ein wenig von Ihrem Oheim gefallen laſſen.

Herr Baron; ſagte Oskar, hat Sie Jemand mit dieſer Commiſſion betraut?

Mit welcher Commiſſion? fragte der Baron.

Nun, mit dem Auftrage, mir Vorſtellungen zu machen?

Allerdings. Ihr Oheim hat mir Ihren Brief gezeigt.

Und er hat Ihnen geſagt, daß Sie ſich zu mir bemühen möchten?

Bitte, laſſen Sie mich ausreden. Fräulein Amalie zeigte mir ebenfalls Ihren Brief.

Aus eigener Veranlaſſung?

Es war ſeltſam, wie ſcharf die beiden Männer in dieſem Augenblicke einander anſahen. Aber der Baron, glatt wie ein Aal, verſchloß den Grimm, den er jetzt empfand, in ſein Tiefinnerſtes ein.

Fräulein Amalie; ſagte er ohne irgend einen Anflug von Empfindlichkeit, hat mir den Brief allerdings aus eigener Veranlaſſung gezeigt, wenigſtens habe ich ſie nicht aufgefordert; ob es der Vater gethan hat, weiß ich nicht. Ich glaube jedoch, daß Ihre Couſine Vertrauen zu mir hat, und daß ſie namentlich glaubt, ich übe einigen Einfluß auf ihren Vater aus. Dies iſt nun

in der That der Fall, und meine größte Freude wird es ſein, dieſen Einfluß dazu anzuwenden, den Oheim für Sie günſtig zu ſtimmen. Ja, ich ſchmeichle mir, es vielleicht noch zu ermöglichen, daß er Sie als ſeinen Sohn, als den Gatten ſeiner Tochter in ſeine Arme ſchließt. Trauen Sie mir zu, junger Mann, daß ich binnen Kurzem für Sie erwirken werde, was Ihnen Ihr ganzes Leben hindurch nicht gelingen würde. Denn ich kenne die vortrefflichen und die ſchwachen Seiten Ihres Oheims und weiß ihn zu nehmen. Ihre Couſine hat Verſtand genug, dies einzuſehen, und eben deshalb hat ſie Vertrauen zu mir gefaßt, und ich habe ihr verſprochen, Sie wieder in das Haus Ihres Oheims einzuführen und deſſen Groll zu beſänftigen. Wenn Sie aber glauben, daß es für Sie beſſer ſein wird, Ihrem Kopfe zu folgen, dann freilich habe ich nicht die geringſte Neigung, Ihnen meine Rathſchläge ferner aufzudringen.

Der Baron ſchwieg. Oskar hatte ihn während ſeiner ganzen Rede ſcharf und unverwandt angeſehen.

Herr Baron; ſagte er, ich bin Mannes genug, für mich allein einzuſtehen, ich wünſche nicht, daß ſich ein Dritter in eine Angelegenheit miſche, die nur mich und das Weſen betrifft, welches mir auf der Welt am nächſten ſteht. Im Uebrigen bitte ich Sie, mir eine Frage

offen und unzweideutig zu beantworten: hat Ihnen mein Oheim nicht die Hand meiner Couſine angetragen?

Ja, das hat er; entgegnete der Baron mit der größten Unbefangenheit.

Und Sie ſind auf ſeinen Antrag nicht eingegangen?

Mein Freund: entgegnete der Baron in einem ſehr vornehmen Tone, obwohl ich der Liebenswürdigkeit Ihrer Couſine die vollſte Anerkennung zolle, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich viele, mindeſtens eben ſo liebenswürdige Damen kenne, und daß ich — wenn ich nicht den feſten Vorſatz hätte, ledig zu bleiben, ſchon längſt meine Wahl getroffen haben würde. Ich war nur einmal in meinem Leben aufrichtig verliebt, mein Freund. Ich liebte eine Dame heiß, innig und unausſprechlich, ich wollte mit Freuden mein Vermögen, mein Leben für ſie opfern. Aber war es nicht ein grauſames Spiel des Schickſals? Dieſes Mädchen, arm, verlaſſen, eine Waiſe ohne alle Stütze, aber überſprudelnd von Geiſt und Lebensluſt, wies meine Anträge mit der größten Entſchiedenheit zurück, verſchmähte meine Hand, meine Liebe. Sie wolle keinen Mann heirathen, der höher als ſie ſtehe, erklärte ſie ganz offen, und ich verging vor Liebespein. Ich war unglücklich, tauſendmal unglücklicher als Sie, mein Freund, denn Sie haben wenigſtens die Ueberzeugung, geliebt zu ſein.

Der Baron sprach diese Worte mit gesenkter und bewegter Stimme. Oskar stutzte. Hatte er diesem Manne also doch Unrecht gethan? Hatte der Baron vielleicht doch einen edlen und biederen Charakter?

Mein Freund; fuhr der Baron fort, Sie haben durchaus keinen Grund, Ihrem Oheim zu zürnen. Er gehört wirklich noch zu den bessern Menschen seines Schlages, und Sie müssen bedenken, in welche Lage Sie Ihre arme Cousine versetzen. Wahrlich, wenn Sie in Ihrer Weise fortfahren, sie zu quälen, dann muß sich das gute Mädchen völlig aufreiben. Ich habe die Sache bei Ihrem Oheim wieder ins Gleis gebracht, und ich hoffe, Sie werden mir für diesen Dienst dankbar sein.

Herr Baron; entgegnete Oskar, ich bin Ihnen in der That sehr dankbar für Ihre uneigennützige Freundschaft. Aber ich werde bei meinem Entschlusse beharren und das Haus meines Oheims meiden, so lange, bis er erklärt, daß er meiner Verbindung mit seiner Tochter nichts in den Weg legen will. Ich hoffe, diese Erklärung von ihm zu erlangen, und zwar ohne Vermittler. Ich liebe es, meine Angelegenheiten ganz allein auszufechten. Ich kenne meinen Oheim; seien Sie dessen versichert, durch Nachgiebigkeit gewinnt man nicht in seinen Augen, und mein Wahlspruch ist: aut ‚Caesar aut nihil.

Sie sind' und bleiben ein Trotzkopf! sagte der Baron

lächelnd, aber ich habe Sie dennoch lieb gewonnen! Sie würden mich ſehr erfreuen, wenn Sie mich zuweilen beſuchen wollten. Und bedürfen Sie meiner je, haben Sie irgend ein Anliegen, bei welchem Sie glauben, daß ich Ihnen nützen könnte, dann wenden Sie ſich an mich, junger Freund, ohne Zögern, und Sie werden ſtets auf mich rechnen können.

Mit dieſen Worten erhob ſich der Baron und verabſchiedete ſich. Oskar entließ ihn eben ſo cermoniös, wie er ihn empfangen hatte.

Als er allein war, blieb er tief in Gedanken ſtehen, und dann ſagte er halblaut zu ſich ſelbſt:

Es liegt etwas in den Zügen dieſes Mannes, was mich abſtößt und mich mit einem gewiſſen Grauen erfüllt. Ich habe dieſen Zug ſeines Antlitzes ſtudirt. Es iſt der Zug eines Tiber. Seine Zunge iſt glatt, eben ſo glatt iſt ſein Benehmen, aber dieſer Zug in ſeinem Geſichte iſt ſein Verräther für jedes ſcharfe und geübte Auge.

Und was dachte der Baron, als er Oskar verlaſſen hatte?

An dieſem Charakter werden alle meine Berechnungen zu Schanden. Ich befürchte, daß ich mir ſelbſt eine Schlinge gelegt habe. Jetzt gilt es, entſchloſſen zu handeln!

Der Baron ging zum Grafen v. Lübbenau und

ſprach eine lange Zeit mit ihm ſehr geheimnißvoll, dann fuhr er bei Herrn Haspin vor.

Ich komme ganz gewiß! ſagte Haspin, als ihn der Baron nach einer Stunde wieder verließ.

Wirklich ein ſeltener, merkwürdiger Menſch dieſer Baron! ſagte er dann, zu ſeiner Tochter eintretend, wie er den Schlingel in Schutz nimmt! Es fehlte nicht viel, er hätte mich gebeten, Dich ſofort an den Taugenichts zu verheirathen. Aber ich habe ihm rund heraus erklärt, daß ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf ſchießen, als auf eine ſolche monſtröſe Ehe eingehen würde. Will Dich der Baron nicht heirathen, weil er glaubt, daß Du in den Taugenichts vergafft biſt, gut, dann magſt Du meinetwegen eine alte Jungfer werden. Aber das ſage ich Dir, Amalie, rechne nicht auf meinen Tod. Denn verflucht ſeiſt Du für alle Zeit, und ich werde dieſen Fluch auf meinem Sterbebette wiederholen, verflucht ſeiſt Du und Er, wenn Du dieſen Menſchen jemals heirathen ſollteſt!

Vater! Vater! rief Amalie erbleichend, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

Aber Herr Haspin hatte ſchon das Zimmer verlaſſen, und der Fluch, den er ſoeben im Zorne ausgeſprochen, gellte in ſeinen eigenen Ohren nach, bis er an der Schwelle der Wohnung ſtand wo ſich der Fluch gegen ihn ſelbſt kehren ſollte.

Viertes Kapitel.

Donna Leila.

Herr Haspin wurde in der Wohnung des Grafen von einem jungen Bedienten empfangen.

Dieser führte Herrn Haspin, ohne ihn erst anzumelden, in das Zimmer des Grafen, der seinen Gast mit der größten Freundlichkeit empfing.

Haben Sie den Baron heute an der Börse gesprochen? fragte er.

Nein; versetzte Herr Haspin, aber er war vor der Börse bei mir.

Ich glaube, unser Freund war bei dem Prinzen Albrecht zur Tafel befohlen; fuhr der Graf fort. Wissen Sie, daß er vorige Woche für mich an der Börse Geschäfte gemacht hat, und zwar mit großem Glück?

Sie werden ihm wohl Ihre Winke gegeben haben; sagte Herr Haspin.

Nun, freilich, aber er hat sie auch vortrefflich zu benutzen verstanden. Ein tüchtiger, durch und durch praktischer und scharfsichtiger Kopf, dieser Baron.

Das ist wahr, äußerst praktisch, äußerst scharfsichtig! bestätigte Haspin.

Und dennoch; fuhr der Graf fort, ist dieser so praktische Mann ein Sonderling, ein höchst schwärmerischer Mensch.

Das ist eigenthümlich; wandte Haspin ein.

Merken Sie es denn dem Baron nicht an, daß er verliebt ist? fragte der Graf, ganz rasend verliebt?

So? — sagte Haspin, die Augenbrauen emporziehend.

Denken Sie sich! Die Dame seiner Leidenschaft liebt ihn nicht einmal, hat vielmehr ihr Herz schon längst einem andern jungen Manne geschenkt, der mit ihr verwandt ist — und er ist sogar ein solcher Narr, diese Liebe zu fördern. Begreifen Sie diese Schwärmerei? Aus Liebe zu dem Mädchen will er das Mädchen nicht heirathen und dennoch dessen Liebe gewinnen. Der Vater ist entschieden gegen die Neigung seiner Tochter und ist für den Baron so günstig gestimmt, daß er ihm vielleicht gern seine Tochter geben würde. Es wäre aber auch in der That ein Glück für jeden Vater, einen solchen Schwiegersohn zu erhalten, um den sich Damen aus den höchsten Ständen bewerben. Aber dieser Schwärmer hat jetzt keinen sehnlicheren Wunsch, als ein Mädchen, das er liebt — einem Andern zuzuwenden, um endlich ruhig zu werden. Ich lache ihn natürlich aus, denn ich sage ihm, was ihm jeder vernünftige Mann sagen würde: sei kein Narr, werbe für Dich selbst. Wenn der Vater gegen die Neigung der Tochter ist, wird sie schon nachgeben. Du bist ein liebenswürdiger Mann, es kann Dir unmöglich schwer werden, das Mädchen Dir geneigt zu machen. Im

Uebrigen glaube nicht, daß Du Deine Liebe überwunden haſt, wenn das Mädchen einen Andern geheirathet hat. Dann erſt wird Deine Leidenſchaft noch viel heftiger werden. Aber was hilft mir all' mein Reden? Er beharrt bei ſeinem Entſchluſſe.

Das iſt ſehr ſeltſam! ſagte Haspin, deſſen Augenbrauen bei der Erzählung des Grafen auf- und niedergingen. Hat Ihnen der Herr Baron vielleicht geſagt, wer das Mädchen iſt?

Er hat mir überhaupt nichts geſagt; verſetzte der Graf, er iſt in dieſer Beziehung verſchwiegen wie das Grab. Aber er hat darüber an einen ſeiner intimſten Freunde in Petersburg geſchrieben und den Brief habe ich gefunden. Er iſt wahrſcheinlich aus ſeinem Taſchenbuche herausgefallen. Namen ſind hierin gar nicht genannt.

Sehr ſeltſam! ſehr ſeltſam! ſagte Haspin mit einer ungeheuer tiefſinnigen Miene.

Wiſſen Sie übrigens, mein lieber Herr Haspin, fuhr der Graf fort, daß ich ganz ernſthaft damit beſchäftigt bin, den Baron von ſeiner Leidenſchaft überhaupt zu curiren?

So? ſagte Haspin mit geſenkter Stimme, das wird Ihnen wohl kaum möglich ſein.

Ich denke doch, und Sie ſollen mir dabei helfen.

Ich? ſagte Haspin ganz beſtürzt.

Ja. Sie ſind mir der rechte Mann dazu. Der Baron hält ungemein viel von Ihnen. Ich habe meinen Feldzugsplan ganz ſyſtematiſch entworfen, und dieſen Abend wollen wir ihn in Ausführung bringen.

Mit dieſen Worten erhob ſich der Graf, ergriff Haspins Hand, und führte ihn aus dem halb dunkeln Gemache in ſein Boudoir.

Es ſah hier ſeltſam aus.

Auf einem Divan lag eine junge Dame.

Herr Haspin blieb ganz verdutzt ſtehen.

Sie ſchläft! flüſterte der Graf, dieſes Mädchen iſt Donna Leila, eine Spanierin.

Eine wunderbare Schönheit! ſagte Haspin. Ihre Geliebte, Herr Graf?

Nein, ſie liebt vielmehr den Baron, will ihn durchaus beſitzen, und ich habe mir vorgenommen, ihn wo möglich in ihr Netz zu jagen, das ſie dieſen Abend ſpinnen wird. Iſt er einmal gefangen, dann wird ſie ihn ſchon zu feſſeln wiſſen, und dann iſt die Sache abgethan. Dieſe Spanierin aus hohem Adel wird ihn ſeine bürgerliche Schönheit ſchon vergeſſen machen.

Glauben Sie? ſagte Haspin. Das ſollte mir leid thun.

Ihnen? Weshalb?

Nun, weil ich dem Herrn Baron wirklich ſehr freundſchaftlich ergeben bin, und weil ich glaube, er würde

mit dem bürgerlichen Mädchen sehr glücklich sein, und weil ich dieses Mädchen sehr genau kenne, und weil ich weiß, daß der Baron ihr Herz schon halb gewonnen hat.

Sie kennen also das Mädchen? Ei, der Tausend! Es ist meine Tochter, Herr Graf!

Wahrhaftig? Das ist ja höchst seltsam, davon hatte ich gar keine Ahnung! Also Ihre Tochter? Aber mein lieber Haspin, im Grunde ist das sehr gleichgiltig, ob Sie der Vater sind oder irgend ein Anderer. Sie können so wenig bei der Sache thun wie ich. Der Baron ist ein Mann von Stahl und Eisen; wie gesagt, ein Phantast bei aller praktischen Weltanschauung. Er wird nicht eher ruhen, bis Ihr Töchterchen den Mann ihres Herzens gefreit hat. Sie sollen sehen, er wird es durchsetzen.

Herr Graf; versetzte Haspin mit todesbleichem Gesichte, das wird niemals geschehen, niemals sage ich. Glauben Sie, daß ich meine Tochter jemals an einen literarischen Tagedieb vergeben werde?

St! sagte der Graf, auf die Schlafende deutend, lassen Sie uns drinnen über dieses Thema weiter sprechen.

Mit diesen Worten führte er Haspin ins andere Zimmer.

Mein Freund; sagte der Graf nun sehr herablassend, ich bin gern bereit, Ihnen beizustehen, denn ich schmeichle

mir, etwas über den Baron zu vermögen, vorausgesetzt, daß Sie darin ganz entschieden sind, eine Ehe zwischen Ihrer Tochter und Ihrem Neffen nicht zuzugeben. Ich war wirklich nicht darauf gefaßt, zu vernehmen, daß es die Tochter eines mir so werthen Freundes sei, in welche der Baron verliebt ist. Wissen Sie, wir müssen intriguiren. Aber worauf es jetzt ankommt, ist, daß wir Ihre Tochter für den Baron gewinnen. Sie muß ihm freiwillig ihre Hand geben. Sie muß auf das Bestimmteste erklären, daß sie ihren Cousin nicht wolle. Wenn wir das erlangt haben werden, dann haben wir Alles erreicht, was nothwendig ist.

Freilich, freilich; entgegnete Haspin, aber Sie glauben es nicht, welch' ein kleiner Eigensinn meine Tochter ist. Im Guten wird gar nichts mit ihr auszurichten sein, und ich bin wirklich nicht im Stande, gegen sie hart zu verfahren.

Das ist auch durchaus nicht nöthig; fuhr der Graf fort, vor allen Dingen nehmen Sie den jungen Leuten die Gelegenheit, sich zu sehen. Aus den Augen, aus dem Sinn! Es wird sich ganz anders handeln lassen, wenn Sie Ihre Tochter von dem Einflusse befreit haben, welchen Ihr Neffe auf ein Mädchen wie Ihre Tochter ausüben muß. Reisen Sie mit ihr fort, aber weit weg, etwa nach Petersburg. Dort lassen Sie Ihre Tochter und kehren allein zurück. Sie darf selbst nicht wissen,

wohin die Reise geht. Dort in Petersburg bewirken Sie es auf dem Postamte, daß sämmtliche Briefe Ihrer Tochter an Ihre Adresse gelangen. Natürlich darf Niemand von dieser Manipulation eine Ahnung haben. Der Baron wird wie zufällig nach Petersburg kommen, Ihre Tochter täglich sehen, und sie ganz für sich zu gewinnen suchen. Ich bürge für den Erfolg. Ehe drei Monate vergehen, sind die Leutchen Mann und Frau.

Aber der Baron wird sich widersetzen; wandte Haspin ein, am Ende ist er gar im Stande, meinem Neffen den Aufenthalt meiner Tochter zu verrathen, und dann, ich gebe Ihnen mein Wort, reist er ihr nach.

Das lassen Sie mich machen; sagte der Graf; — zunächst wird der Baron selbst nichts wissen dürfen. Ich habe in Petersburg einen sehr intimen Freund, den Grafen Drogow. Bei ihm ist Ihre Tochter gut aufgehoben. Sie kommen sobald als möglich wieder zurück. Der Baron reist in Geschäftsangelegenheiten, besucht natürlich auch meinen Freund, und das Uebrige überlassen wir den Leutchen selbst. Ich wiederhole es Ihnen, in drei Monaten ist die ganze Angelegenheit nach Wunsch beendet.

Der Plan ist sehr gut, sehr gut; sagte Haspin nachdenklich, — aber wenn nur die Dame drinnen uns keinen Querstrich macht.

Da ich jetzt Ihr Bundesgenosse bin; entgegnete der

Graf, ſo werde ich natürlich nach ganz andern Grundſätzen handeln. Leilas Liebe könnte uns allerdings gefährlich werden. Obwohl der Baron von ihr nichts hören will, ſo kann man doch nie vorher wiſſen, was die Reize einer jungen Schönheit vermögen. Ich kann Ihnen verſichern, daß ſie ſogar Ihnen und ſelbſt mir gefährlich werden kann.

O; ſagte Haspin, uns!

Ja, ja, mein lieber Freund. Sie kennen die Natur der Spanierinnen nicht. Wenn ſie ſieht, daß das Herz des Barons für ſie unbezwinglich iſt, dann wird ſie vielleicht aus dem einzigen Grunde, bei ihm Eiferſucht zu erwecken, ſich mit uns zu ſchaffen machen. Aber das wäre gar nicht ſo übel. Wahrhaftig, ich habe da einen herrlichen Gedanken. — — Ich — ich glaube, jetzt kommt der Baron. St! — Wir thun, als wäre von ihm gar nicht die Rede geweſen. Entſchuldigen Sie mich einen Augenblick.

Der Graf verließ Herrn Haspin und trat in das Boudoir, aber er blieb nur wenige Augenblicke fort und trat mit dem Baron zugleich wieder bei Herrn Haspin ein.

Der Spieltiſch war geordnet, und die Herren begannen nach einem kurzen Geſpräche das Spiel. Herr Haspin ſpielte diesmal mit ungewöhnlichem Glück. Die Herren vertieften ſich ſo ſehr in das Spiel, daß ſie alles Andere zu vergeſſen ſchienen. Aber eines wurde nicht

vergeſſen — der Wein. Der Graf forderte fleißig zum Trinken auf. Herrn Haspin ſchien der Wein ſehr gut zu munden, er wurde ſehr erregt, und als der Graf zum Eſſen einlud und das Spiel zu Ende war, flüſterte er dem Grafen zu:

Wo iſt denn unſere ſchöne Donna?

Drinnen! entgegnete der Graf.

Es wundert mich wirklich, daß ſie ſo ruhig drinnen bleibt.

Das hat ſeinen guten Grund; entgegnete der Graf. Ich habe ihr verſprochen, den Baron zu ihr hinein zu ſchicken.

Sie werden doch nicht? ſagte Haspin ganz erſchreckt.

Der Baron war ſoeben wahrſcheinlich abſichtlich hinausgegangen, und die Herren konnten jetzt ungeſtört laut ſprechen.

Ei, gewiß nicht; fuhr der Graf lächelnd fort, der Baron wird gar nicht erfahren, daß ſie hier iſt, mein lieber Haspin; ich werde einen Stellvertreter für ihn hineinſchicken.

So? kommt noch Jemand? fragte Haspin.

Niemand; entgegnete der Graf, Sie ſelbſt, mein charmanter Freund, werden des Barons Stelle einnehmen.

Ich? — Sie ſpaßen!

Nein, gewiß nicht. Das Boudoir wird dunkel ſein. Sie glaubt natürlich, daß der Baron zu ihr eintritt, und Sie — Ach, wie Sie ſchmunzeln!

Aber ich bitte Sie, mein lieber Herr Graf, das iſt ja ganz unmöglich — ich habe ja eine ganz andere Figur —

Der Graf maß Haspin vom Scheitel bis zur Sohle, als ſähe er ihn heute zum erſten Male, und ſagte dann, das Lachen mühſam verbeißend:

Mein lieber Herr Haspin, wir wollen die Entwickelung ſich ſelbſt überlaſſen, ich bin davon überzeugt, daß alles ganz vortrefflich zu Stande kommen wird.

In dieſem Momente kehrte der Baron zurück.

Man ging zum Eſſen.

Die Stimmung war erregt. Der Herr Baron brachte auf Haspins Tochter einen Toaſt aus, der Graf auf deſſen zukünftigen Schwiegerſohn. Herr Haspin trank ſehr viel und, Gott weiß wie es kam — plötzlich ſchien er bei einer ſchönen, jungen Dame zu ſitzen und dem Schelm Cupido vollſtändige Gewalt über ſich zu geſtatten.

Vielleicht ſaß Herr Haspin noch immer neben dem Grafen und dem Herrn Baron. Vielleicht war Alles nur Traum. Aber nein — er fühlte, daß die Geſtalt neben ihm von Fleiſch und Blut war. Plötzlich wurde

das dunkle Boudoir erleuchtet. Er hörte ein hölliſches Hohngelächter — der Graf und der Baron ſtanden vor ihm.

Donna Leila ſprang auf. Ihre Augen funkelten, ihr ganzer Körper zitterte. Sie war in ihrem Zorne entſetzlich, dämoniſch anzuſchauen. Herr Haspin begann ebenfalls zu zittern — aber vor Furcht; der Baron verließ das Boudoir.

Herr Haspin wäre ihm gerne gefolgt, denn in der Hand der Spanierin blitzte ein ſcharf geſchliffener Dolch, und vielleicht wäre es um Haspin geſchehen geweſen, wenn der Graf der erzürnten Donna nicht in den Arm gefallen und ſie, wie es ſchien, mit eigener Lebensgefahr abgehalten hätte, Herrn Haspin niederzuſtechen.

Gehen Sie! gehen Sie! ſagte der Graf zu Haspin; Treten Sie ins andere Zimmer, aber entfernen Sie ſich noch nicht. Ich habe noch etwas mit Ihnen zu reden.

Haspin eilte ins andere Zimmer und ließ ſich erſchöpft auf den Divan nieder. Noch niemals war dieſem Manne ſo ſeltſam zu Muthe geweſen. Er hatte das Gefühl eines Berauſchten, welcher das Bewußtſein ſeines Zuſtandes noch nicht verloren hat. Herr Haspin war bisher immer ſo klug geweſen. Nichts hatte ſeine Berechnungen zu durchkreuzen vermocht, nichts hatte ihn in ſeiner Ruhe ſtören können. In welches

seltsame Gewebe aber war er jetzt hineingezogen worden. Und wem hatte er dies Alles zu verdanken? Seinem Neffen! Wie? war diesem hartnäckigen Trotzkopf denn gar nicht beizukommen? Sollte er sich noch länger vor ihm verkriechen? Sollte er abermals einen Umweg machen, um vielleicht dennoch nicht zum Ziele zu gelangen? Mußte es nicht genügen, wenn er seiner Tochter jetzt ganz entschieden erklärte, sie müsse den Baron heirathen? — Sie müsse! — Ja, da lag's! — Der Baron wollte sie ja nicht gezwungen wissen. Der Baron war ja eben ein solcher Phantast, wie sein sauberer Neffe! — Aber er war ein reicher Mann, ein Edelmann, und hatte nach Haspins Meinung wenigstens mehr Recht als Oskar, ein Schwärmer zu sein.

Plötzlich richteten sich nun Haspins Gedanken auf einen Gegenstand, an den er bisher nur mit Liebe zu denken gewöhnt war. War nicht sein eigenes Kind, seine Tochter, für die er so sehr gestrebt und gearbeitet hatte, seine Feindin geworden? — War sie es nicht, die sich seinen Wünschen so entschieden entgegenstellte? War sie es nicht, welche seinen Neffen in seiner Handlungsweise, in seinen Hoffnungen bestärkte? War er nicht ein Thor, sich länger von seinem Kinde tyrannisiren zu lassen? Konnte er nicht als reicher Mann seinem Leben einen neuen Schwung, ein neues Interesse geben? Warum länger alle seine Hoffnungen auf eine

Tochter ſetzen, die ſeiner väterlichen Geſinnung ſo wenig Rechnung trug? Warum nicht wieder eine Ehe eingehen? Warum nicht an der Seite eines ſchönen blühenden Mädchens noch einmal wieder zu leben beginnen?

Es war, als wenn in Haspins Kopfe plötzlich ein neues Licht aufging. Er klammerte ſich an dieſen Gedanken eiſern feſt. Er wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er dieſen Ausweg ſo lange überſehen hatte. Seine Augenbrauen zogen ſich entſetzlich hoch, und ſeinen Mund umſpielte ein ſiegreiches Lächeln, als endlich der Graf zu ihm eintrat und die Meldung brachte:

Sie iſt fort. Es hat mich nicht wenig Mühe gekoſtet, ihres Zornes Herr zu werden. Dieſe Spanierinnen ſind Megären, wenn ſie wüthend ſind. Aber ſie iſt gegen den Baron noch mehr als gegen Sie erbittert.

So? ſagte Haspin ſehr nachdenklich, ſie iſt wirklich ſchön! Wiſſen Sie, Graf, einem ſolchen Weibe meine Hand zu geben, könnte ich mich vielleicht noch entſchließen.

Wahrhaftig? Nun, verſuchen Sie es! Soll ich der Donna Leila in Ihrem Namen einen Antrag machen?

Nein, wahrlich, ich ſcherze nicht; entgegnete Haspin, ich habe, während ich hier allein ſaß, ſo darüber nachgedacht, mein lieber Graf, daß es wohl das Beſte für mich wäre, wenn ich mich wieder verheirathete. Dann

würde ich meiner Tochter ganz einfach erklären: ich bringe Dir eine Stiefmutter ins Haus. Meinetwegen brauchst Du gar nicht zu heirathen. Ich will Dich zu keiner Ehe zwingen. Bleib' so lange Du willst in meinem Hause. Basta!

Guter Freund; sagte der Graf, seine Ueberraschung verbergend, der Plan ist vortrefflich. Aber ich halte dafür, daß Sie es erst mit meinem versuchen sollten. Die Reise nach St. Petersburg wird Sie ganz gewiß zum Ziele führen.

Nein; sagte Haspin, ich will mich gar nicht mehr lange quälen. Wenn der Baron so viele Umstände macht, dann kann ich ihm nicht helfen. Ich bin es müde, mich länger mit dieser Angelegenheit herumzuschleppen. Ich habe mich für meine Tochter genug geopfert. Jetzt will ich einmal wieder für mich leben. Ich heirathe, es steht fest bei mir.

Und wer soll die Erkorene sein? fragte der Graf.

Wer? — Nun, die erste beste meinetwegen, sobald sie jung und schön ist, sobald sie mir gefällt.

Eine Donna Leila etwa? sagte der Graf schmunzelnd.

Auf der Stelle! versetzte Haspin. Sehen Sie, wenn jetzt ein Mädchen käme, welches nur halb so schön wäre, wie diese wüthende Spanierin ist, ich würde sie unbedenklich heirathen.

Ich glaube auch, daß es das Beſte ſein würde; entgegnte der Graf. Soll ich bei Donna Leila für Sie werben?

Bei Donna Leila? — Graf, Sie ſpotten! —

Nein, gewiß nicht, es iſt mein voller Ernſt. Donna Leila iſt wüthend auf den Baron. Ich glaube, blos um ihm zu zeigen, daß er ihr nun völlig gleichgültig geworden, iſt ſie im Stande, Ihnen ihre Hand zu geben. Würden Sie ſie annehmen? —

Ja! verſetzte Haspin, und erfaßte des Grafen Hand.

Gut; laſſen Sie mir acht Tage Zeit, dann ſollen Sie mehr von mir hören.

Es war ſchon ſehr ſpät, als Haspin nach Hauſe kam. Erſchöpft warf er ſich aufs Kanapee. So lag er eine ganze Stunde da. Als er ſich erhob, um ſich auszukleiden, war es ihm, als höre er Schritte im Nebenzimmer. Er öffnete raſch die Thür und trat mit einem Lichte in der Hand hinein.

Amalie, biſt Du es? fragte er laut.

Er erhielt keine Antwort und trat nun leiſe in das Schlafzimmer ſeiner Tochter. Amalie aber ſchien feſt zu ſchlafen.

Sonderbar; ſagte Haspin, ich hätte darauf geſchworen, daß ich Jemanden gehen gehört habe. — Ich ſcheine ſehr aufgeregt zu ſein.

Er entkleidete ſich und legte ſich nieder. Aber es währte lange, bis er einſchlafen konnte. War es ein guter Engel oder ein böſer Dämon, der ihn in ſeinem Schlafe ſo oft emporſchrecken ließ?

Fünftes Kapitel.

Verſtoßen.

Acht Tage ſind eine kurze Zeit. Aber in einem Menſchenleben kann eine Minute verhängnißvoll werden. In acht Tagen hatte Haspin die Liebe für ſeine Tochter faſt gänzlich aus ſeinem Herzen geriſſen. In acht Tagen war er von Donna Leila völlig umſtrickt. In acht Tagen war es bei ihm beſchloſſen, ſie zu heirathen; kurz, acht Tage hatten ausgereicht, um die ganze Situation in Haspins Hauſe gründlich zu verändern.

Es war zwiſchen dem Grafen und dem Baron ein Bündniß geſchloſſen worden, Herrn Haspin zu einem armen Manne zu machen, und dieſer Plan ſollte nun ausgeführt werden. Es war dem Baron durchaus nicht darum zu thun, Haspins Tochter zu heirathen. Er fand das Mädchen zwar ſchön, aber er hatte in Wahrheit ſchon viele eben ſo hübſche Mädchen gekannt

und geliebt, und sein Geld hoffte er Herrn Haspin auch ohne dies auf leichte Weise abzunehmen.

Aber dies machte sich doch nicht so schnell, wie er geglaubt hatte. Haspin verlor allerdings im Spiele nicht unbedeutende Summen. Als er aber einsah, wie unglücklich er spielte, hielt er inne. Er spielte nicht leidenschaftlich genug, um lange am Spieltisch ausharren zu können. Als Haspin zu spielen aufhörte, waren die Hilfsquellen für den Baron und den Grafen plötzlich versiegt; da Haspin also nicht durch das Spiel zu ruiniren war, sollte es durch die — Liebe geschehen.

Donna Leila war eins jener verworfenen weiblichen Geschöpfe, welche mit ihrer Schönheit wuchern. Eine Spanierin von Geburt, war sie frühzeitig nach Paris, und von hier im Gefolge einer hohen Person nach Berlin gekommen. Von dieser ad acta gelegt, machte sie Bekanntschaft mit dem Baron und ward dessen Geliebte. Sie war es zwar nicht mehr, aber sie half dem Baron noch jetzt zuweilen aus seinen finanziellen Verlegenheiten. Ihre Moral stimmte mit der des Barons vollkommen überein.

Nach acht Tagen hatte sie den engherzigen Haspin so fest umstrickt, daß sie ihn ganz nach Wohlgefallen lenken konnte. Gegen seine Tochter hatte er sich noch nicht geäußert, aber Amalie bemerkte sehr wohl, daß etwas vorgehen mußte, denn Ihr Vater war wie um-

gewandelt. Sie war aber weit entfernt, den wahren Grund dieſer Veränderung zu ahnen.

Eines Abends, als ſie traurig und ſinnend bei ihrer Arbeit ſaß, und ihre Gedanken bald über die Gräber hinaus nach den Gefilden der Unſterblichkeit flogen, wo ſo manche betrübte Waiſe die Mutter ſucht, bald bei Oskar weilten, den ſie ſeit einigen Tagen nicht geſehen hatte, da trat ihr Vater mit ſehr hochgeſpannten Augenbrauen zu ihr ein. Er ſetzte ſich neben ſie, er ſchien es zu verſuchen, ſeine frühere Zärtlichkeit wieder zu gewinnen, aber Haspin trug jetzt eine andere Liebe im Herzen; es war nicht ſeine Schuld, wie er glaubte, daß er ſeinem Kinde ſo fremd geworden.

Haſt Du Dich jetzt beſonnen? fragte Haspin, ich glaube, ich habe Dir Zeit genug gelaſſen. Willſt Du den Baron heirathen?

Lieber Vater; verſetzte Amalie, es hat ſich bei mir nichts geändert.

Willſt Du gar nicht heirathen? fragte Haspin weiter.

Den Couſin oder Niemand! verſetzte Amalie; ſo iſt mein Entſchluß, lieber Vater, und ich hoffe, daß Du dem nicht entgegen treten wirſt.

Haspin warf ſich mit einem Gleichmuth in ſeinen Lehnſeſſel zurück, als wollte er es recht gefliſſentlich zei-

gen, daß ihn Amaliens Hartnäckigkeit nicht mehr aus seiner Ruhe zu bringen vermöge. Er sah seine Tochter mit einer entsetzlich frostigen Miene an und sagte:

Gut, wenn Du nicht heirathen willst, dann werde ich heirathen! Du kannst Dich darauf vorbereiten. In spätestens vier Wochen werde ich Deine neue Mutter ins Haus bringen.

Mein Gott, Vater; rief Amalie erschüttert, das ist nicht möglich! —

Du wirst sehen, daß es möglich ist! Und Du hast es nur Dir zuzuschreiben. Ich habe geglaubt, daß Du mich dereinst für alle die Entbehrungen, die ich Deinetwegen mir auferlegt habe, entschädigen würdest, daß Dein Glück, für das ich bis jetzt mit allen Kräften gestrebt, mich genugsam belohnen, daß ich in meinem Alter nicht einsam und verlassen sein würde. Du hast es anders gewollt. Du weigerst Dich, mir den Tribut der Dankbarkeit auszuzahlen. Du willst mir durchaus einen Schwiegersohn aufdrängen, den ich hasse. Ja, ich hasse ihn! rief Haspin mit einer Heftigkeit, welche seine Tochter erbleichen machte, indem er mit dem Fuße auf die Erde stampfte, und da Du ihn liebst — ihn liebst — Haspins Augenbrauen sahen entsetzlich drohend bei diesen Worten aus — so können wir fortan nicht mehr in Freundschaft beisammen leben. Mein Enschluß ist gefaßt. Du weißt, daß Deine Mutter Dir kein Ver-

mögen hinterlaſſen hat. Alles was ich beſitze iſt mein eigenes, von mir ſelbſt erworbenes Eigenthum. Ich bin nicht ſchuldig, Dir mehr zu geben, als das, was zu Deinem nothdürftigen Unterhalt gehört. Willſt Du nun mein Haus verlaſſen und für Dich wohnen, ſo kannſt Du das in Gottes Namen thun. Ich werde Dir — ſo lange Du Dich wenigſtens anſtändig aufführſt — fünfhundert Thaler jährlich geben; davon kannſt Du leben. Ich werde mich aber weiter nicht um Dich kümmern; ich werde Dir zu keiner Heirath zureden, und da ich nie, nie zugeben werde, daß Du den Taugenichts heiratheſt, ſo wirſt Du allerdings am beſten thun, eine alte Jungfer zu werden. Miethe Dir alſo morgen eine Wohnung. Fünfhundert Thaler werde ich Dir ſofort mit auf den Weg geben.

Haspin hörte auf zu ſprechen. Er ſaß jetzt noch eine Weile mit geſenktem Haupte da und ſtarrte auf die Erde. Er wagte es nicht, ſeine Tochter anzublicken, und erwartete, was ſie ſagen würde. Als aber fünf und zehn Minuten vergingen, ohne daß ein Wort über Amaliens Lippen kam, blickte er auf, und er zuckte zuſammen. Seine Tochter ſaß da, als wäre ſie plötzlich zur Statue geworden. Marmorbleich, mit ſtarren Augen und unbeweglich, gewährte ſie einen erſchütternden Anblick. Haspin erſchrak. Er ſprang auf und umfaßte ſeine Tochter; es ſchien ſich eine Funke ſeiner ehemali-

gen Liebe wieder in ihm zu regen — er wollte seine Tochter wie es schien, umarmen, sie besänftigen, sie bemitleiden. Aber es war nur ein Augenblick, daß diese Regung andauerte. Als er sah, daß seine Tochter Leben hatte, als eine Thräne plötzlich über ihre Augenwimpern, über ihr todtenbleiches Antlitz träufelte, da rief er das Dienstmädchen herbei und verließ das Zimmer so ruhig und kalt wie ein Mann, der gegen jedes Mitleid gepanzert ist.

Amalie aber saß noch eine ganze Weile sprachlos da, bis der entsetzliche Kampf in ihrem Innern entschieden war. Sie erhob sich nun und befahl dem Mädchen zu Bett zu gehen. Dann begann sie ihre Sachen zu ordnen. Still und öde war es um sie her, desto lauter sprachen ihre Gedanken mit ihr.

Sorgfältig wickelte Amalie jedes Blättchen ein, welches noch von ihrer Mutter herrührte, eben so sorgfältig verwahrte sie Oskars Briefe; dann suchte sie von ihrer Garderobe die einfachsten Kleider und Gegenstände aus, packte sie in einen Koffer und als sie mit Allem fertig war setzte sie sich nieder und schrieb an Haspin.

Es waren nur wenige Worte:

Mein Vater!

Ich habe bisher noch immer gehofft, Deine Abneigung gegen Oskar besiegen zu können, und daß es

mir, wenn auch ſpät, doch endlich gelingen würde, Dich zu überzeugen, daß Dein Haß gegen ihn vollkommen ungerechtfertigt iſt. Dieſe Hoffnung iſt mir jetzt gänzlich geſchwunden. Du haſt mir dieſen Abend aufs beſtimmteſte erklärt, Dich lieber von mir losſagen, als meine Liebe zu ihm länger ertragen zu wollen. Du haſt das Aeußerſte gethan, mein Vater, was ein Vater zu thun vermag. Du haſt mich vor die Thür des Hauſes geworfen, in dem Du wohnſt, welches bisher mein heiliges, unverletzbares Aſyl war. Ich gehe, mein Vater; ich gehe, bevor ein fremdes Herz Deinen Haß noch mehr aufſtachelt und mir die heiligen Erinnerungen gänzlich aus dem Herzen reißt, welche mich mit meinem Vater ewig verbinden ſollen. Ich werde nie aufhören Deine Tochter zu ſein, wie ich nie aufhören werde den Mann auf das Innigſte zu lieben, gegen welchen Du ſo hart und grauſam ungerecht biſt. Lebe wohl! Mögeſt Du an der Seite Deiner zweiten Gattin das Glück genießen, für welches ſtets zum lieben Gott beten wird

Deine Tochter Amalie.

Als Amalie dieſen Brief geſchrieben hatte, ſetzte ſie ſich aufs Bett nieder und durchlas noch einmal alle

Briefe, welche ſie von Oskar in Händen hatte. So brach der Morgen heran. Es war ein unfreundliches Wetter. Der junge Tag ſah ſo finſter aus, als trauerte er über ſeine Geburt. Amalie befahl dem Mädchen, ihr eine Droſchke zu beſorgen, ließ den Koffer hinunter tragen, ſandte die Schlüſſel von ſämmtlichen Behältniſſen nebſt dem Briefe ihrem Vater und verließ ſchnell das Haus, ohne einen Blick rückwärts zu thun. Haspin hatte ſich eben erhoben, als ihm Brief und Schlüſſel gebracht wurden. Er ſtutzte und überlas wohl zehnmal Amaliens Schreiben. Dann fragte er das Mädchen, ob ſie denn nicht wiſſe, wohin ſeine Tochter gefahren ſei? Das Mädchen verneinte das. Nun befahl Haspin, ihm den Kaffee zu bringen und zündete ſich eine Cigarre an. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab. Offenbar war er von dem Benehmen ſeiner Tochter ſehr überraſcht, und gewiß würde er Alles aufgeboten haben, um ſie zur Rückkehr zu bewegen, wenn ihn nicht der Zauber der gefährlichen und intriganten Spanierin in ſeinem Banne gehalten hätte. Plötzlich fuhr er zornig auf und ſagte, mit ſich ſelbſt redend:

Sie hat es nicht anders gewollt, nun mag es ſein. Deſto beſſer. Die beiden Frauen würden ſich auf keinen Fall mit einander vertragen haben. Entweder heirathen, oder auf dieſe Weiſe aus dem Hauſe — es blieb nichts

anderes übrig. Noth wird ſie nicht leiden, ſie wird mich ſchon zu finden wiſſen.

Und nun war Haspin getröſtet. Ein paar Stunden ſpäter ſtattete er der Donna Leila einen Beſuch ab. Er bereitete ſie darauf vor, daß er ſie in vier Wochen vor den Altar führen würde. Donna Leila gab ſich alle Mühe zu erröthen; ſie proteſtirte gegen eine ſolche Ueberſtürzung, während ſie Haspin mit ihren ſchwarzen Augen beinahe verbrannte. Haspin umarmte und küßte ſie, und vergaß an der Seite einer feilen Dirne, ſein Kind, welches ihn ſo innig liebte, und welches ihn hätte glücklich machen können, wenn er Verſtand und Herz genug beſeſſen, um zu erfaſſen, worin das wahre Glück beſteht.

Sechstes Kapitel.

Eine neue Verbindung.

Am ſelben Tage, an welchem Amalie das Haus ihres Vaters verließ, erhielt Oskar ein Billet von ihr, worin ſie ihm dieſes ſo verhängnißvolle Ereigniß mittheilte. Oskar war wie vom Blitz getroffen und in der höchſten Aufregung verließ er ſeine Wohnung, um

ſeine Couſine zu beſuchen. Amalie hatte ihre Zuflucht zu ihrer alten Amme Paddelke genommen, und zu dieſer eilte er nun hin. Er fand ſeine Couſine ſehr aufgeregt. Sie flog an ſeine Bruſt, ſie weinte heftig und erzählte ihm unter Thränen, was zwiſchen ihr und ihrem Vater vorgefallen war.

Sie habe dieſen Schritt gethan, ſagte ſie zu ihm, weil ſie ihn ſo innig liebe, und weil ſie eingeſehen, daß der Haß ihres Vaters gegen ihn unbeſiegbar ſei. Sie habe die vollkommene Ueberzeugung, daß ſie doch früher oder ſpäter ihren Vater hätte verlaſſen müſſen, und ſie wolle lieber von ihrer Hände Arbeit leben, als ſich den Kränkungen ihres Vaters und einer Stiefmutter ausſetzen, von der ſie nichts Gutes erwarte. Oskar konnte dieſe Denkungsweiſe nur billigen; er war tief bewegt von dem großen Opfer, welches ihm Amalie brachte. Sie hatte Reichthum, Glanz, die Liebe ihres Vaters für ihn aufgegeben, und wollte ſich allen Gefahren der Armuth und Entbehrung preisgeben. Oskar verkannte es nicht, welche ungeheure Verpflichtungen ihm dieſe Liebe und Hingebung auferlegte, aber er fand in ſeinem feſten Charakter, in dem Bewußtſein ſeiner Thatkraft und ſeiner Fähigkeiten den Muth, deſſen er bedurfte, bei ſolchen Verpflichtungen nicht zu wanken und unſicher zurückzuſchrecken.

Zunächſt galt es nun, für ſein liebes Mädchen eine

anſtändige Wohnung aufzufinden, wo er ſie ohne die geringſte Gefährdung ihres Rufes öfter ſehen konnte. Dies machte dem charakterfeſten Oskar am meiſten Sorge. Bei der alten Amme wollte er ſeine Couſine nicht laſſen, weil ihm ihre Wohnung wie ihre ganze Umgebung nicht anſtändig genug erſchien. Außerdem aber fungirte die alte Frau als Krankenwärterin und war oft ſelbſt die Nächte aus dem Hauſe. So gern ſie nun auch ihr Malchen bei ſich behalten hätte, ſo ſah die alte Frau doch ein, daß es nicht ging, aber ſie beſann ſich, ob ſie nicht irgend eine gute Freundin, bei der Amalie wohnen konnte, in Vorſchlag zu bringen wüßte.

Die gute Alte führte ein ganzes Regiſter von Namen auf, woraus man erſehen konnte, daß ſie einen großen Kreis von Freundinnen hatte. Und es prangten unter dieſen Namen ſehr reſpectable Hof- und Juſtizräthinnen, Geheim-Räthinnen, Kanzlei-Räthinnen, Wittwen von Majoren und Obriſten, aber ſie hatte bei jedem Namen etwas auszuſetzen. Endlich kratzte ſie ſich mit dem kleinen Finger der rechten Hand an den Augenbrauen, was bei der Paddelke ſtets die Ankündigung einer wichtigen Entdeckung bedeutete, und nun rückte ſie damit heraus, daß ſie eine Dame gefunden, bei der ihr Malchen ſo gut, wie bei der Königin aufgehoben ſein würde, und dieſe Dame war keine andere als Frau von Sarrow.

Und nun begann ſie in ſo beredter Weiſe von dieſer Dame zu ſprechen und wußte ſo viel Gutes von ihr zu erzählen, und betheuerte es ſo oft, daß ſie die Frau von Sarrow als eine ausgezeichnete Dame kennen gelernt, denn ſie habe ſie während einer Krankheit vier Wochen lang gepflegt und ſie ſo lieb gewonnen, wie faſt ihr Malchen, — genug ſie wußte ſo viel Schönes und Liebes von der gnädigen Frau zu erzählen, daß Oskar beſchloß, dieſe Dame ſofort zu beſuchen, und falls ihm dieſelbe ebenſo gut wie der alten Paddelke gefallen würde, ſie um ein Aſyl für ſeine Couſine zu bitten.

Agnes war bald, nachdem ſie Knittels Haus verlaſſen hatte, krank geworden, und faſt wäre ſie der entſetzlichen Wucht ihres traurigen Geſchickes erlegen. Aber der Tod, welcher unter ihren Lieben bisher eine ſo reiche Ernte gehalten hatte, ſchien ſich vor dem letzten Ueberreſte der Familie von Sarrow zu ſcheuen. Agnes erſtand von ihrem ſchweren Krankenlager, oder vielmehr ſie raffte ſich gewaltſam empor, um von Neuem um das armſelige, kärgliche Leben zu arbeiten, welches ihr faſt nicht mehr gehörte.

So ſaß ſie auch jetzt mit emſiger Nadel am Fenſter und blickte träumend auf ihre Arbeit; da wurde gepocht. Agnes fuhr zuſammen, wie Jemand, der plötzlich auf ungewohnte Weiſe aus tiefem Sinnen aufgeſchreckt wird;

ſie öffnete die ſtets verſchloſſene Thür, und Oskar trat ins Zimmer.

Sie erſchrak noch mehr, als ſie den jungen Mann erblickte, der ihr eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit Edmund zu haben ſchien, daß ſie im erſten Augenblicke einen aus dem Grabe Erſtandenen vor ſich zu ſehen glaubte.

Oskar brachte ſein Anliegen vor. Er faßte zu Agnes ein ſolches Vertrauen, daß er ihr mehr mittheilte, als er beabſichtigt hatte. Frau von Sarrow war von der merkwürdigen Fügung überraſcht, welche in ihrem Geſchicke obwaltete. So traurig alſo ging es der Tochter ihres hochmüthigen Vormundes. Agnes erinnerte ſich noch ſehr gut der kindlichen Theilnahme, welche ihr Amalie damals, als ſie deren Vater zum letzten Male beſuchte, bewies. Sie erklärte ſich ſofort bereit, ſie bei ſich aufzunehmen; Geſellſchaft war ihr willkommen, aber in ihrem engen Stübchen ließ es ſich nicht gut thun. Oskar maß den Raum aus und bemerkte, daß ſich ſehr gut ein Schlafſopha ſtellen ließe. Das war richtig. Frau von Sarrow ſchien aber noch eine andere Bedenklichkeit zu haben. Oskar verſtand ſie.

Nur ſelten; ſagte er, würde er ſeine Couſine beſuchen, ſie würden ſich wöchentlich nur einmal ein Rendezvous geben. Es liege ihm der Ruf ſeiner Couſine am Herzen, Frau von Sarrow möge deshalb außer aller Sorge ſein.

Nun ging die Dame auf den Vorſchlag des jungen Mannes ein, und am Nachmittag deſſelben Tages ſaß Amalie an der Seite einer Freundin, die, ſo neu ſie ihr auch war, ihr dennoch ein mütterliches Herz entgegen trug. Das Schickſal hatte einmal wieder eine jener Verbindungen geknüpft, die ihre Vorherbeſtimmung in ſich tragen und ein Zeugniß von dem höheren Geiſte geben, welcher das Menſchenleben beherrſcht.

Siebentes Kapitel.

Enthüllung.

Der Baron war nicht wenig überraſcht, als er am Tage nach jener verhängnißvollen Nacht Herrn Haspin beſuchte und von dieſem erfuhr, daß Amalie das Haus verlaſſen hatte.

Es iſt Ihre Schuld, lieber Baron; ſagte Haspin, hätten Sie ſich nicht von Ihrem durchaus falſchen Edelmuth beſtimmen laſſen, dann würde meine Tochter vielleicht ſchon heute Ihre Frau ſein. Jetzt iſt es zu ſpät. Ich habe ſie aufgegeben, ich kümmere mich um ſie gar nicht mehr, meinetwegen kann ſie thun und laſſen, was ſie will.

Es ist nicht möglich: fiel der Baron ein, das ist nicht Ihr Ernst. Sie lieben Ihr Kind viel zu sehr, als daß Sie es verstoßen könnten.

Ich habe mein Kind nicht verstoßen, es hat mich freiwillig verlassen.

Freiwillig? — Niemals! — Da hat jedenfalls Ihr Neffe die Hand mit im Spiele.

Meinetwegen; entgegnete Haspin apathisch, ich habe jetzt andere Dinge im Kopfe, mein lieber Baron; Sie wissen, daß ich selbst wieder heirathen will.

Sie werden deshalb Ihre Tochter nicht aufgeben; sagte der Baron.

Sie hat es so gewollt, ich habe nicht Lust, mich zu Tode zu ärgern.

Ich will es versuchen, Ihre Tochter in Ihre Arme zurückzuführen, und ich weiß, Sie sind ein zu guter Vater, als daß Sie gegen sie grausam verfahren könnten.

Haspin zog seine Augenbrauen so entsetzlich hoch, daß der Baron, welcher bereits diese eigenthümliche Sprache Haspins verstand, dessen Antwort im Voraus wußte.

Mein lieber Baron, entgegnete er, meine Tochter ist ein Eigensinn, und der Taugenichts hat sie dermaßen umstrickt, daß ich alle Hoffnung auf ihre Besserung verloren habe. Ich bin nur unter der Bedingung be=

reit, sie wieder bei mir aufzunehmen, daß sie mir heilig angelobt, den Tagedieb gänzlich aufzugeben und seiner niemals mehr erwähnen zu wollen. Unter der Bedingung kann sie bei mir bleiben; zu einer Heirath übrigens werde ich sie niemals zwingen. Ich habe ihr mein Wort gegeben dies nicht zu thun, und ich halte mein Wort. Sie kann meinetwegen als alte Jungfer sterben. Das ist mein unabänderlicher Entschluß!

Und Ihr Entschluß zu heirathen steht fest?

In drei Wochen, mein lieber Baron.

Und Sie haben sich wirklich in diese Spanierin verliebt?

Ich denke, sie ist so hübsch, daß es nicht schwer wird, sich in sie zu verlieben.

Sie ist teuflisch schön, das ist wahr — aber ich könnte mich nicht in sie verlieben.

Das ist Sache des Geschmacks, mein lieber Baron.

Und glauben Sie wirklich, auch von ihr geliebt zu sein?

Sie hat wenigstens keine Abneigung; das ist mir genug.

Nun, ich wünsche von ganzem Herzen Glück! Spielen wir diesen Abend wieder ein wenig?

Mein lieber Baron, ich habe jetzt wirklich keine Zeit dazu.

Ah — Sie schwelgen an der Seite Ihrer Dame.

Ich werde allerdings noch einmal wieder jung; versetzte Haspin.

Nach dieser Unterhaltung verließ der Baron den verliebten Speculanten. Der Herr Baron konnte sich nicht enthalten, recht tüchtig in sich hineinzulachen. Die Karten waren gut gemischt, und obwohl Herr Haspin zu spielen sich jetzt weigerte, stand das Spiel doch ganz gut für den Baron. Er mußte gewinnen. Im Herzen freute er sich, daß Amalie ihren Vater verlassen hatte, denn nun hatte er völlig freie Hand. Haspins Schwiegersohn zu werden, hatte er aufgegeben, denn er konnte nicht verkennen, daß er nicht zum Ziele gelangen würde, ohne die Maske völlig abzuwerfen. Das aber durfte er nicht wagen, zumal da es selbst dann noch zweifelhaft war, ob er seinen Zweck erreichen würde. Jetzt stand die Sache anders. Haspin war ins Netz gegangen, er war in des Barons ergebenste Creatur verliebt, zwischen ihr, dem Baron und und dem Grafen war es längst abgemacht, Haspin völlig auszubeuten und ihn dann seinem Schicksal zu überlassen.

In der That war auch nichts gewisser als der Erfolg. Wenn Herr Haspin Donna Leila verlassen hatte, dann empfing sie noch den Besuch des Barons, und

Beide schwelgten in dem Triumphe, sich eine sorgenlose Existenz errungen zu haben. Oft waren der Baron und der Graf in einem andern Zimmer anwesend, während Haspin zu den Füßen der Donna girrte. Oft genug machten sich der Baron und der Graf über Haspin lustig und leerten die Gläser, in welchen Haspins Wein perlte, auf den Ruin des verblendeten Mannes, der sein Kind, welches bisher sein guter Engel gewesen, an der Seite eines feilen Weibes völlig vergaß.

So rückte der Unglückstag immer näher, an welchem Haspin einem verworfenen Weibe Alles das bieten wollte, was leider der Tugend so oft hartnäckig versagt wird — Reichthum und Stellung. Donna Leila sollte ohne Mühe erhalten, was Oskar nicht zu erlangen vermocht. Haspin fand es nicht unter seiner Würde eine Dirne zu seiner Frau zu nehmen, aber er ließ lieber ein bisher geliebtes Kind ins Elend gehen, als daß er einen jungen Mann zu seinem Schwiegersohn gemacht hätte, dessen Charakter ihm für das Glück seiner Tochter die zuverlässigste Bürgschaft gab.

Es waren aber zwei Augen geöffnet, welche einem jungen Mann angehörten, der alle Vorurtheile abgeworfen und sich vor Engherzigkeit bewahrt hatte. Acht Tage vor der Hochzeit erschien Oskar bei seinem Oheim und trat unangemeldet zu ihm ins Zimmer. Haspin war wieder mit Zählen beschäftigt. Der Mann machte

noch immer brillante Geschäfte und so große Summen er auch im Spiele verloren und im Umgange mit Donna Leila vergeudet hatte, glückliche Speculationen ersetzten stets seinen Verlust wieder, sein Reichthum nahm noch immer zu.

Haspin wurde blaß vor Wuth, als er so plötzlich seinen Neffen vor sich sah. Er ließ ihn stehen, ohne ihn eines Wortes zu würdigen.

Aber Oskar trat ruhig vor ihn hin, sah seinen Oheim fest und furchtlos an und sagte:

Ich glaube wohl, daß ich kein angenehmer Besuch für Sie bin, aber ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen eine sehr wichtige Mittheilung zu machen.

Haspin vermochte seinen Aerger über Oskars Erscheinen noch immer nicht zu verbeißen, er gab sich aber das Ansehen, als ließe er sich in seiner Arbeit durchaus nicht stören.

Sie werden mich durch Ihre Art, sich mir gegenüber zu benehmen; fuhr Oskar fort, durchaus nicht irre machen. Sie werden mich anhören und ich werde Sie nicht eher verlassen, bis ich das Bewußtsein mit mir forttragen kann, daß Sie mich vernommen, und daß ich meine Schuldigkeit erfüllt habe. Das, was ich für Sie gethan habe, geschah lediglich in Ihrem Interesse; das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist nur zu Ihrem Besten. Sie sind ruinirt, ausgeplündert, düpirt auf die abscheu-

lichſte Weiſe, wenn Sie meiner Warnung kein Gehör geben!

Oskar ſprach dieſe Worte ſo feierlich, ſo überzeugend, daß Haspin ſeine Augenbrauen ſinken ließ und die Feder bei Seite legte. In dieſer Faſſung ſchien er Oskar anhören zu wollen, und dieſer begann:

Sie wollen ſich binnen acht Tagen verheirathen. Die Perſon, welcher Sie Ihre Hand zu bieten im Begriff ſtehen, iſt eine — feile Dirne.

Haspin ſprang auf.

Behalten Sie Ihren Platz; fuhr Oskar fort, ich werde ausreden.

Menſch, ich werde Dich aber nicht anhören! fuhr Haspin auf.

Wie Ihnen beliebt! Ich aber werde ſagen, was ich auf dem Herzen habe, und müßte ich es hier vor den ſtummen Wänden reden. Meinetwegen laſſen Sie ſich ruiniren, dies iſt beſſer für mich und Ihre Tochter. Vielleicht wird der arme Mann mir das gewähren, was mir der reiche verſagt. Vielleicht wird der arme unglückliche Mann mir die Liebe ſchenken, die ich leider von dem glücklichen, wohlhabenden Manne nicht zu erlangen vermag. Vielleicht wird der arme Mann die Erkenntniß gewinnen, daß es etwas in der Welt giebt, welches einen höhern Werth hat, als Geld und Gut. Gewiß, ich könnte nur dabei gewinnen, wenn ich der

Sache ihren Lauf ließe. Ich vermag aber nicht zu ſchweigen, mein beſſeres Gefühl ſträubt ſich dagegen, Sie ungewarnt in den Abgrund ſtürzen zu ſehen. Alſo hören Sie. Ich wiederhole, daß man es darauf abgeſehen hat, Sie auszubeuten. Man hat ein förmliches Complott gegen Sie geſtiftet. Der Baron, der Herr Graf von Lübbenau und Donna Leila, dieſes würdige Kleeblatt, haben es darauf angelegt, Ihnen die größte Schmach, die einem Manne begegnen kann, zuzufügen. Donna Leila iſt ſchon ſeit Jahren die Geliebte des Barons. Der Baron ſelbſt iſt ein Schwindler, ein Induſtrieritter, ein äußerſt gefährlicher Menſch, dem nichts heilig iſt, von dem Sie das Schlimmſte erwarten können. Ich habe über ihn die genauſten Erkundigungen eingezogen. Der Zufall hat mich mit einer Perſon zuſammengeführt, welche den Baron ſehr wohl kennt. Dieſe Perſon verdient Glauben. Aber ich habe mich mit meinen eigenen Augen von Allem überzeugt, was ſie mir ſagte. Ich habe den Baron und den Grafen erſt lange nach Ihnen von Ihrer Geliebten fortgehen ſehen. Eine Dame, welche zur Nachtzeit Herren bei ſich aufnimmt, zumal wenn ſie Braut iſt — ich glaube einer ſolchen Dame darf man nichts Gutes zutrauen. Ich weiß, Sie werden Mißtrauen in meine Mittheilung ſetzen; Sie werden ſich von dem Gedanken nicht losreißen können, daß ich eigennützige Zwecke ver-

folge und gegen den Baron Haß und Groll hege. Ja, ich hege ihn gegen diesen Elenden, welcher mit frecher Hand die innigsten Familienbande zerrissen hat. Stellen Sie mich diesem Menschen gegenüber, und ich will ihm ins freche Antlitz alle die Beschuldigungen schleudern, die ich jetzt vor Ihnen ausgesprochen habe!

Haspin blieb trotz dieser entsetzlichen Mittheilung, die er soeben vernommen, so ruhig, und seine Augenbrauen sahen so entsetzlich gleichgültig aus, daß Oskar, noch ehe Haspin sprach, alle Hoffnung den Verblendeten retten zu können aufgab.

Du hast da eine lange Rede gehalten; sagte dieser endlich, man hört, daß Du ein Literat bist. Sehr romantisch war die Geschichte. Aber Du weißt, daß ich solches Zeug nicht honorire, und jetzt werde ich Dir etwas erzählen und auf diese Warnung magst Du achten. Ich verbiete Dir ernstlich, jemals wieder über meine Schwelle zu treten. Selbst wenn das Alles wahr wäre, was Du mir soeben sagtest, würde mich das nicht einen Augenblick in meinem Vorhaben schwankend machen können. Ich will ruinirt sein, ich will ein armer Mann werden, ich will mich unglücklich machen, um noch mehr Grund zum Hasse gegen Dich zu haben, als bisher. Denn wenn ich verunglücke, Du allein trägst die Schuld. Ich hätte nie daran gedacht, mich wieder zu verehelichen, ich hätte es niemals vermocht, mein einziges

Kind zu verstoßen, wenn Du nicht so niederträchtig gewesen wärest, Dich meiner Tochter aufzudrängen und ihr unerfahrenes Herz mit Deinem literarischen, phantastischen Hokuspokus zu umstricken. Jetzt hast Du alles erreicht, was Du gewollt. Mein Kind liegt auf der Straße und Du hast es billig, ihr Geliebter zu werden.

Oskar zuckte auf, als Haspin diese Worte sprach. Er ballte die Faust, trat an seinen Oheim näher heran und sagte mit lauter Stimme:

Herr, wenn Sie als Vater die Ehre Ihres Kindes antasten, dann wird Ihr Neffe es zu vertheidigen wissen. Ihre Tochter lebt unter dem Schutze einer achtbaren Dame, und wir haben uns seit jenem Tage, wo sie Ihr Haus verlassen hat, erst zweimal gesehen!

Erst zweimal; fiel Haspin spöttisch ein, das ist freilich wenig. Nun, vielleicht gefällt Dir das arme von ihrem Vater verstoßene Mädchen nicht mehr, vielleicht wirst Du Dich jetzt nicht mehr so tief herablassen, als ihr Geliebter gelten zu wollen. Bist stolz geworden, nicht wahr? Wirst eine Andere heirathen, hast die arme Dirne jetzt satt —?

Länger vermochte Oskar nicht an sich zu halten, seine Lippe bebte krampfhaft, sein Arm war gegen seinen Oheim erhoben, viel fehlte nicht und er hätte ihm ins Antlitz geschlagen. Doch er schien vor seiner eignen

Heftigkeit zu erſchrecken, trat raſch wieder einen Schritt zurück und ſagte mit leiſer, zitternder Stimme:

Sie haben es gewollt. Das Band, welches uns bisher gefeſſelt, ich zerreiße es! Gott verzeihe Ihnen die Kränkungen, die Sie Ihrem Kinde jetzt zugefügt. Mögen Sie es nie bereuen, die aufopferndſte, treueſte Liebe von ſich geſtoßen zu haben. Wenn Sie im Elend ſitzen, wenn der Wurm der Reue an Ihrem Gewiſſen nagt, dann erinnern Sie ſich dieſer Stunde und Ihrer Worte! —

Oskar ging, und Haspin fuhr fort zu rechnen.

Achtes Kapitel.

Das Complott.

In Knittels Hauſe gab es ſeit einiger Zeit mehr als je zu reden, es war hier in vielfacher Beziehung ein großer Umſchwung eingetreten. Zunächſt waren einige von den Hofbewohnern ermittirt worden, und wie das Weib mit dem ſpitzen Geſichte wiſſen wollte, lediglich deshalb, weil ſie einige Paragraphen der Hausordnung nicht befolgt hatten. Die Koloriſtin hatte einen Hund, der ihr zugelaufen war, zwei Tage lang beherbergt, ohne dem Herrn Knittel die Anmeldung zu machen und ihn

zu fragen, ob er auch solches gnädigst erlaube. Und in besagtem Contract hieß es, wie in allen gedruckten, deren sich unsere Hauswirthe bedienen: „Ohne Erlaubniß des Wirthes Hausthiere einzunehmen ist dem Miether nicht gestattet.“ Auch der Briefträger war, und zwar nach Knittels Meinung, ebenfalls aus einem sehr triftigen Grunde exmittirt worden. In dem Contrakte stand nämlich ausdrücklich, daß die Wohnung nur an zwei Personen, an den Briefträger und dessen Frau, vermiethet worden sei, und daß ohne die zuvor eingeholte Erlaubniß des Wirthes keine dritte Person darin aufgenommen werden dürfe. Da nun aber die Briefträgerin sehr plötzlich in der Nacht gebar, so konnte sie nicht gut den Herrn Knittel zuvor fragen, ob es ihr erlaubt sei, den neuen kleinen Weltbürger bei sich aufzunehmen, und Knittel klagte auf Exmission. Das Gericht ging nun zwar auf diese Klage, die übrigens keineswegs zu den absurdesten dieser Art gehört, nicht ein, aber Knittel brachte noch andere Gründe vor, zu welchen auch der gehörte, daß Verklagter ihm sechs Groschen Müllgeld an der Miethe schuldig geblieben, die am ersten prompt bezahlt werden müßte, — und nun war es um den armen Briefträger geschehen. Das Weib mit dem spitzen Gesichte sprach heimlich ihr Bedauern über diese Ereignisse aus und schimpfte auf den Maulwurf, und es sollen sogar bei dem Abschiede etliche

Thränen geweint worden ſein. Aber dieſe Exmiſſionen wurden bald über die neuen Ereigniſſe vergeſſen, welche jetzt folgten.

Madame Grünholz nämlich war vor Wuth und Aerger wirklich krank geworden und laborirte ſeit jenem unglücklichen Hochzeitstage an der Gelbſucht. Das Schlimmſte bei der ganzen Geſchichte war, daß die Wittwe nun von aller Welt ausgelacht wurde, daß ſich Fritzchen eine ganz beſondere Freude daraus machte, ſeiner Mutter brühwarm Alles mitzutheilen, was er über dieſe unglückſelige Hochzeit gehört haben wollte oder wirklich gehört hatte. Selbſt ihre intimſten Freundinnen, und ſogar das Weib mit dem ſpitzen Geſichte ſagten, daß der Grünholz recht geſchehen ſei, denn ſie habe den armen Brüe ganz wider ſeinen Willen zu ihrem Bräutigam gemacht. Durch alle dieſe Reden fand ſich Madame Grünholz bitter gekränkt und ſie ging ſehr ernſt mit ſich zu Rathe, was ſie nunmehr zu beginnen habe, um ſich für alle ihr widerfahrene Unbill an Brüe zu rächen und zugleich den Makel, den ihr Ruf durch die verfehlte Hochzeit erhalten hatte, wieder auszulöſchen. Sie ſperrte ſich eines Abends mit dem ſpitzen Geſichte in ihre Kammer ein. Fritzchen hatte einen Groſchen und eine Pretzel bereits auf Abſchlag erhalten und ſollte für die Bewachung des Grünkrams, eventuell für die

Bedienung der Kunden, noch einen Groschen und einen Pfefferkuchen bekommen. Fritzchen nahm natürlich das Geschenk, aß seine Pretzel und lief davon, um sich bei einem Conditor Naschwerk zu kaufen, während er statt seiner Jungfer Bube Wache halten ließ.

Die Berathung der beiden Frauen mußte zu einem sehr günstigen Resultate geführt haben, denn Beide sahen sehr zufrieden aus, als sich nach einer guten Stunde die Thür öffnete und das spitze Gesicht nach Fritzchen rief. Fritzchen spielte auf der Straße und es dauerte lange, bis ihn Frau Bube herbeischaffen und zu seiner Mutter führen konnte, die ihn seltsamer Weise mit großer Zärtlichkeit empfing, obwohl er diesmal ganz besonders die Ruthe verdient hatte. Fritzchen schien es zu ahnen, daß ihm irgend eine große Rolle in dem Drama zugedacht worden sei, welches jetzt mit Brüe gespielt werden sollte, weshalb er auch ganz kategorisch den zweiten Groschen und seinen Pfefferkuchen verlangte.

Ja, mein Fritzchen; sagte die Madame Grünholz das sollst Du haben, mein charmanter Junge, mein liebes braves Fritzchen! Und morgen früh zum Caffee bekommst Du eine Honigsemmel, und dann kannst Du zu Hause bleiben. Es schadet Dir gar nichts, wenn Du einmal einen Tag aus der dumpfen Schulstube fortbleibst. Du siehst ganz blaß von der Anstrengung aus, mein armer Junge!

Fritzchen war von dieser Zärtlichkeit seiner Mutter so gerührt, daß er sagte, er wolle ihr den Groschen schenken und sich mit dem Pfefferkuchen und der Honigsemmel begnügen, gegen welche Großmuth die Grünholz feierlich protestirte. Sie versprach dem Jungen sogar zwei Groschen, und dieser, welcher seine Mutter an Großmuth überbieten wollte, gab ihr eine Zuckermandel, die er von seinen Näschereien noch übrig hatte. Es war in der That rührend, wie gut Mütterchen und Söhnchen jetzt mit einander standen, und endlich rückte Madame Grünholz mit folgendem Sermon heraus:

Bist Du nicht auch auf Brüe böse, mein Fritzchen?

O, wenn ich ihn unter meine Hände bekomme, dann massacrire ich ihn! versetzte Fritzchen. Nur seinetwegen habe ich so viele Schläge bekommen.

Du hast ganz Recht, mein gutes Fritzchen; fuhr die Grünholz fort, ich möchte wahrhaftig einmal mit meinen Augen sehen, wenn Du ihn tüchtig durchprügelst und ihn so ärgerst, daß er blau und gelb wird. Und weißt Du, wir müssen ihn durchaus zu uns hereinlocken, dann gebe ich allen Deinen Freunden ein großes Fest, und Ihr sollt Euren Spaß mit ihm haben.

Fritzchen klatschte sich in die Hände und wollte sofort davon laufen, um seine Schulkameraden von der ihm soeben eröffneten schönen Aussicht in Kenntniß zu setzen, aber die Grünholz hielt ihn zurück.

Nicht doch mein Fritzchen; ſagte ſie, es ſoll noch niemand im Hauſe etwas davon wiſſen. Morgen ganz früh gehſt Du zu der Maſſias, der ich nächſtens die Augen auskratzen werde.

Ich ſteh' Dir bei! fiel Fritzchen ein.

Du gehſt alſo zu dem ſchlechten Frauenzimmer und beſtehſt darauf, Brüe zu ſprechen; wenn ſie Dich abhalten will, ſtößt Du ſie zurück, Du biſt ja weit ſtärker als ſie.

Fritzchen war ſehr ſtolz auf dieſes Lob.

Ja, das biſt Du; fuhr die Grünholz fort, Du ſtürzeſt auf Brüe zu und weinſt jämmerlich —

Oho — weinen? rief Fritzchen, das fällt mir gar nicht ein.

Du wirſt weinen! gebot die Grünholz, ſonſt kommen wir nicht zum Zweck. Das Lachen kommt auch an uns, mein Junge, wenn Du recht klug biſt. Du weinſt alſo ſo jämmerlich Du nur kannſt, es müſſen aber durchaus Thränen dabei fließen. Und dann jammerſt Du, ich — verſteh' mich recht — ich alſo läge am Tode — im Sterben — verſtehſt Du? — Ich wäre aus Gram krank geworden und läge jetzt in den letzten Zügen — verſtehſt Du? — Aber ich könnte nicht ſterben, bevor ich ihn nicht noch einmal geſehen, und er möchte doch gleich nur auf einen Augenblick zu mir kommen. Wahrſcheinlich aber würde er mich nicht mehr

lebend finden. Verſtehſt Du, mein guter Junge? — Willſt Du das thun?

O, das iſt gar nichts; verſetzte Fritzchen. Ich befürchte nur, daß mir das Weinen ſchwer werden wird; denn ſelbſt wenn Du auch wirklich ſtürbeſt, könnte ich doch nicht weinen.

Madame Grünholz ſtach es durch und durch, als Fritzchen ſo ſprach. Ihr Geſicht verzog ſich wehmuthsvoll, ſie ſchien einen Augenblick all' ihren Haß gegen Brüe und die Maſſias in dem Gefühle der Herzloſigkeit ihres Kindes ganz zu vergeſſen, und indem ſie ihr Söhnchen ſtreichelte, ſagte ſie:

O, Du würdeſt ſchon ein wenig weinen, mein gutes Fritzchen, wenn ſie Deine Mutter davon trügen, und Du zu fremden Leuten müßteſt, von denen Du wenig Eſſen und viel Schläge erhalten wirſt.

Dann laufe ich davon; entgegnete Fritzchen, wenn Du ſtirbſt, dann thue ich, was ich will.

Ach, was Du für ein närriſcher Junge biſt; entgegnete die Grünholz. Nun, Du wirſt ſchon weinen, mein Söhnchen, und Du wirſt auch bei Brüe weinen und ihn nicht eher loslaſſen, bis er mit Dir zu mir kommt. Aber Du mußt es ja recht natürlich machen.

Ich ſage, Du biſt ſchon todt.

Dummer Junge, damit wäre nichts gebeſſert, dann brauchte er nicht mehr zu kommen.

Nun, zu Deinem Begräbniß —

Nein, das kann uns nichts nützen, das ist unwahrscheinlich. Du sagst, ich liege im Sterben! Das wird ihn am ehesten bewegen, zu mir zu kommen.

Soll ich die Massias auch mitbringen? fragte Fritz.

Nein, die kommt uns schon von selbst, wenn wir den Brüe erst hier haben; und wir wollen uns auf ihren Empfang gehörig vorbereiten. Geh' zu Bett, mein Fritzchen, nimm Dir eine Apfelsine —

Zwei; fiel Fritzchen ein.

Nun nimm Dir zwei, aber nicht zu große, mein Fritzchen.

Dann muß ich drei haben; sagte Fritzchen.

Ach, das ist zu viel. Du verdirbst Dir wirklich den Magen.

Ich vertausche die Apfelsinen gegen Stecknadeln; entgegnete Fritzchen, und mit diesen Stecknadeln will ich den schlechten Brüe zu Tode prickeln.

Die Wittwe war von diesem Racheeifer ihres Söhnchens sehr gerührt und mit seiner soeben bewiesenen Liebloſigkeit wieder gänzlich ausgesöhnt. Fritzchen nahm die Apfelsinen, vergaß es aber nicht, sich möglichst große auszusuchen, und begab sich dann zu Bett.

Aber mitten in der Nacht fuhr der Knabe auf und rief im Schlafe:

Brüechen! Brüechen! Ich ſpieße Dich an einer Stecknadel auf, wie Du es mit Deinen Würmern machſt!

Die Wittwe hörte es und rief:

Ach, mein Fritzchen, was Du für ein charmanter Junge biſt. Welch' ein Mann wirſt Du werden!

Fritz ſchlief weiter, Madame Grünholz aber erhielten die Rachepläne wach, welche ſie am folgenden Tage auszuführen gedachte.

Neuntes Kapitel.

Brüe geräth wieder in Gefangenſchaft.

Während alſo das Damoklesſchwert über Brües Haupt ſchwebte, träumte dieſer in ſeinem weichen Daunenbette ganz gemüthlich von den weichen Armen des Fräulein Maſſias, von denen er nun bald als Gatte umfangen zu werden hoffte. Denn wenn es auch keine Zeitung ausposaunte: „Als Verlobte empfehlen ſich Juliane Maſſias und Victor Emanuel Brüe;“ wenn auch in keinem Kaffeeklatſch von dieſem großen Ereigniß geſprochen wurde, ſo ſtand es doch nicht minder feſt, daß ſich dieſe beiden Leutchen herzinniglich verlobt hatten, und auf den Schwingen roſenfarbiger Hoffnung dem Hochzeitstraum entgegeneilten.

Brüe war vernünftig genug, um einzusehen, daß, wenn es einmal seine Bestimmung sei, sich unter das Ehejoch zu beugen, es kein besseres Weib für ihn geben könne als Fräulein Massias. Frau Peter-Peter und der Doctor und der Professor, mit welchen sich Brüe inzwischen wieder ausgesöhnt hatte, bestätigten ihm dies; und Fräulein Massias selbst betheuerte es, daß sie und Brüe für einander geboren seien. So triftigen Gründen zu widerstehen, war Brües gutes Herz nicht vermögend, und so wurde es denn feierlichst beschlossen, eine rechtschaffene Hochzeit zu feiern und in den heiligen Stand der Ehe zu treten, und zwar auf gemeinschaftliche Kosten.

Brüe fühlte sich übrigens in der Nähe der treuen Massias so wohl, daß er die Wittwe fast gänzlich vergaß; nur dann und wann durchrieselte ihn ein kalter Schauer, wenn er unwillkürlich an jenen verhängnißvollen Tag erinnert wurde, an dem er, in der Garderobe des seligen Grünholz, zu dessen Nachfolger gepreßt werden sollte.

Wer aber beschreibt sein Entsetzen, als er am heutigen Morgen, kaum erwacht, Fritzchens Stimme vernahm. Er zweifelte nicht, daß, wo Fritzchen war, auch seine Mutter sein müsse. Im ersten Augenblick faßte er den Entschluß, sich unter die Bettstelle zu verkriechen, und schon war sein Kopf und sechs Achtel seines übrigen Körpers ge-

borgen, als er ſich an den Beinen gepackt fühlte und Fritzchens heulende Stimme rief:

Vater Brüe! Vater Brüe! ach! welch' ein Unglück!

Brüe zauderte hervorzukommen, da man doch eigentlich an ſeinem Fuße nicht erkennen konnte, ob derſelbe ihm oder irgend einem andern Individuum gehörte; aber er wurde von Fritzchen ſo energiſch an dieſem äußerſten Stücke ſeines leiblichen Daſeins gezerrt, daß er es für das Beſte hielt, wieder hervorzukriechen und der Gefahr muthig ins Auge zu ſehen.

Er war nicht wenig beruhigt, als er Fritzchen ganz allein neben Fräulein Maſſias ſtehen und jämmerlich weinen ſah.

Mein Gott, was iſt vorgefallen? fragte Brüe beſtürzt.

Fritzchen konnte vor Schluchzen nicht ſprechen.

Der Range iſt wie beſeſſen zu Dir hineingeſtürzt, mein Brüechen; ſagte die Maſſias, er war nicht zu halten. Dabei heulte er ſo entſetzlich, daß mir angſt und bange wurde.

Meine Mutter; ſchluchzte Fritzchen, — liegt im Sterben — ſie kann jeden Augenblick todt ſein, — der Sarg wird gewiß noch heute gebracht werden, — ſie ſagt, daß ſie gar nicht mehr ſprechen könne. Ach, ſie iſt ſchon todt! ſie iſt ſchon todt! —

O! o! rief Brüe wahrhaft gerührt.

Und dann hab' ich keine — Mutter mehr; fuhr Fritzchen fort, — dann komm' ich zu — fremden — Leuten, die mich hau — en.

Fritzchen heulte so jämmerlich, daß nun selbst die Massias gerührt wurde.

Armes Kind; sagte sie, ist es denn schon so weit?

Ja, noch weiter! schluchzte Fritz, es ist — alle mit ihr!

Aber woran litt sie denn? fragte Brüe tiefsinnig.

Der Doctor sagte, die Galle wäre ihr ins Blut gegangen, und Mama sagt, sie könne nicht ruhig sterben, ohne Sie noch einmal zu sehen. Sie sollten doch nur kommen. Sie wollte es Ihnen danken ihr Lebenlang!

Hm! sagte Brüe, die Massias fragend ansehend.

Fritzchen, welcher Scharfblick genug hatte, um zu erkennen, daß Brüe keine Argliſt vermuthete, schluchzte nun wo möglich noch heftiger, und in der That konnte Brüe einer so tiefen Rührung nicht widerstehen.

Wenn es wirklich so schlimm ist; sagte er, dann ist es wohl meine Pflicht hinzugehen.

Ich kann es aber gar nicht begreifen; wandte die Massias ein, welcher die Sache doch ein wenig bedenklich vorkam, daß eine so starke Person, wie die Grünholz, so schnell sterbenskrank werden kann.

Ja, sehr krank! sehr krank! schluchzte Fritz.

O, was das anbetrifft; sagte Brüe, da habe ich

Beiſpiele. Meine ſelige Mutter war in einer Stunde geſund und todt.

Und wenn es noch lange dauert; jammerte Fritzchen, da finden wir meine Mutter auch nicht am Leben!

Wäre es aber nicht eben ſo gut, wenn ich ſtatt Deiner ginge? fragte die Maſſias.

Gott bewahre, das geht nicht; verſetzte Brüe, ich würde mir ewig Gewiſſensbiſſe machen, wenn ich dem Rufe einer Sterbenden nicht folgte.

Aber was will ſie denn von Dir?

Ich vermuthe; entgegnete Brüe, daß ſie mir in Bezug auf den Knaben etwas mitzutheilen hat. Der Knabe iſt eine Waiſe, und die arme Frau wird gewiß recht beſorgt um ihn ſein. Vielleicht will ſie mich bitten, daß ich mich ſeiner ein wenig annehme.

Ja, ja, das hat ſie geſagt! ſchluchzte Fritzchen, über die Leichtgläubigkeit des guten Brüe in ſich hineinlachend.

Nun, dann geh', mein Freund; ſagte die Maſſias, und ich werde Dich begleiten.

Aber bis Du Toilette gemacht haſt, könnte die arme Frau längſt geſtorben ſein; entgegnete Brüe. Wird es nicht beſſer ſein, wenn ich jetzt gehe, und Du mir, ſobald Du fertig biſt, folgſt?

Ach ja, Mutter iſt gewiß ſchon todt, wenn wir kommen! rief Fritzchen mit kläglicher Geberde.

Fräulein Maſſias war eine zu gute Seele, als daß ſie hätte länger Widerſtand leiſten können. Sie half vielmehr ihrem Gemahl in spe aufs Schleunigſte ſeine Toilette beenden, bürſtete ihm den Rock und dann den Hut ab, band ihm ſein weißes Halstuch um, küßte ihn ein halbes Dutzend mal und entließ ihn mit dem Verſprechen, ihm bald nachzufolgen.

Fritzchen lachte wie ein kleiner Teufel, als er ſich neben Brüe auf der Straße befand; er unterhielt den guten Mann mit der Leidensgeſchichte von der Krankheit ſeiner Mutter, und da ſich Brüe ſehr beeilte, ſtanden ſie bald vor dem verhängnißvollen Gemüſekeller.

Nun konnte ſich Fritzchen nicht mehr halten, er ſprang die Treppe hinunter und ſchrie: Er iſt da! Ich bringe ihn! Ich bringe ihn! Ich muß eine Menge Kuchen haben! — Frau Bube ſtopfte ihm raſch den Mund und ging Brüe entgegen, welcher ein ſo ernſtes und feierliches Geſicht machte, daß Frau Bube ihre Jungfer ſchmunzelnd anſah und ſich vor Freuden über den bevorſtehenden Eclat die Hände rieb.

Schon todt? fragte Brüe, indem er auf den Zehen in die Stube trat.

Nein, aber ſehr ſchwach; verſetzte Frau Bube.

Wird meine Anweſenheit ſie auch nicht zu ſehr aufregen? fragte Brüe mit einem ſehr bedenklichen und mitleidsvollen Geſichte.

Thut nichts, mein Männchen, thut nichts; verſetzte Frau Bube ſchmeichelnd.

Nein, es thut gar nichts, ſie iſt doch ſchon todt! rief Fritzchen, indem der kleine Schelm laut zu weinen begann.

Brüe ging in die Kammer und trat ſchüchtern und leiſe ans Bett. Madame Grünholz war bis an die Naſe in ihre Decke gehüllt. Sie ſah wirklich ſehr blaß aus. Brüe beugte ſich zu ihr hinab.

Ach — arme Freundin! ſagte er bewegt, iſt es denn wirklich wahr — wollen Sie wirklich ſterben? —

Bald! ſeufzte die Wittwe aus tiefſter Bruſt.

Ich kann Ihnen wirklich ſagen; fuhr Brüe fort, daß ich Ihnen ſtets ſehr gut war. Ich bedaure es aufrichtig, daß in der letzten Zeit ein ſolches Mißverhältniß zwiſchen uns eingetreten iſt. Ja, ich bedaure es ſehr!

Laſſen Sie das! hauchte die Wittwe mit abwehrender Geberde.

Wenn Sie mich mit irgend einem Auftrag beehren wollen; fuhr Brüe gerührt fort, dann bitte ich, ſich ohne Rückhalt auszuſprechen. Er ſoll gewiſſenhaft ausgeführt werden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Wenn Sie vielleicht in Bezug auf Fritzchen —

Wie gut Sie ſind! ſeufzte die Wittwe. Ich ſterbe ganz ruhig, wenn Sie mir dies Verſprechen geben. Ach, Brüechen, wenn Sie wüßten, wie ſehr, wie innig ich

Sie geliebt habe! Laſſen Sie mich Ihr gutes, liebes Bild mit hinüber nehmen — ach, nur einen Kuß, Brüechen —

O, ach, o! rief Brüe verlegen, wie herzlich weh thut es mir, daß Sie ſo raſch von uns gehen wollen. Iſt denn gar keine Rettung mehr?

Nur Eine, Brüechen, nur Eine! Sie allein ſind im Stande, mir das Leben wieder zu geben. Nur Ihre Liebe kann meine entfliehende Seele noch aufhalten. — Brüechen, können Sie mich denn gar nicht ein wenig lieben? —

O, ach, o! rief Brüe wieder in höchſter Verlegenheit.

O, geben Sie mir nur einen Kuß, Brüechen, nur einen Scheidekuß! ich ſterbe! ich ſterbe! —

Brüe beugte ſich erſchreckt über die Wittwe hin. Plötzlich erhob die Sterbende die Arme und umhalste Brüe mit einer Kraft, daß dem Unglücklichen der Athem ausging. Brüe glaubte nicht anders, als daß die Wittwe ihn im Krampfe ſo umfaſſe; er ſuchte ſich von ihr gewaltſam loszuringen, aber die Energie der Wittwe war wunderbar, und ehe er ſich deſſen verſah, war Brüe ins Bett gezogen. Auf den Ruf der Wittwe ſtürzten Frau Bube und Fritzchen herein. Die Grünholz hatte ſich aus dem Bette erhoben und ſtand völlig angekleidet da. Herr Knittel, durch Fritzchen von Allem in Kenntniß geſetzt, kam ebenfalls mit lautem Lachen

herbei. Madame Grünholz ging nun in die Stube, während Knittel, Frau Bube und Fritzchen dem armen Brüe trotz seiner verzweifelten Gegenwehr den Rock, die Weste und die Stiefel auszogen, welche Gegenstände Knittel sofort an sich nahm.

So; sagte er zur Wittwe, jetzt haben Sie Ihren Brüe wieder, nun halten Sie ihn aber auch fest. Ich werde noch ein Wörtchen mit ihm sprechen, und wenn die Massias kommt, dann rufen Sie mich. Wenn sie sich nun nochmals unterfteht, den Brüe heirathen zu wollen, dann massacrire ich sie.

Mit diesen Worten trat Knittel wieder in die Kammer. Brüe saß aufrecht im Bette und sah fast wie ein Wahnsinniger aus. Die Sache war so rasch vor sich gegangen, daß er zu träumen glaubte.

Jetzt seid Ihr wieder bei uns; sagte Knittel zu ihm, und Ihr habt nun die Wahl, Brüe, ob ich einen ungeheuerlichen Prozeß Euch an den Hals werfen soll, oder aber: ob Ihr hier bei uns bleiben und die Grünholz heirathen wollt. Ich weiß gar nicht, was Ihr gegen diese Frau habt. Und Ihr seid verpflichtet, ihre Ehre wieder herzustellen. Ihr habt die arme Frau vor der ganzen Welt blamirt, und sie hat geschworen, sich und Euch das Leben zu nehmen, wenn Ihr sie nicht bis Sonntag geheirathet habt. Das will ich Euch nur sagen, sie hat eine geladene Doppelpistole in ihrer

Kommode liegen, und außerdem noch ein ſcharfes Meſſer. Nehmt Euch in Acht. Die Eiferſucht iſt eine raſende Leidenſchaft. Ihr ſeid geliefert, wenn Ihr die geringſten Sparenzien macht. Alſo ſeid vernünftig und betragt Euch ein wenig liebenswürdig gegen die Wittwe.

Brüe gewann allmälig ſeine Faſſung wieder; ſein gutes, treues Herz empörte ſich gegen den ihm geſpielten Betrug. Er wollte ſich eben ganz entſchieden gegen Knittel erklären, als die Wittwe mit einer ſauberen weißen Haube und einer dito Schürze geputzt in die Kammer trat.

Mein lieber, guter Brüe; ſagte ſie mit einer ſchmachtenden Zärtlichkeit im Auge, Du biſt vor Gott und der Welt längſt mein Mann. Ich habe ein theures Anrecht an Dich erworben, und ohne die ſchlechte Maſſias wären wir längſt ehelich verbunden. Ich wäre in der That vor Gram und Kummer geſtorben, wenn mich der Gedanke nicht aufrecht erhalten hätte, daß Du doch zu mir zurückkehren würdeſt. Ich habe indeſſen vergebens gewartet und war der feſten Ueberzeugung, Du könnteſt Deinem Gewiſſen nicht folgen, die ſchlechte Perſon hielte Dich zurück. Deshalb habe ich zu Deiner Rettung eine Liſt erfunden. Mein liebes Brüechen, Du verzeihſt mir das gewiß. Nicht wahr, mein Männchen?

Mit dieſen Worten umarmte die Grünholz den armen Mann und küßte ihn, daß er unter ihren Küſſen faſt

erſtickt wäre. Fritzchen kam wieder hereingeſprungen und rief: die Maſſias! — die Maſſias! — Frau Bube und Knittel, welche drinnen mit einander den glücklich ausgeführten Streich und fernere Maßregeln beſprachen, hatten ſich ſchon in Poſitur geſetzt, um die Unglückliche zu empfangen.

Fräulein Maſſias trat mit derſelben feierlichen Miene in den Keller, wie ihr gefangener Bräutigam. Der Tod macht verſöhnlich geſtimmt, und ſo reichte ſie ihrem Couſin die Hand zur Begrüßung.

Sie iſt doch noch am Leben? fragte ſie.

Todt! verſetzte Knittel mit einem Eiſenbrechergeſicht.

Fräulein Maſſias bedauerte herzlich ihre dahingegangene Nebenbuhlerin, welche ihr nun nicht mehr gefährlich war.

Iſt mein Brüe noch drinnen? fragte ſie dann.

Ihr Brüe; verſetzte Knittel ironiſch, iſt ſchon wieder fort.

So? — Ach! Kann ich die Todte nicht noch einmal ſehen?

Jetzt nicht; am Abend, wenn ſie angeputzt iſt; entgegnete Frau Bube, in ſich hineinkichernd.

Nun, dann werde ich wieder kommen; ſagte Fräulein Maſſias und entfernte ſich.

Brüe hätte gewiß den Verſuch gemacht, ſeine Freundin herbeizurufen, wenn Madame Grünholz nicht die

Kammerthür zugeschlossen und ihm gedroht hätte, ihn niederzustechen, wenn er einen Laut von sich geben würde. Die Wittwe sah bei dieser Drohung so wüthend aus, daß Brüe an dem Ernst ihrer Drohung gar nicht zweifeln konnte. Er blieb also ruhig und überlegte, daß er am klügsten thun würde, wenn er List gegen List in Anwendung brächte. Obwohl es durchaus nicht in seinem Charakter lag, unredlich zu Werke zu gehen, und er stets in seinem Leben offen gehandelt hatte, so sah er doch ein, daß er hier berechtigt war, einmal wider seine Grundsätze zu handeln; und er hoffte, daß er Erfindungsgeist genug besitzen würde, eine List zu ersinnen, die ihn aus den Händen der verschlagenen Frauen und des gefährlichen Wirthes retten könnte.

Sie wollen mich also nicht hinauslassen? sagte er zur Wittwe, ich wollte dem Fräulein Massias nur sagen, daß ich hier bei Ihnen bleiben werde. Ich habe gar keine Ursache, von Ihnen, liebe Frau, fortzugehen. Sie haben mich immer gut behandelt, und ich bin Fritzchen so gewogen. Lassen Sie mich das dem Fräulein sagen, damit sie weiß, woran sie ist.

Männchen, sagte die Grünholz, was Du für ein gutes Kerlchen bist! Ich habe es immer behauptet, daß sie Dich mit Gewalt zurückhielt. Nun mag sie ihren Lohn bekommen. Sie wird Dich nicht eher wieder sehen,

Brüechen, bis Du mein mir angetrautes Männchen biſt. Dann aber ſoll ſie ſich ärgern, mein gutes charmantes Brüechen. Wie ſchlecht Du ausſiehſt! Wie angegriffen! Man ſieht es Dir an, daß Du Dich meinetwegen gegrämt haſt. Aber jetzt ſollſt Du auch dafür herzinniglich gepflegt werden. Du ſollſt ein wahrer Plumpelpumpel werden.

Was die Wittwe mit „Plumpelpumpel" ſagen wollte, das mochte ſie ſelbſt gewiß ſehr gut gewußt haben, Brüe aber begriff nicht recht, was er denn eigentlich als Plumpelpumpel vorſtellen würde. Ihm war unter den Liebkoſungen der Wittwe ſehr unheimlich zu Muthe; nichts deſto weniger mußte er ſeine Furcht bemeiſtern und thun, als wäre er von Allem, was ihm die Wittwe ſagte, felſenfeſt überzeugt.

Die arme Maſſias aber war ſchon wieder auf dem Wege nach ihrer Wohnung und war nicht wenig erſchreckt, als ſie Brüe nicht antraf. Sie wartete auf ihn bis Nachmittags, und ihre Angſt ſtieg immer höher. Es mußte ihm durchaus ein Unglück zugeſtoßen ſein. Sie eilte nach dem Polizeibureau, um ſich zu erkundigen, ob eine Meldung über den Verunglückten eingegangen. Hier wußte man nichts. Nun erſt ſtieg ihr eine entſetzliche Ahnung auf. Sie erinnerte ſich, wie Knittel einſt Brüe für todt ausgegeben hatte, und wie ſie hierdurch faſt um einen Gatten gekommen war. Jetzt ſchien

ihr die Sache wieder nicht richtig zu ſein. Sie beſprach ſich ſofort mit einem vorübergehenden Schutzmanne über die Maßregeln, die ſie zu ergreifen habe. Der Beamte ſagte ihr lächelnd, daß es wohl ſchwerlich Jemand, und am allerwenigſten eine Frau, wagen würde, einen Mann wider ſeinen Willen zurückzuhalten, um ihn zu heirathen. Nun faßte das Fräulein einen energiſchen Entſchluß. Es wurde eine Droſchke angehalten, und en carrière gings bis vor den Keller der Grünholz.

Der Tag hatte ſich bereits nach der andern Welt begeben, als ſie ankam; der Gemüſekeller mit ſeinen Geheimniſſen ruhte unter dem Schleier der Nacht.

Zehntes Kapitel.

Liſt gegen Liſt.

Die gute Maſſias war einer Ohnmacht nahe, als die Grünholz in ihrem ſchönſten Staat ihr entgegenkam und ſie mit ironiſcher Höflichkeit einlud, einzutreten und an dem Freudenfeſte Theil zu nehmen, welches ſie am heutigen Abend zu Ehren ihres Bräutigams geben wollte. Das arme Fräulein vermochte kein Wort hervorzubringen; ihr Blut erſtarrte aber völlig, als ſie in die Stube eintrat und hier eine ganze Geſellſchaft fand,

mitten darunter Brüe, abermals mit des seligen Grünholz Schlafrock bekleidet, und mit der ruhigsten Miene von der Welt. Ein höllisches Gelächter, welches die versammelten Damen beim Eintritt der Massias anstimmten, brachte die Unglückliche zur Besinnung. Die Wittwe hatte nämlich alle diejenigen Frauen zu sich beschieden, welche zu ihrer Hochzeit eingeladen worden waren; und mit hoher Bewilligung Knittels waren selbst die von ihm exmittirten ehemaligen Bewohner seines Hofes erschienen, die Koloristin und die Briefträgerin, um den Triumph der Grünholz zu verherrlichen.

Die Massias stürzte auf Brüe zu und hing sich an seinen Hals. Wer beschreibt aber ihr Entsetzen, als Brüe, der gute Brüe, der ihr bereits den Schwur ewiger Liebe und Treue geleistet, sie kalt zurückstieß, indem er sagte:

Lassen Sie mich in Ruhe, liebes Fräulein! Sie sehen, daß die Sache sich gewendet hat! Sie haben mich lange genug von meiner lieben Grünholz zurückgehalten; ich bin herzlich froh, daß ich wieder hier bin. Ja, herzlich froh, herzlich froh!

Dem armen Brüe stand das Weinen, als er die letzten Worte sprach, näher als das Lachen, zumal da die Massias wirklich in Ohnmacht fiel und vielleicht gar sterben zu wollen schien. Aber er regte sich nicht, um ihr die geringste Hilfsleistung zu bieten. Es wird

wohl das Beste sein, sagte er, wenn wir die Person in einer Droschke nach Hause schicken.

Diese Worte brachten die Massias wieder zur Besinnung. Sie raffte sich gewaltsam auf und sagte mit zürnender Stimme zu Brüe:

Undankbarer, ist das der Lohn für meine aufopfernde Liebe? Hätte ich Sie jemals solcher Heuchelei für fähig halten können, ich würde nach Ihrem Besitz nicht getrachtet haben, und ich erkläre hiermit feierlich vor dieser schlechten, verächtlichen Person — sie zeigte auf die Grünholz —, daß Sie mir jetzt höchst gleichgültig sind, daß ich Sie um keinen Preis zu meinem Gatten haben möchte. Ja, auf Ihren Knieen könnten Sie vor mir liegen, — ich verachte Sie, ich überlasse Sie Ihrem Schicksal und dieser Megäre hier! Sie werden schon oft genug an mich denken und es bitter bereuen, mich mit solcher Hinterlist betrogen zu haben.

Es überlief den armen Brüe eisig kalt, als er die Massias diese Worte mit einem Pathos sprechen hörte, das sie in seinen Augen zu einer Göttin erhob. Es kostete ihn nicht wenig Selbstverleugnung, seine verstellte Ruhe und Gleichgültigkeit zu behaupten, aber er zeigte, daß er eben so wohl wie die Grünholz und die Massias in einer so kritischen Lage ein Mann sein konnte.

Er trocknete verstohlen die Thräne, die ihm über die Wange lief, und sagte, scheinbar mit der größten Ruhe:

Es ist mir sehr lieb, mein Fräulein, daß Sie sich zu trösten wissen. Ich habe nie im Ernste daran gedacht, Ihr Gatte zu werden. Madame Grünholz wird es mir bezeugen. Gehen Sie in Gottes Namen nach Hause; es sollte mir leid thun, wenn Sie sich um mich grämten.

Die Massias warf ihm einen vernichtenden Blick zu und verließ die Stube. Frau Bube und die Wittwe begleiteten sie, die letztere unter nicht sehr schmeichelhaften Complimenten. Das würdige Benehmen der Massias hatte sie übrigens ganz aus der Fassung gebracht.

Es ist doch traurig, daß Sie ohne Ihr Männchen nach Hause gehen müssen; sagte sie. Es ist doch schade, daß Sie nicht Madame Brüe heißen werden. Aber wenn Sie Lust haben, dann sind Sie hiermit zum Sonntag eingeladen. Die Trauung wird in meiner Wohnung — merken Sie sich das — in meiner Wohnung, Nachmittags um zwei Uhr, wird die Trauung sein. Na, putzen Sie sich nur recht hübsch, vielleicht wird Ihnen Ihr Brüechen dann wieder gewogen.

Diese Worte begleitete die unbarmherzige Wittwe mit einem ungemein boshaften Lachen. Viel fehlte nicht, sie hätte der armen Massias noch ein anderes, auch äußerlich sichtbares Denkzeichen, mit auf den Weg gegeben. Aber Fritzchen überhob sie dessen, indem er

dem Fräulein einen Puff in den Rücken versetzte. Die Massias wollte den Buben dafür züchtigen, aber im selben Augenblicke hatte er eine derbe Maulschelle von einer weit schwereren Hand, als der ihrigen, empfangen. Es war kein Anderer als Knittel in höchst eigener Person, welcher jetzt zur Feier des Abends erschienen war und seiner Cousine auf der Treppe begegnete.

Dich werde ich lehren, Frauenzimmer zu maltraitiren; sagte er, und Sie, Fräulein Cousine, warum eilen Sie denn so? So bleiben Sie doch noch ein wenig bei uns. Wollen Sie sich schon so schnell von Ihrem Brüe wieder trennen? Na, kommen Sie nur noch ein wenig zurück. Ich werde heute Ihr Gatte sein. Ich bin ja auch ein Junggeselle. Na, man immer vorwärts!

Und mit eherner Faust packte er die Massias und brachte sie trotz ihrem Widerstreben in die Stube zurück. Ein allgemeines Bravogeschrei empfing den Hauswirth, welcher diesen Empfang sehr hoch vermerkte. Er setzte sich neben seine Cousine und begann ihr eine Liebeserklärung zu machen, welche in der That sich hören lassen konnte. Offenbar war Knittel ungewöhnlich gut gelaunt, entweder, weil er ein wenig zu tief in die Flasche geguckt, oder, weil ihn die Umgebung animirte.

Natürlich war Fräulein Massias ganz außer sich. Da aber Knittel wirklich sich sehr liebenswürdig benahm und seiner Cousine gegen jeden ungebührlichen Angriff

ſeinen mächtigen Schutz verhieß, ſo beruhigte ſich das Fräulein mit der Hoffnung, daß doch wohl am Ende ihr Couſin ſein Auge auf ſie geworfen haben könnte. Sie war auch klug genug zu bedenken, daß ſie durch dieſe Begünſtigung Knittels gewiſſermaßen einen Triumph über die Grünholz und ihre Geſellſchaft feierte, und begann ſich in ihre Situation trefflich zu finden.

Nun verbitte ich mir aber alle Malicen; ſagte Knittel zur Wittwe. Sie haben Ihren Bräutigam wieder, und ich will, daß meine Couſine reſpectirt werde. Wer ihr etwas anthut, dem ſoll es ſchlimm ergehen. Jetzt 'mal Euer Glas hoch, Brüe! Stoßt mit mir auf die Geſundheit des Fräulein Maſſias an, und daß ſie bald einen Mann finde, der noch hübſcher und dümmer iſt, als Ihr!

Ein wahrer Höllenſpectakel folgte auf dieſen Toaſt. Frau Bube lachte ſo toll, daß ihre Jungfer ſie mit ihren grünen Augen ganz beſtürzt anſtarrte und entſetzlich zu miauen anfing. Dem armen Brüe war gar nicht wohl zu Muthe; er hatte das Fräulein Maſſias wirklich lieb, und er ſtürzte ein Glas über das andere hinunter, um ſeinen Kummer zu erſticken und ſeine wahre Stimmung zu verbergen. Uebrigens begann die Geſellſchaft ſehr gemüthlich gelaunt zu werden. Die Grünholz vergaß an Brües Seite ihren Groll gegen ihn und die Maſſias, und ihre Stimmung wurde ſehr

verſöhnlich. Sie wandte ſich oftmals an ihre Nebenbuhlerin und ſprach ihr Bedauern darüber aus, in ein ſo feindſeliges Verhältniß zu ihr gekommen zu ſein, — aber, fügte ſie dann hinzu, ſie glaube, daß Alles auf einem Mißverſtändniß beruhe, und daß, wenn man die Welt genau betrachte, alles Böſe und Feindſelige nur Mißverſtändniß ſei. Dieſer Bemerkung geruhte Knittel ſeinen ungetheilten Beifall zu zollen, und nun begann ſich das Geſpräch auf den vornehmſten Bewohner des Hauſes, auf Herrn Haspin, zu lenken.

Wir müſſen nun bemerken, daß Herr Haspin ſich Knittels Ungunſt im höchſten Grade zugezogen hatte. Er war nämlich ſo unverſchämt geweſen, dieſem ſeine Wohnung zu kündigen; aber Knittel verlor einen zu guten Miether an Haspin, um gleichgültig dabei zu bleiben. Er hörte es daher nicht ungern, daß Frau Bube eine Menge ſehr myſteriöſer Geſchichten von Herrn Haspin zu erzählen wußte. Sie wußte Alles. Auf welche Weiſe ſie zu ſolcher Wiſſenſchaft gekommen, vermochte kein Menſch zu errathen. Vielleicht hatten es ihr die Karten geſagt. Sie wußte, daß Amalie ihren Vater verlaſſen hatte. Ja, ſie wußte ſogar, wo Amalie jetzt wohnte. Sie behauptete, auch Haspins Braut genau zu kennen, und viele andere Dinge, die ſie noch nicht kannte, machte ſie ſich anheiſchig, aus ihren Karten zu erfahren. Daß Haspin heute ſeine Hochzeit feierte,

war allgemein bekannt, und man beſchloß ſo lange beiſammen zu bleiben, bis er mit ſeiner Braut vom Hochzeitsſchmauße heimkehren würde.

Während dieſer Unterhaltung, an welcher die ganze Geſellſchaft den lebhafteſten Antheil nahm, waren nur zwei Leute mit anderen Dingen beſchäftigt, obwohl Beide äußerlich ſehr gleichgültig ausſahen — Fräulein Maſſias und Brüe.

Brüe ſann unaufhörlich über einen Plan zu entkommen, aber dem Manne, der bisher nur den geraden Weg zu gehen gewohnt war, fiel keine Liſt ein. Madame Grünholz überſchüttete ihn mit Zärtlichkeiten, wobei ſie ſich nicht enthalten konnte, nach der Maſſias hinzuſchielen und ihr Mienenſpiel zu beobachten. Fräulein Maſſias verhielt ſich aber, wie geſagt, ganz ruhig, ſie nahm die Schmeicheleien ihres Couſins, welcher heute ganz gemüthlich gelaunt war, mit einer Grazie an, welche den mächtigen Hauswirth entzückte. Aber wer deshalb geglaubt hätte, Fräulein Maſſias' Herz wäre gleichgültig bei dem Allen geweſen, wie ſie den Anſchein annahm, der würde ſich ſehr getäuſcht haben. Anfangs allerdings war ſie durch Brües Reden ein wenig ſtutzig geworden, aber die Liebe iſt ſcharfſichtig; ſie hatte Brüe nicht einen Augenblick aus den Augen verloren, und wenn er ſie anſah — und das geſchah nicht ſehr ſelten —, lag in ſeinem Blicke etwas, was

Fräulein Maſſias ſehr wohl verſtand, und woraus ſie erkannte, daß es in Brües Innern anders ausſah, als er ſich den Anſchein gab.

Dieſe Ueberzeugung wurde noch feſter bei ihr, als Brüe die Gelegenheit wahrnahm, um ihr einen verſtohlenen Wink zu geben. Nun wußte ſie vollkommen gut, woran ſie war; ſie erkannte, daß Brüe ſich nur verſtellte, und billigte im Stillen ſein Benehmen. Sie ſann auf Mittel, ſich mit ihm zu verſtändigen, und das gelang ihr ſehr leicht. Frau Bube nämlich unterhielt die Geſellſchaft mit Kartenkunſtſtückchen, und Fräulein Maſſias erbat ſich eine Bleifeder, um für Frau Bube etwas aufzuſchreiben. Sie trat abſeits und ſchrieb auf einen zweiten Zettel die Worte an Brüe:

Ich verſtehe Dich, mein Freund, verliere nicht den Muth. Sei klug! —

Sie wartete nun auf eine Gelegenheit, dieſen Zettel Brüe zuſtecken zu können, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte dieſer ihn. Brüe brannte vor Begierde, ihn zu leſen. Aber das hatte ſeine große Schwierigkeit, denn die Wittwe wich nicht von Brües Seite. Endlich ſchlug es elf Uhr, ein Wagen raſſelte heran und hielt vor der Thür des Hauſes. Mit dem Rufe: das Brautpaar! erhob ſich die ganze Geſellſchaft und eilte an das Fenſter. Es war in der That

ein ſtattlicher Hochzeitswagen, aus welchem Herr Haspin mit ſeiner Braut jetzt ausſtieg.

Es war ein ziemlich finſterer Abend, und die Geſellſchaft konnte ſehr wenig erkennen. Trotzdem aber wurden eine Menge Bemerkungen über den Anzug und das Aeußere der Braut gemacht, die einen bewunderungswürdigen Scharfſinn verriethen. Ueber den Stoff des Brautkleides aber entbrannte zwiſchen den Frauen ein heftiger Streit, welchen Knittel dictatoriſch dahin entſchied, daß es ganz gleich wäre, welch einen Stoff die Braut trüge, und daß es jedenfalls eine ungeheure Verſchwendung ſei, ſo theure Stoffe zu Brautkleidern zu wählen, die in der Regel nach der Hochzeit nichts mehr nütze ſeien.

Und jetzt; fuhr Knittel im ſelben Tone fort, iſt es Zeit nach Hauſe zu gehen. Meine Couſine kann die Nacht in meiner Wohnung, in Brües Zimmer, ſchlafen, und Brüe bleibt natürlich hier. Kommen Sie, mein Fräulein, ich werde Sie begleiten.

Mit dieſen Worten ergriff er den Arm der Maſſias. Aber dieſe erklärte ſehr ruhig, daß ſie vorziehe, nach Hauſe zu gehen. Gott weiß es, wie gern ſie mit Brüe unter einem Dache geblieben wäre, aber die Nachbarſchaft Knittels ſchien ihr heute doch zu gefährlich zu ſein. Knittel ſah ſeine Couſine ſehr ungnädig an, und er ſchien nicht übel Luſt zu haben, ſie ebenſo wie den

armen Brüe zur Gefangenen zu machen. Frau Bube ſchmunzelte und zwinkerte mit ihren grünen Augen.

Hihihi; kicherte ſie, Jungfer Bube würde gleich mit einem ſo hübſchen Mann mitgehen. Nicht wahr, Jungfer? — Hihihi — drei Hochzeiten in einer Nacht im Hauſe! Jungfer, was machen wir?

Ein allgemeiner Applaus erfolgte auf dieſen Ausruf. Knittel ergriff abermals den Arm des Fräuleins und verſuchte es, ſeine Couſine gewaltſam hinauszudrängen. Im ſelben Augenblick aber ertönte an der Hinterthür des Kellers, die zum Hofe hinausführte, ein lautes Pochen, welchem ein klägliches Geſchrei folgte. Die ganze Geſellſchaft ſtand wie verſteinert da. Knittel war der Erſte, welcher das Licht vom Tiſche nahm und hinausging. Er öffnete die Thür. Entſetzensbleich ſtand Haspins Mädchen vor ihm, und kaum vermochte ihre ſtammelnde Zunge die Worte auszuſprechen: Die junge Frau iſt todt! —

Jetzt ſtürzte, wer da konnte, auf den Hof hinaus und folgte Knittel, der die Treppe hinauf in Haspins Wohnung eilte.

Elftes Kapitel.

Oben und Unten.

Als die Neugierigen in Haspins Wohnung eindrangen, fanden sie diesen wie leblos in seinem Lehnstuhl liegen und unfern von ihm, auf einem Canapee, eine Leiche.

Noch war Donna Leila völlig bekleidet, aber ihr Antlitz war verzerrt, und so schön sie im Leben gewesen sein mochte, der Tod hatte sie häßlich gemacht.

Haspin war durch den Schreck fast gelähmt. Das Mädchen hatte inzwischen den nächsten Arzt herbeigerufen, welcher zwar schleunig alle Mittel versuchte, aber nach vielfachen fruchtlosen Bemühungen erklärte, daß Madame Haspin unrettbar verloren sei.

Nachdem der Arzt diesen Ausspruch gethan, begann er sich mit Haspin zu beschäftigen, dessen Zustand bei ihm im ersten Augenblicke einige Besorgniß zu erwecken schien. Aber Haspin richtete sich bald wieder auf und sagte mit einem Tone, in dem etwas Seltsames lag, halblaut zum Arzte:

Haben Sie meine Frau genau untersucht? Glauben Sie, daß sie wirklich am Lungenschlage gestorben ist? Ist es nicht möglich, daß eine andere Todesart —

Nein; fiel der Arzt Herrn Haspin sehr bestimmt ins Wort.

Wenn Jemand an Gift geſtorben iſt? fragte Haspin in ſelben Tone halblaut weiter, läßt ſich das äußerlich erkennen?

Der Arzt ſah Haspin betroffen an und fragte dann: Was bewegt Sie zu dieſer Frage?

Ein Verdacht; entgegnete Haspin. Es giebt Leute, denen ſehr viel daran liegen mußte, meine Frau zu beſeitigen, denen meine Wiederverheirathung ein Dorn im Auge war, die ſich alle mögliche Mühe gaben, ſie zu hintertreiben —

Das giebt immer noch keinen Grund zu einem ſo entſetzlichen Argwohn; entgegnete der Arzt.

Ich wünſche aber die Oeffnung der Leiche; fuhr Haspin fort, ich will die feſteſte Ueberzeugung gewinnen, daß mein Argwohn, den ich nun einmal nicht beſeitigen kann, unbegründet iſt.

Wenn Sie es wünſchen und verlangen, dann kann die Leiche morgen ſecirt werden; verſetzte der Arzt. Befanden ſich diejenigen, gegen welche Sie Verdacht hegen, auf der Hochzeit?

Nein.

Waren ſie kurz zuvor mit Ihrer Frau zuſammen, und aß und trank ſie mit ihnen?

Nein.

Nun, dann kann ich Ihnen die Beruhigung geben, daß Ihre Frau nicht vergiftet iſt.

Aber dieſer plötzliche Tod! rief Haspin aus.

Iſt nicht ſo ſelten; entgegnete der Arzt.

Ich werde dennoch auf der Oeffnung der Lei beſtehen.

Wie Sie wünſchen; erwiderte der Arzt. Jetzt al muß ich Sie bitten, ſich ſelbſt Ruhe und Erholung gönnen. Sie ſind fieberhaft aufgeregt. Wenn Sie ſ nicht ruhig verhalten, kann Ihr Zuſtand bedenkl werden. Entkleiden Sie ſich und legen Sie ſich i Bett. Ich werde Ihnen eine Medicin verſchreib welche Sie ſofort machen laſſen müſſen.

Der Arzt ſchrieb das Recept und entfernte ſ dann. Auf ſeine Anordnung ſollte das Mädchen Haspin wachen, welches ſich jedoch Geſellſchaft erbat, w ihr die Nähe einer Leiche Grauſen verurſachte. Fr Bube, welche nebſt den andern Hausbewohnern ſ noch in Haspins Wohnung befand, erklärte ſich ſof bereit, bei der Leiche Wache zu halten, ſie aus- u anzukleiden; Herr Haspin hatte nichts dagegen.

Sofort machte ſich Frau Bube ans Werk, die To in ein anderes Zimmer zu tragen, wobei ihr Knit und die andern Frauen halfen.

Wir wollen den Leſer mit der Unterhaltung v ſchonen, welche jetzt zwiſchen den Anweſenden gepflo wurde. Herr Knittel verließ Haspins Wohnung, u die Andern folgten. Madame Grünholz hatte ſich ſi

früher fortbegeben, weil es ihr eingefallen war, daß sie die Massias bei Brüe zurückgelassen; und obwohl das Haus schon verschlossen war, und sie nicht zu befürchten hatte, daß Fräulein Massias ihren Brüe wieder entführen würde, so überwog doch ihre Eifersucht die Neugierde, und sie hatte sich beeilt hinunterzugehen.

Aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie, in ihrer Wohnung angelangt, weder die Massias noch Brüe vorfand. Sie durchsuchte alle Winkel des Kellers, sie durchsuchte den Hof. Sie stürzte wieder in Haspins Wohnung hinauf, und theilte mit kreidebleichem Angesichte dem oben noch anwesenden Knittel die Hiobspost mit. Dieser war ebenfalls nicht wenig überrascht, und nun stürzte die ganze Gesellschaft in den Hof hinunter, um das entflohene Pärchen aufzusuchen. Aber es war kein Brüe und keine Massias zu finden, obwohl man nach ihnen wie nach einer Stecknadel suchte. Es wurde der Wittwe mehr und mehr zur Gewißheit, daß Brüe Mittel gefunden hatte zu entfliehen. Und so war es in der That. Brüe und die treue Massias hatten die Gelegenheit sehr klug zu benutzen verstanden. Als Haspins Mädchen das Haus verließ, um den Arzt herbeizurufen, waren Beide mit ihr zugleich aus dem Hause entwischt und glücklich entkommen.

Die Wuth der Wittwe war grenzenlos. Ihr Zorn ergoß sich zunächst über Fritzchen. Sie riß den Knaben,

welcher längſt ſchlief, aus dem Bette und prügelte ihn tüchtig durch, weil er nicht beſſer gewacht hatte.

Es iſt Dir ganz recht geſchehen; ſchrie Fritzchen in größter Wuth, indem er ſich nach Kräften wehrte, weil Du ſo abſcheulich gelogen haſt! Und ich wünſche, daß Du wirklich ſtürbeſt, und ich hoffe auch, daß Du bald in den ſchwarzen Kaſten gelegt werden wirſt, in welchen Du den Vater durch Deine ſchlechte Behandlung gebracht haſt!

Die Koloriſtin und die Briefträgerin verließen mit ſehr ſchadenfrohen Geſichtern das Haus und meinten, ſie hätten alle Urſache ſich zu freuen, daß ſie nicht mehr in dem Unglückshauſe wohnten. Ein Theil der Prophezeiung der Frau Bube wäre nun ſchon eingetroffen. Es ſei wirklich eine Dame im Hauſe geſtorben; und ſie wollten darauf wetten, daß der andere Theil noch in Erfüllung gehen, und der Scharfrichter mit dem Hauſe in Berührung kommen würde. Denn geheuer ſei es darin nicht. Im Uebrigen wüßte der liebe Gott ſchon, was er thäte, denn Knittel ſei ein Böſewicht, der ſeine Hausbewohner auf das Abſcheulichſte malträtire, ſich in Alles miſche und den Deſpoten ſpiele. Dieſes und noch anderes erzählten ſie ſich unterwegs, fanden es aber ſehr pfiffig von der Maſſias, daß ſie die Wittwe auf ſolche Weiſe überliſtet, von der ſie übrigens hofften, daß ſie nun ganz gewiß aus Aerger ſterben würde.

In dem Hause ſelbſt war es inzwiſchen wieder ruhig geworden. Fritzchen war wieder eingeſchlafen und träumte von den Apfelſinen, die er ſeiner Mutter aus Rache am andern Tage ſtehlen wollte. Madame Grünholz lag auf dem Sopha und weinte vor Wuth, und ſann über die entſetzlichſten Plane nach, um Brüe und die Maſſias zu vernichten. Sie wollte ſie am andern Tage beſuchen und der Maſſias geradezu ein Meſſer ins Herz ſtoßen. Dann aber verwarf ſie dieſen Plan und beſchloß Beiden Gift zu geben. Mit dieſem mörderiſchen Entſchluſſe ſchlief ſie endlich ein. Auch ſie umgaukelten Träume, aber dieſe waren nicht ſo angenehm wie Fritzchens Träume. Sie ſah ihre Nebenbuhlerin im Hochzeitsſtaat, und ſich ſelbſt, nur mit einem Hemde bekleidet, in der Kirche ſtehen. Sie ſtürzte auf Brüe zu, um ihn von der Maſſias Seite fortzuziehen, aber plötzlich ſtand ſtatt ſeiner der ſelige Grünholz an ihrer Seite. Der zog ihr ſeinen Rock an, ſetzte ihr ſeinen Hut auf und zog ſie eiligſt aus der Kirche hinaus, indem er ſagte:

Ich lebe ja noch, Du ſchlechtes Weib; wie kannſt Du Dich mit einem andern trauen laſſen?

So träumte die Grünholz, und Knittel mochten eben auch keine angenehme Träume beſchäftigen, denn er ſchrie im Schlafe laut auf, und auch Haspin träumte

nichts Gutes. Er ſaß aufrecht im Bette und ſtarrte geiſterhaft in die Stube wie ein Irrer.

Oftmals ſtreckte er die Arme nach dem Dienſtmädchen aus, welches neben ſeinem Bette ſaß, weil er vielleicht glaubte, daß es ſeine Braut ſei; und zuweilen fragte er, wie ſich die junge Frau befinde, und warum ſie denn nicht zu ihm komme? — Wenn ihm dann das Mädchen ſagte, daß ſie ja todt ſei, dann rief er zornig aus:

O, ich weiß ſchon, wer ſie vergiftet hat; aber ich werde ihn aufs Schaffot bringen!

Das Mädchen hatte Mühe, Herr Haspin zu beruhigen. Endlich ſchlief er ein, erwachte aber bald wieder, und nun erhob er ſich und ging in die andere Stube, wo die Leiche lag. Frau Bube ſaß auf einem Stuhle, die Jungfer auf ihrem Schooße. Sie hatte ihre ſchmutzigen Karten auf der Leiche liegen und ſchien ſehr emſig darin zu ſtudiren. Sie ſchrak auf, als Haspin plötzlich vor ihr ſtand.

Iſt ſie wirklich todt? fragte er.

Nun freilich, ſie wird nicht wieder erwachen, lieber Herr; verſetzte das Weib.

Das iſt nicht wahr; entgegnete Haspin, ich wette darauf, daß ſie nicht todt iſt. Sehen Sie, ſehen Sie, ſie ſchlägt die Augen auf!

Thorheit! ſie iſt todt!

Haspin beugte sich über die Leiche und horchte auf ihren Athem.

Wenn sie todt ist; sagte er, dann hat sie mein Neffe vergiftet.

Es ist möglich; versetzte die Bube, daß Ihre Braut keines natürlichen Todes gestorben ist. Ich habe eben die Karten gelegt. Ganz richtig ging es nicht zu.

Nein, ich will darauf einen heiligen Eid leisten; versetzte Haspin. Man wird sehen, daß ich Recht habe.

Wollen Sie die Leiche öffnen lassen? fragte Frau Bube.

Ja; versetzte Haspin.

Setzen Sie sich doch; sagte Frau Bube, indem sie einen Stuhl heranrückte. Wir können ein wenig mit einander plaudern. Ich bin eine alte erfahrene Frau. Mit mir können Sie alles besprechen.

Haspin folgte der Einladung und setzte sich neben das Weib.

Ist der junge Mensch, der zuweilen zu Ihnen gekommen ist, nicht Ihr Neffe? fragte sie.

Ja, der Schuft! rief Herr Haspin auf.

Er hat mit Ihrem Töchterchen charmirt — nicht?

Ja, er hat das Mädchen verführt.

Verführt? — Pfui! Ein so hübsches, milchweißes Gesichtchen, ein so liebliches Kind! — Und deshalb haben Sie Ihre Tochter wohl auch fortgejagt?

Ja, weil ſie in ihn vernarrt iſt, weil ſie ihn durchaus heirathen wollte!

Dummes Ding! rief die Bube. Ein ſo hübſches und reiches Mädchen hätte den erſten beſten Grafen heirathen können.

Das war auch mein Wille. Ich will mich von einem ſolchen Tagedieb nicht beerben laſſen.

Aber er wird Sie doch beerben! Er wird Sie doch beerben, Männeken! rief das Weib mit einer ſehr geheimnißvollen Miene.

Niemals! rief Herr Haspin, zornig auffahrend.

Es ſteht in meinen Karten, — wenn nicht ein Gewiſſes eintritt, dann beerbt er Sie. Das ſteht feſt.

Was ſoll eintreffen? fragte Haspin.

Der böſe Bube muß früher ſterben als Sie, Männeken. Und das iſt möglich. Jugend ſchützt nicht vor dem Senſenmann. Gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen, aber für den Tod! Nicht?

Das Weib ſah Haspin bei dieſen Worten ſo ſeltſam an, daß dieſer zuſammenfuhr.

Wenn uns eine Perſon ſehr zuwider iſt; fuhr Frau Bube mit demſelben Blicke fort, dann kann man bewirken, daß ſie bald ſtirbt.

Haspin ſah Frau Bube mit der größten Spannung an.

Es iſt gerade nicht nöthig ihr Gift zu geben. Es

giebt ein anderes Mittel, das ganz unſchuldig iſt, das dem, welcher es anwendet, nicht die geringſte Gefährlichkeit bereiten kann, — ein ſolches Mittel giebt es.

Was iſt das für ein Mittel? fragte Haspin mit dumpfer, zitternder Stimme.

Ich kann Ihnen ſehr viele Dinge mittheilen, die Ihnen kein Gelehrter ſagen kann. Aber die Gelehrten ſind dumm. Die wahren Geheimniſſe kennen ſie doch nicht. Eine richtige Kartenlegerin weiß mehr als Alle. Wenn Sie wollen, daß irgend eine Perſon, die Ihnen zuwider iſt, ganz gewiß recht bald ſterben ſoll, dann müſſen Sie immerfort an ſie denken und ſich dabei vorſtellen, ſie wäre ſchon todt, oder ſie könne jeden Augenblick ſterben, und dann ſtirbt ſie.

Dann ſtirbt ſie? ſagte Haspin, welcher ſelbſt wie der Geiſt eines Todten ausſah — das will ich thun.

Ich kann Ihnen jeden Tag darüber Auskunft geben; fuhr Frau Bube fort, wie es mit dieſer Perſon ſteht, und wann ſie ſterben wird. Aber ich kann auch noch etwas Anderes machen. Ich kann Ihre Tochter von ihrer Liebe zu Ihrem Neffen abbringen. Ja, das kann ich.

Daran zweifle ich; verſetzte Haspin.

Ach, das iſt ſehr leicht. Der Baron iſt ein ſchmucker Mann. Wenn Sie es mich machen laſſen wollen, dann will ich es ausrichten.

Sie wollen das ausrichten? ſagte Haspin immer mit demſelben geiſtesabweſenden, ſtieren Blick.

Ja, das will ich. Nicht, Jungfer? das bringen wir zu Stande. Aber was bekomme ich dafür?

Ich gebe Ihnen Hundert Thaler; ſagte Haspin.

Schriftlich? fragte die Bube.

Ja, ich verpflichte mich ſchriftlich.

Nun, dann geben Sie mir einen Schein, daß ich, wenn das Verhältniß Ihrer Tochter zu Ihrem Neffen aufhört, hundert Thaler bekomme.

Aber es muß bald geſchehen; entgegnete Haspin.

In vierzehn Tagen.

Wenn es länger dauert, bekommen Sie nichts.

Ja, dann bekomme ich nichts.

Haspin erhob ſich, aber er ſank wieder auf ſeinen Stuhl zurück. Im ſelben Augenblick trat das Mädchen herein, welches ſchon eine Weile unbemerkt an der Thür des Zimmers geſtanden und das Geſpräch mit angehört hatte. Haspin und ſelbſt die Frau Bube erſchraken über dieſe plötzliche Erſcheinung. Es müſſen ſehr böſe Gedanken geweſen ſein, welche Beide in dieſem Augenblick beſchäftigt hatten. Auf den Arm des Dienſtmädchens geſtützt, verließ Haspin das Leichenzimmer. Er fühlte ſich ſehr ſchwach und legte ſich ſofort wieder ins Bett. Aber er vermochte nicht zu ſchlafen. Schwarze Gedanken umdüſterten ſeine Sinne. Es ſtand bei ihm

entſchieden feſt, daß ſein Neffe den Tod ſeiner Frau verſchuldet. Vergebens bäumte er ſich unter den Stacheln des Haſſes, die ſein Inneres zerfleiſchten; er fand keinen Plan, um ſeine Rache in ſo vollem Maße, wie er es wünſchte, auszuführen. Selbſt der Tod ſeines Neffen genügte ihm nicht. Da packte ihn ein hölliſcher Gedanke. Der Sinn des Verſprechens, welches ihm Frau Bube gemacht, begann ihm jetzt erſt in ſeinem vollen Umfange einzuleuchten.

Früher hätte Haspin bei allem Widerwillen gegen ſeinen Neffen einen ſolchen Gedanken gewiß mit Entſetzen zurückgewieſen; aber jetzt war er moraliſch ſo tief geſunken, daß er zu Allem fähig war, was ſeinen Haß zu befriedigen vermochte. Sein Geiſt, ſein Herz, ſein Verſtand waren völlig widerſtandslos geworden. So kann der Menſch fallen, ganz allein durch ſich ſelbſt.

Haspin ließ ſich Papier, Feder und Dinte reichen und ſchrieb etwas auf ein Blatt Papier; dann ließ er die Bube zu ſich hereinkommen und übergab ihr das Blatt.

Die Bube griff mit einer unbeſchreiblichen Gier darnach und ging in das andere Zimmer zurück. Hier begann ſie das Blatt zu leſen.

Es enthielt in ziemlich unleſerlichen Zügen die Worte:

„Ich verpflichte mich, der Inhaberin Dieſes ſofort Hundert Thaler ohne Widerſpruch auszuzahlen, wenn durch ihre Veranlaſſung und Mitwirkung

meine Tochter dahin gebracht wird, den Baron von Holdern-Rökritz zu heirathen. Haspin."

Nachdem Frau Bube gelesen, steckte sie das Blatt hastig und mit lachendem Gesichte in die Tasche. Dann streichelte sie ihre Jungfer, nahm sie unter den Arm, setzte sich bequem in den Lehnstuhl und begann zu grübeln.

Und als die Sonne aufging, waren die verbrecherischen Entschlüsse reif geworden. Wahnsinniger Haß und Geldgier hatten sich verbunden und neben einer Leiche die Brautnacht gefeiert.

Zwölftes Kapitel.

Heimkehr.

Als der Baron gegen Mittag Haspin besuchte, ergriff ihn Entsetzen. Er hatte geglaubt, von seiner ehemaligen Geliebten mit freundlichem, siegreichem Lächeln empfangen zu werden. Er hatte geglaubt, daß nunmehr seine Herrschaft in Haspins Hause beginnen würde; aber der Tod hatte alle seine listigen Berechnungen, alle seine goldenen Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet. Er stand wieder am Anfange. Sofort erkannte er, daß das Spiel für ihn verloren war, wenn er nicht

die energiſchſten Maßregeln ergriff. Bei dem wiederum vereinſamten Haspin konnte die Liebe zu ſeinem verſtoßenen Kinde jetzt leicht wieder erwachen, und wenn der Baron auch nicht glaubte, das Haspin gegen ſeinen Neffen jetzt verſöhnlicher geſtimmt ſei, ſo hatte er doch Urſache genug, von Amaliens Rückkehr ins väterliche Haus nichts zu hoffen und alles zu fürchten.

Aber ein kurzes Geſpräch mit Haspin verſcheuchte alle ſeine Befürchtungen wieder. Haspin ſprach mit ſolchem Haß von ſeinem Neffen, und zeigte eine ſolche geiſtige und moraliſche Zerrüttung, daß der Baron ſehr bald erkannte, welch ein leichtes Spiel er nunmehr mit dieſem gebrochenen Manne haben würde. Ihm ein anderes Weib zuzuführen, daſſelbe Spiel noch einmal zu beginnen, ſchien ihm zu gefährlich. Aber deſto leichter mußte ihm ein anderer abſcheulicher Plan gelingen, zumal wenn Haspin ſelbſt ihm ſeinen Beiſtand lieh.

Sie müſſen Ihre Tochter wieder in Ihrem Hauſe haben; ſagte er, ſo allein können Sie nicht bleiben. Sie wird jetzt zur Erkenntniß kommen, daß ſie es iſt, welche Ihren jetzigen Zuſtand verſchuldet hat. Ja, wahrhaftig, ſie müßte ein Rabenkind ſein, wenn ſie auch jetzt noch in ihrem Widerſtande gegen Ihren väterlichen Willen beharren wollte. Mir ſelbſt will das Herz brechen, wenn ich Sie jetzt anſehe, Sie armer, kranker Mann! Aber ſeien Sie ruhig. Sie ſollen wieder der glücklichſte

Mann von der Welt werden. Ich werde meine Zurückhaltung gegen Ihre Tochter von nun an völlig aufgeben. Ich sehe, daß es Ihr Tod ist, wenn Amalie Ihren Neffen heirathet. Nein, Sie thun mir zu wehe. Sie müssen durchaus wieder der alte freundliche, lebenslustige Herr werden. Und ich werde sofort Hand ans Werk legen!

Auf Haspin machten diese Worte des Barons einen tiefen Eindruck. Er drückte dem vermeintlichen Biedermanne die Rechte und erklärte ihm, daß er nach dem schweren Unglück, von welchem er betroffen worden sei, sich nur noch an dem Gedanken emporzurichten vermöge, ihn, den Baron, bald als seinen Schwiegersohn begrüßen zu können. Er betheuerte, nunmehr alles an die Verwirklichung dieses seines alten Lieblingsgedankens setzen zu wollen, und wenn es ihm auch jetzt durchaus mißlänge, seine Tochter für denselben zu gewinnen, dann wollte er sie für immer verstoßen und schon dafür sorgen, daß sein Vermögen nicht in ihre Hände kommen sollte.

Als der Baron Haspins Wohnung verließ, erwartete ihn unten das Weib mit dem spitzen Gesichte, und gab ihm einen geheimnißvollen Wink.

Der Baron trat in ihre Behausung ein, und als er nach einer halben Stunde etwa wieder herauskam, war er leichenfahl. Er bestieg eine Droschke und fuhr nach Hause.

Als er in seine glänzenden Zimmer, die er auf Haspins Kosten bewohnte, eintrat, warf er sich aufs Kanapee hin. Sein Gesicht wurde wo möglich noch bleicher. Was war es, was den kalten, herzlosen Mann, der vor keinem Verbrechen zurückbebte, plötzlich in einen solchen Zustand der Niedergeschlagenheit versetzt hatte? Was es war? — Die Nemesis hatte ihm, wenn auch nur ganz leise, einen Tritt auf die Ferse gegeben, und ihr: „Mene mene thekel uparsin!“ begann ihn aufs Aeußerste zu beunruhigen.

Frau Bube hatte ihm nämlich mitgetheilt, daß Amalie bei Agnes von Sarrow Schutz und Aufnahme gefunden habe, bei derselben Frau, die durch ihn und seinen verhängnißvollen Einfluß auf ihren Gatten so unendlich unglücklich geworden war. Er konnte es kaum bezweifeln, daß Edmund nicht, ohne sich seiner Frau zu entdecken, aus der Welt gegangen war, aber niemals hatte er gefürchtet, daß Agnes von Sarrow es über sich würde vermögen können, den Namen ihres Mannes durch irgend eine Mittheilung über seine nächtliche That zu schänden. Nein, Frau von Sarrow hatte bis jetzt das Geheimniß im Innersten ihres Herzens verschlossen gehalten; aber war ihm die stolze, schweigsame Frau auch nicht als Anklägerin gefährlich, so konnte ihre Verbindung mit Amalien und Oskar doch im höchsten Grade verhängnißvoll für ihn werden. Ja, jetzt erkannte er

die Quelle, aus welcher Oskar seine Wissenschaft über seinen Charakter geschöpft hatte; denn Haspin hatte dem Baron, um dessen Haß gegen seinen Neffen aufzustacheln und zugleich ihm einen Beweis seines Vertrauens zu geben, Oskars Enthüllungen mitgetheilt. Jetzt sah der Baron ein, wie höchst gefährlich ihm der junge Mann werden konnte, dessen festen, entschiedenen Charakter er schon genugsam kennen gelernt hatte, und von dem er jetzt um so mehr erwarten mußte, daß er alle Minen springen lassen würde, um ihn, seinen Nebenbuhler, zu entlarven und eine Verbindung zwischen ihm und Amalien unmöglich zu machen.

Unter diesen Umständen konnte ihn nur ein neues Verbrechen zum Ziele führen; und von Kökritz war nicht der Mann, vor einem solchen zurück zu schrecken. Die Einleitung dazu war bereits getroffen, und in diesem Augenblick, während der Baron über die zu ergreifenden Maßregeln weiter nachdachte, befand sich Frau Bube bei Agnes von Sarrow. Sie that, als wüßte sie nicht das Geringste von Amaliens Anwesenheit bei derselben. Sie kam nach ihrem Vorgeben ja nur ganz zufällig, um nämlich das Briefchen abzugeben, welches Frau von Sarrow bei ihrem Auszuge aus Knittels Hause verloren hatte. Sie würde ihren Fund schon früher der rechtmäßigen Eigenthümerin gebracht haben, sagte sie, aber sie habe noch immer keine Zeit gehabt, sie aufzu-

ſuchen. Als ſie Haspins Tochter erblickte, heuchelte ſie die größte Ueberraſchung, und nun erzählte ſie, ſcheinbar ganz abſichtslos, wie die junge Frau Haspin in der Brautnacht ſo plötzlich am Lungenſchlage geſtorben und Herr Haspin ſelbſt ſo gefährlich erkrankt ſei, daß der Arzt ihn bereits aufgegeben habe.

Das war genug. Amalie erſchrak aufs Heftigſte; ſie weinte bitterlich und machte ſich ſofort auf, um ihren kranken Vater zu beſuchen. Frau v. Sarrow unterſtützte ſie ſogar bei ihrem Entſchluſſe, und Amalie beeilte ſich nun in das väterliche Haus zurückzukehren.

Unter Thränen ſtürzte ſie an die Bruſt ihres Vaters; Haspin war ebenfalls ſehr gerührt. Er nahm ſeine Tochter mit aufrichtiger Zärtlichkeit auf, er fühlte ſich wohl ſie wieder zu haben. Kein Wort des Vorwurfes gegen ſie ſelbſt oder gegen Oskar kam über ſeine Lippen.

Du ſiehſt, in welchem Zuſtande Du mich jetzt findeſt; ſagte er, und ich hoffe, daß Du mich nie wieder verlaſſen wirſt. Was geſchehen iſt, ſoll gänzlich vergeſſen ſein. Du wirſt nach wie vor meine gute Amalie, und ich Dein zärtlicher Vater ſein. Wir haben beide ſehr gelitten; aber ich hoffe, Deine Liebe und Deine Nähe werden mich bald wieder geneſen machen, und wir werden dann wie früher friedlich und glücklich beiſammen leben.

Amalie hütete ſich ebenfalls, ein Wort von Oskar zu erwähnen. Sie nahm ſofort wieder ihre frühere

Stellung im Hause ein. Wie hätte sie es über sich gewinnen können, ihren Vater jetzt wieder zu verlassen, oder ihn durch Erwähnung Oskars aufzuregen? Aber sie ging sobald als möglich in ihre Stube, um ein paar Worte an ihren Cousin zu schreiben und ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Doch welch ein Anblick bot sich ihr, als sie an einem Zimmer vorüber ging, welches neben dem ihrigen lag! Donna Leilas Leiche lag auf einem Tische, und der Arzt mit seinen Assistenten war soeben beschäftigt sie zu öffnen.

Welche Gefühle würden sie ergriffen haben, wenn sie hätte ahnen können, aus welcher Veranlassung die Leichenöffnung geschah? Mit einem Schrei des Entsetzens eilte sie in ihr Zimmer. Sie war so bewegt, daß sie sich einen Augenblick niederlassen mußte, um sich zu erholen. Dann begann sie mit zitternder Hand an ihren Cousin zu schreiben.

Sie theilte ihm mit, aus welcher Veranlassung sie zu ihrem Vater zurückgekehrt war und hielt sich der Billigung ihrer Handlungsweise von seiner Seite versichert; auch sprach sie die fester Zuversicht aus, daß ihres Vaters Krankheit und deren furchtbare Veranlassung denselben milder und versöhnlicher gegen seinen Neffen stimmen, und daß er es gewiß gern sehen würde, wenn Oskar an seinem Krankenlager erschiene.

Dies war ungefähr der Inhalt des Briefes, welchen

ſie ſofort an Oskar abſandte; und dann begab ſie ſich zu ihrem Vater, welchen der Arzt gerade von dem Erfolge der Obduction unterrichtete, daß nämlich, wie er vorausgeſetzt, keine Spur von einer Vergiftung vorgefunden worden ſei.

Haspin nahm dieſe Mittheilung ziemlich gleichgültig hin; ſeiner Tochter ſtreckte er die Hand entgegen und zog ſie liebreich an ſeine Bruſt. Seine ehemalige Zärtlichkeit gegen ſie ſchien wieder erwacht zu ſein, und er ſagte, daß er, von ihr liebreich gepflegt, bald wieder zu geneſen hoffe.

Auf Amaliens Anfrage an den Arzt erklärte dieſer, daß der Zuſtand ihres Vaters keineswegs ohne bedenkliche Symptome wäre, und daß der Kranke namentlich vor jeder Aufregung bewahrt werden müſſe. Unter ſolchen Umſtänden hielt Amalie es nicht für gerathen, ihres Couſins zu erwähnen; vielmehr wollte ſie abwarten, ob Haspin nicht ſelbſt von Oskar ſprechen würde.

Aber Haspin erwähnte ſeiner mit keiner Sylbe. Er ſchien es vielmehr recht gefliſſentlich zu vermeiden; dagegen erkundigte er ſich, ob nicht der Baron ſchon dageweſen ſei und ſchien auf ihn mit Ungeduld zu warten.

Gegen Abend kam Oskar. Amalie empfing ihn unter Thränen. Oskar beruhigte ſie. Mit ſeinem edeln Charakter ſtimmte es vollkommen überein, daß er von

dem Vorgefallenen tief ergriffen war. Er bedauerte seinen Oheim aufrichtig und billigte Amaliens Vorsatz in Bezug auf sich durchaus.

Es wird sich Alles finden, sagte er, wenn Dein Vater wieder genesen ist. Das ist für jetzt die Hauptsache. Unser eigenes Geschick wollen wir getrosten Muthes Gott anheimstellen. Sage ihm nicht, daß ich hier gewesen, und daß ich für seine baldige Besserung die innigsten Wünsche hege. Hoffen wir, daß sich sein Herz von selbst zu mir finde.

Mit diesem Wunsche verließ Oskar seine Cousine. Als er die Treppe hinunterging, begegnete ihm der Baron. Oskar maß ihn mit verächtlichen Blicken. Der Baron that, als bemerke er dieses nicht, faßte den jungen Mann beim Arme und sagte:

Junger Freund, welche traurige Dinge erleben wir. Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie kommen. Wie befindet sich Ihr Oheim?

Oskar sah dem Baron fest ins Antlitz, dann sagte er:

Sie würden besser thun, die Schwelle dieses Hauses nicht mehr zu betreten, und im Namen meines kranken Oheims, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die nicht schläft, warne ich Sie, sich fern zu halten. Sie sind ein Intrigant! Sie sind ein Bösewicht! Und ich erkläre Ihnen hiermit nochmals meine offene und unversöhnliche Feindschaft!

Menſch, Sie ſind verrückt! entgegnete der Baron mit eiſiger Ruhe und eilte die Treppe hinauf.

Amalie empfing den Baron mit ruhiger Würde. Sie verſuchte ihn abzuweiſen, indem ſie vorgab, daß der Arzt die größte Ruhe für den Kranken auf das Dringlichſte anempfohlen habe. Aber der Baron ließ ſich nicht abweiſen und trat in Haspins Stube.

Die Miene des verblendeten Mannes klärte ſich auf, als er den Baron kommen ſah.

Wiſſen Sie? fragte er. Sie iſt da!

Ich habe ſoeben mit ihr geſprochen; verſetzte der Baron. Sie wollte mich nicht zu Ihnen hineinlaſſen.

Das iſt abſcheulich! rief Haspin.

Ich bitte, regen Sie ſich nicht ſo auf; entgegnete der Baron. Denken Sie an Ihren Zuſtand und ſchonen Sie ſich. Legen Sie dieſe Angelegenheit ganz in meine Hand, und ſeien Sie überzeugt, daß ich ſie zum glücklichen Ende bringen werde. Ihr Neffe war hier —

Er war hier? rief Haspin, und ſeine Züge zeigten eine convulſiviſche Verzerrung.

Er war hier und erklärte mir ſeine unverſöhnliche Feindſchaft.

Der Elende! rief Haspin.

Ruhig, mein Freund; entgegnete der Baron. Ich bitte Sie flehentlich, bewahren Sie Ihren Gleichmuth. Wollen Sie mir unbedingt Folge leiſten, dann ſoll in

kürzeſter Friſt Ihr ſehnlichſter Wunſch erreicht ſein. Wollen Sie?

Unbedingt! entgegnete Haspin, ich will alles thun, wenn ich nur dieſen verhaßten, unverſchämten Burſchen züchtigen kann!

In dieſem Momente trat Amalie herein, um ihrem Vater Medicin zu reichen. Sein aufgeregter Zuſtand entging ihr nicht.

Der Baron ſprach, ſo lange Amalie im Zimmer war, von den gleichgültigſten Dingen; ſobald ſie aber wieder hinaus gegangen war, gab er Haspin Papier, Dinte und Feder, und bat ihn zu ſchreiben, was er ihm dictiren würde.

Haspin erklärte ſich bereit und begann mit zitternder Hand zu ſchreiben:

„Ich erkläre Dir nochmals aufs Feierlichſte, daß ich in eine Ehe meiner Tochter mit Dir niemals einwilligen werde. Du biſt es, der meinen jetzigen leidenden Zuſtand auf dem Gewiſſen hat, und ſollte ich vielleicht dieſe Welt früher, als es meine Conſtitution vermuthen ließ, verlaſſen müſſen, ſollte ich meiner jetzigen Krankheit erliegen, Du allein trägſt die Schuld. Ich weiß, daß Du auf meinen baldigen Tod hoffſt; ich weiß, daß es Dein heißeſter Wunſch iſt, daß ich bald meine Augen ſchließen möge. Ich habe aber meiner Tochter das

heilige Verſprechen abgenommen, ich habe ſie bei meinem ſchwerſten Fluch verbindlich gemacht, jede fernere Berührung mit Dir zu meiden. Vergrößere alſo nicht die Leiden meines Kindes, welches Du ſo innig zu lieben vorgiebſt. Amalie wird ihr Gelübde, was ſie mir ſo feierlich auf dem Krankenbette angelobt, ich mag ſterben oder geneſen, niemals brechen. Ich hoffe demnach, Du wirſt niemals mehr Deinen Fuß über meine Schwelle ſetzen und ich verſpreche, Dir in meinem Teſtamente ein Legat auszuſetzen, welches Dich von den drückendſten Sorgen in Zukunft ſchützen wird.

Haspin."

Mit ſichtbarer Anſtrengung hatte Haspin dieſen Brief geſchrieben. Der Baron couvertirte ihn und lies Haspin die Adreſſe ſchreiben, dann ſteckte er den Brief in ſein Taſchenbuch.

Glauben Sie, daß dieſer Brief den gewünſchten Erfolg haben wird? fragte Haspin.

Ganz gewiß; verſetzte der Baron, ich glaube Ihnen den Erfolg garantiren zu können.

Bald darauf verließ der Baron Haspins Wohnung. Amalie fand ihren Vater ſehr angegriffen. Er ſprach kein Wort mit ihr und lag wie ſchlummernd da.

So brach die Mitternacht heran.

Dreizehntes Kapitel.

Der Fluch der böſen That.

Es war am andern Tage.

Frau v. Sarrow ſaß wie gewöhnlich einſam, mit ihren trüben Gedanken beſchäftigt, bei ihrer Arbeit.

Da wurde gepocht; ſie öffnete die Thür, und Oskar trat ins Zimmer.

Der junge Mann ſah ſehr bleich und angegriffen aus, er hatte ohne Zweifel die Nacht durchwacht.

Ich komme aus einer ſehr dringenden Urſache zu Ihnen, ſagte er. Ich bitte, leſen Sie dieſen Brief.

Mit dieſen Worten überreichte er der Frau v. Sarrow ein Schreiben, welches ein adeliges Wappen im Siegel hatte.

Das Schreiben war von dem Baron und lautete wie folgt:

„Auf Ihr ungebührliches Benehmen bei unſerer geſtrigen Begegnung im Hauſe Ihres Oheims hätten Sie eine ernſte Züchtigung brevi manu verdient. Es iſt ganz allein die Achtung, welche ich Ihrem Oheim im vollſten Maße zolle, daß ich von Ihnen Genugthuung fordere, wie es zwiſchen Männern von Stellung und Ehre Sitte iſt. Ich fordere

Sie demnach auf, mir umgehend Zeit und Ort zu bestimmen, wann und wo ich Sie erwarten kann.

v. Holdern-Kökritz."

Werden Sie die Herausforderung annehmen? fragte Frau v. Sarrow.

Allerdings werde ich sie annehmen.

Ich widerrathe es Ihnen.

Sie wiederrathen es mir? — Ich hoffe, diesem Elenden für immer ein Denkzeichen zu geben. Ich bin ein guter Schütze.

Aber nicht gegen Meuchelmörder.

Um Gottes Willen! was sprechen Sie da aus? Ich halte den Baron für einen großen Schuft, für einen Betrüger, für einen Industrieritter, für einen Menschen ohne Charakter — aber glauben Sie wirklich, daß er eines Meuchelmords fähig sein würde?

Ich glaube es nicht, ich weiß es! versetzte Frau v. Sarrow.

O, Sie dürfen mit mir nicht in halben Worten sprechen! sagte Oskar. Sie tragen ein Geheimniß auf dem Herzen! Sie wissen von dem Baron mehr, als ich bisher geahnt habe. Es ist aber Ihre Pflicht mir reinen Wein einzuschenken, Sie müssen mir alles sagen, ja, Sie müssen!

Nicht mehr als ich will! versetzte Frau v. Sarrow. Hüten Sie sich vor dem Menschen, gehen Sie auf kein

Duell mit ihm ein, laſſen Sie ſich an keinen einſamen Ort von ihm locken.

Es iſt genug geſagt! entgegnete Oskar, tief erſchüttert, — genug, um zu wiſſen, welch' einen entſetzlichen Menſchen ich mir gegenüber habe — aber nicht genug, um ihn zu entlarven, nicht genug, um ihn der Gerechtigkeit in die Hände zu liefern.

Das wird auch niemals geſchehen können.

Niemals? — Sind keine Beweiſe vorhanden?

Die Todten reden nicht.

Aber Sie, Sie, die Sie es wiſſen!

Ich weiß nichts! entgegnete Frau v. Sarrow und arbeitete ſchweigſam fort.

Sie wollen ſchweigen; rief Oskar, und mein ganzes Leben, mein Glück, das Glück Amaliens, einer ganzen Familie hängt von Ihrem Reden ab! — Das Schickſal hat uns auf ſo ſeltſame Weiſe zuſammengeführt. Verkennen Sie den Fingerzeig Gottes? — Sie ſollen reden, Gott will es, daß ans Tageslicht komme, was Sie bis jetzt, wie mir nun klar geworden iſt, ſchweigſam und verſchloſſen auf dem Herzen getragen haben.

Ich habe Ihnen, ſo viel ich wollte und konnte, geſagt; verſetzte Frau v. Sarrow, dringen Sie nicht weiter in mich, es würde zu nichts führen, Ihnen zu nichts nützen. Ich kann nicht mehr thun, als Sie warnen. Laſſen Sie ſich auf das Duell nicht ein.

Ich werde nicht gehen, ohne einige zuverläſſige Secundanten mitzunehmen.

Und ſelbſt wenn Sie vor einem meuchelmörderiſchen Angriffe geſichert ſind, ſind Sie es dann auch vor ſeinem Haſſe? Wenn nun der Baron ſich von Ihnen erſchießen läßt, um mit der Genugthuung aus der Welt zu gehen, Sie wenigſtens ins Gefängniß gebracht zu haben?

Das iſt eine ſeltſame Idee; ſagte Oskar, das kann ich von dem Baron nicht glauben.

Warum nicht? — Bedenken Sie nur, das ſich der Menſch ganz gewiß wieder in einer verzweifelten Lage befindet, daß er von ſeinen Gläubigern gedrängt wird und alle Hoffnung aufgeben muß, zum Ziele zu gelangen. Bedenken Sie, daß ihm alle ſeine Berechnungen fehlgeſchlagen ſind: und Sie halten dieſen Menſchen nicht für fähig, daß er darauf ſinnen könnte, ſeinem Leben auf eine Weiſe ein Ende zu machen, welche ſeinem Haſſe gegen Sie am meiſten zuſagt? Wie es auch kommen möge, der Baron erreicht durch ein Duell mit Ihnen auf eine oder die andere Weiſe ſeinen Zweck. Uebrigens habe ich Ihnen nun genug geſagt — handeln Sie jetzt nach Ihrer Einſicht.

Oskar beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er:

Ich werde Ihnen folgen. Ich werde dem Baron eine Antwort geben, wie er ſie verdient. Sie ſoll ihn tiefer treffen als ein Schuß durchs Herz. Ich danke

Ihnen für Ihren Rath. Wenn Sie Ihr Geheimniß durchaus bewahren wollen, so werde ich dennoch alles aufbieten, den Elenden früher oder später zu entlarven.

Mit diesen Worten empfahl sich Oskar, und kaum eine Stunde später hatte der Baron von ihm ein Billet folgenden Inhalts in Händen:

„Ich schlage mich nur mit einem Manne von Ehre. Schurken und Betrüger pflegt man von dem Büttel auspeitschen zu lassen, an den Pranger zu stellen oder ins Zuchthaus einzusperren."

Als der Baron dieses Schreiben las, verzerrten sich seine Züge auf die entsetzlichste Weise. Wohl eine Viertelstunde ging er in der heftigsten Erregung im Zimmer auf und nieder. Dann zerriß er das Billet, steckte den Brief, den Haspin geschrieben hatte, in seine Tasche, nahm aus seinem Schreibbureau eine kleine Pistole, untersuchte sie genau, lud sie und steckte sie ebenfalls zu sich.

Also bewaffnet ging er zu Haspin hin.

Es hatte sich in dem Zustande dieses Mannes noch nichts gebessert. Das Fieber war noch nicht gewichen. Amalie pflegte ihren Vater mit der größten Sorgfalt. Im Hause selbst war es sehr unruhig, denn Donna Leila sollte soeben begraben werden.

Oskar, welcher am diesem Tage seiner Cousine zur Seite sein wollte, war schon anwesend. Von dem, was

zwiſchen ihm und dem Baron vorgefallen war, hatte er ihr nichts geſagt. Als dieſer kam, wollte Oskar hinausgehen, um ihm den Eintritt zu ſeinem Oheim zu verwehren. Aber Amalie widerſetzte ſich dem. Der Baron würde, ohne daß es einen Eclat gebe, ſagte ſie, ſich nicht abweiſen laſſen, und ſie habe ihrem Vater das Verſprechen geben müſſen, ihn zu ihm einzulaſſen, wann er käme. Ohne den Vater alſo aufs Heftigſte zu erzürnen, könne der Baron nicht fern gehalten werden.

Wir können, wie die Sachen jetzt ſtehen; fügte Amalie, indem ſie ihren Couſin beſchwichtigend umarmte, hinzu, nichts anderes thun, als dem Vater ſeinen Willen zu laſſen, bis jede Gefahr für ſeine Geſundheit vorüber iſt. Sobald er aber geneſen ſein wird, dann wollen wir Alles daran ſetzen, um ihm über den gefährlichen Charakter des Barons die Augen zu öffnen.

Inzwiſchen war dieſer zu Haspin eingetreten. Er heuchelte eine ſehr feierlicher Stimmung. Haspins Frage, ob er den Brief an ſeinen Neffen abgeſandt, bejahte er, erwähnte aber nicht, daß Oskar anweſend war. Bald darauf verabſchiedete er ſich, um der Leiche zu folgen. Im andern Zimmer hatten ſich außerdem noch mehrere Leute, unter Andern auch der Graf von Lübbenau, verſammelt, welche der Leiche zur Beſtattung folgen wollten. Als der Sarg hinuntergetragen wurde, erhob ſich Haspin von ſeinem Lager und trat ans Fenſter.

Ein heller Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen. Dieser Mann, welcher keine Thränen vergoß, als ihn sein Kind verließ, vermochte über ein solches Weib zu weinen, das seinem Herzen nichts gewesen und nichts werden konnte!

So weit geht die Verblendung menschlicher Gesinnung. — —

Vor dem Hause standen Frau Bube mit ihrer Jungfer auf dem Arme, Fritzchen und fast sämmtliche Hofbewohner und taxirten die Kostbarkeit des Sarges. Knittel befand sich ebenfalls vor der Thür, unterhielt sich mit den Dreimastern und hielt die Hauspolizei, welche diesmal sich sogar bis auf die Straße erstreckte, aufrecht; die Grünholz stand in ihrem Keller am Fenster. Sie sah sehr leidend aus. Frau Bube meinte, daß wohl bald noch eine Leiche aus dem Hause hinausgetragen werden würde. Dabei kicherte sie schadenfroh in sich hinein. Als der Baron in den Wagen einstieg, nickte sie ihm freundlich wie einem guten Kunden zu und sagte zu ihren Nachbarn:

Der Bräutigam von Haspins Tochter. Ein charmanter Herr!

Der Leichenzug setzte sich in Bewegung, aber die Leute standen noch lange vor der Thüre, als sollten noch alle andern Bewohner der Straße, sie selbst natürlich ausgenommen, bestattet werden. Sie hätten das

Schauspiel gern verlängert gesehen. Endlich trieb sie Knittel auseinander, und es wurde wieder ruhig vor und in dem Hause.

Oskar blieb den Nachmittag über bei seiner Cousine; dann ging er fort, versprach aber, am Abend wieder zu kommen. Der Baron blieb ebenfalls, nachdem er von der Leichenbestattung zurückgekehrt war, den ganzen Nachmittag bei Haspin. Am Abende kam auch er wieder, ging aber seltsamer Weise nicht gleich zu Haspin hinauf, sondern trat bei Frau Bube ein. Frau Bube verließ dann ihre Wohnung und ging zu Haspin hinauf, woselbst sie sich etwas zu schaffen machte, was nicht auffiel, da sie jetzt öfter bei Haspin verkehrte. Als sie wieder zurückkam, theilte sie dem Baron mit, daß Oskar sich oben befinde.

Nun ging der Baron hinauf. Amalie wollte ihn diesmal abweisen, aber der Baron sprach so laut, daß Haspin ihn hören mußte. Sie ließ ihn nun zu ihrem Vater eintreten, und er erzählte Haspin, daß er seinen Neffen soeben voll Verzweiflung habe zu seiner Tochter hineinstürzen sehen. Leute seiner Art, setzte er hinzu, die von Natur exaltirt seien, wären zu Allem fähig. Es wäre vielleicht gut, wenn er seine Tochter für den Abend an sein Bett gefesselt hielte; sobald Amalie zu ihm hinein kommen würde, wollte er die Gelegenheit wahrnehmen, seinem Neffen die Thür zu weisen. Haspin

war aufs Höchste aufgebracht. Er schellte, und Amalie trat in die Stube, um sich nach den Wünschen ihres Vaters zu erkundigen. Haspin bat sie, ihm ein wenig Gesellschaft zu leisten, und begann mit ihr über ganz gleichgültige Dinge zu sprechen

Der Baron hatte sich entfernt; an der Thür des Zimmers, welches Amalie bewohnte, blieb er lauschend stehen und sah durchs Schlüsselloch. Oskar saß auf einem Stuhl, das Gesicht der Thür zugekehrt und, wie es schien, tief in Gedanken versunken. Der Baron griff in seine Brusttasche, ein kleines Terzerol blitzte in seiner Hand. Er öffnete leise die Thür. Plötzlich hörte man einen Schuß, einen schwerer Fall. — — — —

Als Amalie ins Zimmer stürzte, fand sie den Baron neben Oskars Leiche knieen. Haspins Brief lag ebenfalls auf der Erde. — —

Der Unglückliche! rief der Baron, er hat die frevelnde Hand an sich selbst gelegt.

Mit diesen Worten eilte er zu Haspin hinein.

Einige Secunden später war die Wohnung mit Leuten angefüllt. Fast sämmtliche Hausbewohner waren herbeigestürzt. Amalie lag ohnmächtig, leblos neben der theuren Leiche.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

Bernhard Heßlein's

gesammelte Werke.

Neunter Band.

Unter dem Schleier der Nacht.

Vierter Theil.

Leipzig,
Gustav J. Purfürst.
1867.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Der Autor.

Erſtes Kapitel.

Aus dem Leben eines Heiligen.

Ein neuer Tag begann ſein Antlitz zu erheben, und die aufgehende Sonne umgab ihn mit einem Glorienſchein, als wäre es ein Heiliger, der auferſtand. Ja wohl, es war ein Heiliger von den 365 Heiligen des Jahres, welche die Menſchen tagtäglich wachrufen. Und jeder dieſer Heiligen ſagt es uns mit verklärter Miene, wie heute, oder unter dem Trauerſchleier des Nebels, oder unter Thränen: gedenke, daß du Staub biſt! — Aber wer glaubt es dem mahnenden Heiligen, wenn ſein Antlitz purpurroth ſtrahlt oder golden erglänzt, daß er auch tödten kann und daß er Trauer und Elend in Fülle bringt? Und wie ſich nun Millionen Beine ſtrecken und Millionen Arme recken, um den Weg zu wandeln, zu dem ſie die Heiligen wachrufen, um die Bedürfniſſe zu gewinnen, die ihnen der — Heilige? — nein, die ihnen das menſchliche, ſchwache, leidenſchaftliche Herz auferlegt, welchem ſo viele Arme und ſo

Aeſthetik, und ſelbſt die eleganteſten Damen drücken über den Cynismus, mit welchen ſo manche Dinge hier präſentirt werden, ein Auge zu. Häßliche Frauen, ſchmutzig und runzlich, wie die Bücklinge, die ſie verkaufen, bieten dieſe beliebten Thiere in großen Maſſen feil, und die Groſchen, die ſie für ihre Waare empfangen, bleiben an ihren Händen kleben, mit denen ſie unwillkürlich die armen Bücklinge ſcalpiren. Dort zankt ein altes Weib mit einer feinen Dame, die ihr zu ſchlecht geboten oder ihre Waare getadelt hat. Hier klagen zwei Arbeiterfrauen bitter über die theure Zeit. Fleiſch kann ſie kaum noch zum Sonntage kaufen, ſagt die Eine; und ſie überhaupt gar nicht mehr, ſagt die Andere, und nun werden mit großer Behaglichkeit, als wäre es eine Art Revanche für die Entbehrung, die Gründe hergezählt, welche an dieſer Theurung ſchuld ſein ſollen. Ein vorübergehender Witzling, ein Bekannter der beiden Frauen, ſagt: Schnickſchnack, die Ochſen und nicht die Fleiſcher ſind an der Theurung ſchuld, denn ſie haben die Auswanderungsſucht bekommen, und ſind Europamüde geworden. Die Frauen lachen, und ein Band verkaufendes Weib ſchreit dazwiſchen, und ein großer Hund bellt dazwiſchen, und ein Huhn, das geſchlachtet wird, ächzt dazwiſchen, und ein Mädchen, dem ein Spitzbube das Portemonnaie geſtohlen, weint dazwiſchen, und der Schutzmann, der den Taſchendieb beim

Kragen gepackt, tritt dazwiſchen. Und bald hat ſich ein großer Knäuel von Menſchen angeſammelt, die auf den ſchändlichen Spitzbuben ſchimpfen. Und dort ſchimpfen ſie auf die Schlächter, die zu viele Knochen geben, und dort auf die Bauern, welche die Kartoffelpreiſe immer höher treiben, und dort auf die Kornwucherer, und dort auf die Hökerinnen. Und dazwiſchen hacken die Schlächter, meſſen die Obſthändler, ſchreien die Hökerweiber, bieten die Frauen mit Transportkörben auf dem Rücken ihre Dienſte an, kommen und gehen die Frauen, wo der Magen ſeine Börſe hält, mit großen und kleinen Körben, mit Groſchen und mit Thalern; und während die Männer in ihren Comptoirs, Bureaux, Fabriken und Werkſtätten im Schweiße ihres Angeſichts ihr tägliches Manna erwerben, kargen nnd feilſchen die Märtyrinnen der männlichen Launen mit lobenswerther Oekonomie, welche ihnen und den Verkäuferinnen nicht mindern Schweiß verurſacht, als den ſtrebenden Ehemännern, um eben dieſes tägliche Manna.

Und während alſo auf den Märkten geſchieht, ſchickt ſich die junge Generation an, unbeſorgt und unbekümmert um ihr Daſein, ſich in den Schulen für jene Kunſtſtücke, Weisheiten und Thorheiten erziehen zu laſſen, zu denen der Menſch nun einmal geboren wird. Während die Kinder ihrem Ziele zuſteuern, denken ſie mit Schrecken an die Lectionen, die ſie noch nicht gelernt

oder ſchon wieder vergeſſen haben, und mit Freuden an das Frühſtück in ihren Mappen und Taſchen; und mit dem Wunſche, daß es nur Einen Heiligen im Jahre geben möge, den Sonntag, verbinden ſie den, bald groß zu ſein, wie die Leute, welche ihnen begegnen, und welche thun können, was ſie wollen, und was die kleinen, freien Herren noch ſonſt von dieen großen Sklaven denken mögen!

Ach, ſie ſehen es nicht, dieſe kleinen Glücklichen, wie ſie dahinſchleichen, die Sklaven der Arbeit und der Armuth, mit ihren Werkzeugen in der Hand, oder den Beutel am Arme und Hunger und Kummer im Antlitze, auf welches der Glorienſchein des jungen Heiligen fällt, dieſes Heiligen von 365 Heiligen, welche ſie zur Sklaverei wachrufen. Iſt es etwa dieſer Heilige ſelbſt, für den ſie ſklaven und mühen, für den ſie ſich unter der Qual der Arbeit winden, welche die Blüthe ihres Lebens verzehrt? Leben ſie nur für den Tag? — Oder wer iſt es, der den Heiligen entweiht, welcher das Leben der Armen jetzt mit ſeinem glühenden Antlitz erleuchtet, mit warmem Herzen ſie tröſtet und ihnen ermuthigend zuruft: Geduld, ich habe fünfzig Brüder, und dieſe bringen Dir Erlöſung, Glück, Frieden, Ruhe, Troſt!

— — — — — — — — — — —

Dort gehen Andere durch die Gaſſen, welche ſehr nachdenklich ausſehen. Sie rechnen. So und ſo viel

Schweiß macht so und so viele Thaler. So und so viele Hände arbeiten für die Havanna, welche ich jetzt rauche, für den Pelz, den ich im Winter trage, für meine Sonntagsvergnügungen, für meine Sommerwohnung, für meine Soiréen, für meine schöne Mobilien, für den Putz meiner Frau, für meine Kutscher, meine Pferde und meine Equipagen. Und wie manche Karosse jetzt durch die Straßen rollt, die nicht die Pferde, sondern die Noth, die Seufzer, die Armuth, der Tod ziehen!

Es muß zehn Uhr sein. Das sagen diese Karossen. Es sitzen zumeist Doctoren darin. Junge Männer und alte Herren, gleichgültig in das Gewühl starrend, oder mit ernster, nachdenklicher Miene. Sie beginnen ihren Kreislauf. Die Pferde jagen, daß es stiebt, und hinter ihnen her und vor ihnen her, jagen die Schatten der Todten und die Thränen armer Waisen und die Wehklagen trauernder Eltern. Unglückliche, die ihr seid, von denen man Gesundheit und Leben verlangt, Staub, von denen der Staub Güter des Himmels begehrt! Ihr kommt, Ihr prüft, Ihr tröstet und schreibt Recepte und droben in den Sternen steht's geschrieben: Vorbei! — Und wenn die Aerzte ihren Kreislauf vollbracht, dann jagen wieder die Seufzer der Sterbenden und die Wehklagen der Lebenden hinter ihnen her. Und schwarze Kleider werden zurecht geschnitten, und schwarzer Flor

wird aufgeheftet, und Särge werden ins Haus getragen, und Leichenwagen rollen hin und her, und Alles verliert sich im Gewühl und Getümmel des Tages. Die Leute sehen es so gleichgültig an, als wäre der Tod eine Sache, die sie nichts angeht; aber die, welche der Schmerz, ein geliebtes Wesen zu verlieren, im Innersten des Herzens getroffen, zucken auf, weinen thränenlos und — vergessen wieder.

Doch hier und dort geht ein soeben Genesender, um sich unter den Strahlen der Frühlingssonne zu kräftigen. Er ist vom Rande des Grabes auferstanden und zum zweiten Male geboren worden. O, mögest Du nie dieses Heiligen vergessen, der Dich heute zum neuen Dasein wachgerufen, mögest Du der Kranken gedenken, die sich kein Labsal verschaffen können, der Waisen, denen der Tod, unerbittlicher gegen sie, als gegen Dich, den Ernährer, die zärtliche Mutter geraubt.

Es ist zwölf! — Das städtische Leben ist auf seinen Höhepunkt gelangt. Welche Regsamkeit, welch ein ungeheurer Traum des Daseins! Welch ein Schaffen, Wirken, Streben, Mühen! Wie es schäumt und wogt und gährt in diesem bohrenden Strudel des Lebens! Wer vermag den Ideen zu folgen, welche durch die Köpfe aller dieser Menschen jagen, fruchtbringend, unheilbringend, Diesem Kummer, Jenem Freude bereitend, der Natur Wunder und Geheimnisse entlockend, der Menschenseele

bis in ihre innerſten, verborgenſten Fäden folgend, oder ſinnend auf Tücke, auf Neid, auf Haß, auf Feindſchaft, auf Erbärmlichkeit, oder auf Liebe, auf Wohlthat, auf Troſt. Und welcher Stern mit einem Jeden geht? — Was von Allem, das ein Jeder ſinnt, ihm ſelbſt und ſeinem Nächſten wirklich zum Glücke und zum Heile ausſchlägt? Ob der, den er ſtürzen will, nicht durch ihn gehoben, der, dem er helfen will, nicht durch ihn vernichtet wird? Werden nicht viele von denen, die ſich jetzt gleichgültig begegnen, ſchon morgen als beſte Freunde neben einander ſitzen, und dieſe Freunde Arm in Arm als Feinde ſich begegnen? Da gehen junge Mädchen und Männer, die ſich nicht kennen, und über ein Jahr ſind ſie vielleicht Mann und Frau, vereint für Freud' und Leid!

Die Kinder fliegen frei und froh wie Schmetterlinge aus den Schulhäuſern; die Mädchen und Männer der Fabrik ſchleichen nach Hauſe, von der Arbeit zur Arbeit. Schutzmänner mit vagabundirenden Handwerksburſchen, ertappten Gaunern und Bettlern ſetzen dieſe Hefe der Geſellſchaft in den Gefängniſſen ab. Die Polizeiofficianten wandern zur Conferenz der Stadtvogtei zu. Die eleganten Läden füllen ſich mit vornehmen Beſucherinnen, welche in Karoſſen durch die Stadt jagen. Das Leben und Treiben wird bunter, farbiger durch den immer mehr anſchwellenden Strom nobler und feiner Damen. Die

ſchwarzen Fracks werden häufiger, die Audienzen beginnen. Von der neuen Wache her ertönt die Muſik der Parade, und die Officiere in ihrer glänzenden Uniform geben ſich Rendezvous. Die Conditoreien füllen ſich mit Rentiers und Gelehrten, welche die Zeitungen leſen. Die Börſe beginnt ſich zu beleben, und dieſe große, politiſche Uhr moderner Zeit beginnt ihre fieberhaften Pendelſchwingungen der Courſe. In die Kunſtinſtitute, die Muſeen, das Zeughaus, das Schloß ſtrömen die Beſucher. Dort rechnen ſie, dort eſſen ſie, dort grübeln ſie, dort weiden ſie ſich an griechiſcher Aeſthetik und an den Kunſtwerken, welche dem Staube einer claſſiſchen Vergangenheit entriſſen ſind; dort leſen ſie, dort lachen ſie, dort erzählen ſie etwas, dort kochen ſie und dort ſeufzen die Armen, die wohl Teller, aber nichts darauf zu eſſen haben.

Und die Leute mit den wohlbekannten rothen Kragen, mit Tauſenden von Geheimniſſen in der Mappe, gehen faſt von Haus zu Haus und tränken und ſättigen die Stadt mit intereſſanten, tragiſchen, luſtigen und unangenehmen Neuigkeiten; und Tauſende von Hoffnungen werden zu Grabe getragen, Tauſende von Wünſchen erfüllt, und von allen Enden der Welt, vom fernen Indien, über den Ocean, über Steppen und Berge ergießt ſich der elektriſche Strom, der Geiſter mit Geiſtern und Herzen mit Herzen verbindet.

So dauert es bis zwei Uhr; dann wird es ſtille an der Börſe, die Märkte ſind plötzlich leer, die Karoſſen fahren heim, die Kinder ſind wieder in der Schule, es wird auf den Straßen etwas ruhiger. Aber das elegante Leben entwickelt ſich nun im Herzen der Stadt, unter den Linden.

Es iſt ein herrlicher Frühlingsmittag. Die elegante Welt wogt in dichten Maſſen an der Sonnenſeite auf und nieder. Wie bunte Schmetterlinge ſehen die Damen in ihren noblen Toiletten aus, welche die Frühlingsſonne ſchneller als die Blumen gezeitigt hat. Nur dort ſieht man noch einen koſtbaren Pelz gleichſam um einen letzten kurzen Triumph zu feiern, oder um ſein Mißtrauen gegen die Launen der Aprilſonne zu bekunden. Es ſieht aus, als wären die Modejournale plötzlich lebendig geworden und wandelten hier auf und nieder, um einen Wettſtreit zu beginnen, wie häßlich die Mode oft die Schönen und wie lächerlich ſie die Häßlichen machen kann. Da ſieht man Toiletten, aus denen die verzweifeltſte Anſtrengung hervorleuchtet, den Damen etwas von ihrem Liebreiz mitzutheilen — Toiletten, welchen die ſchwere Aufgabe geworden, alte Damen jung zu machen — Toiletten, welche Dinge ausſchreien, die nicht vorhanden oder alle möglichen Geheimniſſe verrathen, — aber auch ſolche Toiletten, welche in ihrer geſchmackvollen Einfachheit die Damen mit feenhafter Anmuth um-

geben und sie zu den reizendsten und holdesten Blumen machen, welche auf dem grünen Teppiche der Natur je zu prangen vermögen.

Und dazwischen die Herren, Grauköpfe und Jünglinge, mit Stöcken und Brillen, mit Perrücken und Glatzen, mit orientalischen Backen- und mit kannibalischen Schnurrbärten, mit Epaulettes und Lorgnetten; schlanke Officiere und schwerfällige Philosophen, große Poeten und kleine Millionäre, gewesene Gutsherren und Beamte und Militairs a. D.; Künstler in Röcken, die sie noch schuldig sind ohne ihre Schuld; Räthe aller Art, Diplomaten, Redakteure von blühenden und längst abgefallenen Blättern; Rentiers und Kaufleute, hinter welchen vielleicht unsichtbar der Banquerott schreitet, und Elegants, an deren Thüren daheim inzwischen der Executor pocht; Schauspieler mit und ohne Gage, Studenten, denen ein Professor, und Doktoren, denen ein Buch eine unerhörte Erscheinung ist; kurz, Herren aus allen Ständen, lustig, heiter, nachdenklich, coquett, eitel, geistlos, trivial, edel, großherzig, human, wie diese Mädchen und Frauen neben und zwischen ihnen.

Und dazwischen, in der Mitte der Doppel-Alleen, elegante Reiter und Reiterinnen, Banquiers in Karossen, Kaufleute in Karossen, Handwerker in Karossen, Grafen, Fürsten, Gesandte, Prinzen und Prinzessinnen, und endlich der König und die Königin im glänzenden Sechs-

geſpann, pfeilſchnell dahin ſchießend. Und aller Glanz hüllt ſich in Demuth vor dieſem höchſten Glanz, vor dieſem großen Menſchenleben — vor dieſem Staub wie aller Staub.

Es iſt drei Uhr — die vornehme Welt beginnt ſich zur Tafel zu ſetzen. Handwerksburſchen mit ſchweren Torniſtern verlaſſen die Stadt und gehen mit Gott in die Welt. Und mancher iſt unter ihnen, dem es in die Ohren ſauſt: kehre um, Wittington, dreimal Stadtverordneter von Berlin! Aber ihre Wanderbücher ſind viſirt, ſie dürfen nicht verweilen und nicht umkehren. Und manche barmherzige Schweſter, welche in den Hütten der Armuth Troſt und Hülfe geſpendet, kehrt mit heiterem Geſicht wieder in ihren häuslichen Tempel ein, wo ſie ihre Kinder herzt und küßt und in den Freuden des Wohlthuns ihrer doppelt genießt.

Und ſo vergeht eine Stunde nach der andern, und der Heilige ſchickt ſich an, Abſchied von der Welt zu nehmen und über die Stadt die Sichel zu ſchwingen, welche ſeine heutige Ernte mähen ſoll. Und dann überläßt er die Saat, die heute geſäet, dem Schooße der Zukunft. Aber noch einmal erhebt ſich um ſieben Uhr der tauſendſtimmige Tag zu einem betäubenden Gewirre; aber mitten durch dieſes Gewirre vernimmt das Ohr Millionen von Geſchichten, die ſich Leute, die mit einander gehen oder ſich begegnen, erzählen. Man hört da

in, allerdings abgeriſſenen Sätzen und Ausrufungen, von Menſchen, die ſich großes Herzeleid gemacht, von Bräuten, die unglücklich geworden, von Verzweiflung und Liebe, von Geburtstagsfeiern und Sterbefällen, von Taufen und Hochzeiten. Und Der hat ſehr nichtswürdig gehandelt, und Der iſt betrogen worden, und Der hat ſich den Jammer ſelbſt zuzuſchreiben, und Der hätte nicht ſo dumm ſein ſollen! und Das kommt davon, wenn Jemand ſo klug ſein will, und Die hat ſich genug auf ihr ſchönes Geſicht eingebildet und jetzt ſitzt ſie in Jammer und Elend, — und da haben ſich ein paar Eheleute wieder mit einander vertragen, und der hat etwas in der Lotterie gewonnen und iſt ſtolz geworden, und Jener hat ſo viel Geld und mag ſich nicht ſatt eſſen, und die armen Kinder, und das unglückliche Mädchen, und der bedauernswürdige Mann, und ſo viele Schulden, und früher war er ein Lump, und jetzt macht er ſich ſo wichtig und Der iſt ein Vigilant und heute roth, morgen todt. Und der Heilige des Tages wirft noch einmal, ehe er ſcheidet, ſeinen verklärten Blick auf die Stadt und vergoldet zauberhaft die Häuſer, der Abend ſchreitet langſam, feierlich heran und deckt ſeinen Schleier über alles Leben.

Und dann iſt nur ein Tag verfloſſen, nur ein einziges Tröpflein in dem Meere der Ewigkeit hat die Sonne aufgeſogen; und dennoch wie ganz anders ſieht

es am Abende aus, welche Umwandlung hat dieser einzige Tag hervorgebracht! — Aber wie die höchsten Gebirge im unendlichen All zu einem winzigen Körnlein zusammenschrumpfen, so sinkt das tragischste Geschick des Tages, das herzerhebendste Glück zur kleinsten, erbärmlichsten Alltäglichkeit herab, und was auch immer in diesen vierundzwanzig Stunden geschehen sein mag: vergossene Thränen der Unschuld, himmelschreiendes Unrecht, Sünde, Laster, Thorheit, Verderben, ob Tausende in Schlachten gefallen, die am Morgen gesund, kräftig und blühend waren, ob Städte unter feuriger Lava verschüttet oder in Trümmern dahingesunken sind, ob Schiffe in den Wellen begraben, ob Pest und Hunger Tausende dahingerafft, ob Haß, Herrschsucht und Fanatismus den Dämon des Krieges wachgerufen, ob der Mächtigste der Sterblichen die Augen geschlossen, — der Mond erscheint so ruhig und milde strahlend am Firmamente, wie vor Millionen Jahren und blickt durch all' dieses Beten, Lästern, Fluchen, Lachen, durch all' die Seufzer und Thränen, durch all' dieses Hassen und Lieben, durch all' dieses redliche und nichtige Trachten und Streben, durch all' diese Leidenschaften und Drangsale und durch all' den Uebermuth und die Tücken der Menschheit, welche der Tag zurückgelassen, mit dem erhabensten Gleichmuth!

Zweites Kapitel.

Nacht.

Es war Nacht. Die Lampe verbreitete ein mattes ungewisses Licht im Zimmer. Frau Bube war auf dem Stuhle, der vor Amaliens Bett stand, eingeschlafen, und die Jungfer auf ihrem Schooße knurrte mit aller Behäbigkeit, die ihr ein sorgenloses Dasein gewährte.

Amalie erwachte aus ihrem schweren Traume. Wie lange sie geschlummert und geträumt, wußte sie nicht. Sie starrte Frau Bube an, auf welche zuerst ihr Blick fiel, sie sah im Zimmer umher, und konnte kaum zur Besinnung kommen, ob sie wache oder träume.

Was war mit ihr vorgegangen? Wo war ihr Vater Wo weilte Oskar? War er nicht während der ganzen Zeit ihrer Krankheit bei ihr gewesen? Es war ihr jetzt, als würde die Thür leise geöffnet, und eine Gestalt sichtbar.

Es war ihr Vater. Haspin sah wieder ganz wohl aus, er beugte sich über seine Tochter herab und küßte sie so innig und zärtlich, wie ehemals. Nun seufzte Amalie laut auf, denn im selben Augenblick, in welchem ihr Vater sie küßte, kehrte ihr wie durch ein Wunder das Gedächtniß zurück, und mit diesem die Erinnerung

an die entsetzliche That, durch welche sie aufs Krankenlager darnieder geworfen war.

Haspin erschrak, als seine Tochter ihn so geisterhaft anstierte. Er ergriff ihre Hand, küßte sie und rief sie mit bebender Stimme bei ihrem Namen.

Bist Du wach? fragte er.

Soeben bin ich erwacht; versetzte Amalie mit matter Stimme.

Erkennst Du mich mein Kind? fragte Haspin weiter.

Ja, Du bist es, der meinen Oskar getödtet hat! entgegnete Amalie.

Ich, meine Tochter? rief Haspin entsetzt auf.

Ja, Du! o ich weiß es wohl, daß Du ihm Gift gegeben hast!

Amalie, was sprichst Du da? rief Haspin.

Er hat ihm Gift gegeben! brummte leise eine andere Stimme.

Es war Frau Bube, die inzwischen erwacht war.

Oskar hat sich selbst das Leben genommen, er hat sich erschossen! versetzte Haspin.

Amalie sah Haspin so seltsam an, daß er die Augen wie vor dem Beile eines Henkers schloß; dann sagte sie mit tief erregter Stimme, indem sie mit dem Haupte schüttelte:

Du hast ihm Gift gegeben! Du!

Frau Bube; sagte Haspin, bitte, nehmen Sie meiner

Tochter diesen unglückseligen Wahn. Sie wissen es ja, Sie waren ja dabei.

Ja, ich war dabei; sagte Frau Bube, ich trat gerade ins Zimmer, als der Schuß losging, mein Töchterchen; er hat sich mit eigener Hand erschossen, meiner Seele, die Jungfer kann es auch bezeugen!

Amalie fuhr mit der Hand über die Stirn, und schien sich auf etwas besinnen zu wollen, dann entgegnete sie, indem eine Thräne über ihre Wangen rann:

Ich weiß, ich weiß — aber er ist doch vergiftet worden!

Mit diesen Worten sank Amalie aufs Kissen zurück, und lag wieder wie bewußtlos da.

Wir wollen jetzt in unserer Erzählung um einige Wochen zurückgehen, und mit wenigen Worten berichten, was seit Oskars Tode sich zugetragen hat.

Haspins Brief, welcher neben der Leiche gefunden wurde, und den der Baron absichtlich in Gegenwart Aller, die auf den Schuß herbeigeeilt waren, laut vorlas, ließ gar keine Zweifel an Oskars Selbstentleibung aufkommen. Der sofort herbeigerufene Arzt und der Polizeihauptmann des Reviers fanden nach der ganzen Sachlage, wie ihnen Haspin dieselbe mittheilte, keinen Grund zum Argwohn. Das Benehmen des Barons, der als Haspins Busenfreund und im Besitze seines unbedingtesten Vertrauens wie der Herr im Hause

schaltete, ließ nicht den geringsten Verdacht, daß hier ein Mord vorliege, aufkommen, und es wurde nach einem kurzen Verhör der anwesenden Leute und des Dienstmädchens protokollarisch constatirt, daß Oskar, aus Verzweiflung über den Widerstand, den sein Oheim seiner Bewerbung um dessen Tochter entgegensetzte, sich erschossen hatte.

Dieser Glaube wurde selbst durch den Brief nicht erschüttert, welcher die Herausforderung des Barons enthielt und sich unter Oskars Papieren vorfand. Es mußten noch ganz andere Verdachtsmomente hinzukommen, um einen Argwohn gegen den Baron aufkommen zu lassen; bis jetzt aber lag nichts vor, und das unbefangene Wesen des Barons trug sehr viel dazu bei, den Argwohn gänzlich von ihm abzulenken.

Selbst Haspin hatte keine Ahnung von der entsetzlichen Unthat, welche fast unter seinen Augen geschehen war. Als der Baron mit scheinbar bestürzter Miene zu ihm herantrat und ihm die Nachricht mittheilte, wurde Haspin von dieser Mittheilung so erschüttert, daß er ins Bett zurücksank und eine Zeit lang völlig bewußtlos dalag. Nach und nach erholte er sich jedoch, und die Art und Weise, wie ihm der Baron jetzt den Vorfall schilderte, so weit er Zeuge gewesen zu sein vorgab, erweckte in ihm auch nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit seiner Erzählung. Bei Haspin

ſelbſt behielt die Freude, von ſeinem Neffen, den er ſo ſehr haßte, nunmehr befreit zu ſein, die Oberhand. Sein Gewiſſen, welches ihn laut genug anklagte, durch ſeinen Haß den unglücklichen Oskar gemordet zu haben, wurde durch des Barons Vorſtellungen ſehr bald völlig eingeſchläfert, ſo daß Haspins Seelenruhe nicht durch den kleinſten Scrupel mehr geſtört wurde.

Nur der einzige Umſtand war ihm unangenehm, daß Oskar in ſeinem Hauſe ſich das Leben genommen hatte. Es war nach ſeiner Meinung der letzte ſchlimme Streich, den ſein Neffe ihm geſpielt hatte. Von nun an konnte Haspin wieder frei aufathmen, er war endlich von dem furchtbaren Alpdruck befreit, der auf ihm ſo lange gelaſtet.

Nun war Alles gut. Wenn er nur ſeine Geſundheit wieder erhielt, dann hatte Haspin Alles erreicht, was er wünſchen konnte. Seine Tochter, ſo hoffte er, würde Oskar bald genug vergeſſen haben, und dann ſtand ihrer Verheirathung mit dem Baron nichts mehr entgegen.

Alſo nur noch Geneſung, und dann glaubte Herr Haspin am Ziele ſeiner Wünſche zu ſtehen. So blind war dieſer Mann! Er glaubte jetzt glücklich ſein zu können, weil ein junger Mann als Leiche dalag; und dieſer junge Mann war der beſte Freund geweſen, den er beſaß.

Was kümmerte es Haspin in diesem Augenblick, daß sein einziges Kind so entsetzlich unglücklich war? Was wußte er von Herz und Liebe? Er fragte nicht einmal, welchen Eindruck das entsetzliche Ereigniß auf seine Tochter hervorgebracht hatte. Erst als diese nicht wieder in die Stube kam, fiel es ihm auf. Man sagte, daß Amalie sich unwohl befände. Der Baron erbot sich über Nacht bei Haspin zu bleiben, und dieser nahm das Anerbieten gern an. Als Amalie aber am andern Tage auch nicht erschien, da konnte es ihm nicht verschwiegen bleiben, daß seine Tochter sehr krank war. Nun wurde Haspin nachdenklich und ernst. Jetzt erst begann er zu ahnen, daß er doch noch sehr unglücklich werden könnte, obwohl sein vermeintlicher Feind nicht mehr unter den Lebenden war. Haspin selbst genas zwar, es wurde von Tag zu Tag besser mit ihm, aber sein Geist blieb niedergeschlagen, und allen Künsten des Barons wollte es nicht gelingen, ihn aufzuheitern.

Amalie aber wurde von einem höchst gefährlichen Nervenfieber ergriffen; Wochen lang phantasirte sie, und es war in der That wunderbar genug, daß sie nicht erlag.

Haspin saß oft Stunden lang an ihrem Krankenbette. Seine Zärtlichkeit schien inniger als je zuvor geworden zu sein, aber alle Zärtlichkeit vermochte

die ſchwarzen Schatten nicht zu verſcheuchen, welche Amaliens Geiſt umnachteten.

Nach und nach jedoch gewöhnte ſich Haspin auch an dieſen Zuſtand. Er ging wieder aus und beſuchte die Börſe, er ſpeculirte nach wie vor in Korn und Spiritus; aber war es, daß ſein Geiſt nicht mehr die ehemalige Regſamkeit hatte, oder daß das Glück ihm wetterwendiſch den Rücken kehrte — genug, Haspin verſpeculirte ſich und verlor. Je größer aber ſeine Verluſte wurden, deſto mehr arbeitete die Begierde in ihm, ſie wieder zu erſetzen. Er verlor gänzlich die Beſonnenheit; er begann zu raſen, immer tiefer wurde er in den Strudel tollkühner Wagniſſe hineingeriſſen, und ehe ein Vierteljahr vergangen war, hatte die Börſe denſelben Haspin zu einem armen Manne, zum Bettler gemacht, den ſie kurz zuvor zu ihrem Günſtling erhoben hatte.

Die Lage des unglücklichen Mannes war verzweiflungsvoll. Oft ſaß er Nächte lang wach im Bette und weinte. Es kam ihm Alles wie ein Traum vor. Zuweilen zweifelte er an ſeinem Verſtande, erhob ſich mitten in der Nacht und unterſuchte ſeine Kaſſen. Aber ſein Geldſchrank war leer, die Werthpapiere waren fort, nur hier und dort lag noch ein armſeliger Reſt ſeines ehemaligen Vermögens. Aber ſelbſt dann ſträubte er ſich noch gegen die entſetzliche Gewißheit. Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und begann zu rechnen, er ver-

tiefte ſich wie ehemals in ein Labyrinth von Zahlen. Aber alle dieſe Nullen, welche ſo viel Tauſende repräſentirten, hatten aufgehört, Herrn Haspin unterthänig zu ſein, gehorchten nicht mehr ſeinem Commando, er hatte dieſe Tauſende verloren, nicht gewonnen.

Hätte jetzt Haspin ſeinen unglücklichen Neffen wieder aus der Erde holen und zum zweiten Male ſterben laſſen können, er würde es mit Wonne gethan haben. Denn ihm ſchrieb er ſein Unglück zu. Hätte er ſeine Tochter nicht alſo berückt, ſie würde ſchon längſt den Baron geheirathet haben und glänzend verſorgt geweſen ſein, und er ſelbſt hätte einen reichen, vornehmen Schwiegerſohn gehabt; aber jetzt konnte er mit ſeiner Tochter betteln gehen.

Es bemächtigte ſich ſeiner bei dieſen Gedanken oft eine ſolche Verzweiflung, daß die entſetzlichſten Entſchlüſſe in ihm auftauchten. Er wollte ſich und ſeiner Tochter das Leben nehmen. Aber Haspin war zu muthig oder zu feige, einen ſolchen blutigen Gedanken zur That zu machen. Zuweilen auch ſchöpfte er wieder Hoffnung. Er ließ ſich öfter von dem Weibe mit dem ſpitzen Geſichte die Karten legen, und ſie ſagte ihm, daß er ganz gewiß einen hochgeſtellten Mann zum Schwiegerſohn erhalten würde. Haspin glaubte daran und entwarf im Stillen einen Plan, dieſes heiß erſtrebte Ziel noch jetzt zu erreichen.

Der Baron, welcher ihn tagtäglich Stunden lang besuchte, hatte auch nicht die geringste Ahnung von Haspins finanzieller Zerrüttung. Aeußerlich war diese noch nicht sichtbar, und Haspin gab sich die größte Mühe, dem Baron seine schlimme Lage zu verbergen. Er erzählte stets von den großen Summen, die er an der Börse verdient, und der Baron zweifelte nicht im Geringsten an der Wahrheit dieser Mittheilung. Um hinter Haspin nicht zurückzubleiben, erzählte er selbst dann gelegentlich von den Tausenden, welche er durch den An- oder Verkauf eines Gutes gewonnen hätte. Genug, die beiden Männer betrogen sich gegenseitig, und jeder brannte vor Begierde, das vorgesteckte Ziel mittelst dieses Betruges so schnell als möglich zu erreichen.

Haspin und der Baron waren nun allerdings vollkommen einverstanden, in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu einander zu treten, aber Beide bezweifelten jetzt, daß das Geschick ihre Pläne unterstützen würde. Amalie war von einer höchst gefährlichen Krankheit ergriffen, und wenn auch endlich Besserung eintrat, so war die Arme doch noch so schwach, daß an eine Hochzeit nicht zu denken war, selbst für den Fall, wenn sie dem Baron willig ihre Hand gegeben hätte. Aber von diesem Ziele waren die beiden Männer noch sehr weit entfernt. Amaliens Geist war noch immer nicht ganz frei; sie behauptete noch immer, Oskar sei an Gift ge-

ſtorben, und Haspin habe ihn getödtet. In allen anderen Punkten war ſie vernünftig, ſehr ruhig, ſehr reſignirt. Sie nahm die Zärtlichkeit ihres Vaters ohne Widerſtreben, aber auch ohne Innigkeit hin. Eine ſeltſame, in ihren Motiven höchſt traurige Gleichgültigkeit gegen Alle und Alles, was ſie umgab, hatte ſich ihrer bemächtigt. Nichts vermochte bei ihr Intereſſe zu erregen. Nur wenn ſie Oskars Buch in die Hand nahm, dann rannen Thränen aus ihren Augen. Sie küßte es mit tiefer Inbrunſt, und las darin oft Stunden lang. Sie trug es ſtets bei ſich. Sonſt aber konnte der Himmel auf ſie herabfallen, er hätte ſie wohl zu decken, aber nicht zu ſchrecken vermocht.

So verſchwand Woche auf Woche. Oskar ruhete nun bereits ſeit acht Monaten in der kühlen Erde. — Das Grab bedeckte ein Verbrechen. Der Mund war für ewig geſchloſſen, der allein hätte ſprechen können. Aber oben auf der Erde wurde noch gekämpft um die Frucht der Unthat. Die blutige Hand war längſt darnach ausgeſtreckt, — und die Nemeſis ſchien zu ſchlafen.

Drittes Kapitel.

Ein Jawort.

Wenn das Glück einem Sterblichen den Rücken gekehrt hat, dann ist es in der Regel mit seiner Klugheit aus, wie es mit der Dummheit aus ist, wenn sich das Glück ihr zuwendet.

Haspin hatte bisher für einen ungemein klugen Mann gegolten er selbst hatte sich sogar dafür gehalten, obwohl er es doch besser, wie irgend jeder Andere wissen mußte, daß es mit seinem Verstande nicht weit her war. Aber jetzt, da Schlag auf Schlag kam, begann er an sich selbst irre zu werden um wie viel mehr wurde es die Welt. Es war die höchste Zeit, das er Anstalten traf, seine Tochter und vielleicht sich selbst zu versorgen, indem er ihr einen reichen Gatten gab. Der Baron war ihm ja ein so treuer Freund; Haspin konnte gewiß darauf rechnen, bei ihm die kräftigste Stütze zu finden, um sich aus seiner mißlichen Lage herauszuziehen. Mißlich war sie im höchsten Grade. Haspin hatte nicht nur sein eigenes Vermögen eingebüßt, er hatte fremde Gelder, die ihm anvertraut waren, verloren, er hatte bedeutende Schulden gemacht, er war völlig banquerott, und seine Lage war nicht länger geheim zu halten.

Es ist in der That seltsam, wie blind oft selbst die

größten Schelme und Schurken sind. Während Haspins Herabgekommenheit ganz fernstehenden Personen kein Geheimniß mehr war, hatte der Baron noch keine Ahnung davon, und machte noch immer auf den colossalen Reichthum seines Schwiegervaters in spe colossale Schulden.

Haspin hatte ihm mit dem feierlichsten Schwur zugesichert, daß er noch vor Verlauf von vier Wochen das Jawort seiner Tochter empfangen würde. Diese vier Wochen waren bald zu Ende, und der Baron wartete täglich auf die ihm verheißene angenehme Mittheilung.

Aber Haspin kämpfte einen sehr schweren Kampf mit sich. Wie hatte sich die ganze Situation verändert! Früher sprach er mit seiner Tochter in vollem Bewußtsein seiner väterlichen Gewalt; die Macht des Geldes lag in seiner Hand, und es stand ihm ein Feind gegenüber, gegen welchen er voll Haß ankämpfte. Dieser Feind war überwunden, aber seine eigene Macht und Kraft war gebrochen, und auch seine Tochter war eine Andere geworden.

Schon oftmals wollte Haspin von dem Baron mit ihr zu sprechen beginnen, aber wenn ihn dann Amalie mit ihrem leichenblassen Antlitz ansah, und sie schon bei dem ersten Worte zusammenzubrechen schien, ließ er dies Thema schnell wieder fallen.

Endlich aber mußte er sich ein Herz fassen. Es war

ein trauriger Abend für ihn. Wahrlich, die ſchwere Sünde, die er mit ſeinem Haſſe gegen Oskar begangen, ſie kam dem verblendeten, thörichten Manne jetzt heim. Seine Tochter war in ihrer Stube. Wie immer, wenn ſie allein war — und ſie war faſt immer allein — ſaß ſie bei irgend einer Handarbeit und las, man könnte ſagen, betete in Oskars Buche. Dann verſenkte ſie ſich in die Träume eines dahin geflohenen Glückes. Dann ſaß Oskar an ihrer Seite und tröſtete ſie, fachte ihre erſtorbenen Hoffnungen wieder an und ſprach ihr Muth ein. Sie vergaß es, daß er unter dem Raſen ruhte, an welchem ſie ſelbſt vielleicht ganz kurz zuvor weinend geſtanden. Sie ſprach mit ihm von den frohen Ausſichten der Zukunft und verſicherte ihm, daß ihr Vater ihn nicht mehr haſſe, daß er ihn täglich lieber gewinne, und daß er ihre Heirath ganz gewiß noch mit freudigem Herzen geſtatten und ihren Bund väterlich ſegnen würde.

So träumte die Arme, da wurde die Thür leiſe geöffnet, und Haspin trat ſacht ins Zimmer. Es lag in ſeinem Weſen etwas ſeltſam Feierliches. Es ſchien ſogar eine Thräne an ſeinen Augenwimpern zu hängen. Seine Augenbrauen waren ſo demüthig geſenkt und hatten ihre ganze Furchtbarkeit verloren.

Er ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, neben ſeine Tochter hin. Amalie blieb bewegungslos und ſchweig-

ſam ſitzen, ohne ihres Vaters Anweſenheit zu beachten. So war es gewöhnlich, wenn ihr Vater ſie beſuchte. Er hatte es noch nie gewagt, ihr das Buch zu entreißen. Es war ja auch das Buch eines Todten, konnte es ihm gefährlich werden?

Nachdem Vater und Tochter einige Minuten lang ſo ſchweigſam neben einander geſeſſen, ergriff Haspin die Hand ſeiner Tochter; ſie zuckte zuſammen und wurde wo möglich noch bleicher.

Amalie; ſagte Haspin, Du haſt gegen mich einen gewaltigen Groll im Herzen, aber ich weiß nicht, weßhalb. Ich habe Oskar gehaßt, das iſt wahr, und ſträubte mich gegen eine Verbindung, die mir für Dich nicht heilſam erſchien. Meine väterliche Fürſorge für Dich ging vielleicht zu weit, ich will es zugeben, aber es geſchah doch nur aus Liebe für Dich, — das kannſt Du nicht leugnen.

Amalie ſchwieg.

Sieh mal; fuhr Haspin nach einem Weilchen fort, es iſt doch thöricht von Dir, jetzt noch ſo ſehr an einem Menſchen zu hängen, der nicht einmal Kraft und Muth genug hatte, um noch ferner um Dich zu kämpfen. Es iſt wahr, ich hatte ihm alle Hoffnung durch mein Schreiben benommen, aber ich kann Dir verſichern, ich mußte es thun, ich konnte, ich durfte nicht anders handeln. Und wenn er ein Mann geweſen wäre, dann hätte er

nicht so schnell sich der Verzweiflung hingegeben, denn ich gestehe Dir, dieser Brief sollte der letzte Versuch meinerseits sein, um ihn abzuschrecken. Wäre dieses Schreiben wirkungslos geblieben, dann hätte ich höchst wahrscheinlich meinen Groll gegen ihn fahren lassen und würde von seiner Hartnäckigkeit besiegt worden sein. Er war aber zu feig, das siehst Du wohl selbst ein. Er hätte es am Ende durchgesetzt, aber ich glaube, mein Kind, daß es keineswegs Verzweiflung und Liebe war, was ihn bewog, sich selbst das Leben zu nehmen. Nach Allem, was man weiß, war er tief verschuldet. Seine Gläubiger drängten ihn, und er wußte nicht mehr wo aus und ein. Sei versichert, daß ich ganz ruhig über seinen Tod sein kann. Oskar war mit sich selbst zerfallen; ich weiß es auch genau, daß er ein Verhältniß hatte, obwohl er vorgab, Dich inniglich zu lieben. Aber es war wirklich nicht Deine Person, die er wollte, es war Dein vermeintlicher Reichthum, welcher ihn fesselte. Ich habe das Alles durchschaut, obwohl Du es nie glauben wolltest.

Vater; entgegnete Amalie mit fast gebrochener Stimme, Du hast Deinen Willen durchgesetzt, Du hast Oskar um sein junges, schönes Leben gebracht, aber Du wirst es nie vermögen, das geistige Band zu zerreißen, welches mich mit dem geliebten Todten auf ewig verbindet. Er ist mein immerwährender Gedanke; ich

liebe ihn so innig, wie man keinen Lebenden zu lieben vermag. Mein Leben hat nur noch Reiz für mich in dem Gedanken an ihn, in der Idee, daß er für mich nicht verloren ist, daß ich ihn geistig besitze und daß er mir stets gegenwärtig ist. Dein Haß und keines Menschen Haß vermag ihn mehr zu erreichen; er hat ausgerungen um die Nichtigkeit, um die kleinlichen Erbärmlichkeiten dieses Lebens, und auch ich mache keine Ansprüche mehr an diese Welt, es ist mir alles gleichgültig geworden — außer dem Angedenken an ihn.

Während Amalie so sprach, saß Haspin zusammengeknickt und starrte vor sich hin. Jetzt zum ersten Male mochte ihm der Gedanke kommen, daß es vielleicht doch klüger und weiser gewesen wäre, wenn er seinen Neffen mit mehr Liebe und Anhänglichkeit und mit weniger Geringschätzung behandelt hätte. Sein Gewissen fing ihm an zu pochen. Vielleicht war es eine Strafe des Himmels, welche ihn betroffen, vielleicht war es eine göttliche Züchtigung für seinen Hochmuth, daß er jetzt so arm, so elend, so unglücklich und trostlos dasaß, daß ihn Schlag auf Schlag getroffen. Doch es war zu spät. — —

Er hatte der Eitelkeit, dem Hochmuth des Geldes zu viel geopfert, da er es noch besaß — wie sollte er jetzt vor den Consequenzen zurückschrecken, da er ein Bettler geworden war? Er mußte auf der betretenen Bahn

vorwärts ſchreiten. War es doch ſeine einzige Entſchuldigung und Selbſtvertheidigung, daß er hoffen konnte, ſich durch ſeinen reichen Schwiegerſohn wieder aufzuhelfen. Wäre Oskar, der arme, dürftige Poet, ſein Schwiegerſohn geworden, wären ſie Alle jetzt nicht unglücklich geweſen?

Haspin näherte ſich nun ſeiner Tochter, ergriff ihre Hand, welche ſie kalt in der ſeinen ruhen ließ, und ſagte in zutraulichem Tone:

Amalie, Du thuſt mir Unrecht. Du hältſt mich für hartherzig, für grauſam, für geldgierig, ich bin es nicht. Ich bin ſtolz, das allein iſt mein Verbrechen. Es mag jetzt über meine Lippen kommen, was ich Dir bisher verſchwiegen habe, was Dir ein Geheimniß bleiben ſollte — ich bin ein armer Mann — ein Bettler bin ich!

Haspin glaubte durch dieſe Mittheilung einen tiefen Eindruck auf ſeine Tochter zu machen, aber Amalie arbeitete ſo gleichgültig, ſo ruhig fort, als wäre ihr das, was ſie ſoeben als Neuigkeit vernommen hatte, längſt bekannt geweſen.

Haspin fuhr fort:

Ich habe Dich getäuſcht, meine Tochter, wie ich die Welt getäuſcht habe; ich bin längſt ein ruinirter Mann. Aber nicht allein mein eigenes Vermögen habe ich verloren, ich habe fremde Gelder, die mir anvertraut waren, auch Mündelgelder, angegriffen und völlig eingebüßt. Ich beſtand darauf, daß Du einen reichen Mann wäh-

len ſollteſt, weil es mein innigſter Wunſch war, Dich gut verſorgt zu ſehen. An mich habe ich dabei ſehr wenig gedacht. Ich war allerdings ein armer Mann, aber ich verdiente mit dem Gelde doch ſtets ſo viel, daß ich ein anſtändiges Haus führen konnte. Ich hätte allerdings meine Ausgaben mehr beſchränken können; aber ich that es Deinetwegen nicht, weil ich nur auf dieſe Weiſe hoffen konnte, mich in meinem Anſehen zu erhalten, um für Dich einen reichen Mann zu gewinnen. Glaube mir, ich hätte mich nicht ſo ſehr gegen Dein Verhältniß geſträubt, wenn ich wirklich der Matador geweſen wäre, für den man mich hielt. Du kannſt meine Handlungsweiſe nicht verdammen, ich bin ſchuldlos; wenigſtens Alles, was Dir Kummer verurſachte, geſchah nur aus Liebe zu Dir. Ich verlange jetzt von Dir, daß Du mir ebenfalls ein Opfer bringſt. Oskar iſt todt, ich bedaure das Ereigniß, ich traure mit Dir, aber den Todten iſt wohl, und man darf nicht wegen der Todten das Leben vergeſſen. Ich bin Dein Vater, ich habe für Dich alle Opfer gebracht, deren ein Mann fähig iſt. Ich habe Dich mit der größten Sorgfalt und Liebe erzogen, ich habe Dich nie mit einer Sorge betrübt, ich habe meinen Kummer ſtets allein getragen, ich habe Dir meine Ehre geopfert. Nur Deine Verheirathung mit dem Baron kann mich vor Schmach und Schande retten. Ich bedarf zwiſchen heute und acht Tagen einer

bedeutenden Summe. Wenn ich ſolche nicht aufzutreiben vermag, ſind wir der größten Schande preisgegeben. Eine entehrende Strafe würde mich treffen, ich würde auf Jahre ins Zuchthaus wandern müſſen, und Du ſtändeſt dann allein, allein mit Deiner Schande, hülflos, völlig mittellos in der Welt. Ich habe mich dem Baron entdeckt, ich habe ihm meine Lage mitgetheilt, und er hat mir ſeinen Beiſtand zugeſichert, wenn Du ihm Deine Hand geben würdeſt. Es iſt wahrlich edelmüthig genug von ihm, daß er jetzt, wo er meine Lage kennt, ſich nicht zurückzieht. In Deiner Hand liegt jetzt mein Geſchick, und ich frage Dich, willſt Du unſern Namen mit Schmach und Schande bedeckt ſehen? Willſt Du Deinen Vater verlaſſen, der nur für Dich gelebt und geſtrebt hat? Amalie, biſt Du deſſen fähig?

Amalie ſah ihren Vater ſtarr und unbeweglich an.

Haspin gewährte in dieſem Augenblick einen entſetzlichen Anblick. Sein ſonſt blühendes, volles Geſicht ſah bleich, hager und abgezehrt aus. Zum erſten Male vielleicht bemerkte Amalie dieſe traurige Veränderung. Selbſt während ſeiner Krankheit hatte er nicht ſo elend ausgeſehen wie jetzt. Auf Haspin machte vielleicht Amaliens Ausſehen denſelben Eindruck. Auch ſie war eine völlig Andere geworden, und ein Gedanke mochte vielleicht Beider Herzen durchzucken — Mitleid, Trauer um einander.

Haspin war außer ſich. Thränen rannen aus ſeinen Augen.

Wenn ich Oskar wieder lebendig machen könnte; ſagte er, ich würde es mit Freuden thun. Ich habe keinen Haß gegen ihn, ich würde ihm meine Lage enthüllen und ich bin überzeugt, daß er ſo viel Charakter haben würde, ſofort zurückzutreten und Dich ſelbſt zu bitten, ihm zu entſagen. Jetzt, da er nicht mehr unter den Lebenden iſt, würde er ſeine Stimme aus dem Grabe erheben können; er würde Dir zurufen: erfülle den Wunſch Deines Vaters! Wenn Du jetzt unglücklich biſt mein Kind, — und ich fühle es nur zu ſehr, daß Du es biſt, — dann wird eine Ehe mit einem Manne, den Du nicht ſonderlich liebſt, Dich eben nicht unglücklicher machen können, wenn er Dich mit Zartheit behandelt und Dich vor den Sorgen des Lebens ſchützt. Die Zeit, die Alles mildert, wird auch die böſen Stacheln Deiner Schmerzen abſtumpfen, und Du kannſt vielleicht noch ſehr, ſehr glücklich ſein. Wenigſtens wird Dich das Bewußtſein, daß Du Deinen Vater vor Schimpf und Schande gerettet haſt, einigermaßen mit dem Grame ausſöhnen, den Du nicht unterdrücken kannſt, bis ihn die Zeit von Dir hinwegnimmt. Glaube mir, ich habe den Charakter des Barons erprobt, er iſt ein edeldenkender Mann.

Haspin ſchwieg. Amalie blickte noch immer ſtarr vor ſich hin.

Amalie; fuhr ihr Vater fort, kannſt Du es vergeſſen, wie zärtlich ich ſtets gegen Dich und Du gegen mich geweſen? Kannſt Du es vergeſſen, wie wir uns einſt Alles waren? Willſt Du mich in meiner verzweifelten Lage ohne Hülfe laſſen, da es in Deiner Macht ſteht, mich durch ein einziges Wort glücklich zu machen? Es bedarf nur des Wortes Ja — nur des einen Wortes Ja. —

Amalie blickte auf und ſagte mit tonloſer, leiſer Stimme:

Ja!

Haspin glaubte kaum ſeinen Ohren trauen zu dürfen, er ſah Amalien zweifelhaft an, er ſchüttelte mit dem Haupte, als er ſie dumpf und gleichgültig daſitzen ſah. Amalie; rief er, iſt es Dein Ernſt? — Du haſt Ja geſagt.

Ich habe Ja geſagt; wiederholte Amalie mit derſelben Stimme.

Haspin umarmte ſeine Tochter, ſie ließ es ohne ein Zeichen der Bewegung geſchehen. Im ſelben Augenblick ward der Baron gemeldet.

Vergiß es nicht, Du haſt Ja! geſagt. So wiederholte Haspin, küßte ſeine Tochter, und eilte hinaus, um den Baron zu empfangen.

Viertes Kapitel.

Zwei Bräute.

Madame Grünholz war ſeit Brües letzter Flucht ſo tiefſinnig geworden, daß ſämmtliche Frauen aus Knittels Hauſe und aus der ganzen Nachbarſchaft täglich wohl ein paar dutzendmal davon ſprachen, daß es mit der Wittwe im Gemüſekeller nicht ganz richtig ſei. Die Liebe ſei ihr gewiß zu Kopfe geſtiegen, ſagten ſie, oder ſie habe ſich die dumme Geſchichte zu ſehr zu Herzen genommen, denn ſie ſei ſo ſchweigſam geworden wie ein Räthſel ohne Auflöſung, und ſehe ſehr komiſch aus.

Die Wahrheit war, daß Madame Grünholz durchaus nicht komiſch, ſondern vielmehr tragiſch ausſah, und daß ſie ſeit jenem unglückſeligen Abende, an welchem ihr Brüe abermals entſchlüpft war, mit einem Plane umging, der alle ihre geiſtigen Kräfte in Anſpruch nahm. Sie haßte die Maſſias ſo ſehr, daß ſie dieſelbe hätte mit kaltem Blute vernichten können. Aber ſie konnte ihre Feindin nicht erreichen, denn Fräulein Maſſias war ſo klug geweſen, der rachebrütenden Gemüſehändlerin auszuweichen, ihre Wirthſchaft aufzupacken und mit dem guten Brüe Berlin zu verlaſſen, um in einem andern Winkel der Welt, in ihrer Geburtsſtadt, wo ſie bisher

gelebt, das ſtille häusliche Glück zu genießen, welches ihr die eigene und Brües Gemüthlichkeit bereiteten. Brüe athmete erſt auf, als er den Fuß in das kleine Städtchen geſetzt, wo ihn die Leute wie ein achtes Wunder der Welt anſtaunten, und wo er ſich vor der Verfolgung der gefährlichen Wittwe vollkommen ſicher glaubte.

Fräulein Maſſias fand bei ihren Anverwandten bereitwillige Aufnahme, und alle alten Jungfern der Stadt, deren es daſelbſt nicht wenige gab, kamen herbei, um den Bräutigam des Fräuleins zu recognosciren. Natürlich gratulirten ſie dem Fräulein mit der herzlichſten Theilnahme, obwohl ſie vor Neid grün und gelb wurden. Schon am andern Tage machte die Maſſias, natürlich von Brüe geführt, Gegenviſiten, und Brüe kam bald in den Ruf eines ſehr feinen, gebildeten Mannes, mit dem ſich ſogar der Prediger, der Apotheker und der Gerichtsactuar ſehr angenehm unterhalten konnte.

Die Folge von dieſem Ereigniſſe war, daß ſehr viele von den Jungfrauen, welche über ein halbes Säculum hinweg waren, den Entſchluß faßten, baldmöglichſt nach Berlin zu reiſen, um aus dem trüben Grunde der Reſidenz vielleicht auch einen Bräutigam herauszufiſchen.

Auf dieſe Weiſe alſo war das gute Bärchen den Nachſtellungen der Wittwe glücklich entgangen, und es

ſah frohen Muthes dem ſchönen Tag entgegen, welcher es auf ewig verbinden ſollte.

Madame Grünholz mußte erkennen, daß ihre Arme zu kurz waren, um ihre glücklichere Nebenbuhlerin zu erreichen; aber ſie war entſchloſſen, es koſte ihr, was es wolle, ſich eine glänzende Genugthuung zu verſchaffen und den Schimpf wieder abzuwaſchen, den ihr die Maſſias angethan.

Der Plan, mit dem die Grünholz nun bereits ſeit Monden ſchwanger ging, war in der That ihrer würdig. Sie trachtete nach nichts Geringerem, als darnach einen Mann zu erlangen, einen Mann, auf den ſie ſtolz ſein konnte, der Brüe mehr als aufwog, und dieſer Mann ſollte kein geringerer als — Knittel ſein.

Es war in der That ein kühner Gedanke, aber Madame Grünholz war dazu geſchaffen, kühne Pläne auszuführen. Sie hatte bei ſich beſchloſſen, ſich diesmal keines Helfershelfers zu bedienen.

Die Wittwe war aber keineswegs ſo eitel, zu glauben, daß ihre Schönheit allein ausreichen würde, um einen Mann wie Knittel fangen zu können. Zu dieſem Zwecke entwarf die ſchlaue Gemüſehändlerin einen äußerſt kunſtreichen Plan. Eines ſchönen Morgens nämlich mußten ihre ſämmtlichen Kunden mit leeren Körben wieder abziehen, denn die Wittwe erklärte: ſie

habe den Grünkram nicht mehr nöthig; sie wolle den Rest ihrer Tage in Ruhe beschließen. Zugleich kündigte sie Herrn Knittel ihre Wohnung, worüber derselbe sehr aufgebracht wurde. Selbst der reiche Herr Haspin, sagte er, habe seine Kündigung zurückgenommen, und sich entschlossen, in seinem Hause wohnen zu bleiben; wie sie, eine Gemüsehändlerin, dazu komme, ihm die Wohnung zu kündigen? Die Wittwe versetzte darauf sehr kurz, daß sie nicht bleiben wolle, weil es ihr in einem Keller nicht mehr gefiele, und weil sie es überhaupt gar nicht nöthig habe, wie ein Maulwurf zu wohnen. Sie würde es nobel bei sich einrichten, denn sie sehe gar nicht ein, warum sie nicht auch noch ein wenig ihr Leben genießen sollte.

Knittel und sämmtliche Kunden der Madame Grünholz hielten die Wittwe für verrückt. Sie wurden aber bald anderer Meinung. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß die Grünholz ein Viertel vom großen Loose gewonnen habe, und diesem Gerüchte wurde um so mehr Glauben geschenkt, da die Wittwe es weder direkt zugab, noch bestritt. Von wem eigentlich das Gerücht ausgegangen war, wußte man nicht genau; aber es stand fest, daß Fritzchen sich gegen die Frau Bube geäußert hatte, seine Mutter hätte ihm allerdings verboten, davon zu sprechen, aber mit dem großen Loose habe es wirklich seine Richtigkeit. Er sei selbst mit der

Mutter gegangen, als sie in einem großen Beutel das Geld abgeholt, das sie gar nicht schleppen gekonnt, sondern in einer Droschke habe nach Hause bringen müssen. Er habe auch gehört, wie seine Mutter in der Kammer eine ungeheure Menge Geld gezählt. Genug, Fritzchen wußte so viel auszuplaudern, daß Frau Bube kaum Alles behalten konnte, um es weiter zu erzählen; und Madame Grünholz mochte nun anfangen, was sie wollte, sie war nicht mehr verrückt, sondern Allem, was sie that, schob man geheimnißvolle Beweggründe unter, und es gab in der ganzen Straße nur wenige Leute, die ihr Vermögen nicht auf mindestens Fünfundzwanzig Tausend Thaler schätzten. Niemand aber nahm sich die Sache mehr zu Herzen als Knittel.

Bis jetzt hatte sich dieser vergeblich bemüht, eine reiche Frau zu finden, die ihm einigermaßen behagte. Es hatte sich nicht machen wollen. Die Wittwe war aber in der That eine ganz hübsche Frau, die ihm immer recht gut gefallen hatte. — Nun, da sie reich war, gefiel sie ihm natürlich noch viel mehr. Er hatte eines Abends eine lange Conferenz mit Frau Bube. Wahrscheinlich war sie beauftragt worden, der Wittwe einmal auf den Zahn zu fühlen. Das that Frau Bube; sie hatte wiederum eine lange Unterredung mit der Wittwe, aber Madame Grünholz versetzte sehr schnippisch: wer mich früher nicht gewollt, braucht mich auch jetzt

nicht zu wollen. In dem „früher und auch jetzt nicht“ lag etwas sehr Bedeutsames, das sah die Bube sehr wohl ein, obwohl die Grünholz behauptete, wer sie heirathen wolle, müsse das aus Liebe thun, denn sie habe nichts und sie wolle nichts haben. In dem „sie wolle nichts haben“ lag wiederum etwas sehr Bedeutsames. Ferner bemerkte die Wittwe: wenn sie ein Mann gewesen wäre, dann würde sie sich gewiß ein schönes Gut gekauft haben, denn sie schwärme für eine ländliche Ruhe, und sie hoffe sich mit der Zeit vielleicht einmal ein Landhaus zu kaufen. Sie habe noch eine bedeutende Erbschaft in Aussicht. Darin fand die Bube natürlich abermals wieder etwas sehr Bedeutsames, und sie unterließ es nicht, diese Aeußerungen mit einem sehr scharfsichtigen Commentar dem Hauswirthe zu hinterbringen.

So wenig Hoffnung dieser nun aus der Wittwe Aeußerungen auch schöpfen konnte, so gab er dennoch keineswegs seinen Plan auf, sondern fand sich in selbsteigener Person bei der Wittwe ein, um ein freundschaftliches Verhältniß mit ihr anzuknüpfen. Aber die Wittwe that sehr kalt, und Fritzchen selbst sagte es, seitdem die Mutter — er wüßte wohl, was — sei sie sehr stolz geworden. Knittel war aber nicht der Mann, sich so leicht abschrecken zu lassen; er fuhr so beharrlich fort, der Wittwe den Hof zu machen, daß diese endlich sich für besiegt erklärte, und fast am selben

Tage, an welchem die unglückliche Amalie ihrem Vater ihr Jawort zur Ehe mit dem Baron gegeben, hatte der glückliche Knittel von der Wittwe den ersten bräutlichen Kuß empfangen.

Man kann wohl sagen, daß dieses Ereigniß in der ganzen Straße, und wo nur Kunden der Wittwe wohnten, große Sensation hervorrief, und daß alle Welt darüber philosophirte, wie sich doch im Leben Alles wenden könne. Wer hätte jemals daran gedacht, sagten sie, daß Madame Grünholz einmal Madame Knittel heißen und die Hauswirthin werden würde. Es ging auch das Gerücht, daß die Briefträgerin und die Koloristin, als sie die Verlobungs-Anzeige der Wittwe in der Zeitung lasen, vor Schreck und Neid ohnmächtig geworden seien; nichts desto weniger fanden sie sich dennoch bei der Wittwe zur Gratulation ein und küßten sie mit einer rührenden Zärtlichkeit.

Da die Hochzeit beschleunigt werden sollte, so verging die Brautzeit ohne bemerkenswerthes Ereigniß; die Hochzeit war — ob zufälliger Weise oder absichtlich, das wissen wir nicht — an demselben Tage festgesetzt, an welchem Amaliens Hochzeit bestimmt war. Und beide Hochzeiten sollten auch in demselben Hause stattfinden. So waren denn sämmtliche Bewohner des Hauses auf diesen großen und bedeutungsvollen Tag sehr gespannt, zumal da sich seltsamer Weise das Ge-

rücht verbreitete, es würde an diesem Tage etwas vorgehen.

Vielleicht kam das Gerücht daher, daß früher sowohl am Hochzeitstage der Grünholz, als auch an Haspins Hochzeitstage unglückliche Ereignisse eingetreten waren. Aeltere Bewohner der Straße gingen noch weiter und behaupteten, daß bis jetzt noch bei jeder Heirath in Knittels Hause ein trauriger Vorfall sich ereignet hätte. Vielleicht aber hatte die Frau Bube wieder einmal in ihren Karten etwas Verdächtiges gewittert und zu dem Gerüchte die erste Veranlassung gegeben. Genug — mit einer allgemeinen Spannung wurde dem verhängnißvollen Tage entgegen gesehen.

Dieser Tag war erschienen.

Fünftes Kapitel.

Ein Zwischenereigniß.

Es war schon am frühen Morgen eine Bewegung in Knittels Hause, welche jedenfalls etwas Außerordentliches errathen ließ. Knittel selbst war die ganze Nacht von einem unruhigen Gedanken gepeinigt worden, der ihn nicht schlafen ließ. Es war ihm nämlich eingefallen, daß er eigentlich noch gar nichts von dem großen Ge-

winne, der der Wittwe zugefallen sein sollte, gesehen hatte, und es kam ihm selbst sonderbar vor, daß es so weit mit ihm gekommen war, ohne daß er über das Vermögen der Wittwe vollkommene Gewißheit gewonnen hatte. Aber es war ja noch heute nicht zu spät, und Knittel beschloß, sobald er aufgestanden, zu der Grünholz zu gehen, und sie kurz und bündig um die nöthige klingende Ausweisung ihres Vermögens zu bitten.

Während Knittel diesen gefährlichen Entschluß faßte, schwelgte die Wittwe in dem wonnigen Gedanken, nun bald Hausbesitzerin zu sein und fortan jedenfalls die erste Rolle im Hause spielen zu können. Sie hielt an Fritzchen, den sie schon mehrmals aufgeweckt hatte, um mit ihm plaudern zu können, eine große Rede und prägte ihm vor Allem ein, daß er bei etwaigen Zwistigkeiten, die zwischen allen Eheleuten vorfielen, stets auf ihre Seite treten müsse, und daß, wenn Beide, wie sich's auch gebührte, immer hübsch zusammenhielten, Knittels Rohheit durchaus nicht zu fürchten wäre. Denn sie habe Gottlob ein paar tüchtige Arme, sagte sie, und wenn sie ein Mann gewesen wäre, würde sie es mit zehn Knittels aufgenommen haben. Uebrigens habe sie auch keine Furcht vor ihm, denn wenn sie einmal die ehelichen Rechte über ihn habe, würde sie diese schon zu handhaben wissen. Sie habe sich von dem seligen Grünholz auch nichts gefallen lassen.

Zu dem allen erklärte Fritzchen gähnend, daß, wenn Knittel ihn einmal wieder prügeln sollte, er ihm ganz gewiß die Augen auskratzen würde. Uebrigens gedenke er in die Welt zu gehen und Matrose zu werden, und wenn er dann zurückkomme und sehe, daß Knittel seine Mutter schlecht behandelte, dann würde er ihn ganz gewißlich wie eine Maus todtschlagen.

Unter diesen Reden brach der Tag heran. Die Wittwe erhob sich, um ihren Brautstaat zu ordnen, und Knittel erhob sich, um die Wittwe zu besuchen und nach ihrem Vermögen zu forschen. Er pochte an das Fenster, welches nach dem Hofe hinaus sah, und fragte, ob er kommen dürfe, ihr guten Morgen zu sagen? Die Wittwe versetzte: Mit Vergnügen! Knittel trat nun mit einem sehr süßen Gesichte ins Zimmer und küßte die Wittwe mit sehr viel Wärme. Unmittelbar nach dem Kusse fragte er sie, ob sie ihm nicht einen Einhundertthalerschein wechseln könne, worauf die Wittwe versetzte: Was er zu haben wünsche, Gold, Courant oder Cassenscheine? Knittel entgegnete sehr schlau, er wünsche alle drei Geldsorten, wobei er die Wittwe sehr scharf anblickte. Madame Grünholz verzog keine Miene, öffnete ruhig ihren birkenen Secretär und zählte das Geld auf. Knittel hatte sich unterdessen dem Secretär genähert und that, als bewundere er die Arbeit und die innere Einrichtung desselben, wobei er die

Mein Gott, ich ſagte Ihnen ja, daß ich nichts habe; entgegnete Haspin mit zitternder Stimme.

Nichts? Nun, das wäre wirklich fabelhaft. Ein Mann wie Sie, wird doch nicht ganz und gar von baarem Gelde entblößt ſein, zumal an einem ſolchen Tage.

Ich habe mich nicht vorgeſehen; erwiderte Haspin, ich hatte heute Vormittag eine Zahlung zu leiſten, auf die ich nicht vorbereitet war und welche ich aus Rückſichten nicht bis morgen aufſchieben wollte. Zu meinem Banquier konnte ich nicht mehr ſchicken, und ich glaubte im Nothfalle bei Ihnen eine Anleihe machen zu können, lieber Schwiegerſohn.

Bei mir?!

Der Baron lachte ſo entſetzlich, daß es Haspin eiskalt überlief.

Der Baron fühlte, wie ſehr er ſich durch dieſes Lachen verrathen; da es aber noch zu früh war, die Maske abzuwerfen, ſuchte er den Eindruck, den ſein Lachen auf Haspin hervorgebracht hatte, wieder zu verwiſchen und ſagte:

Lieber Papa, da haben wir uns Beide einmal verrechnet, denn ich habe mich ebenfalls von baarem Gelde ganz entblößt, weil ich es in Hülle und Fülle bei Ihnen vermuthete. Es iſt wirklich ſpaßhaft, daß ein paar ſo reiche Leute wie wir gerade am Hochzeits-

tage in Verlegenheit ſind, darüber muß man wirklich lachen.

Der Baron begab ſich wieder in das Geſellſchaftszimmer; der Graf ſtand wie auf Kohlen, das Spiel ſollte beginnen.

Lieber Graf; ſagte der Baron, lehnen Sie das Spiel ab, Haspin hat kein baares Geld im Hauſe.

Lari Fari! entgegnete der Graf.

Ich ſchwöre es Ihnen. Er hat dieſen Morgen Zahlungen gemacht, weil er glaubte heute kein Geld mehr zu gebrauchen. Er konnte allerdings nicht wiſſen, daß ich ihn ſchon heute um Geld angehen würde.

Zum Henker, er verheirathet ſeine Tochter und mußte wiſſen, daß er ihre Mitgift auszuzahlen hat!

Nicht gerade heute, lieber Graf, die fünfzig Tauſend Thaler ſind mir morgen eben ſo willkommen.

Es iſt äußerſt fatal.

Allerdings, aber es iſt einmal nicht anders; übrigens wird die Geſellſchaft wohl bald aufbrechen, da man vorausſetzen wird, daß es peinlich für mich iſt, unter den eingetretenen Verhältniſſen den Wirth machen zu müſſen. Mein Schwiegervater fühlt ſich auch nicht recht wohl, der Zuſtand ſeiner Tochter bekümmert ihn ſehr.

Nun, dann wird es das Beſte ſein, wenn ich mich empfehle; morgen gegen zehn Uhr werde ich mich bei Ihnen ein-

finden, ich rechne mit Bestimmtheit dann auf das Geld! —

Ganz gewiß, mein lieber Graf, ich werde dafür sorgen.

Der Graf verließ Haspins Wohnung, der Baron entschuldigte ihn bei den Gästen Ein Anderer nahm die Bank; der Baron betheiligte sich nicht an dem Spiel sondern blieb ruhiger Zuschauer. Von Zeit zu Zeit verließ er die Gesellschaft und begab sich in das Zimmer seiner jungen Frau, deren Zustand immer derselbe blieb. Es war nun neun Uhr Abends, als die Anwesenden sich vom Spiele erhoben und sich verabschiedeten. Jeder bezeugte dem Baron und Herrn Haspin sein Beileid über Amaliens Unpäßlichkeit.

Der Baron athmete auf, als die Zimmer leer waren; er begab sich jetzt zu seiner jungen Frau.

Er bat sie sich zu beruhigen; er werde Alles aufbieten sie zu beglücken, sagte er. Er hoffe ganz gewiß, daß sie ihn noch lieben lernen würde. Sie solle getrosten Muthes sein, sie würde an ihm stets einen liebevollen Freund und Beschützer finden; er würde sie niemals zu etwas zwingen, was ihren Gefühlen zuwider wäre, sie möge ganz nach ihrer Weise leben und handeln.

So sprach der Baron. Amalie versetzte, sie hoffe, daß er stets daran denken würde, was er ihr soeben

verſprochen habe; ſie glaube aber, daß ſie ihm nicht lange läſtig fallen werde, denn ſie fühle den Tod in ihrem Herzen.

Der Baron ſuchte ſeine junge Gattin zu tröſten und zu beruhigen, verließ ſie dann und ging zu ſeinem Schwiegervater hinein, welcher ſich in ſein Zimmer zurückgezogen hatte.

Haspin ſaß tiefſinnig und grübelnd in ſeinem Lehnſeſſel.

Als der Baron ins Zimmer trat, erhob er den Kopf, und ſagte mit tonloſer Stimme:

Nicht wahr, ſie iſt ſehr krank? Ich fürchte für mein Kind.

Sie müſſen Geduld haben; entgegnete der Baron, ich hoffe, es wird mir gelingen, die Liebe Ihrer Tochter zu erlangen Ich werde ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen und mich ihr nur wie ein Freund wie ein Bruder nähern. Wenn ſie erſt das rechte Vertrauen zu mir gewonnen hat, dann wird die Liebe auch ſchon kommen. Machen Sie ſich keine überflüſſigen Sorgen, lieber Papa Ihre Tochter zur Geneſung des Herzens zu führen, welches allerdings ſehr krank iſt, überlaſſen Sie mir. Sie werden ſehen, in vier Wochen iſt Ihre Tochter ein wackres, ein hübſches, blühendes Weibchen. Und mit Ihnen muß es auch anders werden, Papachen, Sie haben ſich ſeit Ihrer Krankheit entſetzlich verändert. Es

iſt ein ganz anderer Geiſt in Sie gefahren; aber leider ein ſehr ſchlimmer Geiſt, ein rechter Kobold. Sie ſehen immer entſetzlich miſanthropiſch aus, ſagen Sie mir doch, was mit Ihnen vorgegangen iſt?

Haspin ſeufzte tief auf.

Mein Sohn; ſagte er — er ſprach dieſes Wort: „mein Sohn," zum erſten Male aus — ich bin ein ſehr unglücklicher Mann, unglücklicher als Sie glauben; ich habe etwas auf dem Herzen, was mich entſetzlich quält. Es war eine Schwachheit von mir, es Ihnen zu verſchweigen; ich war auch mehrere Male im Begriff, es Ihnen mitzutheilen, aber ich konnte es nicht über meine Lippen bringen. Ich weiß, daß Sie ein Ehrenmann ſind, daß Ihre Neigung für meine Tochter eine wahre und aufrichtige iſt, und daß Geld bei Ihnen keine Rolle ſpielt.

Keine Rolle! ſagte der Baron leichenblaß, ich kann eben nicht ſagen, keine Rolle. Geld ſpielt allerdings eine Rolle bei mir, ich würde um keinen Preis z. B. ein armes Mädchen geheirathet haben; ich würde niemals einen Schwiegervater, der nichts beſitzt, achten können; ich würde mich niemals mit einem Lump einlaſſen; ich kann die armen Leute nicht leiden. Es mögen gute Menſchen unter ihnen ſein, ja, das iſt wohl möglich, aber im Allgemeinen verachte ich ſie.

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen arm und arm; ſagte Haspin. Wer arm geboren iſt, dem mag ein gewiſſer

Charakter der Gemeinheit und der Niedrigkeit anhaften, aber nicht ſelten gerathen die reichſten Leute in die tiefſte Armuth. Der Menſch iſt den Wechſelfällen des Lebens unterworfen. Niemand kann für ſich Bürgſchaft leiſten. Selbſt ein Rothſchild kann unter Verhältniſſen verarmen. Ich ſelbſt, mein lieber Sohn, beſaß ein bedeutendes Vermögen —

Beſitze, wollten Sie ſagen! fiel hier der Baron ein.

Beſaß, mein Sohn, beſaß, denn ich will es Dir nur geſtehen, ich habe mein Vermögen ſeit Kurzem völlig eingebüßt, ich bin gänzlich verarmt, ich bin ruinirt, ich kann meiner Tochter auch keinen Silbergroſchen mitgeben.

Der Baron ſprang auf und ſtürzte auf Haspin zu. Sein Blick war entſetzlich. Es lag jetzt etwas in dem Weſen dieſes Mannes, was ſeine verborgene, verbrecheriſche Natur auf die Oberfläche trieb. Haspin erkannte jetzt vielleicht zum erſten Male, daß der Baron bisher eine Maske getragen hatte. Dieſes entſetzliche Antlitz enthüllte ihm plötzlich Vieles, was er als unglaubliche, verleumderiſche Nachrede von ſich gewieſen. Er entſetzte ſich vor dieſem Antlitz, in welchem jeder Zug es ausſprach:

Dein Geld oder Dein Leben!

Es war ſeltſam. Haspin, der in ſeinem Leben nie einen anderen Muth bewieſen als den, armen Leuten

eine Bitte abzuſchlagen, hatte in dieſem Momente dennoch den Muth, dem Baron mit dürren Worten zu ſagen:

Sie hielten mich für reich, vor wenigen Wochen war ich es auch in der That, aber jetzt bin ich ein Bettler!

Nach dieſen Worten warf er ſich abgeſpannt, apathiſch in ſeinen Lehnſtuhl zurück und ſchloß die Augen, als erwarte er den Streich des Henkers, der ihn dem Nichts zurückgeben ſollte.

Der Baron ſtand eine Weile ſprachlos da. Seine Fauſt war geballt, er ſchien im Begriff zu ſein, auf Haspin losſtürzen und ihn zu erwürgen.

Aber plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Er vermochte es nicht zu faſſen, daß Haspin ein Bettler und er ſelbſt der Betrogene ſein ſollte. War ſein Schwiegervater nicht vielleicht ein Geizhalz, ein Filz, der jetzt, da er ſeine Tochter glücklich zur Baroneſſe gemacht, ſein Geld für ſich zu behalten oder den Baron wenigſtens mit einer möglichſt unbedeutenden Mitgift abzuſpeiſen gedachte?

Gewiß. Es konnte nicht anders ſein. Aber es war ja nicht ſchwer, ſich zu überzeugen. Er war ja Herr im Hauſe, er durfte die Sache nur näher unterſuchen. Als Schwiegerſohn konnte er Alles wagen. Es war dabei nichts zu verlieren.

Nach dieſer Ueberlegung hielt der Baron den Aus-

bruch ſeines Zornes noch zurück. Er nahm die Schlüſſel, welche auf dem Schreibbureau lagen, und ſchloß den eiſernen Geldſchrein auf. Er war leer. Er ſchloß den Sekretär auf, unterſuchte ſämmtliche Behältniſſe, aber er fand weder Geld noch Papiere von Werth. Haspin ſchien dieſem Treiben des Barons weiter keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er lag noch immer mit geſchloſſenen Augen da. Der Baron ging jetzt in Amaliens Zimmer. Sie wachte noch.

Du biſt nun meine Frau; ſagte er, und ich verlange Wahrheit von Dir. Dein Vater ſagte mir ſoeben, er ſei ein Bettler, iſt das wahr?

Das iſt wahr; verſetzte Amalie, ich denke, Sie wußten das?

Ich wußte das? Wer hat es mir mitgetheilt, daß ich es wiſſen ſollte?

Nun, ich denke mein Vater ſelbſt.

Das iſt eine Lüge! rief der Baron außer ſich.

Nicht? ſagte Amalie, indem Sie den Baron voll Verachtung anblickte, nun dann wiſſen Sie es jetzt!

Elende, Du haſt mich betrogen! rief der Baron.

Oder Sie ſich ſelbſt; entgegnete Amalie, ich mache übrigens auf nichts Anſprüche, nicht einmal auf Ihren Namen. Wenn Sie es nicht gewußt, nun, um ſo beſſer, dann wird Ihr edler Charakter ſich in ſeinem glänzendſten Lichte bewähren können.

Der Baron verließ knirſchend ſeine Frau.

Haspin ſaß noch immer wie ſchlafend in ſeinem Lehnſtuhle.

Der Baron trat an ihn heran, packte ihn beim Arme und rüttelte ihn auf.

Jetzt iſt nicht Zeit zum Schlafen; ſagte er, wir haben ein ſehr bedeutſames Wort mit einander zn reden.

Reden Sie; ſagte Haspin den Baron geiſterhaft anſtarrend.

Zunächſt ſagen Sie mir noch einmal, ob es wahr iſt, daß Sie Ihr Vermögen verloren haben?

Ich bin blutarm! verſetzte Haspin.

Was nennen Sie blutarm?

Ich habe zwanzig Tauſend Thaler Schulden, drängende Gläubiger, das Damoklesſchwert der Execution und des Perſonal-Arreſtes ſchwebt über meinem Haupte.

Aber es giebt noch Leute genug, die keine Ahnung von Ihrer Herabkommenheit haben?

Es mag wohl noch Leute geben, die mich für reich halten, aber dieſe Meinung kann nicht noch drei Tage beſtehen, wenn ich nicht wenigſtens zehn Tauſend Thaler bis dahin decke.

Drei Tage! ſagte der Baron. Würden Sie nicht eine bedeutende Summe auf Wechſel auftreiben können?

Nein, ich habe ſchon alle Hülfsquellen erſchöpft.

Das kann nicht ſein, unmöglich können Sie in ſo

kurzer Zeit ſo weit herabgekommen ſein! rief der Baron. Menſch, was konnte Sie bewegen, mich auf ſolche Weiſe zu hintergehen? Was konnte Ihnen daran gelegen ſein, mich zu Ihrem Schwiegerſohne zu gewinnen? Wenn Sie glauben, das ich ein reicher Mann bin, dann haben Sie ſich getäuſcht, ich bin noch ein größerer Bettler, als Sie es ſind. Ich beſitze weder Geld noch Gut, noch Kredit. Den Rock, welchen ich auf dem Leibe trage, bin ich ſchuldig. Ich habe nichts, ich bin ſelbſt ein Bettler.

Haspin ſah den Baron mit offenem Munde ſtarr und unbeweglich an; endlich ſchüttelte er den Kopf und ſagte, wie ein Wahnſinniger lächelnd:

Das iſt nicht möglich, Sie ſagen nur ſo.

Der Baron lachte laut auf.

Wahrhaftig, ſagte er, das iſt tragikomiſch. Eine hübſche, ſuperbe Geſchichte iſt das. Die muß gedruckt werden. Jetzt iſt es gut, jetzt kommt mein Humor wieder. Ich heirathe mir ein dummes, krankes, bürgerliches Gänschen aus dem einzigen Grunde, weil ich glaubte, daß das ſentimentale Ding eine anſtändige Mitgift habe, und zur Feier der Brautnacht erklärt mir der Schwiegerpapa, — daß er arm wie ein Lappländer, und die Heirath nur eingegangen ſei, um bei ſeinem Schwiegerſohne einen anſtändigen Pump zu machen. Iſt es nicht ſo, Papachen? Mein liebes, gutes Papachen, iſt

es nicht so? Ach, kommen Sie doch, man muß Liebe mit Liebe erwidern, Schwiegerpapachen. Ich muß Sie umarmen, ich muß Sie küssen. Wir müssen noch einmal recht ordentlich mit einander Hochzeit machen, Haspinchen von Hasperchen, Vater einer Baronesse!

Der Baron stürzte wie ein Wahnwitziger auf Haspin zu und erwürgte ihn fast. Nur mit der größten Mühe konnte sich dieser von ihm losringen.

Haspinchen von Hasperchen; schrie er, hell auflachend, die Geschichte ist zum Todtlachen! Wie wir Beide uns angeführt haben! Hätten wir das nicht ein paar Stunden früher wissen können? Dann hättet Ihr Euch nicht so viele Unkosten zu machen gebraucht. Jetzt werden wir nun Beide in Möser's Ruh eingehen, wenn uns nicht noch etwas Schlimmeres begegnet, etwas sehr Schlimmeres. Wißt Ihr Haspinchen, es giebt Stunden, wo die Todten aus den Gräbern steigen und wo sie allerlei ausschwatzen. Wartet! Laßt mich erst noch ein wenig trinken, wir haben ja noch Wein drinnen. Die Hochzeit war so triste, eine würdige Vorfeier zur Höllenfahrt, die wir nun gemeinsam antreten wollen. Hallo, wir leeren noch ein Glas mit einander, die Geschichte ist zu spaßhaft!

Haspin überlief es eiskalt; der Baron schien wirklich wahnwitzig geworden zu sein. Er war in die andere

Stube hineingegangen und kehrte bald mit einigen Flaschen Wein zurück.

So; sagte er, jetzt wollen wir mit einander die Henkersmahlzeit halten. Da, trink, Schwiegerpapachen! Auf fernere gute Geschäfte!

Er hielt Haspin das Glas hin, welcher sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Der Baron stürzte Glas nach Glas hinunter, in weniger als fünf Minuten hatte er ein Flasche Wein geleert. Eine zweite Flasche folgte. Die Augen des verzweifelten Menschen begannen zu leuchten.

Jetzt wollen wir ein Tänzchen machen, Schwiegerpapachen! sagte er mit lallender Zunge. Wo ist meine Braut? Holla, wo ist meine Braut? Wo Hochzeit war, muß eine Braut sein. Wir sind ja copulirt! Allons, Jungfer von Haspin, Frau Baronin; jetzt wollen wir nähere Bekanntschaft mit einander machen!

Er stürzte in das Zimmer, wo sich Amalie befand; Haspin folgte ihm mit schlotternden Knieen, mehr todt als lebendig. Amalie schrie laut auf. Der Baron beugte sich über ihr Bett, Haspin suchte ihn zurückhalten, aber der Baron stieß ihn von sich fort und sagte brüllend:

Zurück, Papachen, wenn ich Sie nicht erwürgen soll! Diese hier ist mein Weib. Hier hat Niemand das Recht, mich zurückhalten. Ich will nur ein kleines, niedliches

Hiſtörchen erzählen. Weibchen ſag', liebſt Du mich? Siehe dieſe Hände an! Sind ſie weiß? Blutroth ſind ſie, mein Weibchen, denn ſie haben Deinen Oskar erſchoſſen!

Ein lauter entſetzlicher Schrei folgte auf dieſe Worte.

Der Baron ſtürzte aus dem Zimmer.

Eine Viertelſtunde ſpäter war es in der Wohnung Haspins traurig, öde und ſtill. Amalie lag fieberkrank im Bette, Haspin ſaß neben ihr, ſtumm, den Kopf in der Hand, ſeufzend aus tiefſter Bruſt, dumpf und ſtumpf.

Der Baron hatte mitten in der Nacht das Haus verlaſſen. Niemand wußte, wohin er gegangen war.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Siebentes Kapitel.

Ein gezähmter Panther.

Es war acht Uhr Morgens, als ſich die junge alte Ehefrau, Madame Knittel, erhob.

Herr Knittel ſah ſehr zufrieden aus und Madame Knittel gab ihm einen Kuß, vielleicht den hundertſten ſeit der Hochzeit, und machte ſich an den Feuerherd,

um den Kaffee zu bereiten, denn sie hatte in Rücksicht auf ihre derben Arme kein Dienstmädchen genommen.

Es war seltsam; — Knittel sah wie ein gezähmter Panther aus. Er ließ sich ohne Widerstreben küssen und schmunzelte sogar, als Madame Grünholz — wollen sagen Madame Knittel zu ihm sprach:

Mein gutes, liebes Männchen, bleib' Du nur noch ein bischen liegen, ruh' Dich immerhin noch ein wenig aus, mein Männchen, Du kannst es ja jetzt haben! Du brauchst Dich jetzt nicht mehr um jede Kleinigkeit zu kümmern, das übernehme ich. Du mußt jetzt ein wenig zu leben beginnen, wir können es ja, wir sind reich genug. Des Nachmittags gehen wir nach Bouché's Garten, mein Männecken, ich habe viele Freundinnen, die mit ihren Männchen dorthin kommen. Dann machst Du Deine Partie Kegel. Spielst Du nicht ein wenig Kegel, mein Männecken?

Nein; sagte Knittel, ich spiele gar nicht.

Pfui, jeder Mann muß eine Leidenschaft haben! versetzte Madame Knittel; ich kann keinen Mann lieben, der keine Leidenschaft hat. Du kennst ja die Geschichte von Joachim Trus? Der prügelte jeden Tag seine Frau, und als ihm ein Freund darüber Vorwürfe machte, sagte er ganz gemüthlich: Ei was, jeder Mann muß eine Leidenschaft haben. Ich trinke nicht, ich spiele nicht, ich bin immerfort bei meiner Frau zu Hause — also etwas muß

der Menſch haben! Siehſt Du, mein Männecken, wenn Du nicht ein wenig ſpielſt, dann prügelſt Du mich am Ende auch noch durch, und das müßte eine ſchöne Ehe zwiſchen uns abgeben, denn ich bliebe Dir die Antwort natürlich nicht ſchuldig. Ich verſtehe mich auch aufs Holzen. Alſo iſt es beſſer, Du ſpielſt ein wenig Kegel und Domino und Schaafskopf, und meinetwegen auch Billard — alles mit Maaß natürlich.

Das koſtet alles ſehr viel Geld! verſetzte Knittel.

Ei was — wir können's ja thun! verſetzte Madame Knittel. Ich bezahle für Dich, ſo lange bis Du ordentlich ſpielen kannſt, und wenn Du dann die Handgriffe weg haſt, und bei Deinem Geiſte kann es nicht fehlen, denn Du biſt ein wahres Genie, — dann wirſt Du ja natürlich wieder gewinnen; dann giebſt Du mir den Gewinn, bis Du mir Deine Schuld abgetragen haſt. Das wird nicht lange dauern, ich habe ungeheueres Vertrauen zu Dir. Wochengeld brauchſt Du mir auch nicht zu geben, mein Männecken, ich werde die Wirthſchaft ſchon führen mit meinem Gelde. Das geht Dich nichts an.

Aber ſag' mir, Mutterchen; entgegnete Knittel ſchmunzelnd, indem er wohlgefällig auf ſein neues weißes Hemde blickte, wie viel Geld haſt Du denn eigentlich?

Ah, das möchteſt Du wohl wiſſen! verſetzte die Knittel; ungeheuer viel. Gar nichts! — —

Mir kannſt Du es doch ſagen; fuhr Knittel fort.

Männecken, wie neugierig Du biſt! ſagte die Knittel. Ich ſag' es Dir nicht eher, bis Du Dich als ein treuer, ſanfter, gehorſamer und guter Gatte bewieſen haſt. Jetzt ſage ich Dir, ich habe gar nichts! — Und wenn ich gar nichts habe, gar nichts — dann haſt Du doch Dein Glück an mir gemacht. Denn ich verſtehe Deine guten Eigenſchaften zu würdigen. Ich habe immer geſagt, wenn ſie auf Dich ſchimpften, Du ſeiſt ein ganz guter Mann, aber es weiß nur niemand Dich zu nehmen. Du ſeiſt ſchmutzig geizig, haben ſie geſagt; ich aber habe geſagt: Nein, der Mann ſpart ſich nur ein paar Groſchen, um mit ſeiner zukünftigen Frau deſto angenehmer leben zu können; und auch ich bin wirthſchaftlich und weiß dem Manne das Leben angenehm zu machen. Ich ſage Dir, Vaterchen, Du ſollſt leben wie im Paradies. Gieb mir ein Küßchen, mein Männecken!

Madame Knittel applizirte ihrem Manne Kuß Nummer 101 und eilte dann in die Küche hinaus. Es war ruhig in der Wohnung. Fritzchen hatte die kluge Frau wohlweislich ſchnell bei einer Freundin untergebracht, um durch den kleinen Störefried nicht behindert zu werden. Sie hatte ihren Feldzugsplan ſo ſchlau ange-

legt und wußte ihn mit so kluger Berechnung und mit einer so durchdachten Consequenz fortzuführen, daß manche feine gebildete Hofdame, welche sich in die hohe Diplomatie mischt, bei dieser Frau in die Schule hätte gehen können.

Knittel war über sich selbst erstaunt; er kam sich selbst wie ein gezähmter Bulldogge vor, aber das Leben gefiel ihm, und da ihm seine Frau zur Führung der Wirthschaft kein Geld abforderte und er das Schönste und Beste zu essen bekam, so gab er sich zufrieden und drang nicht weiter in seine Frau, ihm die Summe ihres Vermögens zu nennen.

Während Madame Knittel am Feuerheerde stand, erhielt sie den ersten Morgenbesuch. Es war gerade keine sehr angenehme Erscheinung, von welcher sie heimgesucht wurde. — Es war Frau Bube mit ihrer Jungfer.

Nun, wie geht's, junge Frau? fragte sie, wobei eine geheime Schadenfreude aus ihren grünen Augen blitzte. Wie befindet sich der Maulwurf?

Frau Bube; sagte Madame Knittel empfindlich, es hat sich jetzt ausgemaulwurft. Mein Mann heißt Herr Knittel und ist ein ganz charmanter, guter Mann, mit dem ich sehr glücklich leben werde.

Höre 'mal, den Schnack, Jungfer! rief die Bube. Die Frau ist stolz geworden. Na, Hochmuth kommt vor dem Falle. Sie wird es noch erleben. Es steht in den

Karten! nicht, Jungfer? es ſteht ganz gewiß in den Karten!

Ich mache mir den Kuckuck etwas aus Ihren Karten! verſetzte Madame Knittel. Ich will mit meinem Manne ſchon fertig werden. Ich werde ihn mir ſchon ziehen. Das geht Niemand etwas an.

Da oben iſt's auch nicht recht geheuer! fuhr das ſpitze Geſicht fort. Es hat ſich da oben ausbaront. Der Herr Baron hat ſeine junge Frau ſitzen laſſen und iſt noch in der Brautnacht auf und davon gegangen.

Das iſt ja nicht wahr! ſagte Madame Knittel.

Nicht wahr? Das Dienſtmädchen hat mir Alles erzählt. Der Alte ſoll ganz verrückt ſein, und ſeine Tochter iſt vor Schreck ſterbenskrank geworden. Und wiſſen Sie ganz was Neues? Mit dem Reichthum iſt es auch nicht weit her. Der Herr Haspin ſoll bis über die Ohren in Schulden ſtecken. Heute ganz früh war ſchon der Executor dort.

Das iſt nicht wahr, Frau Bube! ſagte Madame Knittel, das iſt unmöglich!

Der Executor war da! entgegnete das ſpitze Geſicht, ich kenne ihn und habe mit ihm geſprochen; er hat ſich die Sachen beſehen und verſiegelt, und heute noch wird er ſie abholen.

Das wäre seltsam! sagte Madame Knittel. Das muß ich meinem Manne mittheilen.

Ich werde es ihm erzählen! entgegnete das spitze Gesicht und wollte die Küche verlassen.

Hören Sie 'mal, Frau Bube; sagte die Knittel, indem sie das spitze Gesicht beim Arme festhielt, ich muß Ihnen jetzt ein für alle Mal eine Notiz geben, die Sie sich hinter die Ohren schreiben sollen. Die Verhältnisse haben sich, was meinen Mann und mich anbetrifft, sehr geändert. Ich bin nicht mehr Madame Grünholz, sondern Madame Knittel, und ich sage Ihnen, eine ganz richtige Knittel, Hausbesitzerin und Grundeigenthümerin von diesem Gebäude hier und ordentliches Eheweib meines Mannes. Unser Verhältniß hört jetzt auf. Ich dulde keine Zwischenträgereien und keinen Verkehr mit meinem Manne mehr. Alle Frauensleute haben sich an mich zu wenden. Zu besuchen brauchen Sie mich auch nicht mehr, wenn ich Sie nicht rufe; und das Kartenlegen im Hause dulde ich ebenfalls nicht. Wenn Sie sich dem fügen wollen, dann ist es gut, wo aber nicht, dann ist Ihnen Ihre Wohnung hiermit aufgekündigt. So, mit dem Bescheide können Sie gehen!

Madame Knittel öffnete ihre Küchenthür, um die Frau Bube hinauszulassen. Diese blieb aber eine ganze Weile regungslos stehen und sah die Knittel böse an.

Ah! sagte sie dann, wie sie üppig und schnippisch

geworden iſt, die Frau! Früher hat ſie ſo ſchön mit uns gethan, wie ſie noch Gemüſekrämerin und ihr höchſtes Ziel der gute Brüe war. Aber es wird ihr noch jämmerlich ſchlecht gehen, Jungfer! dafür wollen wir ſorgen, und müßten wir jeden Tag funfzig Mal die Karten legen, bis wir es 'raus haben. Und das Kartenlegen ſoll mir Keiner verbieten, nicht einmal der König. Aus Ihrer Wohnung mach' ich mir nichts und ziehe lieber heute wie morgen. Adieu, Frau Nachbarin, mein Fluch ſoll wahr werden!

Frau Bube ging, und die Jungfer folgte ihr knurrend. Die Knittel aber brachte ihrem Manne den Kaffee hinein und erzählte ihm die Geſchichte, welche ſie ſoeben von der Bube gehört.

Knittel ſprang auf.

Ich will' mal ſehen; ſagte er, wer hier pfänden will ohne mich zu fragen. Die Meubles im ganzen Hauſe ſind mein und dürfen ohne meine Erlaubniß nicht heraus. Ich werde ſogleich hinaufgehen und meine Fauſt darauf legen.

Männecken; ſagte Madame Knittel, trinke erſt Deinen Kaffee und dann gehe hinauf und ſchau' Dich um, wie's ſteht. Ich kann es mir nicht denken, daß es ſo ſein ſoll. Die Bube hat immer etwas zu erzählen, und wenn ſie es auch aus der Luft holen ſoll. Sei nur nicht hitzig, mein gutes Männchen; Deine Miethe iſt

Dir ſicher. Es ſind da oben doch immer feine Leute, mußt Du denken, und ein Hauseigenthümer kann ſchon immer ein wenig manierlich und gebildet ſein, wenn er grade kein grobes und gemeines Volk vor ſich hat.

Knittel würde dieſe Belehrung vielleicht mit weniger Geduld aufgenommen haben, wenn ihm ſeine Frau nicht ein großes Stück ſelbſtgebackenen Kuchen, der ganz vorzüglich ſchmeckte, vorgeſetzt und ihm hinterher einen Kuß gegeben hätte. Dann machte ſie ihm den Rock rein, putzte ihn fein ſäuberlich, — genug, Knittel ſah ſich wie ein König bedient, und das ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize nicht wenig.

Er ging jetzt zu Herrn Haspin hinauf. Sobald er aber über die Schwelle ſeines Miethers trat, hatte er den alten Knittel wieder angezogen. Er machte ein entſetzliches Geſicht und drang, als ihm das Dienſtmädchen öffnete, ohne Weiteres in die Wohnung ein, wo er ſich ganz gemüthlich umſah.

Na, es iſt ja Alles noch da, ſagte er; es ſieht ja hier ganz wie ſonſt aus. Wo iſt denn der Herr Baron?

Der iſt fort; verſetzte das Mädchen, wir wiſſen nicht, wohin.

So? Ei! — Das iſt mir ein ſchöner Gaſt. In der Brautnacht davon zu laufen! — Und wo iſt Herr Haspin?

Der iſt drinnen' verſetzte das Mädchen, die junge Frau iſt krank.

Schon wieder krank? — In meinem Hauſe ſind doch ſonſt alle Miether geſund. Das will mir gar nicht gefallen. Ein geſunder Menſch muß nicht jeden Augenblick krank ſein. Ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht krank geweſen. Dummes Zeug!

Mit dieſen Worten trat Knittel in die Stube. Haspin ſaß noch immer vor Amaliens Bett und hielt die Hand ſeiner Tochter in der ſeinen. Von Knittels Anweſenheit nahm er nicht die geringſte Notiz. Er ſchien völlig ſtumpfſinnig geworden zu ſein.

Ich habe da hübſche Dinge gehört! ſagte Knittel, Schulden, Pfändung, der Herr Baron fortgelaufen, — prächtig! — Das kommt davon, wenn man ſo hoch hinaus will, wenn man in Sammt und Seide und mit Brillanten einherſtolzirt, wenn man einen Baron zum Schwiegerſohne haben will! Da kann Jeder kommen. Da hätte ich auch ſagen können, ich muß eine Prinzeſſin heirathen — aber es iſt nur eine Gemüſehändlerin geworden, aber ein Weib, das ſich gewaſchen hat: ſauber, wirthſchaftlich, klug, und ein paar Kröten hat ſie auch. Man muß nicht über ſeinen Stand hinausgehen. Man muß ſich nicht baroniſiren laſſen. Na, jetzt ſagen Sie mir, wie denn die Sache eigentlich ſteht. Der Erſte

rückt heran. Bis jetzt haben Sie die Miethe stets pünktlich bezahlt, aber wie wird es nun werden?

Ich habe nichts mehr auf der Welt; versetzte Haspin, was ich mein nennen kann, außer diesem unglücklichen, armen Kinde.

Das ist sehr wenig; versetzte Knittel, das ist miserabel wenig. Haben Sie denn so viele Schulden?

Viel mehr als alle diese Dinge werth sind; versetzte Haspin. Aber ich bitte Sie, in die andere Stube zu treten, dort können wir uns aussprechen.

Das bleibt sich ganz gleich; versetzte Knittel, ich bin überall hier Herr, ich kann mich aufhalten, wo ich will!

Sie werden Rücksichten auf mein krankes Kind nehmen! entgegnete Haspin.

Mir partout égal! sagte Knittel. Die einzige Rücksicht, die ich nehme, das ist Miethe — klingendes Courant! verstehen Sie mich? Alles Uebrige ist nichts als Theorie, welche nach Göthe aschgrau sein soll. Aber meinetwegen kommen Sie dort hinein, wenn's Ihnen bequemer ist. Meine Frau wird wohl damit zufrieden sein.

Knittel folgte Haspin in die andere Stube, und hier theilte ihm dieser mit kurzen Worten mit, daß er die nächst fällige Miethe allerdings nicht bezahlen könne, daß er gänzlich verarmt sei und daß er nicht

wisse was anfangen. Uebrigens kümmere ihn das sehr wenig, denn er habe das Leben satt nnd glaube auch, daß seine Tochter nicht lange mehr leben würde, und dann hoffe er den Frieden zu finden, den er suche — im Grabe und im Tode.

Knittel wußte nicht recht, was er zu dieser Mittheilung sagen sollte. Er sagte, er würde mit seiner Frau darüber sprechen. Vorläufig lege er auf sämmtliche Sachen zur Sicherung der laufenden Miethe Beschlag.

Haspin hatte nichts dagegen einzuwenden. Knittel schrieb sämmtliche Gegenstände auf, welche er nach seinem Gutdünken taxirte, und entfernte sich dann wieder.

Während dessen war Haspin wieder zu seiner Tochter hineingegangen. Amalie hatte sich erhoben und saß jetzt auf dem Bette. Sie schien sich gewaltsam emporgerafft zu haben.

Amalie; sagte Haspin, Du darfst das Bett noch nicht verlassen, Du bist zu schwach.

Ich werde stark sein! sagte Amalie.

Nein, ich leide es nicht, ich habe schon zum Arzte geschickt. Du sollst Dich ruhig verhalten.

Mein Arzt wohnt im Himmel; sagte Amalie, einen andern giebt es für mich nicht. Komm, Vater!

Wie, Du willst ausgehen?

Ja, wir wollen mit einander gehen!

Mein Gott, Amalie, was fällt Dir ein? — Du kannſt Dich kaum auf den Beinen erhalten!

O, es wird ſchon gehen!

Du biſt wirklich ſehr, ſehr krank!

Nicht doch, ich fühle mich recht wohl!

Wohin willſt Du denn?

Zunächſt, lieber Vater, beſuchen wir Oskars Grab; Du haſt ihn im Leben gehaßt, Du ſollſt Dich im Tode mit ihm verſöhnen.

Ja; verſetzte Haspin, ich will mich mit ihm verſöhnen. Ich habe ihm ein himmelſchreiendes Unrecht gethan, ich habe meinen und Deinen guten Engel von mir geſtoßen — ich war dumm, ich war blind — doch es iſt zu ſpät!

Ja, zu ſpät! ſagte Amalie, aus tiefſter Bruſt ſeufzend.

Wenn ich länger lebte; fuhr Haspin fort, ich würde es nicht ertragen können. Ich habe Dich ſo grenzenlos elend gemacht. Wenn der Traum wenigſtens einige Zeit gedauert hätte. Es iſt zum Verzweifeln! — Ich habe den Baron für aufrichtig, für edel gehalten!

Haspin ſchwieg und ſtarrte vor ſich hin.

Du haſt Dich geirrt, mein armer Vater; ſagte Amalie. Es iſt geſchehen, quäle Dich nicht mit unnützen Vorwürfen.

Es zerreißt mir das Herz; fuhr Haspin fort, Du trägst den Namen dieſes Elenden!

Nein, ich werde ihn nie und nimmer tragen; ich werde von dieſem Schandfleck bald befreit ſein! entgegnete Amalie.

Ich kann es kaum glauben; ſagte Haspin, er hat es nur im Rauſche ausgeſprochen — es iſt unmöglich!

Was? fragte Amalie.

Haſt du das entſetzliche Wort nicht gehört? verſetzte Haspin, oder habe ich mich getäuſcht? — Mein Gott! mir wird ganz wirr im Kopfe. Sagte er nicht, er habe Oskar getödtet?

Er ſagte es nicht nur — er that es.

Wie war das möglich?

Meine Ahnung trog mich nicht, ich vermochte immer nicht zu glauben, das Oskar ſich ſelbſt das Leben genommen!

Warum haſt Du mir Deine Ahnung nicht mitgetheilt?

Du hätteſt mir niemals geglaubt!

Komm — Du haſt Recht — ich war entſetzlich blind, — ich bin Oskars — ich bin Dein Mörder! —

Haspin weinte wie ein Kind.

Weine nicht, Vater; ſagte Amalie, unſer Schickſal iſt in Gottes Hand, Du kannſt daran nichts ändern!

Es hätte Alles anders ſein können; ſagte Haspin Du, ich — wir konnten Alle glücklich ſein, und jetzt ſind wir grenzenlos elend!

Gewiß nicht für immer; entgegnete Amalie.

Meine Tochter; fuhr Haspin fort, Du wirſt mir niemals verzeihen können, was ich an Dir gethan!

Ich habe Dir bereits verziehen!

Du haſt mir verziehen — aber der Stachel in meiner Bruſt ſchmerzt deshalb nicht weniger. — O, ich Elender! —

Komm, Vater, wir wollen uns aufmachen!

Du ſtrengſt Dich vergebens an — Du vermagſt Dich nicht aufrecht zu erhalten.

Wir werden fahren — verlaß mich auf einen Augenblick, lieber Vater.

Haspin trat in die andere Stube und machte Toilette. Plötzlich hörte er einen dumpfen Fall. Er ſtürzte in die Stube hinein, wo ſich ſeine Tochter befand.

Amalie lag ausgeſtreckt am Boden.

Mein Kind! mein Kind! ſchrie Haspin.

Das Mädchen ſtürzte herein. Zu gleicher Zeit erſchien Knittel und der Executor.. Amalie wurde auf das Bett gehoben. Sie ſchlug nach einer Weile die Augen wieder auf, aber ſie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Hier ſind ſchlechte Geſchäfte zu machen! ſagte der Executor.

Alle dieſe Gegenſtände haften mir für die Miethe! entgegnete Knittel. Ich laſſe nichts hinaustragen.

Nichts? — Ich glaube es wird ſehr bald von hier etwas fortgetragen werden! entgegnete der Executor, auf die Kranke deutend.

Jetzt erſchien auch Madame Knittel. Sie näherte ſich der Kranken und ſah ſie prüfend an; dann ſchüttelte ſie ſehr bedenklich den Kopf und ſprach einige Worte leiſe mit Knittel.

Der Executor entfernte ſich wieder, und nun ſagte Knittel zu Haspin:

Ein Hauswirth hat ſich zwar nur darum zu kümmern, daß er ſeine Miethe kriegt. Aber Sie thun mir leid. Ich werde Sie nicht drücken. Wenn Ihnen dieſe Wohnung zu theuer iſt, dann können Sie eine kleine Wohnung bei mir bekommen. Na, das wird ſich finden. Sehen Sie nur, daß Ihre Tochter wieder geſund wird. Das Uebrige wollen wir ſpäter beſprechen. Adieu!

Er verließ Haspins Wohnung mit einem Stolze, als habe er ihm eine Million geſchenkt. Seine Frau folgte ihm.

Bald darauf kam der Arzt. Er fand Amaliens Zuſtand ſehr bedenklich und verordnete die nöthige

Arznei. Aber keine Arznei war im Stande, ihr gebrochenes Herz zu heilen.

Als Mitternacht heranbrach, saß ein Mann mit stierem Blick vor einer Leiche.

Dieser Mann war Haspin, und diese Leiche war Amalie. — – – — — —

Achtes Kapitel.

Zwei Jahre später.

In einer der nobelsten Straßen Berlins vor einem eleganten Hause hielten eine Menge Equipagen. Die Fenster des Hauses waren hell erleuchtet, elegante Damen und Herren bewegten sich in den Sälen.

Der Baron v. Holdern-Kökritz gab ein großes Fest.

Der Baron hatte sich vor einem halben Jahre mit einem alten, steinreichen, adligen Fräulein verheirathet.

Alle alten Bekannte von ehemals hatten sich wieder bei ihm eingefunden, große Herren bewarben sich um seine Freundschaft. Der Baron selbst war äußerst freundlich, zuvorkommend und liebenswürdig gegen Jedermann.

Der Mann hatte in der That viele Freunde.

Selbſt junge, hübſche Damen, welche bedeutende Anſprüche machen konnten, beneideten das alte Fräulein um das Glück, einen ſo liebenswürdigen Ehegatten zu haben.

Der Baron war auch wirklich ſeit ſeiner Heirath um zehn Jahre jünger geworden. Seine Erſcheinung imponirte, ſeine Toilette war äußerſt gewählt, ſeine Haltung militäriſch, ſein Schnurrbart äußerſt gut gepflegt — er machte eine ſtattliche Figur.

Unter den anweſenden Gäſten war auch der Graf v. Lübbenau.

Man erzählte von dieſem Herrn ſich allerlei Hiſtörchen. Obſchon er nichts weniger als jung war, ſollte er doch die Gunſt einer ſehr ſchönen, jungen Dame erworben haben, und man erzählte weiter, daß er früher bedeutend verſchuldet geweſen, jetzt aber, wahrſcheinlich durch die Freigiebigkeit der jungen Dame, in ſehr glänzenden Verhältniſſen lebe.

Andere behaupteten, er habe ſehr glücklich an der Börſe ſpeculirt, und wieder Andere wollten wiſſen, daß er für gewiſſe politiſche Mittheilungen von der ruſſiſchen Regierung ein bedeutendes Jahrgehalt empfinge.

Wie dem nun auch ſein mochte, ſo viel ſtand feſt, daß der Graf in glänzenden Verhältniſſen lebte.

Die Geſellſchaft war ſehr vergnügt, der Baron ver-

ſtand es, den Wirth zu machen und ſeine Gäſte zu unterhalten.

Es war ſpät um Mitternacht, als dieſe ſich zu entfernen begannen.

Nur ein Gaſt blieb noch anweſend.

Es war der Graf v. Lübbenau.

Es wurde ſtill im Hauſe, ſelbſt die Dienerſchaft hatte ſich niedergelegt, nur der Baron und der Graf ſaßen noch ganz allein im Zimmer neben einander bei einer Flaſche Wein.

Der Baron hatte die Thür zugeſchloſſen.

So, jetzt können wir ungeſtört mit einander reden; ſagte der Baron, was haben Sie lieber Graf?

Mein lieber Baron, in meiner Kaſſe iſt eine ganz fatale Ebbe.

Wie? Ich habe Ihnen nach meiner Hochzeit zehn Tauſend Thaler gegeben.

Zehn Tauſend Thaler — es iſt wahr — aber ich habe deſſenungeachtet keinen Heller mehr.

Sie wiſſen, daß das Vermögen meiner Frau, ſo bedeutend es auch war, ziemlich zuſammengeſchmolzen iſt; meine Schulden waren coloſſal, ich muß anfangen ſparſam zu werden.

Werden Sie ſparſam, es ſoll mir ſehr angenehm ſein, aber zuvor bitte ich mir noch zehn Tauſend Thaler aus.

Zehn Tauſend Thaler? nimmermehr!

Ich gebe Ihnen zu bedenken, Freund, daß dieſe Summe eine ſehr geringe Forderung für Denjenigen iſt, der Ihren Kopf in ſeiner Hand hat.

Herr Graf!

Herr Baron!

Durch Drohungen werden Sie bei mir gar nichts erlangen.

So geben Sie mir Geld ohne Drohung.

Ich kann Ihnen unmöglich noch zehn Tauſend Thaler geben.

Ich kann unmöglich weniger nehmen.

Und wenn ich mich dazu verſtünde, Ihnen nochmals dieſe Summe auszuzahlen, wie lange würde es währen, dann kommen Sie wieder.

Das iſt möglich!

Wie? Sie wollen mich alſo zum armen Manne machen?

Nichts weniger, ich will mir nur mein Geheimniß bezahlen laſſen, damit es mir weniger ſchwer wird, es auf dem Herzen zu behalten.

Im Grunde können Sie nichts Gravirendes gegen mich vorbringen.

Laſſen Sie es darauf ankommen, geben Sie mir nichts — morgen iſt die Denunciation in der Hand des Staats-Anwaltes.

Sie drohen? Meinetwegen! Thun Sie, was Sie wollen!

Der Graf erhob ſich und wollte gehen.

Halt; ſagte der Baron, noch ein Wort in Freundſchaft, ehe Sie gehen. Wollen Sie ſich mit drei Tauſend Thalern begnügen?

Zehntauſend!

Sie nehmen auch nicht Fünftauſend?

Nicht weniger als Zehntauſend!

Wollen Sie mir dann Ihr Ehrenwort geben, Berlin für immer, oder ſo lange ich lebe zu verlaſſen?

Ei, ich denke nicht daran!

Sie wollen mir in keiner Weiſe entgegenkommen?

Lieber Freund, bedenken Sie doch, daß ich es nicht bin, der Conzeſſionen zu machen hat!

Kommen Sie morgen zu mir; ſagte der Baron knirſchend, Sie ſollen das Geld haben, aber ich ſchwöre es Ihnen zu, es iſt das letzte.

Ich werde Sie nicht mehr incommodiren, wenn ich nichts brauche.

Als der Graf ſich entfernt hatte, blieb der Baron lange Zeit nachdenklich ſitzen.

Wenn ich mich von dieſem böſen Dämon befreien könnte! ſagte er im leiſen Selbſtgeſpräch. Der Menſch iſt entſetzlich, ich fürchte, er läßt mich nicht eher los, als bis ich keinen Heller mehr im Vermögen habe. Wie

ein Vogel saugt er an mir, wie ein Gespenst verfolgt er mich. Und ich weiß in der That nicht, wo er mit dem Gelde bleibt. Er scheint es darauf angelegt zu haben, mich wieder zum Bettler zu machen. Ja, wenn ich mich nur von diesem Satan befreien könnte! Zwar gehen dann noch zwei Gespenster umher, — aber diese beiden Gespenster thun mir wenigstens nichts, ich werde sie nicht zu fürchten haben. Von der Frau v. Sarrow weiß ich kaum, ob sie noch lebt; Haspin, mein Schwiegervater von einer Nacht, ist ein alter Mann geworden, ein blödsinniger Bettler, — aber dieser Graf! Zum Henker, ich muß seiner ledig werden. Ein paar Tropfen Gift — Gift! —

Der Baron stützt den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin.

Nach einer Weile fuhr er fort:

Ich bin dem Menschen in der That so gram, daß ich ihn mit kaltem Blute massakriren könnte. Wenn ich ihn allein hätte, allein, an einem Orte, wohin nicht das Auge eines Zeugen blickte! Wenn wirklich einmal ein lumpiger Mord geschieht, nicht vierundzwanzig Stunden bleibt er unentdeckt. Aber Tröpfe sind es, elende, gemeine Mörder, die entdeckt werden! Wie leicht ist es, ein Menschenleben zu vernichten, wenn es nur sinnreich angefangen wird. Habe ich nicht schon zwei Mordthaten begangen, welche der Schleier der Nacht sicher umhüllt?

Der Baron horchte auf. Es war ihm, als vernahme er leiſe Tritte im Nebenzimmer. Er erhob ſich und öffnete die Thür. Es war ſeine Frau, welche über ſein langes Fernbleiben beunruhigt war.

Der Baron ſchützte wichtige briefliche Geſchäfte vor. Er ſagte, daß er am andern Tag auf einige Tage verreiſen würde, er habe Geldangelegenheiten zu ordnen. Seine Frau ging wieder in ihr Schlafgemach, aber der Baron ging noch nicht zu Bette.

Es iſt allerdings nicht leicht, ſagte er vor ſich hin, einen Menſchen verſchwinden zu laſſen. Es iſt jedenfalls gefährlich und kann ſehr leicht mißglücken. Es wäre immer das Aeußerſte, was ich thun werde. Es iſt mir zweimal gelungen — das dritte Mal könnte es fehl ſchlagen. Dieſer verteufelte Lübbenau iſt auf ſeiner Hut — er fürchtet mich. Es giebt nun tauſend Arten, ſeiner los zu werden. Ich fahre mit ihm — werfe den Wagen um und laſſe die Räder über ſeinen kahlen Kopf wegſpazieren. Ich reite mit ihm und mache ſein Pferd ſcheu — er iſt kein beſonderer Reiter. — Aber die Sache iſt unſicher. Bei beiden Plänen habe ich den Ausgang nicht in meiner Hand. Am ſicherſten bleibt immer Gift — oder Pulver.

Wenn ich ihn in irgend eine einſame Gegend locken könnte und ihn dann niederſchöſſe wie den — wie hieß er noch — wie —

Oskar! — —

Der Baron blickte entsetzt auf. Sein Antlitz wurde leichenblaß. Wer hatte den Namen Oskar gerufen? — Er selbst nicht. Es war eine fremde Stimme. Und doch war Niemand zugegen. Er schritt zur Thür und schloß sie zu. Es wurde ihm unheimlich zu Muthe. Er hatte sich vor seiner eigenen Stimme entsetzt — denn eine fremde Stimme konnte es nicht gewesen sein. Wer hätte ihm auch auf seine stillen, stummen Gedanken eine Antwort geben können? — Wer konnte ihn bis in die tiefste Tiefe seiner verbrecherischen Gesinnung belauschen?

Wenn ich ihn so niederschösse; fuhr er fort, wie jenen, dann ist die Geschichte in einem Nu abgethan. Freilich, eine kleine Unannehmlichkeit würde für mich daraus entstehen. Ich müßte den Mord als den blutigen, unglücklichen Ausgang eines Duells erscheinen lassen. Ich richte zuvor alles zur Flucht ein. Man würde dann allerdings nach den Sekundanten forschen. Aber was thut's? An einen Mord denkt unter allen Umständen Niemand. Ich bin ein reicher Mann, mit Lübbenau befreundet, wer wird es wagen, nur irgend eine Muthmaßung zu hegen, die mich verdächtigen könnte? —

Der Baron erhob sich und ging mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab. Dann fuhr er in seinem lauten Selbstgespräche fort:

Das Eine nur iſt zu bedenken, daß dieſer verteufelte Menſch Mißtrauen gegen mich hegt und daß er mir an keinen einſamen Ort folgen wird. Es bliebe nur der eine Ausgang, wenn ich ihn in meinem Zimmer niederſchöſſe. Wir können uns geſtritten, und in Folge deſſen zu einem Piſtolen-Duell haben hinreißen laſſen. Das iſt romantiſch, ſichert mir ein dauerndes Intereſſe bei der haute-volée, und was könnte mir ſchlimmſtens begegnen? — ein Jahr Feſtungs-Arreſt. Aber der Mund iſt ſtumm, den ich fürchten muß. — Ja, der Mund iſt ſtumm! —

Der Baron war mit ſich einig. Er trat an ſeinen Secretär und nahm aus einem verborgenen Fache zwei Piſtolen heraus. Er prüfte ſie und lud ſie dann, ſchloß ſie in ſeinen Secretär wieder ein und begab ſich zur Ruhe.

Böſe Träume umgaukelten ihn. Edmund v. Sarrow, der Sattlergeſell, Oskar, Haspin, Amalie, Agnes v. Sarrow, — alle dieſe Menſchen, die er ſo unglücklich gemacht, erſchienen ihm als drohende Geſpenſter und Unglückspropheten. Der Baron erwachte mehrere Male; er hatte einen unruhigen, geängſtigten Schlaf. Vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben begann ihm das Herz bang zu werden. Eine böſe Ahnung quälte ihn, und zum erſten Male begann dieſer heuchleriſche Verbrecher vor dem Verbrechen zurückzubeben.

Als der Morgen zu grauen begann, war ſein Entſchluß wankend geworden. Er fürchtete dieſen Grafen v. Lübbenau. Wäre er in Italien oder Spanien geweſen, er würde dem Grafen in einem Hinterhalte aufgelauert haben, aber in Berlin, wo die Nemeſis wach iſt unter den Argusaugen einer gut organiſirten Polizei, wo das Verbrechen nur im Dunkeln ſchleichen kann, wie leicht konnte ihm da ein Verbrechen mißlingen, obgleich und trotzdem es ihm zweimal geglückt war.

Als der Graf am Vormittage kam, lag die Summe, welche er verlangt hatte, für ihn in Bereitſchaft.

Graf, ſagte der Baron, ich zahle Ihnen die begehrte Summe, aber ich ſchwöre es Ihnen, Sie bekommen keinen Heller mehr von mir. Rechnen Sie auf Nichts mehr.

Nous verrons! entgegnete der Graf trocken. Ich hoffe Ihrer nicht mehr zu bedürfen.

Seien Sie ſparſam mit dem Gelde, richten Sie ſich ein!

Sehr weiſe von Ihnen geſprochen! entgegnete der Graf eben ſo phlegmatiſch, indem er gemächlich eine Priſe nahm.

Haben Sie irgend einen beſtimmten Lebensplan gefaßt? fragte der Baron weiter.

Freilich; mein Lebensplan iſt: gut zu leben, auf weſſen Koſten es auch ſei. Sie wiſſen, dieſen Grund-

ſatz haben Sie ſelbſt ſtets befolgt, und da Sie ſo gut dabei gefahren, nehme ich keinen Anſtand, ihn zu adoptiren.

Der Baron ſchwieg. Er übergab dem Grafen das Geld.

Ich habe gezählt; ſagte er. Zählen Sie ſelbſt es noch einmal durch. Ich kann Ihnen verſichern, daß es mir ſehr ſchwer wird, Ihnen dieſe bedeutende Summe zu geben.

Sie ſpaßen! fiel der Graf ein. Ihre Frau hat wenigſtens eine halbe Million im Vermögen und über eine halbe Million haben Sie noch als Erbſchaft in Ausſicht.

Bedenken Sie aber, welche Ausgaben ich hatte — wie bedeutende Schulden —

Freilich, — aber Sie waren klug genug, vor Ihrer Verheirathung zu accordiren.

Die Summe war dennoch bedeutend genug.

Pah! Lappalie! — Mit höchſtens dreißig Tauſend war Alles abgemacht!

Sie wiſſen, das ich noch ein paar Mäuler zu ſtopfen hatte —

Ja — in Betreff des falſchen Spiels — auch das hat nicht ſehr viel gekoſtet.

Und Sie?

Ich bin ſehr billig geweſen — ich hätte auf Thei-

lung anbringen sollen — wahrhaftig, die Hälfte Ihres Vermögens war mir gewiß!

Sie täuschen sich, lieber Graf, in Bezug auf meine Willfährigkeit; entgegnete der Baron, der sich jetzt bei seinem Secretär etwas zu schaffen machte. Ich wüßte wahrlich nicht, weshalb ich mit Ihnen theilen sollte. Sie wollen mich verläumden, mich eines Mordes anklagen, weil Sie die Pistole, welche bei Oskars Leiche gefunden worden, für die meinige erkannt haben wollen —

Nicht deshalb allein; fiel der Graf ein, Sie wissen was wir kurz vor dem Ereigniß besprochen haben. — Sie werden sich erinnern, über welche Dinge wir übereingekommen sind. Aber warum auf Sachen zurückkommen, die wir längst als abgethan betrachten? Warum wollen Sie jetzt läugnen, was Sie mir schon bei vielfachen Gelegenheiten zugestanden haben? Sie sind ein Mörder, mein lieber Baron. Mein Gott, was ist das? Es gehen wahrhaftig respectable Leute genug umher, vor denen sich die bravsten Leute tief verneigen, um deren Freundschaft die redlichsten Leute buhlen — und was sind Sie? — Mörder, mein lieber Baron. Denn mordet man nur allein mit Dolch, Gift und Pistole? — O, davon ließen sich herzzerreißende Geschichten erzählen. Es giebt Gifte, in deren Anwendung die menschliche Gesellschaft es zu einer vollkommenen Fertigkeit gebracht, die ihr Opfer unfehlbar treffen. Mit

ſolchem Gifte werden gar manche Leute aus der Welt gebracht, mein lieber Baron. Was heißt es überhaupt: morden? — Der Mord iſt ein Krieg zwiſchen Zweien. Ob er nun Duell oder Ueberfall oder ſonſt wie betitelt wird, was thut's zur Sache? Ich verdamme Sie wahrhaftig nicht, lieber Baron; in meinen Augen ſind und bleiben Sie der liebenswürdigſte Mann von der Welt. Aber das Geſetz macht nun einmal einen Unterſchied und hält am moſaiſchen jus talionis feſt, 'Aug' um Aug', Zahn um Zahn! — Nun, ſo weit ſind wir ſchon in der Kultur fortgeſchritten, daß man nicht Aug' um Aug' und Zahn um Zahn beſtraft — es heißt nur noch Leben um Leben. Eine Barbarei, mein lieber Baron, die wohl auch noch mit der Zeit abgeſchafft werden wird. Das ſind ſo meine Ideen. Alſo wohl verſtanden, ich verdamme Sie durchaus nicht. Aber das Geſetz, das ſtrenge Geſetz! Früher konnte man ſich für ſo und ſo viel vom Henker loskaufen. Sie wiſſen, wie es bei den alten Deutſchen war. Nun ſehen Sie, das Geſetz ſchläft Ihnen gegenüber. Das Grab bedeckt Ihre Thaten. Ich bin gewiſſermaßen der einzige Rächer der Todten. Dieſe Angelegenheit iſt dadurch eine reine Privatſache zwiſchen uns geworden. Ich taxire meine Wiſſenſchaft nach gewiſſen Prozenten. Warum ſo viele Weitſchweifigkeiten von Ihrer Seite? — Warum um die paar Tauſende knauſern? — Sie wiſſen recht gut, wie

willfährig ich mich ſtets gegen Sie gezeigt. Ich habe geſchwiegen und von Ihnen nichts verlangt, ſo lange Sie ſelbſt nichts hatten. Aber jetzt ſind Sie zahlungsfähig, alſo zahlen Sie. Wir werden uns deshalb nicht erzürnen.

Der Baron hatte dieſe abſcheuliche Rede ſchweigſam angehört, ſeine Hand lag neben der Piſtole. Schon mehrere Male hatte er dieſe erfaßt und dann zitternd wieder losgelaſſen. Als der Graf aber gerade das Geld gemächlich einſtecken wollte, hatte der Baron die Piſtole abermals ergriffen — vielleicht wäre im nächſten Augenblick der Graf als Leiche zur Erde geſunken.

Aber dieſer holte lächelnd ebenfalls eine Piſtole aus ſeiner Bruſttaſche hervor und ſagte, dieſelbe dem Baron entgegen haltend, ganz ruhig:

Mein lieber Baron, wenn Sie mir vielleicht einen ähnlichen Liebesdienſt wie dem jungen Oskar erzeigen wollen, dann ſparen Sie die Mühe. Ich bin im Verkehr mit Ihnen ſtets auf alle Möglichkeiten vorbereitet. Außerdem aber würde die Juſtiz ſofort nach meinem Tode Dinge von Ihnen erfahren, welche den Schleier aufheben würden, der Ihre Verbrechen bis jetzt verdeckt. Alſo laſſen wir das; es iſt beſſer für Sie. Meine Freundſchaft und mein Leben bringt Ihnen unbedingt mehr Gutes, als mein Tod.

Der Baron war leichenblaß geworden; dann be-

mühte er ſich zu lächeln, und ſcheinbar gleichgültig ſagte er:

Sie haben von mir nichts zu fürchten, Graf. Es fällt mir nicht ein, Ihnen zu zürnen. Sie ſind vollkommen im Rechte.

Nicht? entgegnete der Graf. Sie denken billig genug, um mir das einzuräumen. Nun leben Sie wohl mein lieber Baron. Auf Wiederſehen!

Der Graf ſteckte das Geld wohlgefällig ein und verließ den Baron, der ihn höflich bis an die Thür geleitete. Aber der Blick, den Beide ſich beim Abſchiede gaben, ſagte es genugſam, welch ein Haß und welche Bosheit Beide für einander im Herzen trugen.

Eine Woche ſpäter hatte der Baron mit ſeiner Frau Berlin verlaſſen.

Sie waren nach Italien gereiſt.

Neuntes Kapitel.

Auf dem Kirchhofe.

Auf einem der Kirchhöfe Berlins pflegte ſich ſeit ungefähr zwei Jahren alltäglich ein ſeltſamer Gaſt einzufinden.

Es war ein Mann von etwa ſechzig Jahren, deſſen Haar aber ſchon völlig ergraut war. Seine Kleidung war dürftig, jedoch lag in dem Weſen des Mannes etwas, was auf eine beſſere Herkunft ſchließen ließ. In ſeinen Zügen war eine tiefe Melancholie ausgeprägt.

Dieſer Mann war allen Beſuchern und namentlich den Beſucherinnen des Kirchhofs bekannt. Er verbrachte oft Tage lang, ſelbſt bei ſchlechtem Wetter, zwiſchen den Gräbern, und oft ſah man ihn Stunden lang an einem Grabhügel ſtehen, auf dem ein Stein lag, der den Namen trug:

Amalie, Haspin.

Der Stein, welcher dieſe Inſchrift trug, lag loſe auf dem Grabhügel. Der Todtengräber hatte ihn ſchon oftmals entfernen laſſen, weil der Vater der Todten die Gebühren nicht bezahlen wollte. Er meinte, er habe das Grab bezahlt und nun könne er auch auf das Grab ſo viel Steine, als er wolle, legen. Der Todtengräber

pochte aber auf ſein Recht, für den Raum über einen Quadratfuß die Gebühren zu erhalten, wenn auch der Leichenſtein nur einen Theil des Flächenraumes des Grabes einnahm. Am Ende jedoch ließ er den Mann gewähren, und der Stein blieb unangetaſtet liegen.

Zu ſpät war dem unglücklichen Haspin die Einſicht gekommen, daß hochfahrendes Streben nicht immer ein gutes Ziel erreicht. Arm, verlaſſen, jeder Freude baar, mit giftigen Stacheln fruchtloſer Reue im Herzen, verbrachte Haspin den Reſt ſeines Lebens, tiefgebeugt, trauernd, weinend um ſein verlornes Kind, um ſein verlornes Glück.

Vielleicht wäre Haspin dem Kummer, den Qualen der Gewiſſensbiſſe längſt erlegen, wenn ihn nicht der ſeltſame Glaube aufrecht erhalten hätte, ſeine Tochter würde wieder auferſtehen, und er würde ſie wieder lebendig ſehen, wie ehemals, da er noch im Glücke lebte und im Vollgenuß ſeiner väterlichen Zärtlichkeit und Eitelkeit ſchwelgte.

Hätte Haspin noch ſo viel Gedächtniß gehabt, ſich des Geſpräches zu erinnern, welches zu jener Zeit zwiſchen ihm und ſeiner unglücklichen Tochter ſtattgefunden, der Kummer würde in die zerriſſenen Saiten ſeiner Seele ſeine Stacheln noch tiefer eingedrückt haben.

Er würde dann leider wiederum zu ſpät eingeſehen

haben, wie recht ihm Amalie geantwortet, als er ſie ſo überklug gefragt:

Sage mir 'mal, Amalie, welchen Menſchen hälſt Du für den klügſten?

Den beſten! hatte ihm ſein Kind geantwortet.

Der klügſte Menſch, Amalie! hatte Haspin hierauf erwidert, iſt derjenige, der ſich um Niemand kümmert, als um ſich ſelbſt.

Das iſt der kraſſeſte Egoismus! lautete damals Amaliens unwillige Antwort, und ich glaube, daß alles Böſe, über welches wir uns in der Welt zu beklagen haben, aus unſerm eigenen und dem übertriebenen Egoismus Anderer entſteht!

Und mit welcher Fülle der Weisheit hatte damals Haspin entgegnet:

Der Egoismus iſt Verſtand!

An dieſem Leichenhügel hatte er nun Zeit zu lernen, wie oft der Egoismus das Grab des beſſern Menſchen in uns iſt.

Oft ſah man an Haspins Seite eine Dame in ſchwarzer Kleidung, deren edles aber bleiches und abgehärmtes Geſicht ein kummervolles Leben verrieth. Sie pflegte Amaliens Grab und verbrachte manche Stunde an Haspins Seite.

Sie ſprachen wenig mit einander, obwohl ſie ein gemeinſames Intereſſe an einander zu feſſeln ſchien.

Dieſe Frau war Agnes v. Sarrow.

Sie war es, welche ſich des von allen ſeinen ehemaligen Freunden verlaſſenen Haspin angenommen hatte. Er wäre völlig verkommen, oder hätte im Armenhauſe ſein freudenleeres Daſein gefriſtet, Agnes v. Sarrow aber nahm ſich ihres ehemaligen Vormundes, der ſich in ſeinen guten Zeiten ſo wenig um ſie gekümmert hatte ſo viel ſie vermochte an und theilte ihren kargen Erwerb mit ihm.

Wenn das Geſchick noch einiges Mitleid für den unglücklichen Haspin hat, wird es ihn vor ſeiner großmüthigen Pflegerin ſterben laſſen.

Zehntes Kapitel.

Alte Bekannte.

In dem Hauſe, in welchem Haspin einſt eine ſo wichtige und angeſehene Stellung eingenommen hatte, war inzwiſchen eine große Veränderung eingetreten.

Von ſämmtlichen früheren Inſaſſen dieſes Hauſes bewohnte es faſt nicht ein einziger mehr; nur Herr Knittel und ſeine eheliche Hälfte waren noch darin vorhanden.

Was das eheliche Leben dieſer beiden Leutchen be-

traf, ſo waren alle böſen Phrophezeiungen der Nachbarſchaft zu Schanden geworden. Die Briefträgerin und die Koloriſtin waren ſehr oft zum Beſuche bei Madame Knittel angelangt, um ſich mit eigenen Augen von dem Stande des häuslichen Lebens der neugebackenen Hausbeſitzerin — ſo nannten ſie die Grünholz jetzt — zu überzeugen, und mußten jedesmal ſehr unbefriedigt wieder fort gehen.

Weshalb unbefriedigt?

Wenn wir jetzt zur Grünholz kommen, ſagte die Briefträgerin, als ſie der Neuvermählten ihren erſten Beſuch machte, dann finden wir ſie gewiß mit rothen verweinten Augen und mit braunen und blauen Flecken. Denn daß ſie von Knittel tüchtige Prügel bekömmt, das iſt außer allem Zweifel. Aber es geſchieht ihr ſchon Recht! Warum hat ſie einen ſolchen Maulwurf geheirathet? Mit ihrem Gelde hätte ſie einen ganz anderen Mann bekommen können.

Und die Koloriſtin meinte dazu:

Ich habe mit der armen Frau aber doch Mitleid, denn man kann nicht ſagen, daß die Grünholz gerade eine ſchlechte Perſon iſt.

Nun den ſeligen, ehrlichen Grünholz hat ſie ganz gewiß zu Tode gepeinigt; entgegnete die Briefträgerin.

Der ſelige Grünholz war ein Schafskopf; wandte die Koloriſtin ein, den hätte ich auch zu Tode gepeinigt,

um ihn los zu werden. Mit dem war nichts zu beſchicken, das war ein echter Michel und ſolch ein Mann kann keiner Frau genügen.

An Brüe hätte ſie doch beſſer gethan; ſagte die Briefträgerin.

Freilich, den hätte ſie auch bekommen, wenn die Maſſias nicht dazwiſchen gekommen wäre. Jedenfalls war es ſehr unklug von ihr, den Knittel zu heirathen. Sie hätte einen Mann wie den meinigen heirathen ſollen!

Oder wie den meinigen! ſagte die Briefträgerin.

Ach, gehen Sie mir mit Ihrem Manne, der ſäuft ja! rief die Koloriſtin aus.

Nun und Ihr Mann iſt ein wahrer Hampelmann; ſagte die Briefträgerin.

Ich verbitte mir dergleichen! rief die Koloriſtin wuthentbrannt.

Was iſt da zu verbitten? ſagte die Briefträgerin. Recht muß Recht bleiben, und übrigens, wenn man's genau nimmt, dann taugen alle Männer nichts.

Das iſt wahr; entgegnete die Koloriſtin.

Und die Grünholz hätte am allerbeſten gethan; fuhr die Briefträgerin fort, wenn ſie ledig geblieben wäre. Sie hatte Freundinnen genug, mit denen ſie ihr Leben vergnügt verbringen konnte.

Und was wird ſie jetzt von all ihrem Reichthum haben? bemerkte die Koloriſtin. Sie hat gewiß keinen glücklichlichen Augenblick.

Die arme Frau! rief die Briefträgerin faſt mit Thränen in den Augen.

Die unglückliche Grünholz! bemerkte die Koloriſtin, ebenfalls faſt mit Thränen in den Augen.

Beide Frauen waren ſo ſehr zum Mitleid geſtimmt und hatten ſo feſt darauf gerechnet, die Grünholz bedauern zu können, und ihre Thränen demgemäß in Bereitſchaft gehalten, daß ſie ganz verdutzt waren, als ihnen Madame Knittel mit lachenden Augen und feiſten, rothen Wangen entgegenkam.

Ach was iſt Ihnen? rief die Briefträgerin, ihr Geſicht ſo mitleidsvoll wie möglich geſtaltend. Sie ſehen ja ſo ſchlimm aus, liebe Grünholz!

Ja, Sie ſehen ſehr elend aus! betheuerte die Koloriſtin.

Ihre Brillengläſer ſind wohl trübe angelaufen; entgegnete Madame Knittel, ich finde, daß ich im Gegentheil ſehr wohl ausſehe. Und ich fühle mich auch recht glücklich.

O! rief die Koloriſtin.

J! rief die Briefträgerin.

Dieſes „O! J!“ war natürlich nur ironiſch gemeint.

Wir Frauen ſind immer die guten Närrinnen; fuhr

dann die Koloriſtin fort, und bemänteln es noch, wenn wir ſchlecht behandelt werden.

Ich habe durchaus nichts zu bemänteln; entgegnete die Knittel, ich habe den beſten Mann von der Welt.

O! rief die Koloriſtin wieder.

Ach! ſagte die Briefträgerin.

Ich ſage Euch, fuhr die Knittel fort, ich hätte in meinem Leben keinen beſſern Mann bekommen können als Knittel. Was er mir nur an den Augen abſehen kann, das thut er mir zu Gefallen. Wie eine Prinzeſſin behandelt er mich. Ich hätte es nie geglaubt!

So! ſagte die Briefträgerin ſehr piquirt.

Hm! rief die Koloriſtin ebenfalls ſehr piquirt.

Das macht alles das Geld; fuhr die Briefträgerin fort.

Was Geld; rief die Knittel. Mein Mann hat noch keinen Groſchen von mir geſehen.

Die Briefträgerin und die Koloriſtin wollten in Ohnmacht ſinken, als ſie das hörten, und da ſie ſich in ihren Erwartungen ſo ſehr getäuſcht und durchaus nichts zu bemitleiden fanden, glaubten ſie nichts Beſſeres thun zu können, als ſich baldigſt wieder zu verabſchieden.

Unterwegs kamen ſie beide darin überein, daß gerade aus dieſem Benehmen der neugebackenen Hausbeſitzerin unwiderleglich hervorgehe, daß ſie von Knittel äußerſt ſchlecht behandelt werden müſſe, und daß ſie ſich nur ſchäme dies zu bekennen.

Die Wahrheit aber war, daß Madame Knitel ganz leidlich mit ihrem Manne lebte. Daß er in Betreff ihres Reichthums angeführt war, wußte er bereits. Die ſchlaue Wittwe hatte ſich nur einige hundert Thaler erſpart gehabt, mit welcher Summe ſie aber trefflich zu agiren verſtand. So lange ſie konnte, wirthſchaftete ſie mit ihrem eigenen Gelde, bis ſie nach der Methode, von der wir bereits in einem der vorigen Kapitel eine Probe gegeben, Knittel zuletzt zu einem guten Philiſter, der Kegel und Domino ſpielte, umgewandelt hatte. Dann bereitete ſie ihn allmählig auf den wahren Stand ihres Vermögens vor, aber ſie hatte Knittel durch ihre muſterhafte Wirthſchaftlichkeit ſo ſehr an ſich gefeſſelt, daß er den Werth ihrer ſchätzbaren Eigenſchaften vollkommen anerkannte. Ja, Knittels Freunde behaupteten ſogar, daß er gänzlich unter dem Pantoffel ſeiner Frau ſtehe, welchen Vorwurf jedoch Knittel mit Entrüſtung von ſich abwehrte.

Uebrigens hatte ihn der Umgang mit ſeiner Frau jedenfalls milder geſtimmt. Knittel war wirklich ſeit ſeiner Verheirathung ein ganz anderer Menſch geworden. Selbſt die Neigung zum Exmittiren beſaß er nicht mehr in dem hohen Grade wie früher, wenn einmal das Dienſtmädchen einer der Herrſchaften im Vorderhauſe in Holzpantoffeln die Treppen ſcheuerte, oder wenn einer der Hofbewohner eine Katze hielt und ſich ſonſt auf

irgend eine Weiſe gegen die Knittelſche Hausordnung verſündigte. Nur im Punkte der Miethszahlungen blieb Knittel nach wie vor unerbittlich, und ſelbſt ſeine Frau wagte es nicht zu interveniren, wenn eine Exmiſſion wegen rückſtändiger Miethe zur Ausführung kam.

Was Fritzchen anbetraf, ſo ließ ihn Madame Knittel noch immer in Penſion. Mehrere Male hatte ſie dieſe ſchon wechſeln müſſen, weil Niemand mit dem ungezogenen Jungen fertig werden konnte. Endlich aber kam er in die rechten Hände, und der Junge wurde merkwürdig folgſam und artig.

Seine Mutter gedachte ihn mit der Zeit wieder zu ſich zu nehmen, wogegen Knittel, der ſich an den Jungen allmählig gewöhnt hatte, auch keine Einwendung machte.

Ungefähr zwei Jahre nach ihrer Verheirathung wurden Knittel uud ſeine Frau durch eine ganz unerwartetes Begegnung überraſcht.

Es war nämlich an einem ſchönen Sonntag Nachmittag, als das Ehepaar ganz gemächlich und gemüthlich zum Schönhauſer Thore hinausſpazierte. Sie wollten hier einen Wagen beſteigen, aber ſämmtliche Fuhrwerke, Droſchken, Omnibuſſe und Kremſer waren ſo ſtark beſetzt, daß ſie keinen Platz mehr erhaſchen konnten.

Während nun Madame Knittel mit ſehnſüchtigen Augen die Glücklichen muſterte, welche bereits Plätze

auf dem Wagen inne hatten, wurde sie plötzlich von Jemand mit überaus freundlichem Gesichte gegrüßt. Da aber in demselben Momente der Rosselenker sein Fuhrwerk in Bewegung setzte, so verschwand der grüßende Mensch blitzschnell aus den Augen der Knittelschen Eheleute, und alles, was diese noch sehen konnten, war ein weißer Hut, von dem sich aber schwer bestimmen ließ, auf wessen Kopf er saß.

Indessen kam ein leerer Kremser, welcher seine Passagiere bereits in das glückliche Land, Pankow, übergesiedelt hatte, zurück, und Knittel hob seine Frau auf den Wagen und schwang sich dann selbst hinauf. So fuhren sie denn bald darauf die belebte Chaussée hinauf und kehrten in einem der bekannten Lokale Pankows ein. Madame Knittel, welche den weißen Hut nicht vergessen konnte, sah sich überall um und plötzlich rief sie, feuerroth werdend: Ach, mein Gott, da ist ja Vater Brüe und die Massias!

Knittel war wie electrisirt, als er diese Namen ausrufen hörte, und im selben Augenblick stürzte auch Brüe auf Knittel, und die Massias auf seine Frau los, und die Damen küßten sich jetzt so zärtlich, als wäre zwischen ihnen nie eine Mißhelligkeit vorgefallen. Brüe und die Massias hatten bereits in der Zeitung die Vermählung der Grünholz erfahren und waren, wie sie treuherzig sagten, darob sehr erfreut gewesen.

Daß Brüe und die Maſſias ebenfalls verheirathet waren, verſteht ſich von ſelbſt, und daß Beide recht glücklich mit einander lebten, brauchen wir wohl nicht hinzuzufügen. Brüe war ordentlich wohlbeleibt geworden, was auf eine ſehr gute Pflege von Seiten ſeiner Frau ſchließen ließ. Die Leutchen waren zum Beſuche nach Berlin gekommen, und es lag in ihrer Abſicht, auch dem Knittelſchen Ehepaar eine Viſite zu machen.

Es war wirklich rührend, wie die Maſſias, nunmehr Madame Brüe, und Madame Knittel ſich mit einander freuten. Knittel machte Brüe ſogar den Vorſchlag, wieder nach Berlin zu ziehen und in ſeinem Hauſe eine Wohnung zu nehmen, was Madame Brüe gar nicht ſo übel fand, und auch Brüe fand es natürlich ebenfalls nicht ſo übel.

Madame Knittel fragte Madame Brüe, ob denn ihr Mann immer noch ſeine alten Paſſionen habe, ob er noch immer Würmer, Käfer und ähnliche merkwürdige Thiere ſammle? Worauf Madame Brüe verſetzte, daß dies allerdings noch der Fall ſei, daß ſie ihm aber dieſes Vergnügen gerne gönne, da ſie keine Kinder hätten.

Was die beiden Ehepaare nun noch mit einander ſprachen, übergehen wir, zumal da die beiden Frauen ſehr viel leiſe miteinander plauderten, was uns ſchließen

läßt, daß es eben nicht geeignet war, um laut vernommen und wieder erzählt zu werden.

Am Abende kehrten sie gemeinschaftlich mit einander in die Stadt zurück. Auf die Frage, wo das Ehepaar Brüe Wohnung genommen, versetzte Madame Brüe:

Bei meiner Freundin, Madame Peter-Peter.

Hierauf schieden beide Ehepaare von einander. Brüe und seine Frau mußten aber versprechen, am andern Tage zu Knittel zum Kaffee zu kommen.

Es war schon spät am Abende, als die Ersteren nach Hause kamen.

Frau Peter-Peter war noch immer mit der Anfertigung von Sterbehemden beschäftigt und wartete noch immer auf den Tod ihres Onkels, des Leichenbitters. Aber dieser war immer noch ein Jüngling und schien sich bei lebendigem Leibe einbalsamirt zu haben. Er starb nicht und die Peter-Peter schien Recht zu haben, wenn sie sagte, daß er selbst den Tod überleben würde.

Der Doctor war schon längst von ihr fortgegangen, aber der Professor hatte erklärt, er würde seine liebenswürdige Peter-dito — so nannte er seine Wirthin oft der Kürze wegen — nie mehr verlassen.

Leute, welche das Verhältniß näher zu kennen glaubten, behaupteten, daß der Schalk auf die Erbschaft des Leichenbitters speculirte.

Leider können wir dem Leser nicht berichten, ob der

Leichenbitter wirklich noch jetzt an Leben iſt. Wir ſehen noch heute alltäglich ſchwarz befrackte Dreimaſter den Leichen folgen, unter denen ſich oft mehrere Schatten, dem unſeres Leichenbitters ähnlich, befinden. Wer von dieſen der Onkel der Peter-dito iſt, auf deſſen Erbſchaft der Profeſſor das Glück ſeiner Zukunft bauen will, vermögen wir nicht zu ſagen, da die Aehnlichkeit dieſer Leute unter einander wirklich ſo frappant iſt, daß man in Bezug auf dieſelben jedes Unterſcheidungsvermögen verliert.

Nachdem wir nun auch dieſe Perſonen unſeres Romans dem Leſer wieder vorgeführt, bleibt uns nur noch der Frau Bube zu erwähnen übrig.

Das Geſicht dieſes Weibes wurde immer ſpitzer, ihr Gemüth immer mürriſcher und ihre Wuth, die Karten zu legen, immer größer. Es gab nicht leicht eine dienende weibliche Perſon in Berlin, welcher ſie nicht aus ihren Karten prophezeiht hätte, ihr erſter Liebhaber würde treulos werden, der zweite ſterben, der dritte von ihr den Abſchied bekommen, aber mit dem vierten würde ſie glücklich ſein und ihm ſechs oder zehn oder zwanzig Kinder — je nachdem — gebären. Mit Madame Knittel, der ſie prophezeit hatte, daß ihr Fritzchen im Zuchthauſe ſein Leben beſchließen würde, war ſie Todfeindin.

Seltſamer Weiſe aber ſchien Fritzchen ein ſehr guter

Junge zu werden. Es bewährte sich an ihm, daß auch in der Erziehung oft Resultate an den Tag treten, die aller Theorie, aller Regeln, aller Systeme spotten. Dagegen mußte es die Welt erleben, daß das Weib mit dem spitzen Gesicht in Folge verschiedener Betrügereien, die an den Tag kamen, nähere Bekanntschaft mit der Stadtvogtei machen mußte. Als sie aus ihrer Wohnung abgeholt wurde, begann die Jungfer mit den Schutzmännern einen Kampf auf Tod und Leben, der mit der tödtlichen Verwundung der grünäugigen Jungfer und der Arretirung der Frau Bube endete. Wie lange sie der goldenen Freiheit entbehren mußte, wissen wir nicht genauer anzugeben; als sie aber aus dem Gefängnisse entlassen wurde, war das Erste, was sie that, daß sie sich eine neue Katze anschaffte, welche wo möglich noch größer und noch tückischer als die Jungfer war.

Wie lange diese gelebt, wissen wir nicht zu sagen, das aber können wir mittheilen, daß wir in einem Winkel eines Berliner Kirchhofes ein kleines schwarzes Kreuz bemerkt haben, worauf die Worte standen:

Jungfer Bube.

Wahrscheinlich war dem wachen Auge des Todtengräbers dieser vierbeinige Eindringling in die todte Welt der Menschheit entgangen.

Elftes Kapitel.

Das Grab.

Jahre waren vergangen. Tauſende waren aus dem Reiche der Lebendigen geſchieden und Viele von denen, die im heißen Kampfe des Lebens ſich abgemüht, hatten nichts errungen als den kleinen Raſenhügel, unter dem ihre Gebeine jetzt moderten. Die Kirchhöfe hatten ſich um Tauſende bevölkert, und die Lücke, welche die Senſe des Todes unter den Lebenden geöffnet, war mit neuen Weſen ausgefüllt, welche ebenfalls geboren worden, um groß zu werden, zu kämpfen, zu ſterben wie jene.

Die meiſten von den Perſonen, die wir im Laufe unſerer Erzählung mit Intereſſe verfolgt, ruhen in kühler Erde, und das geheimnißvolle, ſteinerne Buch, deſſen Blätter Leichenſteine ſind, iſt um ſehr viele tragiſche Geſchichten vermehrt worden.

Auch Agnes v. Sarrow und Haspin hatten ausgerungen und ihr Geheimniß mit ins Grab genommen. Der Graf v. Lübbenau war ebenfalls längſt nicht mehr. Der Baron war nun von allen Denjenigen befreit worden, die ihm gefährlich werden konnten.

Er hatte ſein Lebensziel erreicht. Er lebte reich, angeſehen, von ſeinen Freunden geſchmeichelt und geſucht. Niemand hatte eine Ahnung von den Verbrechen, die

auf ſeiner Seele laſteten. Keine Furcht vor der irdiſchen Gerechtigkeit beängſtigte ihn mehr. Sein Haar war erbleicht, er war alt und grau geworden, aber er lebte noch und genoß, während ſo manche edle Blüthe vom rauhen Sturme des Lebens in das nur allzu früh bereitete Grab geſchüttelt worden.

Das menſchliche Gerechtigkeitsgefühl möchte jeden Verbrecher auch von der irdiſchen Gerechtigkeit hienieden erfaßt ſehen. Ein triumphirender Böſewicht iſt in der Regel kein befriedigender Gegenſtand für die Phantaſie des Leſers. Aber es iſt nur zu gewiß, daß nicht hinter jeder Blutthat der Henker ſteht! Es iſt nur zu gewiß, daß täglich in dem moraliſchen Sumpfe der Geſellſchaft Frevelthaten geſchehen, deren Opfern der Mund geſchloſſen bleibt.

Doch beruhigt Euch, Ihr, denen das Herz laut pocht bei dem Gedanken, daß die Sonne nicht jeden Frevel aufdeckt! Wir wollen Euch in das nächtliche Zimmer unſeres Verbrechers führen, wir wollen ihn belauſchen, wenn er in ſeiner ſtillen, ſtummen Einſamkeit ſeinen Gedanken nachhängt.

Er iſt allein. Nichts Liebes umgiebt ihn. Auch ſeine Frau war bereits ſeit Jahren in die kühle Gruft hinabgelaſſen worden, von wannen nur Mahnungen wie Geiſter aufſteigen, die nie ſterben und doch niemals leben. Er ſitzt allein in ſeiner Einſamkeit und träumt.

Was mögen das für Träume ſein?

Ein langes Leben lag hinter ihm. Keine einzige gute That ſproßte als Blume auf dem langen Pfade, den er durchſchritten.

Umſonſt verſuchte er es in ſeinen alten Tagen, ſein Gewiſſen in Wohlleben zu erſticken. Der böſe Dämon, der ihn auf ſeinem ganzen Wege begleitet, hatte ihn in ſeinem Alter nicht verlaſſen und forderte ſeinen Tribut von ihm.

Als er noch jünger war, als ſein letzter Freund, der Graf, geſtorben war, da hatte er aufgeathmet und im Gewühle des geſellſchaftlichen Lebens faſt vergeſſen, daß er ein Sünder, ein Verbrecher, ein Mörder war; aber jetzt, wo er dem Grabe näher und näher ſchritt, da begann ihn der böſe Dämon ſeines Lebens zu quälen und zu ängſtigen.

Er vermochte nicht des Nachts allein zu ſein. Ein Bedienter mußte ſtets bei ihm bleiben. Unruhige Träume ſchreckten ihn allnächtlich aus dem Schlafe empor. Es war ſeltſam. An ein Leben im Jenſeits, an Unſterblichkeit und Fortdauer der Seele nicht glaubend, alſo auch nach ſeiner Meinung unverantwortlich vor dem göttlichen wie vor dem irdiſchen Richterſtuhle, vermochte er dennoch die Schlangen nicht abzuſchütteln, die ſein Herz mit ihren giftigen Biſſen zerfleiſchten.

Er dachte an die Zeit, wo auch er im Grabe modern würde, und eine seltsame Furcht, daß er lebendig begraben werden könnte, bemächtigte sich seiner. In seinen Träumen fühlte er sich zum Gerippe werden; die Gebeine der von ihm Gemordeten gesellten sich dann zu den seinen, und fortwährend vernahm er ihren monotonen Grabesgesang:

Du bist unser Mörder! —

Als der Baron nun vollends, von Gicht geplagt, an das Zimmer und an den Krankenstuhl gefesselt blieb, als der Schlaf ihn floh, und nun alle Folgen einer wüst verlebten Jugend, vereint mit den Plagen des Alters, über ihn hereinbrachen, da steigerte sich seine Gewissensangst von Tag zu Tag, da schleppte er sich ächzend und siechend durch das qualvolle Leben, da drängte ihn ein unwiderstehlicher Trieb, mit eigner Hand den Schleier zu lüften, der seine Verbrechen der irdischen Gerechtigkeit entzogen hatte.

Er nahm sich einen Schreiber, welchem er seinen Lebenslauf in die Feder dictirte. Er verschwieg allerdings die Namen und nahm dafür andere an, so daß der Schreiber gar keine Ahnung hatte, daß er dem entsetzlichen Verbrecher selbst gegenüber saß. Als der Baron mit dieser Arbeit fertig war, machte er sein Testament und hinterließ sein Vermögen wohlthätigen Stiftungen.

Sein Tod, der bald darauf erfolgte, war nicht der Tod der Gerechten. Körperlichen Qualen hatten ſich die Qualen der Seele zugeſellt, die Furcht, lebendig begraben zu werden, folterte ihn bis zum letzten Seufzer ſeiner entfliehenden Seele.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig